BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
ABHANDLUNGEN · NEUE FOLGE, HEFT 65A

VLADIMIR MILOJČIĆ

Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964

Mit Beiträgen von Hartmut Atsma, Bernhard Bischoff, Peter v. Bomhard, Bernhard Hänsel, Hans Sedlmayr und Johannes Taubert

A. Textteil

MÜNCHEN 1966
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI DER C. H. BECK'SCHEN VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
ABHANDLUNGEN · NEUE FOLGE, HEFT 65 A

VLADIMIR MILOJČIĆ

Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964

Mit Beiträgen von

Hartmut Atsma, Bernhard Bischoff, Peter v. Bomhard, Bernhard Hänsel, Hans Sedlmayr und Johannes Taubert

Mit 12 Farbtafeln, 86 Kunstdrucktafeln, 38 Offsettafeln und 21 Plänen sowie 9 Abbildungen im Text

Vorgelegt von Herrn Hans Sedlmayr am 2. Juli 1965

A. Textteil

MÜNCHEN 1966
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI DER C.H.BECK'SCHEN VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Bayern

Druck des Textes und der Kunstdrucktafeln: Passavia Druckerei AG Passau
Druck der Offsettafeln: Graph. Anstalt E. Wartelsteiner, München
Printed in Germany

VORBEMERKUNG

Neun Monate nach Abschluß der letzten Ausgrabungen und Untersuchungen auf den Inseln im Chiemsee im Jahre 1964 durch Vladimir Milojčić und seine Mitarbeiter lag, dem Wunsche der Bayerischen Akademie der Wissenschaften entsprechend, der druckfertige Ausgrabungsbericht vor. Ein Jahr später wird dieser Bericht nun im Druck vorgelegt. Wer weiß, wie langwierig die Veröffentlichung von Ausgrabungen ist, wie viele große Ausgrabungen überhaupt unveröffentlicht geblieben sind, wird erkennen, was hier geleistet worden ist und wo die Grenzen des in so kurzer Zeit Möglichen liegen.

Die Untersuchungen auf der Fraueninsel wurden von Beginn an von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gefördert und die Verdienste des Leiters der Forschungen 1965 durch Verleihung eines Ehrenpreises gewürdigt. Die Philosophisch-historische Klasse beschloß außerdem, die Grabungsergebnisse in der Reihe ihrer Abhandlungen zu veröffentlichen.

Die Forschungen mußten, nachdem erst ein Drittel der oberirdisch und unterirdisch zu erforschenden Denkmale erfaßt worden war, in diesem Stadium abgebrochen werden; ob und in welcher Form sie wiederaufgenommen werden, ist abzuwarten. Es war daher nicht möglich, auch nur den Versuch einer Rekonstruktion des so bedeutenden Urbaues des Münsters auf Frauenchiemsee zu wagen, was eine empfindliche Lücke in diesem Bericht bedeutet. Sie mußte hingenommen werden.

München, im September 1966

Friedrich Baethgen
Präsident der Akademie
zur Zeit
der Durchführung des Unternehmens
(1961–1964)

INHALTSVERZEICHNIS

Vladimir Miloǰčić
Einleitung 7

Peter v. Bomhard
Das Münster Frauenchiemsee im Spiegel der kunstgeschichtlichen Forschung .. 21

Hartmut Atsma
Die schriftlichen Quellen zur Geschichte der Chiemsee-Klöster
bis zur Errichtung des Augustinerchorherrenstiftes auf der Herreninsel 43

Vladimir Miloǰčić
Die Grabungsergebnisse 59
Die Grabungen im Bereich des Sanktuariums im Münster 62
Der Schnitt südlich vom Sanktuarium im Umgang 68
Der Schnitt im westlichen Joch des Mittelschiffes 71
Der Schnitt in der Taufkapelle 89
Der Schnitt an der Westseite des romanischen Portals 98
Die Fläche zwischen Turm und Sakristei 102
Die Grabung im Turm 120
Der Schnitt westlich vom Turm bis zur ehemaligen Ufermauer
in den Planquadraten N I und N II 127
Der Schnitt unmittelbar nördlich vom Turm im Planquadrat N II/87–89 und 97–99 131
Die Flächengrabung zwischen Turm und Mesnerhaus in den Planquadraten O I
bis O III sowie in P II und Q II 133
Die Fläche westlich vom „Großen Bau" in den Planquadraten O I und O II 137
Der Nordanbau in den Planquadraten P II und P III sowie in Q II und Q III 144
Der Schnitt im Planquadrat Q III/73–76 nördlich vom Anbau 150
Die Schnitte im Friedhofsgelände 151
Die Schnitte in den Planquadraten Q III und Q IV sowie in R II bis R V 160
Die Schnitte um den Torbau 163
Die Schnitte in der St.-Nikolaus-Kapelle 167
Die Grabung im Ostteil des Vikarhauses 173

Bernhard Hänsel
Beschreibung der keramischen Gruppen 177
Gruppe A 177
Gruppe B 181
Gruppe C 181
Gruppe D 182
Gruppe E 183
Gruppe F 187
Gruppe G 187
Gruppe H 188

Gruppe I 188
Gruppe K 189
Gruppe L 193
Gruppe M 194
Gruppe N 196
Gruppe O 197
Gruppe P 199

JOHANNES TAUBERT
Bericht über die Arbeiten und Untersuchungen der Restauratoren von 1961 bis 1965 201

I. Wandmalereien oberhalb der spätgotischen Gewölbe im Münster 203
a) Beschreibung der Arbeiten 203
b) Beschreibung der Malereireste in Raum I 206
c) Beschreibung der Malereireste in Raum II (Sanktuarium) 208
Exkurs: Zur Maltechnik der figürlichen Malereien 212
d) Beschreibung der Malereireste in Raum III 216
II. Zu den Wandmalereien im Sanktuarium der Kirche 217
a) Untersuchungen an Nord- und Ostwand und in den drei Bögen zum Sanktuarium 217
b) Die im Sanktuarium ergrabenen Malereifragmente 223
III. Wandmalereien oberhalb der spätgotischen Gewölbe im nördlichen Seitenschiff 227
IV. Zusammenfassung der Beobachtungen im Münster 228
V. Die Michaelskapelle im Torbau 231
a) Beschreibung der Arbeiten 231
b) Die ursprüngliche Gestalt der Michaelskapelle 241
c) Die späteren Veränderungen in der Michaelskapelle 244
d) Untersuchungen zum Zugang zur Michaelskapelle, dem sog. Verbindungsbau 249
e) Zur künftigen Gestalt des Torbaues und der Michaelskapelle 251

HANS SEDLMAYR
Die Fresken 253

I. Der Engelszyklus in der Michaelskapelle des Torbaues 253
1. Ursprünglicher und jetziger Zustand 253
2. Komposition im Ganzen und einzelne Figuren 254
3. Ikonologie und Ikonographie 255
4. Stilistische Einordnung 256
5. Datierung 258
II. Der mariologische Zyklus im Quadrum der Kirche 261
1. Ursprünglicher Bestand und Anordnung 261
2a. Der Christuskopf und das malerische System 263
2b. Die übrigen Figuren 267
3. Ikonographie und Ikonologie 267
4. Stilistische Einordnung 270
5. Datierung 273

BERNHARD BISCHOFF
Bemerkungen zu den Chiemseer Inschriften 275

Der Tafelteil und die Pläne machen die Hefte 65 B und 65 C aus.

EINLEITUNG

VLADIMIR MILOJČIĆ

In dem hier vorgelegten Bericht sollen nicht Geschichte und Baugeschichte des Benediktinerinnenklosters Frauenwörth im Chiemsee behandelt oder eine kunsthistorische Wertung vorgenommen werden. Hierfür ist es entschieden zu früh, denn die zahllosen Fragen, die sich bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Kloster ergeben, verlangen weitere, sehr umfangreiche und kostspielige Studien von verschiedensten Standpunkten her, die in einigen Kampagnen auch von einem Team nicht zu bewältigen sind. Somit ist dieser Bericht nur eine Stufe weiter auf dem Weg zur Erschließung der Geschichte dieses Klosters.

Die bisherige moderne Literatur über die Bau- und Kunstgeschichte des Klosters beginnt eigentlich mit der Aufnahme desselben in die Inventare der Kunstdenkmale des Königreiches Bayern[1] sowie mit dem Werk von J. Doll[2]. In letzterer Arbeit ist auch die ältere, z. T. noch nicht ersetzte Literatur zur Geschichte des Klosters angeführt. Wie die nachfolgenden Abschnitte von P. v. Bomhard über die Geschichte der bisherigen kunsthistorischen Forschung und von H. Atsma über die frühe Geschichte des Chiemgaues und der Chiemsee-Klöster zeigen, ist die bisherige Literatur zahlreich, dagegen sind eingehendere Forschungen an den Bauten selbst bisher nicht sehr umfangreich gewesen und Ausgrabungen haben überhaupt noch nicht stattgefunden.

Es ist das einzige Ziel des hier vorgelegten Berichtes, die bei den archäologischen Grabungen und den Untersuchungen an den Bauten selbst gewonnenen Beobachtungen aus den Jahren von 1960 bis 1964 zu referieren und sie für weitere Forschungen zur Verfügung zu stellen[3].

Bevor wir zur Berichterstattung übergehen scheint es uns nötig, einige baugeschichtliche und historische Gründe kurz darzulegen, die zu den Forschungen an den Bauten und im Gelände geführt haben.

Der Chiemsee, das Bayerische Meer, ist, wie auch die übrigen Seen Oberbayerns, der letzte Rest einstiger Gletscher, die aus den Alpentälern ins Vorland vorgedrungen sind und an ihren Rändern gewaltige Moränendämme hinterlassen haben. Hinter diesen Moränen haben sich nach dem Auftauen und Zurückgehen des Eises die Wassermassen gesammelt und ausgedehnte Seen gebildet, von denen der Chiemsee einer der größten ist. Ein durchbrochener alter Moränenzug erstreckt sich durch den Chiemsee und bildet drei Inseln. Zuerst gegenüber der Ortschaft Gstadt die Fraueninsel, auch Nonnenwörth genannt (Taf. 1), dann die kleine Kraut-

[1] Die Kunstdenkmale des Kgr. Bayern, Reg. Bez. Oberbayern, München 1902, Bd. 1/2 (Bez. Amt Traunstein), S. 1701 ff.

[2] J. Doll, Frauenwörth im Chiemsee. Eine Studie zur Geschichte des Benediktinerordens, München 1912.

[3] Vorberichte: V. Milojčić-H. Sedlmayr, Vorbericht über die Untersuchungen auf den Inseln im Chiemsee (Obb.), in: Dte. Kunst u. Denkmalpflege, Jg. 18, 1960, S. 145–151; V. Milojčić, H. Sedlmayr, W. Bertram, K. Wessel, Zweiter Bericht über die Untersuchungen auf den Inseln im Chiemsee (Obb.) mit drei Exkursen, ebda. Jg. 19, 1961, S. 95–113; Milojčić, Aus d. Frühzeit der Benediktinerinnenabtei Frauenwörth im Chiemsee, in: Benediktinische Monatsschrift, NF: Erbe und Auftrag, Jg. 38, 1962, S. 404–408; ders., Entdeckungen auf Frauenchiemsee. Die Anfänge der Benediktinerinnenabtei Frauenwörth, in: gehört-gelesen, Jg. 9, 1962, Heft 3, S. 1–12.

insel oder Kinzenau und gegen Südwesten die größte Insel, heute als Herreninsel, früher als Pfaffenwörth und ursprünglich wohl als die „Große Au" bezeichnet. Von allen drei Inseln sind die Spuren prähistorischer Besiedlung bekanntgeworden, die von der jüngeren Steinzeit (Kraut- und Fraueninsel) über die Bronzezeit (Frauen- und Herreninsel) bis in die jüngere Eisenzeit oder La-Tène-Zeit (Fraueninsel) reichen[4]. Auf der südwestlichen Spitze der Herreninsel befindet sich sogar ein bedeutender Ringwall, dessen Zeitstellung aber bis jetzt noch nicht genau geklärt wurde. Auch ist die Anlage noch nicht genauer aufgenommen. Wir selbst fanden bei den Begehungen und Versuchsschnitten einige prähistorische Scherben, die der Hallstattzeit angehören. Wichtig ist, daß ganz im Südwesten innerhalb dieses Ringwalles eine zweite, viel schwächer sichtbare, etwa viereckige Anlage errichtet war. Innerhalb dieser Anlage fanden wir zahlreiche früh- und hochmittelalterliche Kleinfunde sowie einfache Fundamente einstiger Steinbauten, deren Oberteile aus Tuffsteinen mit Kalkmörtel gebaut waren. Wie die Versuchsgrabungen im Jahre 1964 zeigten, handelt es sich um die Reste von zwei übereinanderliegenden Kirchen. Die Gefäßbruchstücke stammen aus dem 10. und den folgenden Jahrhunderten.

Von allen drei Inseln sind auch römische Funde bekanntgeworden. So fand man auf der Herreninsel einen Meilenstein von Caracalla aus dem Jahre 213, der sicherlich vom Festland, etwa aus der Umgebung von Eggstätt auf die Insel verschleppt wurde. Weiter fanden sich zwei Sesterzen des Kaisers Antoninus Pius. Wir selbst stießen auf einer Anhöhe im Westen der Insel auf Ziegel- und Malterbruchstücke, die vielleicht römisch sein könnten. Auf der kleinen Krautinsel wurde eine römische Zwiebelknopffibel gefunden. Die Fraueninsel barg bis 1846 einen römischen Grabstein, der einem „aedil" aus Teurnia errichtet war[5]. Der Historiker Aventin berichtet in seiner Chronik, daß noch weitere solche Steine im Chiemsee vorhanden sind, und zwar vor allem auf der Fraueninsel, jedoch „vermauert und vermacht" sind[6]. Wir haben bei unseren Ausgrabungen zwei weitere römische Inschriften und mehrere Spolien angetroffen, von denen unten noch die Rede sein wird. Dazu kommen mehrere bei den Ausgrabungen gefundene Bruchstücke von Dachziegeln und Hypokauströhren nach römischer Art. Außerdem sollen auf der Insel einige römische Münzen zutage gekommen sein, darunter ein Solidus Justinians.

Dem an der Geschichte der Klöster und Bauten interessierten Besucher mußte bald klar werden, daß auf den Inseln bereits in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts irgendwo kirchliche Anlagen gestanden haben müssen, in denen vor 743 n. Chr. so wichtige Geiseln, wie es einer der Söhne der slawisch-karantanischen Großen war, sicher untergebracht und durch den Presbyter Lupo in der christlichen Lehre unterrichtet werden konnten[7]. Wir erfahren weiter aus dem Reichenauer Verbrüderungsbuch, daß es vielleicht vor 744 auf den Inseln im Chiemsee eine klösterliche Gemeinschaft gegeben hat[8]. Wenn der in der Schenkungsurkunde Karls des Großen erwähnte „Dodo grecus peregrinus" von 788[9] identisch mit dem „episcopum comitantem de patria nomine Dobdagrecum ad praesolvendum episcopale officium" der „Conversio Bago-

und Landkreis Rosenheim, Rosenheim 1959; H. Ritter, Die Vor- und Frühgeschichte des Chiemgaues, in: Jb. für Karst- und Höhlenkunde, Bd. 18, 1963, S. 271 bis 322.

[5] Inscriptiones Baivariae Romanae sive inscript. Prov. Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque, hrsg. von F. Vollmer, München 1915, S. 4, n. 9; Taf. I, n. 9; S. 149 ff, n. 479 a; Taf. LXVI, n. 479 a. Torbrügge, l.c., S. 88 f.

[6] J. Turmair, gen. Aventinus, sämtliche Werke, hrsg. v. d. kgl. Akad. d. Wiss.; Hrsg. M. Lexer, S. Riezler u. a., Bde. I–IV, 1880–1883; hier Bd. II, 1882, S. 371 = Annal. Ducum Boiariae, Buch III, cap. 6.

[4] W. Torbrügge, Vor- und Frühgeschichte in Stadt-

[7] Conversio Bagoariorum et Carantanorum, hrsg. von M. Kos, 1936, S. 130. S. auch unten S. 44 ff.

[8] Confraternitates Augienses, in: MGH Libri Confrat., 1884, S. 191; I. Zibermayr, Noricum, Baiern und Österreich, 1956², S. 240 ff. Falls die Reihenfolge der Klöster nach ihrer Entstehungszeit erfolgte, wobei Fulda als letztes 744 gegründet wurde.

[9] MGH DD Karol. I, 1906 n. 162, S. 219–220.

ariorum" ist[10], dann hätten wir auf den Inseln seit der Ankunft Virgils in Salzburg (748–784) oder seit seiner Weihe zum Bischof von Salzburg (755) mit einem „episcopus comitantem nomine Dobdagrecus" auf den Chiemseeinseln zu tun. Es wäre dann auf der Insel Au nicht nur ein Kloster, sondern auch der Sitz eines „Wanderbischofs" („episcopus peregrinus") gewesen. Dieser Bischofssitz könnte durchaus ein Vorläufer des Chorbischofssitzes Chiemsee von 1215 gewesen sein.

Es ist allgemein bekannt, daß 781 am 1. September ein „Monasterium constructum est in Chiemse stagno et basilica consecrata"[11]. Übereinstimmend wird angenommen, daß Tassilo III. mit seiner Gemahlin Liutpirga dieses Kloster errichten ließ und diesem wohl als Aussteuerung unter anderem[12] eine „parrochia" samt einigen Kirchen der Freisinger Diözese übergab, was später 804 zu einem Prozeß in Bad Aibling führte[13]. Um diese Zeit bereits muß es auch einen Frauenkonvent gegeben haben, da im älteren Salzburger Verbrüderungsbuch eine „Diemut" von Chiemsee, dann im Verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg „Tota abb.", „Uilla" und „Liutpirch" angeführt sind[14]. In dem Reichenauer Verbrüderungsbuch findet man neben den zahlreichen Mönchen nicht wenige Nonnen aufgeführt[15]. Trotzdem ist nirgends von einem von Tassilo gegründeten Frauenkloster die Rede. Erst seit der Zeit Heinrichs IV. ist überliefert, daß Tassilo III. auch das Frauenkloster gegründet hat[16]. Die früheste Erwähnung eines selbständigen Frauenklosters aus gleichzeitigen Urkunden finden wir in Annales Fuldenses zum Jahre 895, wo steht, daß Kaiser Arnulf die Tochter König Ludwigs des Jüngeren, Hildegard, „in monasterio puellarum, quod Chemissem dicitur" verbannt hat[17]. Eine freilich viel spätere Erwähnung bei V. Arnpeck (um 1495) gibt eine interessante, jedoch freilich verdorbene Version, daß Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen, der nach 825 nach Baiern kam und dort herrschte, das Frauenkloster gegründet und seiner Tochter übereignet habe[18]. Daß der Kern richtig ist, ist aber aus der Tatsache ersichtlich, daß im Marienmünster die sel. Irmingard bestattet ist, bei der es sich allerdings um die Tochter König Ludwigs des Deutschen und nicht um die des Imperators, Ludwigs des Frommen handelt. Demnach hatte dieser fränkische König das Frauenkloster vor dem Tod der sel. Irmingard am 16. Juli 866 für sie bauen lassen[19]. War dies ein völlig neues Kloster, das von dem Männerkloster unabhängig und sogar räumlich getrennt war?

[10] Conversio Bagoariorum, wie Anm. 6, S. 130.

[11] Auctarium Garstense z. J. 782, ed. MGH SS IX, 1854, S. 564; vgl. auch z. gleichen Jahre: Auctarium Mellicense, ebda., S. 536; Annales S. Rudberti Salisb., ebda., S. 769; Annales Admuntenses, ebda. S. 572; und MGH SS XI, S. 85, Anm. 3. – E. Klebel, Eine neuaufgefundene Salzburger Geschichtsquelle, in: Mitt. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde Bd. 61, 1921, S. 33–54; hier S. 35.

[12] Aventin erwähnt unter den Teilnehmern des Dingolfinger Konzils von 770 auch einen Abt Bertold von Chiemsee. (J. Turmair, gen. Aventin, wie Anm. 6, Bd. I, 1881, S. 291; vgl. MGH Concilia II, S. 93–97). Es ist denkbar, daß Tassilo III. das ursprüngliche Salzburger Kloster unter Zugabe der Güter des Freisinger Bistums zu einer Neugründung umgestaltet hat.

[13] Die Traditionen des Hochstifts Freising, hrsg. von Th. Bitterauf, Bd. I (744–926), 1905, S. 182–185, n. 193 (= Quellen und Erörterungen zur bayr. u. dtn. Gesch., NF Bd. IV; vgl. Veit Arnpeck, sämtliche Chroniken, hrsg. von G. Leidinger, 1915, S. 856 (= Quellen u. Erört. z. bayr. u. dtn. Gesch. NF Bd. III); R. Bauerreiß, Ecclesia petena, in StMBO Bd. 63, 1951, S. 22–30; hier S. 22 ff.

[14] Monumenta necrologica monast. S. Petri Salisb., lib. confrat. vetustior, in: MGH Necr. Bd. II, S. 14, col. 34; dass. lib. confrat. recentior, ebda. S. 54, col. 34.

[15] MGH Libri Confrat., wie Anm. 8, S. 191.

[16] MGH D K VI, n. 302, S. 395–397. Der Herausgeber D. v. Gladiß (ebda. S. 396) schließt sich dem Urteil über dieses Diplom Heinrichs IV. von 1077 von E. E. Stengel (Diplomatik der deutschen Immunitätsprivilegien ..., 1910. S. 251–253) an, mit dem er es „zwar für stellenweise verderbt, in der Hauptsache aber für echt" ansieht.

[17] Chronicon Reginonis, z. J. 894, MGH SSrG, 1890, S. 142; Ann. Fuldenses z. J. 895, in MGH SSrG, 1891, S. 126.

[18] Arnpeck, sämtliche Chroniken, wie Anm. 13, S. 85.

[19] Lib. Annivers. et Necrol. Monast. S. Galli, in: MGH Necr. I, S. 477 (z. 16. Juli).

Daß während der Anwesenheit der sel. Irmingard zumindest sehr umfangreiche Veränderungen im Nonnenkloster stattfanden, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß sie als zweite Stifterin des Klosters bereits 1077 in einer Urkunde Heinrichs IV. besonders hervorgehoben wird[20]. Nicht minder spricht dafür der Text des heute im Bayerischen Nationalmuseum aufbewahrten Bleitäfelchens aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts. Bekanntlich wurde es 1631 bei der Translatio der sterblichen Reste der schon lange verehrten sel. Irmingard in die Zwölf-Apostel-Kapelle gefunden. Auf diesem Täfelchen wird sie als Tochter König (sic!) Ludwigs bezeichnet[21].

Für eine archäologische Untersuchung hochinteressant ist aber die Nachricht in der Chronik Aventins, Tassilo II. habe bereits um 620 den hl. Eustasius aus Luxeuil „in den Chiemsê gesetzt, daselbst zwai clöster gepaut, ains den frauen das ander den mannen“[22]. In diesem Zusammenhang ist es bedeutsam, daß die klösterliche Überlieferung in Weltenburg, dessen Gründung auch auf Luxeuil und den Kreis um St. Columban und St. Eustasius zurückzugehen scheint[23], durchaus die Klöster im Chiemsee als geschwisterliche Gründungen betrachtet. Ließe sich dieses entweder urkundlich oder archäologisch beweisen, so wären die Klöster im Chiemsee neben dem Kloster Weltenburg die ältesten Klöster des bayerischen Raumes, die unter dem Einfluß der Franken entstanden sind.

Der bekannte bayerische Kirchenhistoriker R. Bauerreiß hat in einem anregenden Aufsatz versucht, auf Grund des Prozeßmaterials der gerichtlichen Verhandlungen im Reichshof Aibling in Oberbayern vom 13. Januar 804 nachzuweisen, daß auf der Herreninsel ein Bischofssitz mit mehreren dazugehörigen Pfarrkirchen existiert hat[24]. Der Freisinger Bischof Atto verlangte nämlich damals von dem Abt Liutfried des Klosters Au im Chiemsee die Rückgabe einer „parrochia“, zu der verschiedene Kirchen, und zwar jene von Willing, Mietraching, Tattenhausen, Högling und Berg gehörten. Dies gelang ihm aber nur teilweise. Auf Grund der Freisinger Urkunden zeigte Bauerreiß, daß im 8. und 9. Jahrhundert im bayerischen Siedlungsraum das Wort „parrochia“ die Bedeutung Bistum und nicht Pfarrei hatte. Demnach wäre der Abt Liutfried, und vor ihm schon Dodogrecus, Inhaber eines Bistums, und zwar eines Inselbistums Chiemsee, zu dem eine Reihe von Kirchen auf dem Festland gehörte, gewesen. Da der Hilfsbischof Dobdagrecus, den Virgil aus Irland mitbrachte, laut Prozeßakten[25] bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts sein Amt innehatte und nach der strengen Kirchenreorganisation des Bonifatius von 739 eine Bistumsneugründung undenkbar ist, müßte die Gründung dieser „parrochia“ nach Bauerreiß noch weiter zurückreichen.

In der weiteren Ausführung untersuchte Bauerreiß jene viel diskutierten Stellen der päpstlichen Briefe, in denen davon die Rede ist, daß Arn zum Erzbischof der „ecclesiae Juvavensium quae et Petena nuncupatur“ erhoben worden ist. Es wird dann mit Nachdruck festgestellt, daß der Ausdruck „quae et Petena nuncupatur“ schon grammatikalisch sich nicht auf den Ort Juvavum beziehen kann, sondern nur auf das vorausgehende „ecclesia“ und somit neben der ehrwürdigen „ecclesia Juvavum“ noch eine genauso ehrwürdige „ecclesia Petena“ bestanden hat, deren Inhaber der Bischof Arn von Salzburg war. Bauerreiß weist dann darauf hin, daß

[20] S. Anm. 16.

[21] Doll, Frauenwörth, S. 3, Abb. 1–2; W. Baumann, Die selige Irmengard von Chiemsee, München 1922, S. 42 f., Abb. S. 48.

[22] Turmair, gen. Aventin, wie Anm. 6, Bd. II, S. 65; Bd. III/1, S. 371.

[23] B. Paringer, Das alte Weltenburger Martyrologium und seine Miniaturen, in: StMBO Bd. 52, 1934, S. 146–165; Bauerreiß, Kirchengeschichte Bayerns, Bd. I², 1958, S. 44 f.; ders., Die ältesten Gotteshäuser im Chiemsee, in: StMBO Bd. 71, 1961, S. 5–12; hier S. 5 ff.

[24] Bauerreiß, Ecclesia Petena, wie Anm. 13, S. 22 ff.

[25] In den Freisinger Traditionen wird er als „Tuti Grecus advena episcopus Scottus“ bezeichnet (Traditionen d. Hochstifts Freising, wie Anm. 13, Bd. I, S. 182, n. 193).

P. Reinecke[26] unbedenklich die „ecclesia Petena" der Papsturkunden neben den Namen der römischen Siedlung Bedaium, heute Seebruck am Chiemsee, gestellt hat, daß also die frühmittelalterliche „ecclesia Petena" wohl auf die Römerniederlassung Bedaium gefolgt sei. Bauerreiß kommt dann zu dem Schluß, die Hervorhebung der „ecclesia Petena" neben jener Juvavums könne nur den Sinn haben, Arn als Rechtsnachfolger eines alten römischen Bistums zu bezeichnen, um ihm damit mindestens das gleiche Gewicht zu geben wie etwa den Bischöfen von Passau, Regensburg und Augsburg. Freilich nur aus den Vergleichen mit der „ecclesia Stafnensis" gelingt es ihm, die „ecclesia Petena" auf der Herreninsel, Herrenwörth, der Großen Au zu lokalisieren. Später, und unter dem Einfluß der 1960 im Münster der heutigen Nonnenabtei Frauenwörth gefundenen Fresken, glaubte Bauerreiß die „sancta ecclesia Petena" auf der Fraueninsel suchen zu können[27].

Faßt man die hier skizzierten Überlegungen zusammen, so stehen folgende Fragen offen, die nur mit archäologischen Methoden zu lösen sind:

1. Liegen die Reste einer spätrömischen „ecclesia Petena" im Bereich des heutigen Mariemünsters der Nonnenabtei Frauenwörth vor?

2. Sind hier auch die Reste des von Aventin erwähnten Männer- und Frauenklosters, das von St. Eustasius auf den Inseln um 620 gegründet worden sein soll, zu finden?

3. Hat Tassilo III. in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts hier ein neues Kloster erbauen lassen, das 781 geweiht wurde, wie es die klösterliche Tradition will, oder die alten bischöflichen Anlagen erweitert und sich zu eigen gemacht?

4. Hat Ludwig der Deutsche für seine Tochter, die sel. Irmingard, ein neues Kloster samt Kirche um 860 bauen lassen?

5. Ist das Kloster mit der Kirche in den Ungarnstürmen zugrunde gegangen und ist danach um 1000 eine völlig neue Anlage erbaut worden, etwa durch die in der verunechteten Urkunde Kaiser Heinrichs IV. von 1077 erwähnte Kaiserschwester Gerwirga („ad Hainricum qui quoque suam sororem Gerwirgam constituit abbatissam")[28]?

Fragen auf Fragen, die aus den längst bekannten Urkunden wohl nicht mehr zu beantworten sind. Auch die Hoffnung, auf neue, noch nicht erfaßte Urkunden zu stoßen, ist bei der guten Erfassung der bayerischen, aber auch der übrigen deutschen Urkunden kaum zu hegen. Einen Schritt weiter kann die archäologische Methode bringen und die eine oder andere Frage beantworten.

Bei den Besuchen des Münsters zu „Unserer Lieben Frau Maria" auf der Fraueninsel (Taf. II) drängte sich uns immer mehr der Eindruck auf, daß sich hinter den gotischen Einbauten und dem überdimensionalen Altar, durch die der Kirchenraum eigentlich bescheiden wirkt (Taf. V a. b), eine ältere, von außen erkennbare, großzügige und eigenartige Anlage verbirgt. Am 1. September 1960 verdichtete sich dieser Eindruck zu folgenden Beobachtungen, die freilich – wie die spätere Durcharbeitung der Spezialliteratur zeigte – zum Teil auch schon andere gemacht hatten, ohne jedoch Entscheidendes zur Klärung der Probleme durch Befunde unternommen zu haben.

1. Das heutige „romanische" Portal (Taf. IV b) ist ein Konglomerat von Resten zweier Ein-

[26] P. Reinecke, Die örtliche Bestimmung der antiken geograph. Namen für das rechtsrheinische Bayern, in: Bayer. Vorgeschichtsbl. Jg. IV, 1924, S. 17–48; hier S. 23 ff.

[27] Bauerreiß, Die ältesten Gotteshäuser, wie Anm. 24, S. 11.

[28] Daß in der Urkunde Heinrichs IV. vom 12. Dez. 1062 (MGH D K VI, n. 97, S. 126–127), mit der er das Frauenkloster Chiemsee an den Erzbischof Gebhard von Salzburg schenkte, von „patris nostri Heinrici" die Rede ist, wogegen in der Urkunde von 1077 (s. Anm. 16) bei der Erwähnung des Hainricus und der Gerwirga keine verwandtschaftliche Bezeichnung gebraucht wurde, könnte dafür sprechen, daß es sich um Heinrich II. (Heinrich I. kommt wohl nicht in Frage) handelt.

gangsanlagen, die ursprünglich beide nicht an der jetzigen Stelle standen. Der vordere, jüngere Teil mit Tierkopfspeiern, Säulen, schön verzierten Bögen und Menschenköpfen stammt wohl aus dem 13. Jahrhundert und steht offensichtlich in zweiter Verwendung. Der zurückgesetzte Teil besteht aus der Blendbogenplatte, die in eigenartigem, wulstigem Stil mit dem uralten Motiv des Herauswachsens zweier Efeuzweige aus einem Gefäß verziert ist. Auf der Architravplatte, die stilistisch mit der Tympanonplatte zusammengehört, scheinen Menschen, die Blumenkränze tragen, dargestellt zu sein. Diese beiden Stücke sind der schlechten Erhaltung wegen als ältere Bestandteile des Portals zu erkennen und ebenfalls hier in zweiter Verwendung. Dies beweist auch das durch das Portal zugemauerte Fenster links oben, heute oberhalb der gotischen Decke, eindeutig. Somit besagt dieses Portal für das Alter des Münsters nichts.

2. Im Bereich des Sanktuariums, und zwar auf der Nord-, Ost- und Südseite, glaubten wir, etwas über einen Meter oberhalb der heutigen Bögen mit der Salzburger Malerei aus dem 12. Jahrhundert die Spuren viel größerer Bögen zu erkennen (Pl. 4 u. 5), die anscheinend in mächtige Eckpfeiler ausliefen und später dann wohl aus statischen Gründen durch die Unterbauung auf die Größe der heute sichtbaren Bögen mit den Malereien aus dem 12. Jahrhundert (Taf. XLII-XLV) verkleinert wurden. Damit drängte sich die Frage auf, ob diese größeren Bögen der Rest eines anders gegliederten Sanktuariums waren und weiter, ob nicht auf dem Dachboden oberhalb des gotischen Gewölbes, auf der Unterseite der großen Bögen, oder auch sonst, Reste von Fresken vorhanden seien, die über das Alter der ursprünglichen Sanktuariumsanlage etwas aussagen könnten.

3. Im Sanktuarium, und zwar besonders im Mittelschiff, zeichnete sich oberhalb der großen Bögen unterhalb der heutigen Fenstergesimse eine verstaubte Fuge ab (Pl. 4), die die Frage aufwarf, ob die heutige Fensterzone des Sanktuariums und des Mittelschiffes einer jüngeren, zweiten Bauphase angehört.

4. Die „romanischen" Pfeiler und Bögen des Mittelschiffes (Taf. v a) schienen uns – wie bereits B. H. Röttger vermutete[29] – aus zwei Teilen zu bestehen, aus einem größeren, etwas hufeisenförmigen Bogen und viereckigen Pfeilern, die von einem etwas schmäleren Bogen unterbaut waren und in die heute als Halbsäulen gebildeten Stützen einliefen, also anscheinend wieder eine Art Unterfangung aus statischen Gründen für die viel gewagtere ältere Konstruktion in späterer Zeit.

5. Bildet der Mauerzug des Mittelschiffes von der Ostwand bis zur heutigen Westwand des Münsters eine einheitliche Mauer, wie das die älteren Pläne anzudeuten schienen? Ist das Quadrum im Westen, heute die Taufkapelle, eine Analogie zum Sanktuarium im Osten?

6. Auch die Überschneidungen des sog. romanischen eingewölbten Sanktuariumsumganges mit den eingezogenen kleineren Bögen, auf deren Laibungen sich heute die Salzburger Malereien aus dem 12. Jahrhundert befinden und die jünger als der Putz des Umganges sind (Taf. v b), schien uns dafür zu sprechen, daß einerseits diese Einwölbung vor der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist und andererseits nicht zum ursprünglichen Bau gehört.

7. Sind die beiderseits des Sanktuariums sichtbaren Blendbögen – aber auch jene an den Ostjochen der Seitenschiffe – sowie der größte Bogen zu der Apostelkapelle (Taf. v b), die in ihrem Ausmaß anscheinend genau den jüngeren Bögen des Sanktuariums entsprechen, vielleicht zugemauerte Reste von Querschiffen und Apsiden?

8. Warum ist das westliche Quadrum mit der Taufkapelle von dem Mittelschiff durch zwei „gotische" Bögen (Pl. 3) getrennt? Was bedeuten in den Basen des westlichen „gotischen" Bogens unorganisch, aber anscheinend richtig liegende, gut gearbeitete „Marmor"-Blöcke (Pl. 3), die

[29] B. H. Röttger, Zur Bauanalyse des Münsters Frauenchiemsee, in: Münchener Jb. d. bild. Kunst., NF Bd. VIII, 1931, S. 87 ff.

offensichtlich aus römischer Zeit stammen? Sind sie Reste eines antiken Baues an der Stelle des heutigen Münsters?

Nach diesen und weiteren Fragen war der Gesamteindruck entstanden, daß der heutige Bau durch immer neue Einbauten stark verändert worden war und selbst im Kern aus zwei, wenn nicht drei Bauperioden besteht, von denen vielleicht die älteste auf Grund der Quader im westlichen Quadrum bis in die spätantike Zeit zurückreichen könnte. Als Grundanlage des heutigen Baues schien sich eine basilikaartige Anlage abzuzeichnen, die später ein Sanktuariums- und ein Emporenquadrum mit möglicherweise angeschlossenen Querschiffen erhalten hatte.

Nicht weniger problematisch war der mächtige Turm (Taf. II) in seiner isolierten Lage mit den beiden alten, heute vermauerten Ausgängen gegen Südosten zum Erdgeschoß und zum ersten Stockwerk des Westbaues des Münsters. Diese Ausgänge zeigen deutlich, daß von dem Münster her einst ein zweigeschossiger Zugang vorhanden war. Da am Turm deutlich mehrere Aufstockungen zu sehen sind, entstand die Frage, ob der heutige Turm ursprünglich nicht etwas ganz anderes war, eine Taufanlage, eine Kapelle wie jene in Altötting oder ein Grabbau?

Eine eingehende Untersuchung schien uns auch an dem einstigen Torkapellenbau nötig zu sein, der wegen eines Wandgemäldes, das den lehrenden Christus darstellt (Taf. LXVII a), bisher in das frühe 13. Jahrhundert datiert wurde. Eine genauere Besichtigung der Toranlage (Taf. XXXII) zeigte, daß der Bau ursprünglich völlig anders ausgesehen hat. Erstens wurde beobachtet, daß unter der Malfläche mit dem Christusbild noch eine andere mit einem sog. Hochmäander (Taf. LXVIII) und einer Weihinschrift liegt, und daß sich darunter sogar noch eine weißgetünchte Fläche befindet. Dies sprach dafür, daß die St.-Michaels-Kapelle im ersten Stockwerk vor dem frühen 13. Jahrhundert – in dem die Wandmalerei des lehrenden Christus entstand – gebaut worden sein muß. Das Erdgeschoß ist aus drei Tonnengewölben gebildet, die auf Pfeilern ruhen, zwischen denen je drei Bogendurchlässe (Taf. XXXIII a) von der Durchfahrt her den Zugang zu den Seitenräumen im Osten und Westen erlaubten, aus denen je ein heute vermauertes Doppelfenster Ausblick nach Norden bzw. Süden gewährte. Die Konstruktion ließ erkennen, daß es sich hier um eine Toranlage handelt, die entsprechend neueren Entdekkungen im Rheinland bis ins 10. oder gar 9. Jahrhundert zurückgehen könnte. Abgesehen von dem Problem, wie der interessante Bau ursprünglich aussah, entstand die Frage, wie er sich einst zu der gesamten Klosteranlage und insbesondere zum Münster verhalten hat. Der Tordurchlaß ist genau auf die Mitte des Münsters orientiert, heute jedoch führt ein schräger Weg vom Tordurchlaß zu dem sekundär angelegten romanischen Portal.

Weiter war und ist noch immer zu klären, ob das überlieferte Männerkloster mit seiner St.-Salvator-Kirche, wie öfters vermutet, auf dem Anger der Fraueninsel im Norden des Klosters zu finden ist und ob die 1803 abgebrochene Kirche des hl. Martin, wie Doll[30] vermutete, die Leutekirche neben dem Mönchsmünster war.

Endlich stellte sich die Frage, ob auf der Insel ältere frühgeschichtliche, römische bzw. prähistorische Siedlungs- und Befestigungsanlagen zu finden seien.

Es war relativ leicht, diese Fragen aufzuwerfen. Eine positive Antwort war und ist nur möglich durch archäologische Ausgrabungen und eingehende Bauuntersuchungen. Nach der Verdichtung der Fragen zu einem Problem war es M. Frhr. v. Besserer, der uns mit dem ehrenamtlichen Kreisheimatpfleger Dr. P. v. Bomhard in Verbindung brachte. In einer längeren Aussprache bestätigte v. Bomhard uns, daß nach seiner Meinung das romanische Portal aus dem 13. Jahrhundert nur vorgeblendet sei – wegen des schon oben erwähnten, von dem Dachboden sichtbaren, z. T. überbauten Fensters – und vielleicht ursprünglich im Westen des Münsters gestanden habe. Der Unterschied zwischen der archaischen Tympanonplatte samt Architrav und dem übrigen Portal sei bisher übersehen worden. Unsere Vermutung, daß sich im Norden des

[30] Doll, Frauenwörth, S. 106.

Sanktuariums ein größerer Bogen abzeichne, bestätigte er, da einer der Bögen auf dem Dachboden des nördlichen Seitenschiffes sichtbar sei. Der Typus des Pfeilers mit Halbbögen komme öfters vor und sei romanisch. Der jetzige Bau sei nicht einheitlich und spätestens im 12. Jahrhundert entstanden. Unsere Mutmaßungen, daß oberhalb des gotischen Gewölbes ältere Fresken vorhanden seien, wurden von v. Bomhard bestätigt. Sie seien nicht nur oberhalb des nördlichen Seitenschiffes, wie schon bei der Inventarisation im 19. Jahrhundert festgestellt worden war, sondern – wie Pfarrer B. Gumpertsberger[31] wohl als erster und durch ihn angeregt, S. Graf v. Pückler-Limpurg[32] später auch erkannte – samt den Balkeneinlässen der einstigen romanischen Flachdecke auch oberhalb des Sanktuariums vorhanden. Perspektivische Mäander und einige Buchstaben – die freilich Graf v. Pückler-Limpurg irrigerweise für karolingisch gehalten habe – sollten aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammen.

Der Westchor wäre nach v. Bomhard erst im 14. Jahrhundert angebaut; der Nonnenchor sei möglicherweise erst im Spätmittelalter vom Osten in den Westen der Kirche verlegt worden. Die Lage des Grabes der sel. Irmingard (des Kenotaphs) sei merkwürdig und es habe vielleicht ursprünglich in einem Vorraum gelegen. Der heutige Westbau mit der Nonnenempore sei erst durch den Ausbau und Anbau an denselben entstanden und habe sich zum Westteil der Kirche entwickelt. Die Einwölbung des Sanktuariumsumganges sei vor dem 13. Jahrhundert entstanden, ohne daß ältere Teile z. Zt. dort feststellbar wären. Die beiden Seitenaltäre seien ursprünglich St. Benedikt und St. Rupert geweiht gewesen und vielleicht alt. Dafür seien aber keine Belege vorhanden. Genausowenig seien bei der heutigen Irmingardkapelle, die gotisch sei, Spuren der einstigen Apsiden zu beobachten. Der eigenartige Turm müsse mit jenen von Seeon verglichen werden und könne kaum vor 1000 entstanden sein. Die Toranlage sei wahrscheinlich im 13. Jahrhundert erbaut worden, vielleicht an Stelle eines karolingischen Baues.

Zusammenfassend wäre – nach v. Bomhard – die Baugeschichte des Münsters noch ungeklärt, die bisherigen Datierungen wichen erheblich voneinander ab. Der Baukern gehe wohl auf einen Neubau des 11. Jahrhunderts zurück, auf welchen auch das im Grab der sel. Irmingard gefundene Bleitäfelchen (Taf. LXXXIV) hindeute, doch müßten im 12. und 13. Jahrhundert eingreifende Veränderungen stattgefunden haben. Obgleich eine Zerstörung des karolingischen Klosters im 10. Jahrhundert angenommen werde, könnten dennoch Teile des heutigen Baues noch älter, noch karolingisch sein, wenn auch bis jetzt dafür keinerlei stichhaltige Beweise erbracht seien. Was das Männerkloster betreffe, so sei öfters gemutmaßt worden, daß es auf der Fraueninsel war. Jetzt jedoch nähme man an, daß es auf der Herreninsel gelegen hat. Auf der Fraueninsel habe nur noch die Laienkirche St. Martin gestanden, von anderen Kirchen spräche keine Überlieferung.

Nachdem sich aus diesem Gespräch mit dem besten Kenner des Chiemgaues teils Übereinstimmungen, teils aber ganz beträchtliche Abweichungen in den Ansichten ergeben hatten, schien es richtig, eine gemeinsame Besichtigung vorzunehmen und die Fragen mit weiteren Personen durchzudiskutieren. Prof. H. Sedlmayr fand sich zu einer solchen Besichtigung und Besprechung bereit, die dann in der ersten Hälfte des September 1960 stattfinden konnte. Dank der von v. Bomhard erwirkten Erlaubnis der Abtei konnte man auch die Dachböden begehen.

Man hatte nach der Besichtigung des Münsters und der übrigen Bauten den Eindruck, daß vielleicht im Bau karolingische Reste stecken könnten, es jedoch unbedingt notwendig sei, etwas von den Fresken freizulegen, um ihren Charakter zu ermitteln. Der Turm sei merkwürdig und würde eine genauere Untersuchung verdienen. Die Toranlage sei wohl romanisch.

[31] Brief des Pfarrers B. Gumpertsberger vom 20. Dez. 1954 an H. Paulus, abgedr. im Anhang zu Pückler-Limpurg, Münster Frauenchiemsee (s. nächste Anm.), S. 13.

[32] S. Graf v. Pückler-Limpurg, Das Münster Frauenchiemsee ein karolingischer Bau, Würzburg 1955 (= Nachr. d. dtn. Inst. f. merow.-karol. Kunstforschung, Heft 10).

Am 28. September 1960 unternahmen der Verf. und v. Bomhard noch eine Besichtigung. In der Taufkapelle unter dem jetzigen Nonnenchor äußerte v. Bomhard die Vermutung, daß hier in den Wänden – wie am Nonnberg in Salzburg – Nischen sein könnten. Eine genaue Betrachtung der Mauerunebenheiten führte mich zu der Überzeugung, daß hier tatsächlich vermauerte Nischen sein müssen. P. v. Bomhard verwies dabei auf Pläne einiger Salzburger Stifte aus dem 11. Jahrhundert mit ähnlichem Grundriß. Wir zogen das Essener Damenstift und die Kirchen von Romainmotier und Süstern als Vergleiche heran, wodurch die ganze Grundanlage des heutigen Münsters als ottonisch ansprechbar wurde, um so mehr, als auch die Fensterformen nicht karolingisch schienen. Anschließend wurde der Dachboden nochmals unter der Führung von Pfarrer Gumpertsberger besichtigt. Er machte darauf aufmerksam, daß die Querbögen des Sanktuariumsquadrums im Osten und Westen sowie ein weiterer im Westen des Mittelschiffes ausgebrochen sind und der jetzige Westchor nur im Oberteil angebaut ist. Nachdem festgestellt worden war, daß im unteren Teil des Westchores Nischen vorhanden sind, ergab sich, daß der Westchor doch älter ist als man bisher glaubte und daß nur der obere Teil als gotisch zu betrachten ist.

Auf Grund dieser Aussprachen faßte ich den Entschluß, um Klarheit zu schaffen, in der Mitte der Nordwand des Sanktuariums, wo der oberste Teil eines gemalten Heiligenscheines auf der Freskenwand aus dem Brandschutt herausragte, den Schutt etwas zu entfernen, um wenigstens eine Figur zu ermitteln und damit den obersten, jüngsten Teil des romanischen Münsters zu datieren.

Am 29. September räumte ich mit einem Arbeiter unter zeitweiliger Hilfe von Pfarrer Gumpertsberger langsam mit den Händen den Bau- und Brandschutt aus dem Gewölbekessel. Nach der Entfernung des Schuttes kam ein mit starken Mörtelspritzern verschleierter Christuskopf zum Vorschein (Taf. LI a). Diese Darstellung Christi unter einer Ädikula, hauptsächlich in Rottönen, war von einer unglaublichen Farbfrische und Ausdruckskraft. Es fiel sofort auf, daß diese Malerei in den Farben und der Qualität etwas ganz anderes als der Christus der Salzburger Schule (Taf. A u. XLIII a) unten in der Kirche auf dem östlichen Bogen des Sanktuariums ist.

In Anbetracht der eigenartigen Farbkomposition (rot, weiß und blau), die die klassischen Farben der Salzburger Malerei (grün, gelb, olivgrün, braun, lila usw.) vermissen läßt und wegen der ungemein starken Plastizität im Verhältnis zu dem Christuskopf im östlichen Bogen des Sanktuariums entstand der Eindruck, daß der freigelegte Christuskopf in einer Art gemalt ist, die der Salzburger Malerei aus dem 11./12. Jahrhundert nicht entspricht und weiter, daß der Christuskopf im Sanktuarium die Kenntnis des Christuskopfes auf dem Dachboden voraussetzt. Bei der Beurteilung dieser Tatsache kam man zu der Schlußfolgerung, daß einerseits der neu entdeckte Christuskopf in seiner Farbkomposition und Lebendigkeit im Karolingischen die näheren Entsprechungen findet, andererseits, daß er qualitativ und typologisch viel entwickelter ist als alle bisher bekanntgewordenen Christusbildnisse aus der karolingischen Zeit. Dieser Ansicht haben sich dann noch zahlreiche Fachleute angeschlossen, die alle zuerst die Entstehung des Christuskopfes in der Zeit zwischen dem späten 8. und 9. Jahrhundert suchten, mit einer Ausnahme, bei der mit allem Vorbehalt die Entstehung des Christuskopfes noch im 10. Jahrhundert für möglich gehalten, jedoch eine Entstehung nach 1000 als ausgeschlossen betrachtet wurde. Als freilich ein Jahr darauf der Christuskopf vom Schmutz befreit war und acht weitere Gestalten freigelegt wurden, war es klar, daß der erste Eindruck auf Grund des Christuskopfes irreführend war und die Fresken wohl im 11. oder im frühen 12. Jahrhundert entstanden sein müssen.

Die Freilegung des Christuskopfes führte dann zur Einleitung der weiteren Forschungen. Zuerst wurde das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege am 4. Oktober benachrichtigt, von

wo die volle Unterstützung für weitere Untersuchungen zugesagt wurde. Diese wurde auch bis zuletzt gewährt, zuerst durch den Generalkonservator, Dr. H. Kreisel, und später durch seinen Nachfolger, Prof. Dr. T. Gebhard. Ohne diese Unterstützung hätte niemals erreicht werden können, was erreicht wurde. Vom Präsidenten der Schlösserverwaltung, Frhr. v. Gumppenberg, als dem Eigentumsvertreter erhielten wir nicht nur die Genehmigung zu weiteren Forschungen, sondern wurden immer wohlwollend unterstützt und mancher Weg wurde geebnet. Deswegen gilt unser besonderer Dank diesen beiden Institutionen des Bayerischen Staates. Besonders zu danken haben wir auch dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus für die Beschaffung eines bedeutenden außerplanmäßigen Zuschusses an das Landesamt für Denkmalpflege. Erst mit diesen Mitteln konnten die Arbeiten 1961 in vollem Umfange durchgeführt werden.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften unter ihrem Präsidenten, Prof. Dr. Dr. h. c. F. Baethgen, stellte kontinuierlich seit 1961 die nötigen Mittel für die rein wissenschaftliche Forschung zur Verfügung. Ohne diese Gelder hätten vor allem die Grabungen, aber auch z. T. die Freskenfreilegungen nicht durchgeführt werden können. Somit sind diese Untersuchungen und Ergebnisse ein Teil der Arbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die Bayerische Akademie übernahm später auch die hohen Kosten für die Ausarbeitung und die Drucklegung dieses Berichtes in ihren Abhandlungen.

Nicht minder gilt unser Dank dem Konvent des Nonnenklosters Frauenwörth, der mit größtem Interesse sowie mit Anteilnahme und Unterstützung die Arbeiten verfolgte und manche Unannehmlichkeit auf sich nahm. Bei dem Hochwürdigen Herrn Vikar Dr. E. Kellner, und später bei dem Hochwürdigen Herrn Vikar W. Langgaßner, fanden wir volles Verständnis für unsere Vorhaben, wie auch bei der Gemeinde Frauenchiemsee und ihrem Bürgermeister J. Neuer.

Die Zahl derer, denen wir für Beratung und Hilfe zu danken haben, ist groß. Daher können wir hier nur einige nennen. Als erstes haben wir dem Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums, Prof. Dr. Th. Müller, und seinen Mitarbeitern zu danken, die uns halfen, einige Schwierigkeiten zu erkennen. Ebenso danken wir dem Direktor des Zentralinstitutes für Kunstgeschichte, Prof. Dr. L. H. Heydenreich, und seiner Mitarbeiterin Dr. F. Mütherich sowie anderen Mitarbeitern desselben Institutes, dann den Professoren A. Tschira mit seinen Mitarbeitern, J. Werner, B. Bischoff und R. Wesenberg, der vor allem seinen Restaurator, W. Glaise, in allen diesen Kampagnen zur Verfügung stellte. Weiter gilt besonderer Dank W. Paatz, R. Oertel und H. Sedlmayr, die uns auf italienische Entsprechungen zu den Fresken des 12. Jahrhunderts hinwiesen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege erklärte sich sofort bereit, die Konservierung der Fresken, Bauten und Ausgrabungsbefunde zu übernehmen. Auch das Aussuchen der geeigneten Restauratoren und sonstigen Spezialisten besorgte das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege und übernahm die volle Verantwortung für die Tätigkeit dieser Personen. Die Oberaufsicht über die Sicherung und Probereinigung des Christusbildes auf dem Dachboden trug zuerst im Winter 1960/61 Oberkonservator Dr. J. Taubert, der auf dem Wege der Amtshilfe den Restaurator Glaise beim Landeskonservator Rheinland in Bonn mit der Durchführung der Arbeiten beauftragte. In Begleitung des Restaurators F. Buchenrieder vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege unternahm Restaurator Glaise auf der östlichen Hälfte des Christusbildes zuerst eine mechanische, dann eine chemische Reinigung. Gelegentlich dieser Arbeiten wurden dann links vom Christus ein Engel und rechts ein Prophet freigelegt (Taf. LI b) sowie festgestellt, daß der Christus nur als Büste in einer Ädikula auf einem Turm mit verschlossenen Turmtüren dargestellt ist. Weiter sind wir zu besonderem Dank dem Direktor des Doerner-Institutes in München, Dr. Ch. Wolters, verpflichtet und ebenso Dr. H. Kühn, dem Leiter der chemisch-physikalischen Abteilung, der mit seinen Mitarbeitern die Untersuchungen

der Farb- und Putzproben vornahm und Infrarot-, Ultraviolett- und Farbaufnahmen von den Fresken machte.

Im Frühjahr 1961 begannen die ersten Ausgrabungen. Zuerst wurde ein Suchschnitt von der Nordwestecke des Münsters zum Turm, dann ein zweiter von dem Hang beim Turm bis zur Ufermauer und vier Schnitte um den Torbau gelegt. In den Schnitten um den Turm stieß man auf die Mauerreste älterer Bauten und, neben jüngeren, auf eine Anzahl von Kleinfunden karolingischer Art.

Im Frühling 1961 wurde der freiberufliche Restaurator Th. Sprenzinger von Landeskonservator W. Bertram, der die Sorge um die Fresken von Dr. Taubert übernahm, mit den Freilegungen im Chorraum der Michaelskapelle im Torbau beauftragt und kontrolliert. Im August wurden weitere Freskenfreilegungen auf dem Dachboden des Münsters durch Restaurator Glaise und Frau B. Glaise in Angriff genommen. Bei diesen Arbeiten waren – neben Maurern und Arbeitern – die ganze Zeit Restaurator Buchenrieder vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Volontär am Landesamt, R. Pracher, beschäftigt. Auch diese Arbeiten wurden von Landeskonservator Bertram geleitet und überwacht.

Zur gleichen Zeit liefen die von uns geführten Ausgrabungen an, deren Ziel es war, das Alter und die Form der ältesten Bauten archäologisch zu ermitteln. Zuerst wurde im Münster im Mittelschiff im Bereiche des westlichen Joches die Fläche unter dem roten Marmorboden untersucht. Dabei stieß man auf die vergessene ursprüngliche Grabstätte der sel. Irmingard (Taf. XII a). Im Anschluß daran wurde in der heutigen Taufkapelle entlang der Südwand bis zur heutigen Westwand des Münsters ein Schnitt gezogen, der ein Drittel der Raumbreite einnahm. Außerhalb der Kirche wurde die Fläche zwischen dem Nordwestteil des Münsters und dem Turm untersucht. Im Turm selbst legten wir einen Schnitt an, in dem aber keine Spuren einer zunächst vermuteten Grab- oder Taufkapelle festgestellt werden konnten. Die Ausgrabungen im Turm ergaben aber den eindeutigen Beweis, daß er über den Resten älterer Bauten errichtet war. Weiter wurden zwei kleine Schnitte westlich und nördlich vom Turm angelegt, um die Reste der älteren Bauten zu erfassen und ihr Verhältnis zum Turm zu klären. Endlich erfolgten die Flächenuntersuchungen nördlich vom Turm in den Planquadraten O II und O III sowie die Anlage der Schnitte in R II und R III, die den Beweis erbrachten, daß nordwestlich vom heutigen Münster die Reste eines repräsentativen Baues, des sog. „Großen Baues" (Pl. 2), liegen.

Im Frühjahr 1962 wurden zuerst das einstige Grab der sel. Irmingard und der dortige Pfeiler eingehend untersucht. Im Anschluß daran wurden ein Schnitt auf der Westseite des romanischen Portals und ein Schnitt auf der Nordseite im Vorraum der St.-Nikolaus-Kapelle im östlichen Erdgeschoß des Torbaues angelegt. Im Sommer des gleichen Jahres folgte die Flächengrabung östlich vom Mesnerhaus in den Planquadraten P III und Q III, bei der nördlich des „Großen Baues" ein Anbau mit einer großen Herdstelle festgestellt wurde. Es folgten dann Schnitte in O IV sowie drei weitere im heutigen Friedhof, und zwar in P IV – Q IV, Q V und O III, die wegen des beengten Raumes zwischen den modernen Gräbern kein deutliches Bild ergaben. Östlich vom Turm wurde ein Schnitt angelegt (N III), um die Ostwand des „Großen Baues" zu erfassen. Weiter wurde im Torbau im Ostteil der Nikolauskapelle gegraben, wobei wichtige Kleinfunde geborgen wurden, die es ermöglichen, den frühesten denkbaren Zeitansatz für die Entstehung des Torgebäudes zu ermitteln. Es folgte dann ein Schnitt an der Nordwestecke des Torbaues in T IV, um das Verhältnis zum westlichen Anbau zu klären. Gleichzeitig wurde im Sanktuarium der St.-Michaels-Kapelle der moderne Bretterfußboden entfernt und Reste älterer Fußböden und Altäre festgestellt. Nördlich vom „Hotel Linde" legten wir einen Suchschnitt von Süden nach Norden, um etwaige Reste eines Befestigungswerkes zu suchen, von denen jedoch keine Spur zu finden war. Auch der 45 m lange Nord-Süd-Schnitt auf der sog.

Klosterwiese (bzw. Anger) erbrachte lediglich geringe Spuren der völlig ausgeraubten St.-Martins-Kirche, jedoch keine Befunde von anderen Bauten, die als Überreste eines Männerklosters gedeutet werden könnten. Die wichtigsten Schnitte wurden im Münster im östlichen und südöstlichen Sanktuariumsbereiche sowie im südlichen Seitenschiff, südlich vom Sanktuarium gemacht, ohne daß man dabei auf irgendwelche Anzeichen einer älteren, anders proportionierten Kirche gestoßen wäre.

Im Januar 1963 wurden im Erdgeschoß des Vikarhauses, und zwar im nordöstlichen Raum, wo heute eine Kellertreppe in den untergrabenen Torbau führt, Schnitte gemacht, die aber keine deutlichen Spuren von einem alten Aufgang zur Michaelskapelle erbrachten. Im Frühjahr 1963 untersuchten wir dann auch den südöstlichen Raum im Erdgeschoß des Vikarhauses und fanden die Reste jüngerer Aufgänge zur Michaelskapelle, jedoch konnte auch hier der ursprüngliche Zugang nicht mehr ermittelt werden.

Im Sommer nahmen dann die Freilegungsarbeiten an den Fresken in der St.-Michaels-Kapelle im Torbau – nun wieder unter der Leitung und Aufsicht von Oberkonservator Dr. Taubert – durch die freiberuflichen Restauratoren R. Harzenetter und D. Schütz ihren Fortgang. Vor allem konnten die drei ursprünglichen Fenster in der Nordwand und der einstige Eingang von Westen in die Kapelle im ersten Stockwerk des Torbaues ermittelt werden. Später setzten Restaurator Glaise und seine Frau auf dem Dachboden des Münsters die Sicherungs- und Säuberungsarbeiten an den noch nicht ganz gereinigten Figuren im Sanktuarium fort. An diesen Arbeiten nahm vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege fast die ganze Zeit Restaurator Buchenrieder neben Dr. Taubert teil. Zeitweise wirkte auch S. Gräfin Waldburg mit.

Der Ausgrabungsplan für den Sommer 1963 konnte in einem wichtigen Punkt bedauerlicherweise wegen des bedenklichen statischen Zustandes der Kirche nicht durchgeführt werden. Es war geplant, vor dem Sanktuarium von der Südmauer der Kirche quer bis zur Nordmauer einen Schnitt in der Breite des östlichen Säulenbogens zu ziehen. Dieser Schnitt sollte zeigen, ob ursprünglich eine kleinere Kirche an der Stelle der jetzigen existiert hat. Leider hatte sich schon bei den vorangehenden Ausgrabungen gezeigt, daß die Fundamente der jetzigen Kirche z. T. nur aus Bachkugeln ohne richtige Mörtelbindung bestehen. Die beiden Pfeiler beim Grab der sel. Irmingard sind lediglich aus Tuffquadern gebaut und haben keinen festen Kern, darüberhinaus zeigten sie alte Risse. Dazu kam, daß auf das südliche Seitenschiff in der Barockzeit noch zu den gotischen Gewölben eine Empore entlang dem ganzen Münster aufgesetzt wurde. Wegen dieser Situation sah sich der Statiker Dr.-Ing. Th. Brannekämper, München, der alle Arbeiten an den Bauten seit 1961 verantwortlich beaufsichtigte, veranlaßt, vor jeder weiteren Grabung zu warnen, bis die statischen Gegebenheiten des Münsters gründlich geklärt seien. Wir sind Dr. Brannekämper zu besonderem Dank verpflichtet, weil er und seine Mitarbeiter in regelmäßigen Abständen die Arbeiten beaufsichtigten, jedoch auf ein Honorar zugunsten der Grabung verzichteten. Angesichts dieser Warnung beschränkten wir die Grabungen auf die Schnitte im Friedhof, und zwar in den Planquadraten N III-IV bis P III-IV. Hier sollte geklärt werden, ob der große Nord-Süd-Bau nicht ursprünglich ein Teil einer quadratischen Anlage war und auf der Innenseite einen Kreuzgang hatte. Im Bereich der Planquadrate R IV und R V wurden weitere Flächen geöffnet, um zu ermitteln, in welchem Verhältnis der Torbau zu dem sog. „Großen Bau" und dessen Anbau sowie zu dem Münster steht. Gleichzeitig wurde die Nordseite des Torbaues steingerecht aufgemessen, wobei sich zeigte, daß der Torbau im Bereiche der Fenster nur bis zur Unterkante derselben ein selbständiger Bau ist. Die Zone der drei Nordfenster läuft gegen Westen ohne Fuge in den sog. Zwischenbau und bildet mit diesem eine Einheit (Pl. 16 b). Nicht minder überraschend war die Feststellung, daß eine größere Anzahl der Torbausteine in zweiter Verwendung ist und auf der Querseite oft die Reste vom Putz eines anderen Baues aufweist. Es wird nötig sein, zu prüfen, ob nun dieser Putz und die Steine von

dem Torbau selbst stammen – das heißt, ob die obere Zone des Torbaues samt den Fenstern unter Verwendung des vom gleichen Bau stammenden Materials (nach einem Brand !?) neu aufgemauert oder die Steine einem andern, in Abbruch befindlichen Bau entnommen wurden.

Im Jahre 1964 fanden auf der Fraueninsel keine weiteren Ausgrabungen statt. Es wurde lediglich im Torbau in der Michaelskapelle im ersten Stockwerk der Boden vor dem Marienaltar und vor dem Christusaltar gehoben, um die Art der Tonnen zu ermitteln. Dabei wurden unter dem Boden zahlreiche Verputzstücke mit den Resten des älteren sog. Hochmäanders ohne jede Übertünchung gefunden. Daraus ergab sich, daß der Boden vor der Erneuerung und Ausmalung der Michaelskapelle mit dem zweiten sog. Medaillonfries gelegt worden war. Freilich war er bereits selbst der zweite Boden. Unter der Aufsicht von Dr. Taubert wurden die Freilegungen der Fresken in der Michaelskapelle vom gleichen Arbeitsteam wie 1963 fortgesetzt.

Bei diesen Untersuchungen gaben sich die zahlreichen Mitarbeiter als Präparatoren bzw. als Zeichner die größte Mühe. Besonders sind die Arbeitsabschnittsleiter zu nennen. Bei fast allen Kampagnen haben Dr. phil. B. Hänsel sowie cand. phil. M. Alber, H. Atsma, J. Lüning, T. Ulbert sowie Lic. phil. Y. Mottier sich bewährt und mit sicherer Hand die ihnen übertragenen Arbeiten geleitet. Außerdem nahmen zeitweilig die Damen und Herren: Authenried, Brand, Dirlmeier, Durner, Gstirner, Kelch, Kren, Kuper, List, März, Redlich, Richter, Schaal, Vogelpohl und Wodetzki teil. Das Vermessungssystem legte der Inspektor des Bayerischen Vermessungsamtes, M. Kirmaier, an. Dabei waren ihm zeitweilig Dipl.-Ing. P. Marzolff und Dipl.-Ing. E. Rothweiler behilflich. Die beiden Letztgenannten haben den Torbau und den Turm aufgenommen. Regierungsbaumeister Dipl.-Ing. W. Haas vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege hat einen neuen Grundriß des Münsters erstellt, der zu erkennen gibt, daß verschiedene Mauerzüge in ihrem Verlauf voneinander abweichen und somit entweder spätere oder frühere Teile des heutigen Münsters sind. Leider gelang es W. Haas wegen beruflicher anderweitiger Verpflichtungen bisher nicht, die neuen Auf- und Querrisse zu erstellen. Die hier mitveröffentlichten Pläne wurden, soweit nichts anderes vermerkt ist, durch den Zeichner des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg, F. Rückert, von farbigen Originalen in Tusche umgezeichnet. Er hat sich auch an der Erstellung der farbigen Originale beteiligt. Der Einheitlichkeit wegen sind auch einige schwarzweiße Unterlagen von ihm noch einmal nachgezeichnet worden. Es braucht nicht betont werden, daß von den erstellten Originalplänen nur ein Teil veröffentlicht werden kann. Schließlich haben wir Dr. J. Kellner, dem Direktor der Prähistorischen Staatssammlung in München, für die Bestimmung der Münzfunde aus der Grabung zu danken sowie Frau F. Edward, die seit 1961 die Abrechnungen und die Manuskripte besorgte und die Korrekturen mitlas.

Für die Einnivellierung sämtlicher Tiefen- und Höhenmessungen wurde ein theoretischer Nullpunkt gewählt, der 2 m unterhalb der Oberkante der südlichen Hälfte der Portalschwelle des Münsters liegt. Die Oberkante der Portalschwelle ist damit bei + 2,00 m. Von + 2,00 m aus wurden dann sämtliche weiteren Messungen vorgenommen.

DAS MÜNSTER FRAUENCHIEMSEE IM SPIEGEL DER KUNSTGESCHICHTLICHEN FORSCHUNG

PETER V. BOMHARD

Die Benediktinerinnenabtei Frauenwörth wurde nach der zweifellos zu Recht bestehenden Klosterüberlieferung[1] in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts von Herzog Tassilo von Bayern, dem letzten Agilolfinger, gegründet, gehört also zu den ältesten noch bestehenden Frauenklöstern im deutschen Sprach- und Kulturraum.

Abgesehen von der Gründung des Klosters an sich, spricht die Überlieferung des Klosters immer davon, daß die heute stehende Klosterkirche, das Münster Frauenchiemsee, wenigstens im Kern noch auf den ersten Kirchenbau aus der Zeit Herzog Tassilos zurückgeht. Dieser soll nach der Tradition am 1. September 782 vom hl. Bischof Virgil von Salzburg zu Ehren der Gottesmutter geweiht worden sein[2]. Die Klosterüberlieferung berichtet des weiteren, daß die selige Äbtissin Irmengard († 866), eine Tochter König Ludwigs des Deutschen, bei ihrem Regierungsantritt das Kloster in verfallenem Zustand angetroffen und es samt der Klosterkirche großzügig erneuert und erweitert habe[3]. In den Ungarnstürmen der 1. Hälfte des 10. Jahrhun-

[1] Zur Bewertung der Klosterüberlieferung in der gegenwärtigen Forschung siehe oben, H. Atsma.

[2] Diese Überlieferung (s. z. B. Anm. 9) wurde bisher nicht ernstlich bezweifelt. Daß der hl. Bischof Virgil von Salzburg am 1. September 782 die „basilica" eines Klosters im Chiemsee geweiht hat, ist durch eine zuverlässige Quelle bezeugt (Ernst Klebel, Eine neuaufgefundene Salzburger Geschichtsquelle, in „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", Band 61, Salzburg 1921, S. 35). Nun besteht aber die Überlieferung dieser Kirchweihe 782 nicht bloß im Kloster Frauenchiemsee, sondern läßt sich ebenso in dem 1803 säkularisierten Stift Herrenchiemsee nachweisen. Nachdem der Originaltext (vgl. oben) das Wort „basilica" in der Einzahl enthält, muß gefolgert werden, daß Virgil am 1. September 782 nur eine der beiden im 8. Jahrhundert entstandenen Klosterkirchen im Chiemsee konsekriert hat. Die Frage, welche der beiden, ist auf Grund verschiedener Umstände zugunsten von Herrenchiemsee zu beantworten, war ja auch der Erbauer des Salvatormünsters auf Herrenchiemsee, der Abtbischof Dobdacrech, ein Landsmann und Freund des hl. Virgil. Zwar hat das Kloster Frauenchiemsee sein Kirchweihfest am Feste Mariä Geburt, am 8. September – also der Oktav der angeblichen Kirchweihe am 1. September – begangen, – doch kann dieser Umstand allein nicht als Beweis für eine Weihe des Münsters Frauenchiemsee am 1. September 782 gewertet werden, denn das Fest Mariä Geburt ist zugleich das alte Patrozinium des Münsters Frauenchiemsee und bei sehr alten Kirchen scheinen Patrozinium und Kirchweihfest zusammenzufallen. Wir müssen also vermuten, daß die Frauenchiemseer Überlieferung von der Weihe des Münsters am 1. September 782 auf einer schon früh eingetretenen Verwechslung mit der Weihe des Salvatormünsters Herrenchiemsee beruht. Begünstigt wurde diese Verwechslung bzw. „Übertragung" durch verschiedene Momente, nämlich den gleichen Namen des Klosters (eine nominelle Unterscheidung zwischen dem Männerkloster und dem Frauenkloster – „Pfaffenwörth" und „Nonnenwörth" – läßt sich erst im 13. Jahrhundert nachweisen), durch die Identität des Stifters beider Klöster und durch den Bruch der Entwicklung und Tradition des Männerklosters auf Herrenchiemsee infolge einer langen Verfallsperiode (10.–12. Jahrhundert) und des Wechsels des Ordens wie des Patroziniums und des Kirchweihfestes der Klosterkirche (seit der Neuweihe 1131 St. Sixtus und Sebastian). Wir müssen also bei unseren Überlegungen das traditionell überlieferte Weihedatum des Münsters Frauenchiemsee als geschichtlich nicht erwiesen außer Acht lassen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die erste Kirche des Frauenstifts im Chiemsee nicht ebenfalls um etwa dieselbe Zeit durch den hl. Virgil konsekriert worden sein kann.

derts seien dann Kloster und Kirche von den Ungarn verwüstet und hernach langsam wiederhergestellt worden.

Authentische Dokumente zur Baugeschichte des Münsters sind aber weder aus dieser Frühzeit noch aus den folgenden Jahrhunderten des Hoch- und des beginnenden Spätmittelalters auf uns gekommen, weder irgendwie geartete archivalische Notizen noch sonstige Aufzeichnungen oder Anhaltspunkte. Erst aus dem 13. und dem frühen 14. Jahrhundert liegt eine Reihe von Ablaßurkunden vor, von denen wenigstens einige erkennen oder vermuten lassen, daß die Ablässe im Zusammenhang mit geplanten Baumaßnahmen erteilt wurden[4]. Einer Auswertung dieser Urkunden zur Klärung der Baugeschichte des Münsters steht allerdings entgegen, daß sie

[3] Diese Klosterüberlieferung wurde bisher von der Forschung über Frauenchiemsee nicht beachtet. Ihre Kenntnis verdankt der Verfasser der kürzlich verstorbenen Klosterarchivarin, M. Edelburga Riedlinger O.S.B.

[4] Aus dem 13. und 14. Jahrhundert liegen folgende, für Frauenchiemsee erteilte Ablaßurkunden und verwandte Dokumente vor:

1. Erzbischof Eberhard (II.) von Salzburg (1200–1246) erteilt, „cum igitur conventus in Nunnenwerde apud Chymse pro reparacione claustri sui et monasterij, que ruinam ex vetustate nimia paciuntur, vestris et aliorum Christi fidelium subsidiis indigeat adiuvari, ... omnibus, qui de bonis ad reparacionem dicti claustri et monasterii fuerint elargiti", 20 Tage Ablaß. Undatierte Perg.-Urk. (HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 7). Nach den Regesten des HStAM. „ca. 1244".

2. Bischof Heinrich von Chiemsee erteilt allen, „qui ad ecclesiam ipsam (Frauenchiemsee) in die dedicacionis ipsius annuatim causa devocionis accesserint", unter den gewöhnlichen Bedingungen 40 Tage Ablaß. Gegeben „2. Idus Julii pontificatus nostri anno primo" (ohne Jahreszahl). Abschrift im „Grünen Kopialbuch" des Klosters Frauenchiemsee (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 92, Nr. 72). – Da aus dem Urkundentext nicht hervorgeht, ob es sich bei dem Aussteller um Bischof Heinrich I. (1252–1266) oder Heinrich II. (1266 bis 1274) handelt, läßt sich die Urkunde nicht sicher datieren (entweder 1252 oder 1266). – Ablaßverleihungen für Kirchweihfeste hängen sehr oft mit Neuweihen zusammen. Da außerdem die Bischöfe von Chiemsee die Funktion von Weihbischöfen für die Erzdiözese Salzburg ausübten, kann aus dieser bisher nicht beachteten bzw. (von Geiß, a. a. O., S. 293) falsch zitierten Urkunde eine Neuweihe des Münsters im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts gefolgert, wenn auch keineswegs bewiesen werden.

3. Bischof Heinrich (II.) von Chiemsee verleiht, „cum ecclesia beate virginis Marie in Chiem(see) in tectis, luminibus et aliis defectos plurimos paciatur nec propriis sumptibus valeat reparari nisi elemosynis fidelium", unter den gewöhnlichen Bedingungen allen Wohltätern der „ecclesia" 40 Tage Ablaß. Herrenchiemsee, 17. Januar 1267. Abschrift im „Grünen Kopialbuch" des Klosters Frauenchiemsee (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 92, Nr. 73). – Bei dieser Urkunde erhebt sich die Frage, ob das Wort „ecclesia" hier im engeren Sinn als Kirche, d. h. als das Münster Frauenchiemsee zu verstehen ist oder in weiterem Sinn soviel wie das Kloster im Ganzen bedeutet (vgl. Anm. 5).

4. Verzeichnis der vom Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Freising, Passau, Brixen, Bamberg, Gurk, Seckau, Chiemsee und Basel „omnibus benefactoribus ecclesie Chyemensis S. Marie in Nunnenwerde" erteilten Ablässe. Diese Ablässe werden insbesondere auch „elemosinas offerentibus ad reedificationem iam dicti monasterii tam vivis quam defunctis" zugewendet. Undatierte Perg.-Urk. (HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 27). Nach den Regesten des HStAM. „um 1300". – Hier ist das Wort „ecclesia" zweifellos im weiteren Sinn aufzufassen (vgl. Ziffer 3). Wichtig ist der Passus „ad reaedificationem monasterii" d. h. zur Wiederherstellung des „Monasterium". (Zur Bedeutung des Wortes „Monasterium" vgl. Anm. 5.)

5. Bischof Albert von Chiemsee erteilt allen, welche an den Marienfesten das „monasterium sancte Marie in Chiem(see)" besuchen und die gewöhnlichen Bedingungen erfüllen, 40 Tage Ablaß. 20. Dezember 1301. Abschrift im „Grünen Kopialbuch" des Klosters Frauenchiemsee (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 92, Nr. 77). – Baugeschichtlich bedeutungslos.

6. Erzbischof Friedrich von Salzburg erteilt allen, die an der Liebfrauenmesse in „Nunnwerd" einmal in der Woche teilnehmen und die gewöhnlichen Bedingungen erfüllen, 40 Tage Ablaß. 27. April 1320. Perg.-Urk. (HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 38). – Baugeschichtlich bedeutungslos.

7. Erzbischof Friedrich von Salzburg bestätigt, daß die Äbtissin Chunegundis (von Schonstätt) „ad Dei reverenciam et sancte crucis honorem novum in suo monasterio construxit altare illique dudum videlicet anno domini millesimo ccc° vicesimo nono annexit et assignavit in dotem bona et predia ...", konfirmiert die Stiftung des Beneficiums auf diesem Altar und erteilt für die Teilnahme an den Benefizialmessen auf dem Kreuzaltar unter den gewöhnlichen Bedingungen 40 Tage Ablaß. 1. August 1337. Perg.-Urk. (HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 73).

8. Erzbischof Ortolf von Salzburg verlegt auf Bitten

nichts oder kaum etwas über Art und Ausmaß eventueller baulicher Veränderungen aussagen und daß darüber hinaus auch schwer auseinandergehalten werden kann, ob sie mit Baumaßnahmen am Münster oder an den Klostergebäuden zusammenhängen[5].

Die erste quellenmäßig überlieferte Baumaßnahme am Münster Frauenchiemsee ist die für 1395 bezeugte, baugeschichtlich gesehen allerdings nebensächliche Errichtung eines neuen Turmhelms durch einen Zimmermeister Seitz aus Holland[6]. Die nächste auf uns gekommene Baunachricht betrifft bereits die letzte große Umgestaltung des Münsters, nämlich die 1468 bis 1476 durchgeführte Gotisierung mittels Einwölbung der drei Schiffe. Über diese berichtet der Klosterschreiber Peter Franckh im „Geschichtbuch" der Auftraggeberin, der Äbtissin Magdalena Auer von Winkel (1467–1494)[7]. Die wichtigsten seiner Eintragungen wurden 1900 von Georg Hager in den „Kunstdenkmalen des Königreiches Bayern"[8] im Wortlaut veröffentlicht, so daß diese letzte Bauperiode des Münsters seitdem keinerlei Raum für Spekulationen mehr bot. Daher können die Ausführungen der einzelnen Kunstwissenschaftler zu dieser Gotisierung des Münsters in vorliegendem Rahmen unberücksichtigt bleiben.

So sind wir, abgesehen von dieser Gotisierung, zur Klärung der Baugeschichte des Münsters Frauenchiemsee ausschließlich auf eine exakte Analyse des Baubestandes und auf die Stilkritik angewiesen. Nun haben die singulären Gestaltungsformen des Münsters vor allem die Stilkritik vor ein nahezu unlösbares Problem gestellt. Zudem konnte eine Bauanalyse bisher nur an Hand der offen zutage tretenden Erscheinungen des Baus versucht werden, während weiterreichende Untersuchungen des Baubestandes bis 1961 niemals unternommen wurden bzw. unternommen werden konnten. Unter Berücksichtigung dieser Umstände ist es nicht verwunderlich, daß die Wissenschaftler, die sich seit rund hundert Jahren mit dem Münster und seiner Baugeschichte auseinandersetzten, zu teilweise gänzlich verschiedenen Folgerungen und Meinungen gelangten. Die nachfolgende, im wesentlichen chronologisch aufgebaute Übersicht über die Stellungnahmen der einzelnen Kunstwissenschaftler zum Problem der Baugeschichte des Münsters Frauenchiemsee mag uns dies verdeutlichen.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat man sich mit der Baugeschichte des Münsters Frauen-

der Äbtissin Offemia und des Konvents von Frauenchiemsee das Kirchweihfest des Münsters vom Fest Mariä Geburt (8. 9.) auf den Tag des hl. Bischofs und Martyrers Leodegar (2. 10.). 6. Dezember 1344. Perg.-Urk. (HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 89).

9. Erzbischof Ortolf von Salzburg erteilt allen Gläubigen, welche das „monasterium sancte Marie in Chiemse" an bestimmten Festtagen besuchen und die gewöhnlichen Bedingungen erfüllen, 40 Tage Ablaß. 18. März 1346. Abschrift im „Grünen Kopialbuch" des Klosters Frauenchiemsee (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 92, Nr. 74). – Die Urkunde ist baugeschichtlich ohne Bedeutung.

10. Bischof Conrad von Chiemsee verleiht denselben Ablaß (gleich Ziffer 9). 19. März 1346. Perg.-Urk. (HStAM. Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 91).

11. Bischof Rudmar von Seckau verleiht denselben Ablaß (gleich Ziffer 9). 18. März 1346. Abschrift wie bei Ziffer 9, Nr. 76).

[5] In der Urkunde von ca. 1244 ist von der „reparatio claustri et monasterii" die Rede (vgl. Anm. 4, Ziffer 1), in der Urkunde von 1267 von der „ecclesia beate virginis Marie in Chiemsee" (vgl. Anm. 4, Ziffer 3) ebenso in der vorhergehenden von 1252/66 (vgl. Anm. 4, Ziffer 2). Die Worte „claustrum", „monasterium" und „ecclesia" sind im Gebrauch des Mittelalters nicht eindeutig (vgl. Sleumer, Kirchenlateinisches Wörterbuch, 2. Aufl., Limburg 1926). „Claustrum" kann hier wohl nur soviel wie Kloster, d. h. Klostergebäude bedeuten, dementsprechend muß „monasterium" mit Münster, d. h. Klosterkirche übersetzt werden. Zur Bedeutung des Wortes „ecclesia" vgl. Anm. 4, Ziffer 3 und 4.

[6] Relation der Äbtissin Elsbet Torer von Eurasburg aus dem Jahre 1395 im „Gelben Kopialbuch" des Klosters Frauenchiemsee, das von dem Klosterschreiber Johannes Veldner um 1400 angelegt wurde (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 91, fol. 124).

[7] Geschichtbuch der Äbtissinnen Magdalena Auer von Winkel und Ursula Pfäffinger, geschrieben vom Klosterschreiber Peter Franckh, enthaltend die Ereignisse der Jahre 1468–1519 (HStAM., K. L. Frauenchiemsee Nr. 88, fol. 14′ – 16′, 18 – 18′, 21 – 22′).

[8] Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern, Regierungsbezirk Oberbayern, Band II, München 1900 bzw. 1902, S. 1756–1758.

chiemsee nicht befaßt. Eine stilkritische Untersuchung lag sowohl außerhalb der Interessenrichtung der Zeit wie auch außerhalb wissenschaftlicher Voraussetzungen und technischer Möglichkeiten. Bis dahin hatte, soweit wir sehen, die oben wiedergegebene Klostertradition unbestrittene Geltung[9].

Die erste, auf Quellenstudium beruhende Arbeit über die Geschichte des Klosters Frauenchiemsee ist das 1850 erschienene Werk von Ernest Geiß „Geschichte des Benedictiner-Nonnenklosters Frauenchiemsee“[10]. Geiß geht zwar mit keinem Wort unmittelbar auf die ältere Baugeschichte des Münsters ein[11], dennoch hatte sein Werk entscheidende Bedeutung für die kunstgeschichtliche Beurteilung des Münsters in den folgenden Jahrzehnten und darf daher in unserem Rahmen nicht übergangen werden. Geiß schuf mit dieser Chronik das ein Jahrhundert fast unbestritten geltende Bild von der Geschichte des Klosters während der „quellenlosen“ Zeit des Frühmittelalters, insbesondere die Vorstellung von der Bedeutungslosigkeit des Klosters bis etwa 1200. Er legte also die historische Grundlage dafür, daß man im Münster so lange nur einen volkstümlich-primitiven, stilistisch zurückgebliebenen Bau verhältnismäßig später Zeit sehen wollte. Auch durch die Erstveröffentlichung der Mehrzahl der bereits oben erwähnten Ablaßurkunden des 13. und 14. Jahrhunderts hatte Geiß maßgeblichen Einfluß auf die Bauanalyse des Münsters. Nicht verschwiegen werden darf allerdings, daß Geiß – wie der Vergleich der Regesten in seiner Klostergeschichte mit den Originaltexten zeigt – sehr flüchtig gearbeitet hat, indem er wichtige Textformulierungen verkürzte oder wegließ, willkürlich entscheidende Adjektiva hinzusetzte und auch die Texte von Urkunden zusammenwarf[12]. So

[9] So schreibt z. B. die Äbtissin Maria Irmengard von Scharfsedt, die Erbauerin der heutigen Klostergebäude, in einer Eingabe an den kurfürstlichen Geistlichen Rat in München aus dem Jahre 1726, daß „mein gnädigst anverthrauttes Closter Frauen-Chiembsee von Thaßilone Rege Lompardiae (!) und Herzogen in Bayrn schon umb das Jahr nach Christi Geburth 780 zu Ehren der Seeligisten Muetter Gottes fundiert und das Gottshaus den 1. Septembris 782 darauf von dem heyligen Virgilio, damahligen Bischofen zu Salzburg eingeweicht worden, mithin eines der eltisten Clössster im ganzen Landt Bayrn seye“. (St AObb., Kl. L. 169/18).

[10] Ernest Geiß, Geschichte des Benedictiner-Nonnenklosters Frauenchiemsee, in „Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising“, herausgegeben von Martin von Deutinger, Band 1, München 1850, S. 269–480.

[11] Das Werk von Geiß trägt überwiegend den Charakter einer chronologisch angeordneten Regestensammlung, wobei die Regesten textlich und gedanklich nur lose miteinander verbunden sind. Dementsprechend beschränkt sich Geiß bezüglich der Baugeschichte des Münsters auf die Zitierung der wenigen einschlägigen Stellen in den Quellen.

[12] Einige typische Beispiele mögen die Berechtigung dieser Kritik zeigen:
Auf S. 293 schreibt Geiß: „Der neuangehende Bischof Heinrich II. von Chiemsee sicherte am 17. Jänner 1267 in die Marcelli den Frauen in Nonnenwörth seinen Schutz zu, und ertheilte am 14. July des nämlichen Jahres der Klosterkirche daselbst Abläße.“ Tatsächlich erteilte Bischof Heinrich II. der „ecclesia beate virginis Marie in Chiemsee“ Ablässe in die Marcelli 1267 (vgl. Anm. 4, Ziffer 3), während ein Bischof Heinrich von Chiemsee – ob Heinrich I. oder II.? – unterm 14. Juli „pontificatus nostri anno primo“ der Äbtissin und dem Konvent eine Urkunde ausstellte, mit welcher er einen vierzigtägigen Ablaß für das Kirchweihfest erteilte (vgl. Anm. 4, Ziffer 2). Auf S. 305 heißt es, daß Erzbischof Friedrich von Salzburg „das Beneficium, welches sie (= Äbtissin Kunigunde von Schonstätt) schon im im Jahre 1329 auf den von ihr in der neuen Klosterkirche neuerbauten Hl.Kreuz-Altar gestiftet hatte, bestätigte“. In der Urkunde steht aber nur, daß die Äbtissin „ad .. sancte crucis honorem novum in suo monasterio construxit altare“. Daß das Münster damals „neu“ gewesen sei, hat sich Geiß glatt aus den Fingern gesogen – oder sollte er für „suo“ „novo“ gelesen haben? Diese Fahrlässigkeit bildete eine der wesentlichsten Ausgangs- und Anhaltspunkte für spätere Bauanalysen!
In dieser Art geht es laufend weiter. Erwähnt sei hier nur noch, daß Geiß auf S. 329 behauptet: „Die Äbtissin Elsbet zu Chiemsee ließ in dem Jahre 1395 den Thurm ihrer Kloster-Kirche ganz neu erbauen. Sie übergab die Arbeit einem Meister aus Holland, Seitz genannt, der sich mit seiner Frau gerade in Wasserburg befand.“ Aus dem Originaltext der Relation der Äbtissin Elsbet Torer in dem um 1400 entstandenen „Gelben Kopialbuch“ des Klosters Frauenchiemsee (HStAM., Kl. L. Frauenchiemsee Nr. 91, fol. 124) geht aber mit aller Eindeutigkeit hervor, daß ein Sturmwind den alten Helm vom „alten Turnn“ herabriß und man deshalb „den Turnn von newen auf zimmern“

trug das Werk von Geiß bezüglich der Baugeschichte des Münsters im Endergebnis nicht eigentlich zu einer Klärung bei, sondern wurde weit mehr zur Quelle von Verwirrungen und Fehlschlüssen.

Mit dem Münsterbau als solchem setzte sich erstmals der „Vater der bayerischen Kunstgeschichtsforschung", der Freisinger Hochschulprofessor Joachim Sighart, auseinander. Er schrieb 1855[13]: „Die Kirche des Klosters auf Frauenchiemsee, einer uralten Stiftung des Herzogs Thassilo, zeigt noch ein romanisches Rundbogenportal, an dessen Sockeln gewaltige (!) Löwen ruhen. Dem Charakter des rohen Sculpturwerkes nach möchte dieses Portal aus dem 11. oder dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammen, während die Kirche einen Neubau erlitten hat (vgl. Geiß), wohl mit Benützung des alten Mauerwerks". Zwar äußert sich Sighart nicht über den Zeitpunkt dieses „Neubaues", doch läßt sein Hinweis auf die Ausführungen bei Geiß erkennen, daß er den von ihm vermuteten Neubau mit den Ablaßverleihungen im 13. und wohl noch mehr im 14. Jahrhundert in Verbindung brachte. Damit hat Sighart gewissermaßen auch von kunstgeschichtlicher Seite die Weichen für die Beurteilung des Bauwerks im Laufe der nächsten Jahrzehnte gestellt.

In einer späteren Veröffentlichung, in seiner „Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern" (1862)[13a] schreibt Sighart allerdings, daß das Münster in seiner Gesamtheit dem frühen 12. Jahrhundert entstamme, ohne für diese neue Datierung eine nähere Begründung zu geben.

Ähnlich knapp wie Sighart äußert sich Wilhelm Lübke in seiner 1884/86 erschienenen Geschichte der Architektur[14]. Lübke weist besonders auf den von Sighart noch nicht beachteten freistehenden Turm des Münsters hin, dem er sehr hohes Alter beimißt; eine Datierung ist allerdings von ihm vermieden.

Dagegen will der Chiemgauer Kunst- und Heimatforscher Max Fürst dem ganzen Münsterbau ein ähnlich hohes Alter zuschreiben[15]. Nach seinen 1883 erschienenen Ausführungen tragen die Pfeilerkapitäle im Langhaus noch die „schwerfälligen Formen des 10. Säculums" an sich. Fürst meint, die ursprüngliche Profilierung der Kapitäle sei infolge vielfacher Überputzung und Übertünchung verschwunden, die Kapitäle hätten ursprünglich wohl ähnlich wie diejenigen am Portal ausgesehen, das von Fürst ohne Bedenken in ebenso frühe Zeit gesetzt wird. Das Portal zeige in besonderem Maß „den feierlichen Hauch eines ehrwürdigen Alterthumes".

Gegenüber diesen noch oberflächlichen, mehr gefühlsmäßigen Datierungen bedeuten die 1888 erschienenen Ausführungen des bekannten Münchener Kultur- und Kunsthistorikers Berthold Riehl über das Münster Frauenchiemsee einen wesentlichen Fortschritt[16]. Riehl widmet der Kirche schon verhältnismäßig breiten Raum und geht auch auf einige Sonderprobleme des Bauwerkes ein. Wesentlich sind vor allem seine einleitenden Ausführungen. Nach ihnen zeigt die Kirche zwar „besonders alterthümlichen Charakter, der aber wohl eher auf provinzieller Unbeholfenheit als auf sehr hohes Alter zurückzuführen sein dürfte ... (Sie) scheint in einem Gusse gebaut zu sein, und wird wohl dem 12. Jahrhundert angehören." Riehl weist dann erstmals auf die eigenartige Gestaltung der Ostpartie hin und führt hierzu aus: „Wahrscheinlich

mußte, d. h. daß Meister Seitz einen neuen Turmhelm aufsetzte. Ursache für den Irrtum von Geiß war, daß er nur das wesentlich jüngere „Grüne Kopialbuch" (HStAM., Kl. L. Frauenchiemsee Nr. 92) benützte, welches zwar unter Nr. 246 eine Abschrift der Relation enthält, bei der jedoch die baugeschichtlich entscheidende Einleitung weggelassen ist.

[13] Joachim Sighart, Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiözese München-Freising (1855) 89.

[13a] Joachim Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern (1862) 159.

[14] Wilhelm Lübke, Geschichte der Architektur 1, (1884/86) 583.

[15] Max Fürst, Kunst und kunsthistorische Denkmäler und Denkmalsreste im Chiemgau (1883), 31 f.

[16] Berthold Riehl, Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern (1888) 23.

war dieser Chor[17] früher vom Langhaus getrennt und diente für die Nonnen, da die Nonnenempore, die jetzt auf das südliche Seitenschiff mündet", – mit dieser Beschreibung meint Riehl den heutigen Frauenchor im Westen der Kirche – „erst den späten Umbauten angehört". Riehl war also der Ansicht, daß der Ostteil der Kirche, Altarraum mit Umgängen und Ostempore, ursprünglich in seiner Gesamtheit den Nonnenchor darstellte, also eine Art Ostchor bildete. Hieraus kann gefolgert werden, daß Riehl offenbar an eine Westorientierung der ursprünglichen Kirche dachte. Lübke folgend vermutet auch Riehl im Turm den ältesten Teil der Kirchenanlage. Breiten Raum widmet Riehl ferner dem Münsterportal, auf dessen Zusammenhang mit lombardischen Laibungsportalen der Hochromanik er als erster hinwies.

Georg Hager, dem ersten Generalkonservator Bayerns, gebührt das Verdienst, das Münster erstmals genau untersucht und beschrieben sowie die wichtigsten archivalischen Unterlagen zur Baugeschichte im Wortlaut veröffentlicht zu haben. Seine erste Abhandlung über Frauenchiemsee, erschienen 1890 in der Zeitschrift „Bayerland"[18], wurde 1909 in Hagers „Heimatkunst, Klosterstudien, Denkmalpflege" gering überarbeitet abgedruckt[19]. Das Ergebnis der Untersuchung des Bauwerks im Rahmen der amtlichen Denkmälerinventarisation legte Hager dann in dem 1900 erschienenen Band Bezirksamt Traunstein der „Kunstdenkmale des Königreiches Bayern" nieder[20].

In seinem Aufsatz von 1890 geht Hager zunächst vom Langhaus des Münsters, von der Form der Langhauspfeiler und ihrer Halbsäulenvorlagen aus und stellt fest, daß diese Gestaltung in der Salzburger Romanik mehrmals nachzuweisen ist – Hager nennt als Beispiel St. Zeno in Bad Reichenhall und Seckau (Steiermark) –, doch hier nicht vor der Mitte des 12. Jahrhunderts auftritt, weshalb auch das Schiff des Münsters Frauenchiemsee nicht vor diesem Zeitpunkt entstanden sein könne. Zur genaueren Datierung greift er auf Geiß und dessen Geschichtsbild von einem Aufblühen des Stiftes nach 1200 zurück und folgert hieraus eine Bauzeit des Münsters in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, für welche auch die Ablaßurkunde des Erzbischofs Eberhard II. von Salzburg (um 1244) spräche[21]. Hager sieht diese Datierung auch bestätigt durch Vergleich der Pfeilergestaltung in Frauenchiemsee mit der Pfeilerform im Langhaus der Franziskanerkirche in Salzburg (erbaut Anfang des 13. Jahrhunderts, geweiht 1221), die aber, wie Hager richtig bemerkt, stilistisch fortgeschrittener wirke.

Gleich Riehl befaßt sich Hager in seinem Aufsatz ausführlich auch mit der Ostpartie des Münsters, „welche das größte Interesse beansprucht." Mit Riehl vermutet Hager, daß diese Ostpartie die ursprüngliche Nonnenempore enthalte, setzt jedoch hinzu: „Denkt man sich diese im Mittelschiff des Chores zwischen Apsis und Choraltar angebrachte Nonnenempore samt dem Gewölbe, auf dem sie aufruht, weg, so erhält man eine regelrechte dreischiffige Basilika mit einer Apsis im Mittelschiff und mit gerade geschlossenen Seitenschiffen"[22]. Die Gestaltung des Umganges, besonders die Wölbung, geht nach Hager wohl ebenfalls ins

[17] Riehl meint hiermit die ganze Ostpartie des Münsters.

[18] „Bayerland" Jahrgang 1 (1890) 196–198, 211 bis 213.

[19] Georg Hager, Heimatkunst, Klosterstudien, Denkmalpflege (1909) 3–14.

[20] Kunstdenkmale des Königreiches Bayern, Regierungsbezirk Oberbayern II, (1900 bzw. 1902) 1756 bis 1776.

[21] Hager spricht der Ablaßurkunde des Bischofs Heinrich II. von 1267 ebenso wie allen jüngeren Ablaßurkunden (vgl. Anm. 4) baugeschichtliche Bedeutung ab (a. a. O. S. 1756).

[22] Hager hat gleich allen anderen Kunstwissenschaftlern, die sich mit dem Münster Frauenchiemsee befaßten, nicht bemerkt, daß die Kirche wenigstens eine Zeit lang drei Apsiden besaß. Die vermauerten Öffnungsbögen der beiden, verhältnismäßig kleinen Nebenapsiden sind sowohl innen wie außen (Nordapsis) noch deutlich zu erkennen. Merkwürdigerweise waren die beiden Nebenapsiden etwas aus der Mittelachse der Seitenschiffe gegen das Mittelschiff zu verschoben. Sie sind spätestens beim Umbau des Münsters 1468/75 abgebrochen worden.

13. Jahrhundert zurück und steht mit lombardischer Baukunst in Verbindung; „es bedarf aber noch weiterer Untersuchung, ob der untere Theil nicht in noch frühere Zeit zurückreicht."

Diese letztere Vermutung schwächte Hager in der Beschreibung und Bauanalyse des Münsters in den „Kunstdenkmalen des Königreiches Bayern"[23] wieder ab, indem er bei der Charakteristik des Bauwerks von vorne herein feststellt: „Der Kern des Münsters stammt von einem spätromanischen Baue, wohl aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, Reste aus früherer Zeit sind nicht sichtbar."[24] Die der Beschreibung und der Analyse des Baues angefügten Feststellungen Hagers seien wegen ihrer Bedeutung hier wörtlich zitiert: „Was von dem romanischen Baue sich erhalten hat, zeigt deutlich den Zusammenhang mit dem Romanismus der Salzburger Erzdiözese, so die Pfeiler mit den Halbsäulenvorlagen, die abgestuften Arcadenbögen, die Kapitelle. Letztere haben eine so ausgesprochene Trapezform, wie wir sie im romanischen Backsteinbau Oberitaliens und in den von diesem beeinflußten Backsteinbauten des norddeutschen Tieflandes zu finden pflegen. Der italienische Einfluß verräth sich auch am Portal, wo die Löwen, welche sonst die vorgestellten Säulen zu tragen pflegen, zu Löwenköpfen zusammengeschrumpft sind. Der ganze romanische Bau ist höchst einfach, ja in den Details sogar roh; dem abgelegenen, nicht reichen Inselkloster standen eben nur untergeordnete Kräfte zur Verfügung[25]. An den Pfeilern fehlen Deckplatten, an den Säulen Halsringe; auch Basen sind nicht vorhanden ... Trotz der unbeholfenen Ausführung deutet Alles auf die spätromanische Periode. Daß damals der Bau von Grund aus neu errichtet wurde, läßt allein schon die, auch nach Abrechnung der Erhöhung des 15. Jahrhunderts, ziemlich schlanke Anlage des Mittelschiffs schließen, die dem vorgeschrittenen Romanismus eigen ist. In Übereinstimmung mit der in der Baugeschichte angezogenen Ablaßurkunde des Erzbischofs Eberhard II. darf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts als Zeit der Ausführung des Baues angenommen werden."

Da Hager nicht nur vom Außenbau und von den Formen des Innenraumes ausging, sondern anläßlich einer Reparatur der Dachung über dem nördlichen Seitenschiff Gelegenheit hatte, das Mauerwerk über dem Gewölbe dieses Seitenschiffes zu untersuchen, gelangen ihm auch einige wesentliche neue Feststellungen. Er entdeckte hier insbesondere den unter der einstigen romanischen Flachdecke des nördlichen Seitenschiffes verlaufend gemalten romanischen Mäanderfries sowie ein vermauertes Rundbogenfenster über dem Münsterportal, ferner „in der Hochwand", d. h. an der nördlichen Hochwand des Mittelschiffes, „ganz im Osten eine später vermauerte rundbogige romanische Thüröffnung, welche ehemals von dem über dem östlichen Chorumgang gelegenen Nonnenchor aus den Zutritt in den nördlichen Seitenschiffdachboden vermittelte." Hager verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß „die eigenartige Anlage der Ostpartie des Münsters und der Umstand, daß der jetzige Frauenchor[26] eine spätere Zuthat ist[27], auf den Gedanken führen könnte, daß ursprünglich nur *ein* Nonnenchor vorhanden war, nämlich im Osten, und zwar nicht nur über dem östlichen Chorumgang, sondern auch über den Chorabseiten; die Überwölbung der Letzteren würde so ihre Erklärung finden. Der Gedanke erhält indessen durch den Befund des Mauerwerks unter dem Dache der nördlichen Chorabseite wenigstens keine Bestätigung."

Bezüglich des freistehenden Glockenturmes führt Hager aus: „Schwierig ist das Alter des

[23] Vgl. Anm. 21. Hauptsächlich S. 1756, 1764 bis 1766.

[24] a. a. O. S. 1756.

[25] Hager zeigt sich mit dieser Äußerung abhängig von den Ausführungen Geiß' über die Bedeutung des Klosters Frauenchiemsee im Mittelalter. Diese Erklärung mag bei einer einfachen Landkirche befriedigen; daß aber ein zugegebenermaßen in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht unbedeutendes, noch dazu adeliges Stift sich beim Neubau seiner Kirche nur untergeordneter, provinziell zurückgebliebener Kräfte bedient haben soll, erscheint sehr wenig wahrscheinlich.

[26] Hager meint damit den heutigen Frauenchor, d. h. den Westbau des Münsters.

[27] Diese Beobachtung Hagers ist richtig, soweit sie den heutigen Aufbau betrifft.

Thurmes zu bestimmen ... Schon 1395 wird der Thurm als „alt" bezeichnet. Indessen wird er nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts angesetzt werden dürfen, da die spitzbogigen Schallöffnungen den Eindruck einer ursprünglichen Anlage machen. Die Blenden am Äußeren verrathen wieder wie die Trapezkapitelle in der Kirche Vorbilder im romanischen Backsteinbau Oberitaliens. Vielleicht waren die am Baue thätigen Maurer an Backsteintechnik gewöhnt". Hager geht bei seiner Datierung also davon aus, der Turm müsse von unten auf in einem Zuge erbaut worden sein; zu dieser Annahme kam er durch die Feststellung, daß „das Mauerwerk unten wie oben einen durchaus einheitlichen Eindruck" macht.

Hagers Bauanalyse und Datierung des Münsters als einheitlichen Bau der Spätromanik, der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, schien hinreichend begründet und behielt daher im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte im wesentlichen Allgemeingültigkeit, wenn auch in diesem Zeitraum immer wieder gewisse Bedenken laut wurden und schließlich einige Wissenschaftler sich offen gegen Hagers Datierung aussprachen, ohne allerdings damit durchdringen zu können.

Der Altmeister der deutschen Kunstgeschichtsforschung, Georg Dehio, führt in seinem „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler" über das Münster Frauenchiemsee aus[28]: „Die bestehende Kirche (ist) ein verworrener Umbau des 15. Jahrhunderts aus einem romanischen Bau. Die Bestandteile des letzteren (sind) im Eindruck höchst altertümlich, doch wohl erst Anfang des 13. Jahrhunderts ... Das Laienportal am nördlichen Seitenschiff (ist) eine ziemlich rohe spätromanische Arbeit". Zum Turm äußert Dehio: „Die sehr rohe Blendengliederung hat zu früher Datierung Anlaß gegeben; doch scheinen die spitzbogigen Schallöffnungen der ursprünglichen Anlage zuzugehören, die somit erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts sein würde". Dehio hatte offenbar auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der Baukunst des Mittelalters ein besonderes Gespür für die Altertümlichkeit des Bauwerkes, hat sich jedoch selbst nicht eingehender mit dem Münster beschäftigt und daher die Datierungen Hagers als in den Einzelheiten begründet übernommen.

Den Kunsthistorikern Hager und Dehio trat 1912 der Kirchenhistoriker Johann Doll in seinem Werk „Frauenwörth im Chiemsee" entgegen[29]. Doll weist zunächst auf das romanische Portal hin und schreibt, auch die Klosterkirche trage „noch den Stempel des Romanismus an der halbrunden Apsis, in der sich heute die Apostelkapelle hinter dem Hochaltar befindet[30]. Es sind jene Teile des alten romanischen Baues, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts infolge hohen Alters schon ruinös geworden war und zu dessen Restaurierung Erzbischof Eberhard von Salzburg durch Ausschreiben eines Ablasses aufforderte. Anscheinend war aber diese Restauration nur unbedeutend oder überhaupt nicht ins Werk gesetzt worden, denn am 17. Januar 1267 erteilt Bischof Heinrich II. von Chiemsee abermals einen Ablaß zum gleichen Zwecke ... Ein halbes Jahrhundert etwa hatte die renovierte Kirche dem Verfall getrotzt. Da, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vereinigten sich die Bischöfe von Salzburg, Freising, Passau, Brixen, Bamberg, Gurk, Seckau und Basel zur Erteilung von Ablässen für alle, welche zum *Neubau* der Klosterkirche Beiträge leisten. Jetzt erstanden jene Teile der Kirche, die heute noch den Charakter der Frühgotik an sich tragen: die beiden Seitenschiffe und der Osttrakt des Chorumgangs, auf dem die Nonnenempore ruht. Im Gegensatz zum Männerkloster, wo sich der Chor seitwärts vom Hochaltar befindet, liegt der Chor der Frauen diesem entgegengesetzt im Westen der Kirche"[31]. In einer Anmerkung zum Satz „welche zum Neubau der Kloster-

[28] Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, III, Süddeutschland (1908 u. viele unveränd. spätere Auflagen) 144 f.

[29] Johann Doll, Frauenwörth im Chiemsee, eine Studie zur Geschichte des Benediktinerordens (1912).

[30] a. a. O. 106. Was Doll mit der halbrunden Apsis meint, ist schwer verständlich. Die 1475 errichtete spätgotische Apostelkapelle ist bekanntlich ein nach außen freistehender Anbau. Sollte Doll nur den romanischen Blendbogen des Chorumganges im Auge gehabt haben?

[31] a. a. O. 106–108.

kirche Beiträge leisten" wendet sich Doll unmittelbar gegen Hager und schreibt: „Hier ist ausdrücklich von einem *Neubau* die Rede. In Kunstdenkmäler Bayerns . . . scheint diese Urkunde unbeachtet geblieben zu sein und wird deshalb die Angabe bei Geiß (1, 307) bestritten. Diese ist richtig, wenn sie auch durch die Urkunden von 1329 und 1337 (nicht 1341) nicht gestützt werden kann." Die Urkunde, welche Doll hier erstmals heranzieht[32], wurde von Hager in den „Kunstdenkmälern" tatsächlich übergangen, aber sicher nicht ohne Grund[33]. Es handelt sich um jenes in Anm. 4 unter Ziffer 4 angeführte undatierte Dokument, in welchem die von verschiedenen Bischöfen dem Kloster Frauenchiemsee erteilten Ablässe zusammengestellt sind, welche auch denjenigen Wohltätern zugewendet werden, die „ad reedificationem iam dicti monasterii" Almosen spenden. Doll übersetzt also „reaedificatio" kurzerhand und mit Entschiedenheit mit „Neuerbauung", „Neubau", worin wir ihm nicht folgen können, denn „reaedificatio" bedeutet „Wiedererbauung", d. h. „Wiederherstellung eines Gebäudes"[34]. Auch bezüglich der Datierung der Urkunde in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts irrt Doll[35]. Das Archivale wird in den Regesten der Klosterurkunden Frauenchiemsee (HStAM.) „um 1300" angesetzt und ist dem Schriftcharakter nach eher vor als nach 1300 geschrieben worden.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß Johann Dolls Versuch, die Datierung des Münsters durch Hager auf archivalischer Grundlage zu widerlegen, als ungenügend fundiert und gescheitert angesehen werden muß, wie auch seine sonstigen Bemerkungen über das Münster teilweise schwer verständlich wirken[36].

Neue Gesichtspunkte zu den „diametral auseinandergehenden" Meinungen zur Baugeschichte des Münsters brachte Hermann Graf 1918 in seinem Werk über die altbayerische Frühgotik[37]. Was Doll von Quellen ausgehend versuchte, will Graf auf stilkritischem Wege nachweisen. Graf sieht nämlich im Münster einen Bau der Frühgotik, dessen unleugbar altertümliche, romanische Züge lediglich auf provinzieller Zurückgebliebenheit beruhen, und rückt das Münster somit etwa ein halbes Jahrhundert später als Hager, in das ausgehende 13. Jahrhundert. Die eigenartige Gestaltung der Ostpartie des Münsters führt Graf auf den Einfluß zisterziensischer Baukunst zurück. Eine Beziehung Frauenchiemsees zu diesem Orden sieht Graf in der 1298 vollzogenen Konföderation der Abtei Frauenwörth mit dem Zisterzienserkloster Raitenhaslach bei Burghausen gegeben. Das Langhaus des Münsters bringt Graf dagegen mit Bauten der Frühgotik Münchens in Verbindung, und zwar hauptsächlich auf Grund der Gestaltung der Pfeiler mit Vorlagen und der Abtreppung der Rundbogen. Lediglich das Fehlen von Basen und Kapitälen zwingt nach Graf zu einer Datierung des Langhauses bereits um 1300; in den einer solch späten Bauzeit entgegenstehenden Rundbogen selbst sieht Graf grundsätzlich nur eine provinzielle Altertümlichkeit, die auf der Entlegenheit des Inselklosters von fortschrittlicheren Kunstzentren beruhe.

Zur Begründung für diese auffallende Spätdatierung greift Graf auf die späten Ablaßverleihungen für das Münster, nämlich von 1267 und aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück, wobei deutlich zu erkennen ist, daß er sich hierbei mehr auf Doll als auf Hager stützt.

Herrschte bis hierher bei den verschiedenen kunstgeschichtlichen Stellungnahmen die Tendenz vor, das Münster immer später anzusetzen, indem man ausgehend vom 12. Jahrhundert

[32] HStAM., Kl. Urk. Frauenchiemsee Nr. 27 (früher fasc. 3, so bei Doll zitiert).

[33] Die Urkunde ist schwer leserlich geschrieben; zudem überliefert sie nichts über den Zeitpunkt, in welchem die Bischöfe dem Kloster bzw. Münster die Ablässe erteilten, so daß eine baugeschichtliche Auswertung kaum möglich ist.

[34] Ein Neubau wird in der Regel anders bezeichnet, z. B. „constructio" oder „aedificatio de novo".

[35] a. a. O. 106. Doll begründet die Abweichung von der Datierung der Urkunde in den Regesten der Kl. Urk. Frauenchiemsee im HStAM. nicht.

[36] Vgl. z. B. Anm. 30.

[37] Hermann Graf, Altbayerische Frühgotik, ein Beitrag zu Bayerns Baugeschichte (1918) 102–105.

schließlich zu einer Datierung ins frühe 14. Jahrhundert gelangte – Doll und Graf bilden die Endpunkte dieser Entwicklung –, so folgte nun rasch ein gewisses Extrem in gegensätzlicher Richtung.

Franz Schwäbl brachte 1919 im Zusammenhang mit seinen Forschungen über die vorkarolingische Basilika St. Emmeram in Regensburg[38] bezüglich des Münsters Frauenchiemsee einen ganz neuen Gesichtspunkt vor. Schwäbl stellte nämlich eine auffällige Übereinstimmung der Chorpartie des Münsters Frauenchiemsee mit dem von ihm angenommenen frühmittelalterlichen Chorturm von St. Emmeram fest und führte in diesem Zusammenhang aus, daß man „für den Gründungsbau (des 8. Jahrhunderts), der in der romanischen Anlage zumindest nachlebt, .. mit Sicherheit auf eine dreiflügelige Empore und einen doppelgeschossigen Umgang" schließen dürfe, eine Vermutung, die schon früher besonders bei Riehl auftaucht. Schwäbl geht darüber noch hinaus und meint, daß der Gründungsbau „vielleicht auch eine reine Zentralanlage, ein quadratischer Turm mit allseitigem, doppelgeschossigem Umgang war", daß also die heutige Ostpartie dem Gründungsbau entspräche, während das Langhaus erst später zugefügt worden sei. Im einzelnen führt Schwäbl hierzu noch aus: „Nach dem jetzigen Befund ist jedenfalls ein turmartiger Mittelbau in Verbindung mit Emporen sehr wahrscheinlich, also eine Anlage, die dem .. Mittelturm der Basilika (nämlich St. Emmeram in Regensburg), näher noch der Peterskirche in Werden verwandt ist. Auch in Frauenchiemsee stoßen wir somit auf Merkmale solch eigenartiger Bauweise, wie wir sie als Kennzeichen jener Familie der Frühzeit kennengelernt haben. Nachdem Frauenchiemsee auch urkundlich so weit zurückreicht, braucht also auch hier nicht an späte Nachahmung gedacht zu werden." Schwäbl war damit also der erste Wissenschaftler, der sich indirekt für eine Bestätigung der alten Klostertradition aussprach mit seiner Vermutung, der Kern des heutigen Münsterbaus, zumindest die Grundanlage der Ostpartie, gehe in die Gründungszeit des Klosters, ins späte 8. Jahrhundert zurück. Da aber Schwäbls Rekonstruktion der frühmittelalterlichen Basilika St. Emmeram sehr umstritten blieb und schließlich durch die Bauuntersuchungen der letzten Zeit widerlegt wurde, fand auch seine Hypothese bezüglich des hohen Alters und der ursprünglichen Gestalt des Münsters Frauenchiemsee keinen späteren Befürworter.

Die Innenrestaurierung des Münsters Frauenchiemsee im Jahre 1928 führte zu einer entscheidenden Wende in der kunstgeschichtlichen Beurteilung des Bauwerks. Im Zuge dieser Restaurierung wurden nämlich an den drei Bögen, welche das Chorquadrat mit dem umlaufenden Umgang verbinden, bedeutsame romanische Wandmalereien aufgedeckt, bei denen es sich unbestritten um Hauptwerke der Salzburger Monumentalmalerei aus der Mitte des 12. Jahrhunderts handelt. Das Vorhandensein von Fresken aus dieser Zeit bewies, daß die bisherige Datierung des Münsters ins 13. Jahrhundert unhaltbar war und der Bau tatsächlich höheres Alter besitzen und zumindest aus dem 12. Jahrhundert stammen müsse.

Georg Hager selbst zog aus dieser Erkenntnis sofort die Konsequenzen und schrieb 1929 in einem Aufsatz über das Münster[39]: „Nicht mehr in die Gründungsperiode des Klosters, aber doch in die Zeit des romanischen Stils, in das 12. Jahrhundert, reicht der Kern des Baus zurück."

Dagegen behielt Michael Hartig, seiner konservativen Einstellung gemäß, in zwei Aufsätzen

[38] Franz Schwäbl, Die vorkarolingische Basilika St. Emmeram in Regensburg (1919) 28.

[39] Georg Hager, Künstlerische Charakteristik des Münsters (Frauenchiemsee), in: „Deutsche Illustrierte Rundschau", München, Jahrgang 1929 Nr. 4 (Sondernummer Frauenwörth im Chiemsee und seine Umgebung, herausgegeben von P. Laurentius Steger O.S.B.) 25–29.

[40] Michael Hartig, Die Einrichtung der Abteikirche in Frauenchiemsee, in: „Deutsche Illustrierte Rundschau", München, Jahrgang 1929 Nr. 4 (vgl. Anm. 39) 29–33.

[41] Michael Hartig, Die Kunst der beiden Inselklöster Seeon und Frauenchiemsee, in „Heimatbilder aus dem Chiemgau" (Zeitschrift des Historischen Vereins Traunstein), 1932 Nr. 68, 540–552.

von 1929[40] und 1932[41] die bisherige Datierung des Münsters in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zunächst bei. Hierzu setzt er im ersten, 1929 erschienenen Aufsatz über die Einrichtung des Münsters Frauenchiemsee die aufgedeckten romanischen Wandmalereien kurzerhand ebenfalls ins frühe 13. Jahrhundert, was stilistisch kaum möglich ist. Ähnlich schwer verständlich erscheint, wenn Hartig von einem ebenfalls 1928 aufgedeckten Fresko am Gewölbe des nördlichen Chorumganges, das er ins späte 14. Jahrhundert setzt, eine gleichzeitige, ebenso späte Entstehung der Gewölbe des Chorumgangs folgert[42]. In seinem späteren Aufsatz, einem abgedruckten Vortrag über die Kunst der Klöster Seeon und Frauenchiemsee[42a], führt Hartig zum Münsterbau aus: „Das Innere mit seinem geheimnisvollen Licht bietet schon im Grundriß manche Schwierigkeit. Den Hauptkern bildete wohl der heutige Altarraum, früher Herrenchor genannt, ein schon ursprünglich überwölbtes Quadrat[43], das unwillkürlich an eine Vierung denken läßt. Die Apsis lag an Stelle der Apostelkapelle. Sonst war die Kirche flach gedeckt und mit ornamentalen Malereien versehen. Den romanischen Aufbau können wir noch deutlich sehen, den Pfeilern waren Halbsäulen vorgelegt mit recht einfachen, trapezförmigen Kapitellen. Diese sagen uns, woher die Baukunst auf die Insel gekommen, nicht von Hirsau wie in Seeon, sondern über Salzburg von Oberitalien. Der Ablaßbrief von ca. 1230 hängt mit dem Baue zusammen, er ist eines der spätromanischen Werke."

Dieser Versuch einer Aufrechterhaltung der bisherigen Datierung des Münsterbaus konnte begreiflicherweise nicht überzeugen. Das Vorhandensein der Fresken des 12. Jahrhunderts zwang zur Aufgabe traditioneller Vorstellungen, zu neuen Überlegungen. Dementsprechend ist im Bericht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege über die Münsterrenovierung 1928/29 in der Zeitschrift „Bayerischer Heimatschutz" (1930)[44] noch sehr vorsichtig ausgeführt: „Als historisch Gewordenes stellt uns die Kirche vor ungelöste Probleme. Ihre älteste Baugeschichte ist noch kaum geklärt ... Welcher Zeit der Bau nach Grund- und Aufriß ... angehört, ist schwer zu entscheiden. Bautätigkeit ist in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeugt. Die Anlage als solche ist aber sicher älter; darauf deutet die vielleicht doch nicht nur auf bäuerischer Primitivität beruhende schwere Massigkeit der Formen, darauf deuten auch die neuaufgedeckten Fresken ... Dagegen erweist sich das Säulenportal .. ohne weiteres als spätromanisch." Was hier gewissermaßen noch zwischen den Zeilen steht, spricht Oskar Doering in seinem gleichzeitig erschienenen Aufsatz „Von der Münsterkirche zu Frauenchiemsee"[45] offen aus: „Als Entstehungszeit dieser (Langhaus-)Arkaden kann meines Erachtens nicht erst das 12. oder 13. Jahrhundert angenommen werden. Ihre Primitivität ... offenbart sie als Produkte vielleicht schon des 11. Jahrhunderts. Der gleichen Zeit gehört .. das Tympanon des Kirchenportales an." Doering hat also als erster auch den großen Stilunterschied zwischen dem eindeutig spätromanischen Portalgewände und dem so erstaunlich altertümlich wirkenden Tympanon gesehen.

Bernhard Hermann Röttger gebührt das Verdienst, diese zunächst noch vage, mehr gefühlsmäßige Neudatierung durch eine theoretische Analyse des romanischen Kernbaues wissenschaftlich begründet und präzisiert zu haben. In seinem 1931 erschienenen Aufsatz „Zur Bauanalyse des Münsters Frauenchiemsee"[46] stellt Röttger zunächst einschränkend und abgrenzend fest,

[42] Die Formen der Chorumgangsgewölbe schließen eine Entstehung erst im späten 14. Jahrhundert – einer Zeit, in der sich selbst bei drittrangigen Bauwerken schon der Übergang zur Spätgotik anbahnt – völlig aus.

[42a] Vgl. Anm. 41.

[43] Was Hartig zu der Annahme bewog, der quadratische Altarraum sei ursprünglich überwölbt gewesen, bleibt unerfindlich. Gegen eine solche Annahme spricht allein schon die von unten auf sehr geringe Stärke der Hochschiffsmauern.

[44] „Bayerischer Heimatschutz" 26, 1930, 139–144.

[45] Oskar Doering, Von der Münsterkirche Frauenchiemsee, in: Die Denkmalpflege (1930) 70 ff.

[46] Bernhard Hermann Röttger, Zur Bauanalyse des Münsters Frauenchiemsee, in: Münchener Jahrbuch für bildende Kunst, N. F. VIII, 1931, 87–98.

nachdem 1928 die Gelegenheit zu einer gründlichen Bauuntersuchung nicht wahrgenommen wurde, könne er nur von den offen zutage tretenden Erscheinungen des Baus ausgehen und wolle daher lediglich durch theoretische Erörterungen den Boden auflockern für eine künftige praktische Bauuntersuchung; es handle sich also gleichsam nur um eine notwendige Vorarbeit, die noch keine gesicherten Ergebnisse bringen könne.

Röttger stellt – zunächst nur hypothetisch – drei Bauperioden am Münster fest und zwar:

1. Periode Ottonische Zeit, 10.–11. Jahrhundert: Neubau des Münsters (Kernbau der heutigen Kirche).

2. Periode um 1150: Umgestaltung der Ostpartie, Ausbau als Chorquadrat mit umlaufendem Umgang und Einbau der Ostempore über dem östlichen Umgang.

3. Periode im 13. Jahrhundert: Verstärkung der Langhausarkaden, Schaffung der heutigen Form des Münsterportals.

In einer gründlichen und methodisch exakten Untersuchung geht Röttger daran, diese Hypothese zu erhärten und zu beweisen, und zwar in erster Linie durch Anwendung der Werkmaß-Methode. Als wesentlichste Erkenntnis stellt er zunächst fest, daß die heutige Gestaltung des Chors nach einem straffen, rechtwinkeligen Maßsystem grundsätzlich von der unregelmäßigen Gestaltung des Langhauses abweicht und zudem der Chor auch etwas aus dem Achsensystem des Langhauses gerückt ist. Diese Beobachtung weist nach Röttger darauf hin, daß diese heutige Gestaltung der Ostpartie jünger sein muß als die Gesamtanlage (Langhaus) und nur der hochromanischen Periode angehören könne. Im Schiff fallen als Besonderheit die gestuften Arkaden mit den den Pfeilern vorgelegten Halbsäulen auf, eine Gestaltung, die – wie schon Hager feststellte – in ihrer heutigen Form erst nach 1200 möglich ist. Nachdem aber das Schiff offensichtlich höheres Alter als die hochromanische Chorgestaltung besitzt, so folgert Röttger, müssen die Halbsäulen – grobe Kopien oberitalienischer Bildungen – mitsamt dem abgestuften Bogenlauf erst nachträglich, nämlich um 1240, als Pfeilerverstärkung zugefügt worden sein. Denkt man sich diese später zugesetzten Vorlagen weg, so ergibt sich als „Urform" ein querrechteckiger Pfeilerkern, eine Gestaltung, die zwar merkwürdig scheint, aber ebenso wie die weite Bogenstellung schon in früher Zeit vorkommt, nämlich an der ottonischen Johanneskirche in Mainz.

Röttger rekonstruiert demnach den ersten Münsterbau aus ottonischer Zeit als querschifflose dreischiffige Pfeilerbasilika von sieben Jochen und mit langen Mauerzungen an der Ostwand[47], einer Mittelapsis und gerade geschlossenen Seitenschiffen[48]. Wie Röttger feststellt und im Einzelnen nachweist, besitzt der Grundriß dieses rekonstruierten ottonischen Münsters eine große Ähnlichkeit mit dem ottonischen Dom in Regensburg, dem ottonischen Dom in Augsburg und der ottonischen Stiftskirche Obermünster in Regensburg. Insbesondere der alte Dom von Regensburg zeigt, wie Röttger betont, eine auffällige Übereinstimmung der Maßverhältnisse mit Frauenchiemsee, so die genau gleichen Grundrißproportionen in Länge und Breite sowie dieselben Verhältnisse der Schiffe zueinander; lediglich die Arkadenweite ist in Frauenchiemsee relativ größer. Schwierigkeiten bereitet in diesem Zusammenhang nur die querrechteckige Pfeilerform in Frauenchiemsee. Röttger hält es für möglich, daß die Pfeiler in Frauenchiemsee – gleich den ausgeführten des Regensburger Domes – ursprünglich quadratisch geplant waren, der

[47] Setzt man die Reihe der Langhausarkaden im Ostteil des Münsters (jetziger Altarraum und rückwärtiger Chorumgang) fort, ergeben sich drei weitere Joche. Das östlichste Joch schließt jedoch nicht unmittelbar an die Ostmauer des Münsters an, sondern es bleibt als „Zwischenstück" noch eine Mauerzunge von etwa halber Jochlänge. Vgl. die Rekonstruktionsskizze Röttgers auf S. 92.

[48] Auch Röttger sah nicht, daß die Seitenschiffe einst in Nebenapsiden endigten, vgl. Anm. 22. Diese Feststellung ist allerdings baugeschichtlich insofern einzuschränken, als es sich bei diesen Nebenapsiden um später zugefügte Ausbauten handeln kann, die erst dem 12. oder 13. Jahrhundert angehören.

Baumeister von Frauenwörth jedoch die Hochschiffsmauern gegenüber dem Plan verstärkt ausführte, wodurch sich die querrechteckige Pfeilerform ergab. In diese Richtung weist nach Röttger auch die auffallend unterschiedliche Mauerstärke (Nordmauer 75 cm, Südmauer 84 cm); die schwächere Nordmauer sei zuerst, die stärkere Südmauer hernach – unter nochmaliger Verstärkung – aufgeführt worden. Der Baumeister habe also offenbar angesichts seiner kühnen Planung Bedenken bekommen und den ursprünglichen Plan während der Bauausführung zweimal im Sinne größerer statischer Sicherheit verändert. Röttger zieht zum Vergleich eine nach seiner Ansicht ähnlich zu erklärende Besonderheit der Stiftskirche Obermünster in Regensburg heran, deren nördliche Hochschiffswand fünf weite, die südliche aber sechs engere Arkaden aufwies, und meint, dieser Asymmetrie liege derselbe Vorgang, nämlich eine Planänderung infolge statischer Bedenken zugrunde.

Alle diese Feststellungen und Erwägungen sprechen nach Röttger dafür, daß im heutigen Münster Frauenchiemsee noch wesentliche Teile einer ottonischen Basilika des 10./11. Jahrhunderts erhalten sind, die künstlerisch von Regensburg abhängig ist. Bezüglich der genaueren Datierung dieses Bauwerkes zieht Röttger das einst im Sarkophag der seligen Äbtissin Irmengard befindliche Bleitäfelchen des Abtes Gerhard von Seeon (um 1004) heran, dessen Vorhandensein eine Öffnung des Grabes der Seligen zu Beginn des 11. Jahrhunderts beweist. Die Grabeseröffnung ihrerseits ist nach Röttger wohl im Zuge von Baumaßnahmen am Münster erfolgt, womit der Neubau des ottonischen Münsters zeitlich verhältnismäßig genau festzulegen ist.

Bezüglich des freistehenden Münsterturmes äußert Röttger nur sehr vorsichtig die Vermutung, die „erste Anlage", also der Baukern, sei gleichzeitig mit dem ottonischen Münster errichtet worden.

Die Ergebnisse und Folgerungen dieser verdienstvollen, methodisch exakten Untersuchung Röttgers wirkten im Rahmen der gegebenen Voraussetzungen überzeugend und wurden von der Kunstwissenschaft als die bisher beste und gründlichste Bauanalyse anerkannt. So schreibt Ernst Gall in seiner 1952 erschienenen Neubearbeitung des Dehioschen Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler[49] über Frauenchiemsee: „Im 11. Jahrhundert Bau einer dreischiffigen Basilika mit einer Ostapsis, wohl in Anlehnung an den Regensburger Dom. Dieser Bau war so breit wie die heutige Kirche; erste Anlage des freistehenden Glockenturmes. Um 1150 Veränderung des Langhauses" – Gall meint damit offensichtlich die von Röttger ins 13. Jahrhundert gesetzte Pfeilerverstärkung –, „Umbau des östlichen Altarraumes mit rechtwinklig gebrochenem Umgang und Ostempore sowie Anlage des Laienportals an der Nordseite". Bezüglich des Turmes – mit dem sich Röttger kaum auseinandersetzte – führt Gall aus: „Die sehr rohe Blendengliederung hat zu früher Datierung Anlaß gegeben; der Oberbau (stammt) erst (von) 1395." Letztere Angabe ist allerdings wohl sicher irrig[50].

Ähnlich äußern sich noch 1957 Alexander von Reitzenstein und Herbert Brunner in Reclams Kunstführer „Bayern"[51]. Hier wird in der Einführung zunächst auf das – zweifelhafte[52] – Weihedatum 782 hingewiesen und ohne Angabe von Gründen hinzugefügt, alle Spuren der Frühzeit seien durch die Ungarnstürme verwischt worden. „Das 10. Jahrhundert zeitigte den ersten nachweisbaren Münsterbau, (eine) dreischiffige flachgedeckte Basilika mit östlichem

[49] Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, neu bearbeitet von Ernst Gall, Oberbayern (1952) 420–422.

[50] Gall glaubte offenbar, der Oberteil des Turmes sei erst anläßlich der Aufzimmerung eines neuen Turmhelms 1395 (vgl. Anm. 12) aufgestockt worden. Der Wortlaut der Relation der Äbtissin Elsbet Torer im „Gelben Kopialbuch" (HStAM., Kl. L. Frauenchiemsee, Nr. 91, fol. 124) spricht eindeutig gegen diese Annahme, es ist nämlich nur von Zimmerarbeit die Rede.

[51] Reclams Kunstführer, Baudenkmäler, Band 1, Bayern, bearbeitet von Alexander von Reitzenstein und Herbert Brunner (1957) 206–207.

[52] Vgl. hierzu Anm. 2.

Apsisrund. Damit war der heutige Umfang vorgezeichnet." (Hier wird der ottonische Bau also etwas früher, nämlich ins 10. Jahrhundert gesetzt.) „Um 1000 dürfte die erste Anlage des freistehenden Glockenturmes erfolgt sein. Mitte des 12. Jahrhunderts geschah der Einbau eines östlichen Nonnenchors" – damit ist die Umgestaltung der Ostpartie gemeint –, das „älteste Beispiel eines Chorumganges im Alpenraum, ... der einige Veränderungen im Langhaus nach sich zog[53]. Im 13. Jahrhundert wurden die Arkadenpfeiler verstärkt, das nach Norden gerichtete Laienportal entstand".

Mit der Datierung des Münsterbaus ins 10. bzw. beginnende 11. Jahrhundert war die Kunstwissenschaft der alten Klostertradition, nach welcher zumindest die Anlage, der Kern des Münsters noch vom Gründungsbau des späten 8. Jahrhunderts stammt, sehr viel näher gekommen. So versuchte die jüngst verstorbene Archivarin der Abtei Frauenwörth, M. Edelburga Riedlinger OSB., in dem 1932 erschienenen Führer durch das Münster Frauenwörth[54] eine Synthese zwischen der Überlieferung und den Ergebnissen kunstwissenschaftlicher Forschung und schrieb: „Die Klosterkirche war ursprünglich eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit flacher Holzdecke. Das von Herzog Tassilo III. erbaute und am 1. September 782 geweihte Gotteshaus wurde 907 von den Ungarn zerstört. Wahrscheinlich hat sich das Mauerwerk erhalten; auch die Überreste der seligen Irmengard, die damals schon über 40 Jahre in der Kirche bestattet lagen, sind unversehrt auf uns gekommen. Bald nach dem Ungarneinfall wurde Kloster und Kirche wieder instandgesetzt. Aus der romanischen Frühperiode des Münsters sind erhalten geblieben das Portal mit der Vorhalle, die Gewölbe im nordöstlichen und östlichen Chorumgang sowie die Rundbogen zu beiden Seiten und hinter dem Presbyterium. Bei der Kirchenrestauration 1928 wurden in den romanischen Bogenfriesen unter mehrfach übereinanderliegenden Tünchen Fresken aus dem 11. (!) und 12. Jahrhundert entdeckt. Im 13. Jahrhundert war das Münster baufällig. Die Restauration wurde unter Äbtissin Agnes ins Werk gesetzt."

Ähnlich ist auch in dem neueren, vom Inselvikar Dr. Erich Kellner um 1955 verfaßten Kirchenführer „Frauenwörth"[55] ausgeführt: „Das Münster ist als dreischiffige Pfeilerbasilika erbaut. Der Bayernherzog Tassilo III. hat sie gestiftet, der Erzbischof von Salzburg, der hl. Virgilius, am 1. September 782 eingeweiht ... Im Jahre 907 fiel das Münster der Brandfackel der Ungarn zum Opfer. Das Dachgestühl, die Flachdecke, überhaupt die ‚alte' Basilika wurde ein Raub der Flammen. Die Grundmauern blieben erhalten. Um die Jahrhundertwende" – also um 1000 – „erhob sich aus den rauchgeschwärzten Trümmern eine ‚neue' Basilika – aber in dem reicheren Gewand der inzwischen zu freier Höhe gelangten Romanik." Interessant sind die Ausführungen Kellners über den Turm. Er sieht in ihm wegen seines gewaltigen Mauerwerks und der allseitigen runden Spähllöcher einen ursprünglichen Wehrbau, der bei Kriegsgefahr den Bewohnern der Insel zum sicheren „Bergfried" wurde – eine nach unserer Auffassung richtige Erkenntnis.

Nach diesen beiden Kirchenführern wäre also die frühmittelalterliche Klosterkirche in den Ungarnstürmen nur niedergebrannt, jedoch nicht eigentlich zerstört worden, eine angesichts der Kriegführung der Ungarn zweifellos naheliegende Annahme, und mußte es sich infolgedessen bei dem von Röttger erschlossenen Münsterbau der ottonischen Zeit nicht um einen vollständigen Neubau handeln. Selbstverständlich konnte es nicht Aufgabe und Zweck der populären Kirchenführer sein, sich mit diesem neu auftauchenden Problem wissenschaftlich auseinanderzusetzen.

[53] Welche Veränderungen damit gemeint sein sollen, wird nicht ausgeführt.

[54] Das altehrwürdige Münster zu Frauenwörth im Chiemsee, ein Führer in Wort und Bild, Frauenchiemsee, o. J. (1932).

[55] Erich Kellner, Die Münsterkirche zu Frauenwörth im Chiemsee, Frauenchiemsee, o. J. (um 1955/56).

Anscheinend vom ersten der beiden vorgenannten Kirchenführer ausgehend, rückte Michael Hartig in seinem 1935 erschienenen Werk über die oberbayerischen Stifte[56] von seiner bisherigen Datierung des Münsters ins 13. Jahrhundert ab und sprach sich dafür aus, daß wesentliche Teile des heutigen Kirchenbaus im Kern auf die Frühzeit des Klosters, in die karolingische Periode zurückgehen, ohne allerdings eine nähere Begründung zu geben und ohne sich mit den Ausführungen Röttgers irgendwie auseinanderzusetzen.

Hartig schreibt: „Von diesem Doppelkloster" – Hartig folgte Dolls nun widerlegter Theorie von einem Doppelkloster auf der Fraueninsel und meint das karolingische Münster Frauenchiemsee – „haben sich noch die Chorpartien und vielleicht auch die merkwürdig geformten Pfeiler der Klosterkirche sowie das Tympanon und einige andere Dekorationsstücke des Portals erhalten. Leider fehlen uns die sonstigen Analogien, um dieselben (zeitlich) genauer festlegen zu können."

Die Wiederherstellung des Münsters nach den Ungarnstürmen und damit die Frage eines ottonischen Kirchenbaus übergehend kommt Hartig dann auf den romanischen Umbau des Münsters zu sprechen, den er – gleich den 1928 aufgedeckten Bogenlaibungsfresken – ins späte 12. Jahrhundert setzt. Der in Frauenchiemsee festzustellende oberitalienische („longobardische") Einfluß lasse sich im Salzburger Gebiet schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts finden und zwinge daher nicht zu einer späteren Datierung des Baus. Die „Bestätigung" der Abtei für den Erzbischof von Salzburg 1201[57] könne, so meint Hartig, „den Abschluß einer durchgehenden Kirchenrestaurierung auf der Insel bedeuten". Daß die Kirche zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich „in einem sehr guten baulichen Zustand befand, können wir auch daraus schließen, daß sich damals" – nämlich 1213 – „Erzbischof Eberhard diese Kirche zunächst als Kathedrale seiner Bistumsgründung Chiemsee gedacht hatte". Der Ablaßurkunde Erzbischof Eberhards II. um 1244 (vgl. Anm. 4, Ziffer 1), von der man früher auf eine Erbauung des Münsters in der Mitte des 13. Jahrhunderts schloß, spricht Hartig dementsprechend baugeschichtliche Bedeutung ab.

Hartig fährt dann fort: „Ein bisher ganz übersehener Kirchenumbau muß im größeren Stile unter der Äbtissin Kunigunde von Schonstätt stattgefunden haben, welche vielleicht gerade deswegen vielfach auch als zweite Stifterin des Klosters bezeichnet wird[58]. 1329 erteilten 8 Bischöfe einen Ablaß für den Neubau der Klosterkirche und 1346 wird dieselbe vom Erzbischof unter Assistenz der Bischöfe von Chiemsee und Seckau eingeweiht." Unbeschadet der Wahrscheinlichkeit von Baumaßnahmen unter der Äbtissin Kunigunde von Schonstätt können wir nicht umhin, den zweiten Satz richtigzustellen. Hartig hat hier nämlich alte Ausdeutungen

[56] Michael Hartig, Die oberbayerischen Stifte, die großen Heimstätten deutscher Kirchenkunst I (1935) S. 83–89 (hpts. S. 84 f.).

[57] Hartig schreibt (a. a. O. I, 84): „Das Kloster (Frauenchiemsee) wurde dem Erzbischof Eberhard (II.) bestätigt, der wie Conrad I. ein ganz besonderer Freund der Klöster war und deshalb 1201 dem Frauenkloster Chiemsee alle nötigen Freiheiten verlieh." In der Bewertung der Urkunde vom 14. September 1201, mit welcher König Philipp von Schwaben das Reichskloster Frauenchiemsee dem Erzbischof Eberhard von Salzburg schenkte (Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch III Nr. 541), und der Urkunde von 1202 (nicht 1201), mit welcher Erzbischof Eberhard dem Kloster Frauenchiemsee die herkömmlichen Rechte und Freiheiten bestätigte (a. a. O. Nr. 551), folgt Hartig der Klostergeschichte von Doll, die ihrerseits im wesentlichen noch auf Geiß fußt (a. a. O. 284). Geiß war der Ansicht, Frauenchiemsee sei bereits seit 891 Eigenkloster des Erzbischofs von Salzburg gewesen und sieht aus dieser Meinung heraus in der Urkunde des Erzbischofs Eberhard von „1201" die „Zurückgabe der Wahlfreyheit"; durch diese „Rückgabe" von Rechten sei „das Kloster gleichsam neu gestiftet" worden und „von diesem Zeitpunkt an rasch aufgeblüht". (Vgl. unsere Ausführungen S. 26).

[58] Die Bezeichnung „zweite Stifterin" rührt bestimmt nicht von Baumaßnahmen am Münster her, sondern von den vielen Grunderwerbungen der Äbtissin für das Kloster.

und Irrtümer von Geiß und Doll übernommen und letztere sogar noch vergrößert; beide Angaben sind als unbeweisbar bzw. irrig aus der Baugeschichte auszuscheiden [59].

Die knappen Ausführungen Hartigs konnten vor allem wegen des Mangels von Begründungen die Bedeutung und die Gültigkeit der grundlegenden Untersuchung Röttgers nicht erschüttern oder entkräften. Andererseits rückte aber mit ihnen die Frage bzw. die in der Geschichte des Klosters begründete Möglichkeit des Vorhandenseins einer karolingischen Grundlage, eines karolingischen Baukerns im heutigen Münsterbau immer mehr ins Blickfeld und konnte nun von der wissenschaftlichen Forschung kaum mehr außer Betracht gelassen werden.

Einen wesentlichen Impuls zur Lösung dieser Frage brachten die Feststellungen, die dem Inselvikar Balthasar Gumpertsberger zwischen 1949 und 1954 gelangen. Er untersuchte erstmals auch den wegen der Klausurbestimmungen des Klosters der Allgemeinheit bisher unzugänglich gewesenen und infolgedessen auch von Georg Hager nicht besichtigten Dachboden des Münsters über dem Mittelschiff. Seine Beobachtungen teilte Gumpertsberger unterm 20. Dezember 1954 brieflich dem Herausgeber der „Nachrichten des Deutschen Instituts für merowingisch-karolingische Kunstforschung" in Erlangen, Dr. Herbert Paulus mit, der diesen Brief als Anhang zu dem unten behandelten Aufsatz von Siegfried Graf Pückler-Limpurg abdrucken ließ [60]. Wegen der Bedeutung der Feststellungen Gumpertsbergers auch als Ausgangspunkt und unmittelbarer Anlaß zu den ab 1960 durchgeführten Untersuchungen sei dieses Schreiben in seinen wesentlichen Teilen hier wörtlich zitiert.

Gumpertsberger führt aus: „Ich bin immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß der Bau, von einigen späteren Erweiterungen abgesehen, aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammt. Es ist da so viel in der romanischen Zeit umgebaut worden, daß man das anders kaum unterbringen kann. Auch ist nirgendwo etwas von einer Ungarnzerstörung festzustellen, sie müßte denn total gewesen sein. Was ich bisher über die Kirche gelesen habe, hat mir nicht entsprochen. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß die Kirche nur von innen, aber nicht von oben (Gewölbe) aus studiert wird ... Was findet sich nun über dem Gewölbe? Zunächst vor allem im vorderen Teil (d. h. Ostteil) die Fresken, wie sie teilweise in der Kirche freigelegt sind. Sie mögen vielleicht aus dem 12. Jahrhundert stammen. Es sind Heiligenköpfe, Ornamente und einige Buchstaben ... Im rückwärtigen Teil der Kirche sind es nur einfache Ornamente [61]. Solche sind auch über dem linken Seitenschiff [62]. Unter dieser Schicht ist nun eine ältere, die dort sichtbar wird, wo die jüngere abgebrochen ist. Aus den wenigen Farbresten konnte natürlich nichts über den Inhalt dieser Fresken entnommen werden ... Die Fresken blieben wohl bis zum großen Umbau des Nonnenchors (Verlegung nach rückwärts) und dürften aus der Erbauungszeit der Kirche stammen, weil sie direkt auf der Mauer aufliegen. Teilweise

[59] Bezüglich des von 8 Bischöfen erteilten Ablasses zum „Neubau" der Klosterkirche geht Hartig von Doll aus, vgl. S. 29. Die im Original erhaltene Ablaßurkunde (vgl. Anm. 4 Ziffer 4) ist undatiert und um 1300 entstanden. Die Jahreszahl 1329 beruht auf einem Irrtum Hartigs und zwar infolge unklarer Ausdrucksweise bei Doll. 1329 stiftete die Äbtissin Kunigunde von Schonstätt das Hl. Kreuz-Benefizium (vgl. Anm. 4 Ziffer 7). – Die Angabe einer Neuweihe des Münsters 1346 übernahm Hartig von Geiß (a. a. O. 310). Geiß schreibt aber: „Es *scheint*, daß um diese Zeit die Klosterkirche neu ausgeweiht wurde, daher die drei Ablaßbriefe für dieselbe" von 1346 (vgl. Anm. 4 Ziffer 9–11). Aus der Vermutung bei Geiß wurde bei Hartig eine feststehende Tatsache! Im übrigen kann aus den drei Ablaßurkunden von 1346 in keiner Weise eine Neuweihe gefolgert werden, wie schon Georg Hager in den Kunstdenkmalen II (1756) bemerkte, wenn natürlich die Vermutung von Geiß auch nicht als völlig abwegig zu bezeichnen ist.

[60] a. a. O. 13 (s. Anm. 65).

[61] Gumpertsberger hat damit den gotischen, wohl aus dem 14. Jahrhundert stammenden Fries über dem Gewölbe des Frauenchors, des westlichen Teils der Kirche im Auge.

[62] Es handelt sich hierbei um den bereits von Georg Hager entdeckten und in den „Kunstdenkmalen des Königreichs Bayern" beschriebenen und abgebildeten Mäanderfries unter der einstigen Flachdecke des nördlichen Seitenschiffs.

wurde diese Schicht anscheinend auch mit dem Hammer etwas aufgerauht, um der anderen mehr Festigkeit zu geben. Ein Spezialist könnte mit diesen Resten wohl etwas anfangen. Ob auch im eigentlichen Kirchenschiff sich solche Fresken unter der späteren Schicht finden, konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen. Man müßte wohl den Schutt aus den Gewölbevertiefungen entfernen, um mehr sehen zu können ... M. E. werden diese Fresken natürlich auch im ganzen Presbyterium vorhanden sein, also auch in der Kirche selbst ... Sonstige Reste wie Plastik usw. kamen nicht zum Vorschein. Teile des Portals dürften ja wohl auch aus dieser Zeit stammen[63]. Um es nochmals genau zu sagen: Über dem Gewölbe finden sich in der ganzen Kirche einschließlich Seitenschiff Fresken: im Hauptschiff und dem Seitenschiff Ornamente (wohl aus verschiedenen Zeiten), im ganzen Presbyterium einschließlich des Querganges hinter dem Altar (also auch über der sogenannten Institutskapelle[64]) reichere Ornamente und darunter Heiligenköpfe und einzelne Buchstaben einer Schrift. Unter diesen letzteren (also im Presbyterium und der Institutskapelle) befindet sich die ... ältere Schicht. Ob sie auch in anderen Teilen der Kirche (Hauptschiff usw.) vorhanden ist, konnte ich nicht feststellen."

Auf Grund dieser Beobachtungen wie auch im Hinblick auf die durch die Kirchenführer wieder ins Licht gerückte Klostertradition versuchte 1955 Siegfried Graf Pückler-Limpurg in einer Abhandlung „Das Münster Frauenchiemsee, ein karolingischer Bau"[65] den Nachweis zu erbringen, daß der Baukern des heute stehenden Münsters Frauenchiemsee nicht erst aus ottonischer Zeit stammt, sondern daß es sich um ein Bauwerk der spätkarolingischen Periode, des 9. Jahrhunderts handelt.

Zur Begründung dieser Hypothese geht Graf Pückler-Limpurg von dem bekannten St. Gallener Klosterplan[66] aus und rekonstruiert in Frauenchiemsee eine dem St. Gallener Plan entsprechende älteste Kirchenanlage. Als Ausgangspunkte dienen ihm der freistehende Turm des Münsters nordwestlich des Langhauses und der Standort der Tumba der seligen Irmengard in der Mittelachse der Kirche am Westende des Mittelschiffs vor dem mittleren Brüstungs-Stützpfeiler der Westempore, des Frauenchors. Bezüglich des Turmes – der nach Pückler der ravennatisch-venezianischen und nicht der lombardischen Tradition zuzuzählen ist – stellt Pückler fest, seine Stellung zum Kirchenschiff gleiche der des runden Nordturms zu seiten der Westapsis des St. Gallener Kirchengrundrisses, wenn auch in Frauenchiemsee ein anderes, plumperes Winkelsystem herrsche. Ein dem St. Gallener Grundriß entsprechender Südturm sei zwar in Frauenchiemsee infolge späterer Überbauung durch das Klostergebäude nicht nachzuweisen, aber dennoch „denkbar".

Aus der Lage der Irmengardtumba folgert Graf Pückler-Limpurg, wiederum auf Grund und unter Bezugnahme auf den St. Gallener Grundriß, das Langhaus des Münsters müsse wie dort mit einer Westapsis abgeschlossen gewesen sein, in deren Mitte sich das Grab der Seligen befand; die Westapsis habe in der Regel das Grab des Klostergründers enthalten (wie z. B. in Fulda). Pückler entwickelt diese Hypothese weiter und schreibt, da Irmengard aber nicht die Gründerin des Klosters gewesen sei, lasse sich aus der Lage ihres Grabes in der Westapsis des Urbaus folgern, daß sie die Erbauerin dieses Gotteshauses war, woraus sich eine Datierung dieses Bauwerks in die Jahre um 850 bis 870 ergibt. Zur weiteren Begründung seiner Datierung

[63] In erster Linie das Tympanon, vgl. oben S. 31.

[64] Bei der heutigen Institutskapelle handelt es sich um das Obergeschoß über dem östlichen Chorumgang (einschließlich des Obergeschoßes über der 1475 mutmaßlich an der Stelle einer Apsis erbauten spätgotischen Apostel- oder Irmengardkapelle). Ältere Forscher wie Riehl und Hager vermuteten, daß das Obergeschoß über dem Chorumgang ursprünglich als alleiniger Nonnenchor diente (vgl. S. 25 f.).

[65] Siegfried Graf von Pückler-Limpurg, Das Münster Frauenchiemsee, ein karolingischer Bau in: Nachrichten des Deutschen Instituts für merowingisch-karolingische Kunstforschungen 10, 1955, 1–14.

[66] Pückler-Limpurg stützt sich vor allem auf S. Boeckelmann, Die Wurzel der St. Gallener Plankirche in: Zeitschrift für Kunstwissenschaft VI 107.

verweist Pückler auf die uns bereits bekannten Beobachtungen Gumpertsbergers bezüglich der Freskenreste an den Hochschiffwänden des Münsters über dem gotischen Gewölbe. Pückler setzt die von Gumpertsberger gefundene „ältere" Malschicht ins 9. oder 10. Jahrhundert.

Andererseits konnte Pückler natürlich nicht über die von Röttger festgestellten Beziehungen zwischen dem Frauenchiemseer Münsterbau und dem ottonischen Dom von Regensburg hinweggehen. Auf Grund seiner Datierung des Münsters ins 9. Jahrhunderts kehrt er das Verhältnis Frauenchiemsee – Regensburger Dom einfach um und sagt, Frauenchiemsee müsse, da älter, das Vorbild gewesen sein, nach welchem dann später der Regensburger Dom gestaltet wurde.

Für die Zeit um 1000, nach Röttger die Erbauungszeit des Baukerns des Münsters, nimmt Pückler lediglich eine Erneuerung und einen teilweisen Umbau an. Er verweist – ein nach unserer Meinung an sich sehr richtiger Gedanke – auf die Bedeutung der damals unfern von Frauenchiemsee neu gegründeten Benediktinerabtei Seeon (Lk. Traunstein) für unser Frauenkloster; hat ja der bedeutende Seeoner Abt Gerhard um 1004 nachweislich die Öffnung des Grabes der seligen Irmengard vorgenommen. Graf Pückler schließt nun aus dem Standort der Irmengardtumba innerhalb des heutigen Langhauses (*vor* dem Westbau mit dem Frauenchor), daß in dieser Zeit, um 1000, unter dem Einfluß des Reformklosters Seeon die karolingische Westapsis abgebrochen und das Schiff um die Länge einer Arkade nach Westen (bis zum heutigen Frauenchor) verlängert worden sei, wodurch das Grab der Seligen in das Kirchenschiff einbezogen wurde. Als Grund für diese Baumaßnahme vermutet Graf Pückler, nachdem die damaligen Reformklöster nach einer „geraden" Jochzahl gestrebt hätten, habe man in Frauenchiemsee das karolingische, nur dreijochige Schiff um ein Joch auf vier Joche erweitern wollen. In diesem Zusammenhang weist Pückler auch auf Wechsel im Mauerwerk der Höhe nach hin.

Anschließend geht Graf Pückler noch auf den weiteren Umbau des Münsters im 12. und 13. Jahrhundert ein. Den Umbau des Ostteils bringt Pückler mit der Hirsauer Reform und mit dem Hirsauer Kirchenschema in Verbindung. Dabei setzt er den quadratischen Altarraum in Frauenchiemsee mit dem Hirsauer Hauptchor und den „östlichen querrechteckigen Raum" (d. h. den Chorumgang an der Ostseite) mit dem Hirsauer Presbyterium und seinen begleitenden Nebenchören in Parallele; das Fehlen des Hirsauer einjochigen Vorchors in Frauenchiemsee hält Pückler für kein Kriterium gegen diese Hypothese, man könne hier in einem Frauenkloster auf diesen Bauteil verzichtet haben. Den Westbau des Münsters (Frauenchor und Taufkapelle) setzt Pückler mit dem Hirsauer Vorhof in Verbindung. In dieser Zeit der Hochromanik sei ferner auch der Turm, und zwar an der Stelle des ursprünglichen karolingischen neu erbaut worden, wobei dessen Formen von den beiden – sehr viel schwächeren und schlankeren – Westtürmen der Abteikirche Seeon abgeleitet werden.

Einem noch späteren Umbau – eine Datierung ist vermieden – gehören nach Pückler die Wölbung des Chorumgangs und die Verstärkung der Langhauspfeiler an, worin Pückler offensichtlich Röttger folgt. Das Nordportal ist für Pückler eine einheitliche Schöpfung spätromanischer Zeit, die – im Gegensatz zur bisherigen Ansicht – weniger mit Salzburg, als mit der Kunst Regensburgs und Freisings in Verbindung steht.

Gegen die Ausführungen Pücklers läßt sich mancherlei einwenden, insbesondere von methodischer Seite her. Die alleinige Heranziehung des St. Gallener Klosterplans als Vergleichsobjekt und die vollständige Außerachtlassung irgendwelcher ausgeführter und noch stehender Kirchenbauten aus der Karolingerzeit erscheint unzureichend und bedenklich. Pückler geht auch, wie uns scheint, zu sehr von a priori aufgestellten Behauptungen und Annahmen aus (so bezüglich einer Übereinstimmung des karolingischen Münsterbaus in Frauenchiemsee mit dem St. Gallener Grundriß), während die Begründungen für diese Hypothesen oft nachträglich konstruiert, ja manchmal gesucht und daher nicht überzeugend wirken. Auch sonst erscheinen uns viele Bauformen des Münsters geradezu mißverstanden, wie diese vor allem aus der Beschreibung und

Analyse des Ostbaus zu folgern ist, wird doch der jedem unbefangenen Betrachter ins Auge fallende Umgangscharakter geleugnet und die Ostpartie in gestaffelte „Chöre" zerlegt.

Im übrigen darf hier – vorausnehmend – angeführt werden, daß die Grabungen von 1961/62 die Haltlosigkeit von Pücklers Methodik und Hypothesen erbrachten. Es zeigte sich nämlich, daß sowohl die Turmanlage als solche nicht dem Urbau, sondern späterer Zeit angehört und der Turm über den Fundamenten eines völlig anders gearteten Bauwerks errichtet wurde, wie auch, daß die im Jahre 1641 geschaffene und aufgestellte Tumba der seligen Irmengard, von der Pückler gleichfalls ausgeht, überhaupt nicht über dem Grab der Seligen steht. Mit dem Fall dieser zwei Ausgangspunkte stürzt das ganze Hypothesengebäude Pücklers zusammen. Trotz dieser notwendigen kritischen Feststellungen hat die Arbeit Pücklers ihren Wert, einerseits durch die Veröffentlichung der wichtigen Beobachtungen Gumpertsbergers, andererseits als Anregung und erster ausführlicher Beitrag zu einer neuen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Münsterbau, die auch die frühmittelalterliche Bauperiode miteinschließt.

Hierzu trugen auch zwei Aufsätze von Thomas von Bogyay über frühmittelalterliche Reliefsteine am Chiemsee bei. Die erste, 1953 erschienene Abhandlung[67] behandelt einen Reliefstein (Pfostenfragment) an der Außenseite der alten Pfarrkirche auf Herrenchiemsee[68] und das Sakramentshäuschen in der Kirche von Gstadt gegenüber von Frauenchiemsee[69]. Beide bis dahin als romanisch geltenden Reliefs wurden von Bogyay als Werke der späten Karolingerzeit, der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, erkannt. Bogyay vermutete in ihnen Reste der karolingischen Ausstattung des Salvatormünsters, der Kirche der im 10. Jahrhundert untergegangenen Männerabtei Chiemsee, die Bogyay, noch unter dem Eindruck der Werke von Geiß und Doll[70], gleich dem Frauenkloster auf der Fraueninsel suchte.

In seinem jüngeren, 1960 erschienenen Aufsatz über eine neu aufgetauchte Schrankenplatte von der Fraueninsel im Chiemsee[71] hat Bogyay, entsprechend neuer kirchengeschichtlicher Erkenntnisse[72], die beiden Reliefs mit der Kirche des Frauenklosters, also dem Münster Frauenchiemsee in Verbindung gebracht. Wir dürfen hier beifügen, daß die Herkunft der Platte in Gstadt aus dem Münster Frauenchiemsee durch den Umstand praktisch bewiesen ist, daß nämlich die Kirche in Gstadt bis zur Säkularisation dem Kloster Frauenchiemsee gehörte[73].

In erster Linie behandelt Bogyay in dem 1960 erschienenen Aufsatz eine vor längerer Zeit im Chiemsee am Ufer der Fraueninsel aufgefundene und photographisch aufgenommene, inzwischen aber leider verschollene Schrankenplatte mit Flechtbändern und eucharistischen Symbolen (Weinblättern und Trauben), die gleich den beiden vorerwähnten Platten ebenfalls aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts stammt. Wie Bogyay mit Recht vermutet, gehörte auch diese Platte – gleich einem von uns festgestellten und gleichfalls verschollenen, schlechter erhaltenen Gegenstück – zur Ausstattung des karolingischen Münsters Frauenchiemsee. Bogyay weist in diesem Zusammenhang auf die Untersuchung von Pückler-Limpurg hin, „wenn auch die Beweisführung (Pücklers) ... nicht restlos überzeugt". Die von Bogyay festgestellten spätkaro-

[67] Thomas von Bogyay, Karolingische Skulpturen am Chiemsee in: Nachrichten des Deutschen Instituts für merowingische und karolingische Kunstforschung 8, 1953, 1 ff.

[68] Die Platte wird erstmals behandelt in den Kunstdenkmalen Bayerns, Oberbayern II, 1795, neuerdings wieder bei Peter von Bomhard, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim III (1964) 125.

[69] Das Sakramentshäuschen wird behandelt bei Michael Hartig, Die Einrichtung der Abteikirche in Frauenchiemsee (vgl. Anm. 40), zuletzt bei Peter von Bomhard, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim III (1964) 161 und Abb. 19.

[70] S. Anm. 10 und 29.

[71] Thomas von Bogyay, Eine karolingische Schrankenplatte von der Fraueninsel im Chiemsee in: Das Münster XIII (1960) 235–237.

[72] Bogyay weist diesbezüglich hin auf Romuald Bauerreiß, Ecclesia Petena, in: Studien und Mitt. z. Geschichte des Benediktinerordens 63 (1951) 22–30.

[73] Vgl. hierzu die Ausführungen des Verfassers in: Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim III (1964) 154 ff.

lingischen Reliefsteine sind auf alle Fälle auch als wichtiges Kriterium zur Baugeschichte des Münsters zu werten, da sie eine großzügige Ausstattung des karolingischen Kirchenbaus bezeugen und dadurch Rückschlüsse auf den Charakter des Bauwerks selbst zulassen.

Mit diesem letzten Aufsatz sind wir im Jahre 1960 angelangt, also dem Zeitpunkt, in dem die umfangreichen Untersuchungen begannen, deren Ergebnis in vorliegender Veröffentlichung dargelegt wird. Überblicken wir den Stand der Forschungen und Erkenntnisse zu diesem Zeitpunkt, so zeigt sich trotz der wesentlichen Vorarbeiten Hagers und Röttgers eine mindestens ebenso große, wenn nicht noch größere Unsicherheit in der Beurteilung des Münsterbaus wie schon Jahrzehnte vorher. Gewiß stellten sich inzwischen viele ältere Hypothesen, insbesondere die Vermutung, das Münster in seiner Gesamtheit sei erst ein Werk der spätromanischen Zeit, mit aller Eindeutigkeit als irrig und überholt heraus und konnten wichtige neue Einzelerkenntnisse gewonnen werden. Die sich verfeinernden Methoden kunstwissenschaftlicher Forschung und damit zusammenhängend neu auftauchende Problemstellungen machten aber immer deutlicher klar, daß mit den bisher angewandten Methoden des bloßen Stilvergleichs auf Grund der offen zutage tretenden Erscheinungen des Bauwerks keine Klarheit zu erzielen war und ist. Die mehr oder minder zufällige Aufdeckung der bedeutsamen Freskenreste an den Hochschiffwänden des Münsters im Jahre 1960 bot dann den erwünschten Anlaß, die dringend notwendige Untersuchung des Bauwerks und insbesondere seiner Fundamente in Angriff zu nehmen, um auf diese Weise die vielen Rätsel des altehrwürdigen Münsters einer Klärung und Lösung näherzubringen.

Als Anhang zur Übersicht über die bisherigen Beurteilungen des Münsters Frauenchiemsee sei noch in aller Kürze auch auf den Torbau der Klosteranlage, die ehemalige Doppelkapelle St. Michael und Nikolaus hingewiesen. Im Gegensatz zum Münster wurde der Torbau von der Forschung bisher kaum beachtet. Das erste und einzige Mal ist er von Georg Hager in den Kunstdenkmalen Bayerns ausführlicher beschrieben und gewürdigt worden[74]. Hager hat, wie seine Beschreibung erkennen läßt, den Charakter des Gesamtbauwerks als einheitliche, symmetrische Toranlage nicht richtig erkannt. Während der Raum der Michaelskapelle, des Obergeschosses selbstverständlich leicht zu erfassen war, blieb Hager bei der Beschreibung des Erdgeschosses bei einer Aufreihung der Raumfolge – tonnengewölbte Durchfahrt, querrechteckiges Schiff und abgesetzter quadratischer Altarraum der einstigen Nikolauskapelle – stehen, ohne zu sehen, daß dem querrechteckigen Schiff an der gegenüberliegenden Seite des Durchgangs ein genau gleicher tonnengewölbter Raum entspricht, das Erdgeschoß also der Quere nach eine symmetrische dreischiffige Halle mit östlich angesetztem „Altarraum" bildet. Mit der Frage der Bauzeit setzte sich Hager nicht näher auseinander. Er begnügte sich mit der Feststellung, daß das Bauwerk im Kern romanisch ist und folgerte daraus eine Erbauung im 12. bis 13. Jahrhundert. Für das Alter des Bauwerks legt nach Hager das bereits zu Ende des 19. Jahrhunderts an der Chorbogenwand freigelegte Christusfresko des frühen 13. Jahrhunderts Zeugnis ab.

Die summarische Datierung Hagers wurde in allen späteren Besprechungen des Torbaues ohne weitergehende Überlegungen übernommen. Auch das rein zufällige, durch Verputzabfall bedingte Sichtbarwerden eines sehr altertümlichen Mäanderfrieses mit Umschrift unter der Decke des Langhauses der Michaelskapelle änderte daran nichts, das Bauwerk schlief bis 1961 weiter seinen Dornröschenschlaf. Lediglich Ernst Gall bemerkte 1952, das Bauwerk sei „besonders interessant"[75]. Der Verfasser vorliegenden Aufsatzes wies dann 1957 in der Einleitung zu Band II seiner „Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim" erstmals auf

[74] Kunstdenkmale Bayerns, Oberbayern II, 1773 bis 1776, Hier auch Grundriß und Längsschnitt des Gebäudes.

[75] Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, neu bearbeitet von Ernst Gall, Oberbayern (1952) 421 f.

eine augenfällige Parallele der Gesamtanlage zu frühmittelalterlichen Bauwerken wie der Torhalle von Lorsch hin und vermutete karolingischen Ursprung, ohne allerdings den stehenden Bau selbst früher wie bisher üblich anzusetzen [76].

[76] Peter von Bomhard, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim II (1957) 27. – Pückler-Limpurg meint (a. a. O. 4), „die Titel, namentlich der Michaelskapelle, gehen wohl auf karolingische oder vorkarolingische Zeit zurück", die heutige Anlage „scheint aus dem 12. Jahrhundert" zu stammen. Pückler geht hiebei offenkundig von einer Feststellung Michael Hartigs aus. Dieser wies in seinen „Oberbayerischen Stiften" (a. a. O. I, 83) darauf hin, daß auf der Fraueninsel „die Kirchen den Heiligen Martin, Michael und Nikolaus geweiht" waren; „dieselben Patrone finden wir auch auf Sirmione am Gardasee, 765 von der Longobardenkönigin Ansa, der Schwiegermutter des Herzogs Tassilo, gegründet".

DIE SCHRIFTLICHEN QUELLEN ZUR GESCHICHTE DER CHIEMSEE-KLÖSTER BIS ZUR ERRICHTUNG DES AUGUSTINERCHORHERRENSTIFTES AUF DER HERRENINSEL

HARTMUT ATSMA

Entsprechend der Konzeption dieses Bandes und in Anlehnung an die archäologische Fundrepräsentation soll auf den folgenden Seiten eine Zusammenstellung der schriftlichen Quellen gegeben werden, die unmittelbar auf die Geschichte der beiden Klöster im Chiemsee zu beziehen sind. Als obere zeitliche Grenze wurde die Gründung des Augustinerchorherrenstiftes auf der Herreninsel (ca. 1130) gewählt, mit der in der monastischen Vergangenheit der Chiemseeinseln eine neue Entwicklung einsetzt.

Die Quellen sind in der zeitlichen Reihenfolge der Ereignisse, für die sie sprechen, aufgeführt worden und nicht nach sachlichen Gesichtspunkten, wie z. B. Gründung, Klosterwirtschaft, Verhältnis zur zuständigen Diözese usw., da eine solche Gliederung bei dem geringen Quellenmaterial nicht sinnvoll gewesen wäre. Soweit es nötig erschien, sind die einzelnen Quellenauszüge in Anmerkungen kommentiert worden.

Kenner der jüngeren Chiemseeliteratur werden die Quellengruppe vermissen, durch welche die „ecclesia Petena" bezeugt wird. Die Zeugnisse zu diesem Gegenstand sind von R. Bauerreiß[1], der sich hierüber in den letzten Jahren mehrfach äußerte, schon zusammengestellt worden; auf ihre Aufnahme konnte deshalb hier verzichtet werden.

Die Überlieferungslage ist insgesamt nicht nur lückenhaft, sondern auch wenig glücklich, da außer den wenigen sicheren urkundlichen und historiographischen Nachrichten, nur Traditionsnotizen erhalten sind, deren historische Bedeutung nicht immer verläßlich zu bestimmen ist. Man wird sich deshalb damit bescheiden müssen, daß große Strecken der Chiemseer Klostergeschichte nicht mehr aufzuhellen sind, auch nicht durch weitreichende Schlüsse, wie sie sich nicht selten in der Literatur über die beiden Klöster finden.

Eine künftige Darstellung der ersten Jahrhunderte der beiden Chiemseeabteien von historischer Seite aus wird – unter strenger Berücksichtigung des Überlieferungsdatums der angeführten Belege – einigen Fragen mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, die bisher nur am Rande oder gar nicht behandelt wurden. Dabei ist zunächst an das beträchtliche Namenmaterial zu denken, das allein in den Freisinger[2] und Salzburger Urkunden[3] überliefert ist. Erst, wenn man über

[1] R. Bauerreiß, Die ältesten Gotteshäuser im Chiemsee, in: Stud. u. Mitt. 71, 1960, S. 5–12. – Vgl. zur „ecclesia Petena" auch ders., „Ecclesia Petena", in Stud. u. Mitt. 63, 1951, S. 22–30; ders., Die Anfänge der Metropolitanverfassung in Altbayern, in: Bonifatius Gedenkgabe z. 1200. Todestag, 2. A. 1954, S. 465–470; hier S. 468–470; ders., Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 1, 2. A. 1958, S. 11–13; ders., Chiemsee, in: LThK II, 2. A. 1958, Sp. 1051–1053.

[2] Die Traditionen des Hochstifts Freising, hrsg. von Th. Bitterauf, 2 Bde, München 1905 u. 1909 (= Quellen und Erörter. z. bayr. u. dtn. Gesch., NF Bd. 4 u. 5). Vgl. hierzu auch E. Wallner, Beiträge zum Namensregister der Traditionen des Hochstifts Freising, hrsg. von Th. Bitterauf, in: Obb. Archiv Bd. 76, 1950, S. 43–79 u. ebda. Bd. 77, 1952, S. 57–102.

[3] Salzburger Urkundenbuch, hrsg. von W. Hauthaler, Bd. I u. II, Salzburg 1910 u. 1916.

diese Namen ihren Trägern nachspürt, die in der Nähe des Chiemsees beheimatet waren, dort Besitz oder ein Amt innehatten oder bei Rechtsgeschäften als Zeugen zugegen waren, wird man mehr über die Nachbarn der Inselklöster und ihre Umgebung erfahren, in die sie hineingestellt wurden und in der sie sich zu behaupten hatten. Mit Sicherheit wird man dann auch feststellen können, daß viele der in den Reichenauer[4] und Salzburger[5] Verbrüderungsbüchern genannten Mitglieder des Frauen- oder Männerklosters nicht nur Namen der um den Chiemsee ansässigen Grundbesitzer tragen, sondern wohl auch zu ihren Familien gehören. – Weiter wäre zu prüfen, ob sich für die zuletzt von P. von Bomhard[6] mit einiger Berechtigung geäußerte Meinung, daß „nach der Herrenchiemseer Klostertradition eine zeitliche und örtliche Kontinuität zwischen der einstigen Abtei und dem späteren Chorherrenstift" bestand, weitere Beweise finden lassen. Eine Stütze dürfte Bomhards These vor allem erfahren durch eine Untersuchung des Klosterbesitzes, der Besitzrechte der Klöster in Orten, wo neben ihnen weltliche Große des Chiemseegebietes Anlieger waren, und der Inhaber ehemaligen Klostergutes, die, wie z. B. die Familie des Comes Diotmar[7], enge Beziehungen zum Salzburger Erzstuhl unterhielten[8]. – Schließlich wird es sich lohnen, neben anderen späten Nachrichten auch im Werke Aventins[9] die Stellen über die Chiemseeklöster, für die es keine parallelen Texte gibt, auf ihren Wert zu untersuchen[10].

Auf dem so angedeuteten Wege wird es möglich sein, über das durch die nicht geringe Chiemseeliteratur hinlänglich Bekannte hinauszugelangen[11].

615–629
Abt Eustasius von Luxeuil wird von Chlotar II. nach Bayern geschickt und veranlaßt Thassilo II., im Chiemsee ein Männer- und ein Frauenkloster zu errichten.

AVENTIN, ANNALES DUCUM BOIARIAE[12]

Divus Eustasius[13] antistes Luxovii et, nisi fallor, pontifex Mediomatricum, legatus a

[4] Vgl. Anm. 65 u. 66.

[5] Vgl. Anm. 67, 100 u. 101.

[6] P. von Bomhard, die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim. 3. Teil: Die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Prien, Herrenchiemsee und der Nordosten des Landkreises, Rosenheim 1964 (= Quellen u. Darst. z. Gesch. d. Stadt u. d. Landkr. Rosenheim Bd. 11/3), hier S. 6; vgl. auch Teil 2, Rosenheim 1957, S. 11.

[7] Nach älterer, von S. Dachauer (Zur Geschichte der Kirche am Petersberge und der Burgen Falkenstein, Kirnstein und Auerberg, in: Obb. Archiv, Bd. II, 1840, S. 356–401, hier S. 369) vertretener Ansicht soll Diotmar, dessen Vater der ehemalige Comes und spätere Erzbischof Adalbert von Salzburg war, einen Sohn mit Namen Zwentipold gehabt haben, der „Besitzer der großen Au im Chiemsee" war. In einer neueren Arbeit (M. Mitterauer, Karol. Markgrafen im Südosten, Wien 1963 = Arch. f. österr. Gesch., Bd. 123) wird zwar zwischen Diotmar, dem Sohne Adalberts, und Diotmar, dem Vater Zwentibolds unterschieden (l.c. S. 152 und 202), daß aber zwischen beiden und ihren Familien Beziehungen zu Salzburg bestanden, wird nicht geleugnet.

[8] Vorarbeiten hierzu sind schon von A. Sandberger geliefert worden: ZBLG II, 1938, S. 362 ff.; ders., zus. m. G. Sandberger, ebda. 27, 1964, S. 55 ff.

[9] Seine Werke liegen in einer leicht zugänglichen, von mehreren Hrsg. erstellten Edition vor: Joh. Turmair's, gen. Aventinus, Sämtliche Werke, hrsg. v. d. K. Akad. d. Wiss., 6 Bde, München 1880–1908.

[10] Vgl. hierzu Aventinus Haus-Kalender (Werke, Bd. I, S. 675 und in der besseren Ausgabe ebda. Bd. VI, S. 31), aus dem hervorgeht, daß er – von Seeon kommend – am 23. Juni 1518 auf seiner großen Archivreise durch Bayern auf den Chiemseeinseln eintraf, ehe er sich am 28.ds.Ms. nach Wasserburg begab. Vgl. hierzu auch die Einleitung zu Band I über Aventins Leben (Werke, Bd. I, S. XVII).

[11] Das soll demnächst in einer Auswertung des nachstehenden Quellenbefundes geschehen. – Eine glückliche Zusammenfassung und einige bemerkenswerte Ergänzungen des Bekannten gibt v. Bomhard in den Anm. 6 gen. Veröffentlichungen (Kunstdenkmäler 2, S. 2–11 und 3, S. 1–8).

[12] Buch III, cap. 6 = Werke II, S. 371; die Arbeit an diesem Hauptwerk konnte Aventin 1522 abschließen (Werke I, Einleitung, S. XVI–XIX). Zur Reise des Eustasius nach Bayern vgl. V. Eustasii resp. Columbani B. II, cap. 8 = MG SSrG 1905, S. 244.

[13] Eustasius war von 615 bis 629 als Nachfolger

Luthario[14] rege ad Boiorum regulos proficiscitur, quibus imperium mulieris sceleratae displicebat. Eustasius a ducibus perhumaniter exceptus est. eius monitu Thessalonus[15] in lacu Chimino Noricorum maximo duo templa sacratis viris et foeminis condidit; quinque millibus passuum distant.

Aventin, Bayerische Chronik[16]

Herzog Thessel der ander, het ganz Baiern regiert, het sant Eustasium in den Chiemsê gesetzt, daselbst zwai clöster gepaut, ains den frauen das ander den mannen; da solt man underweisen die edeln knaben und maidlein in gueten künsten und christlichem glauben.

Aventin, Herkommen der Stadt Regensburg[17]

Es ist auch diser zeit[18] in Baiern gewesen S. Eustasius, obgenantes S. Columban schueler, ligt in Westerreich zu Widersdtorf, alsda man hin die besesnen füert, und hat herzog Tessel die clöster im Chiemsê gestift.

ca. 650

Thassilo II. errichtet im Chiemsee zwei Klöster.

Apian, Topographie von Bayern[19]

Thessalonus II. in lacu Chimino duo condidit monasteria ao. circiter 650, quo obiit.

745

Dobdacrech kommt zusammen mit Virgil nach Bayern.

Conversio Bagoariorum et Carantanorum[20]

Habuit (i. e. Virgil) secum proprium episcopum comitantem[21] de patria nomine Dobdagrecum[22] ad persolvendum episcopale officium.

Columbans Abt von Luxeuil; auf seine Abtszeit bezieht sich die Zeitangabe, zu der die drei Aventinus-Stellen gesetzt wurden.

[14] Chlotar II. (584–629).

[15] Wie Aventin Thassilo II. genealogisch und zeitlich einordnet, geht am deutlichsten aus einer Stammtafel hervor, die er im Bayerischen Chronicon – einem kurzen Auszug seiner Annalen – gegeben hat (Werke, I, S. 123). Hier ist Thassilo II. Sohn Diets IV., Bruder Dietprechts II. und Vater Diets V., Greimolds und Dietprechts III. – S. Riezler hat Thassilo II., über den leider fast nichts bekannt ist, am Ende des 7. Jhs., bzw. zu Beginn des 8. Jhs. eingeordnet, (vgl. Geschichte Baierns, I/1, 1927, 2. A., S. 151 und 154).

[16] Buch III, cap. 48 = Werke V, S. 65; bei der Chronik handelt es sich um eine Verdeutschung der „Annales Duc. Boiar.", die Aventin 1522 begann und die er 1533 beendete. (Vgl. Werke I, S. XIX und V, S. 603).

[17] Werke I, S. 280; verf. um 1528 (vgl. ebda. S. 256).

[18] Gemeint ist die Zeit nach der Teilung des Herzogtums unter Dietprecht II., und Thassilo II., die Aventin im gleichen Text kurz vorher erwähnt.

[19] Hrsg. vom Hist. Ver. Obb., München 1880 = Obb. Archiv 39, hier S. 282; die bayr. Topographie wurde etwa von 1570–1589 verfaßt (vgl. ebda. Einleitung).

[20] Hrsg. von W. Wattenbach in MGH SS XI, S. 1 bis 15; hier S. 6; und von M. Kos, Ljubljana 1936, S. 129. – Die Conversio wurde nach Kos (dte Zusammenfassung, S. 151) um 871 auf Veranlassung Ebf. Adalwins von Salzburg (ca. 860–873) abgefaßt. Vgl. zur Conversio A. Lhotsky, Quellenkunde zur mal. Geschichte Österreichs, Graz 1963, S. 155–157.

[21] Gemeint ist die im gleichen Text genannte „Hibernia insula", also Irland.

[22] Vgl. zu ihm H. Frank, Klosterbischöfe des Frankenreiches, 1932, S.161–163; A. Huber, Geschichte ... des Christentums in Südostdeutschland, 1874, S. 244; v. Bomhard Kunstdenkmäler 3, S. 4; J. Doll, Frauenwörth, S. 11 f.; Bauerreiß, Stud. u. Mitt. 63, 1951. S. 22 ff.; H. Krabbo, MIÖG 24, 1903, S. 10 ff.; LThK III, 2. A., Sp. 432; I. Zibermayr, Noricum, S. 181, 187, 241. Auf Dobda kann hier nicht näher eingegangen werden. Zwei Dinge sind jedoch festzuhalten: 1. alles, was man über ihn als approbierten Griechischlehrer gesagt hat (und damit auch über die von ihm geleitete Schule), basiert auf der latinisierten Form seines iri-

Aventin, Bayerische Chronik[23]

Diser zeit ist komen in Baiern sant Virgilius, ain vast gelerter man, mitsambt ainem kriechischen maister[24] und priester mit namen Dobda; disem gab herzog Hutel[25] den Chiemsê ein, hielt alda schuel.

746–769 (?)
Der Presbyter Lupus, welcher von Salzburg aus
auf die Chiemseeinseln geschickt worden war, gibt seinen Neffen,
den Presbyter Maioranus, dem Dux der Karantanen,
Cheitmar, als Begleiter mit.

Conversio Bagoariorum et Carantanorum[26]

Duxeruntque[27] inde secum obsides in Bagoariam. Inter quos erat filius Boruth[28] nomine Cacatius, quem pater eius more christiano nutrire rogavit et christianum facere; sicut et factum est. Et de Cheitmaro filio fratris sui similiter postulavit. Mortuo autem Boruth, per iussionem Francorum Bagoarii Cacatium iam christianum factum petentibus eisdem Sclavis remiserunt, et illi eum ducem fecerunt. Sed ille postea tertio anno defunctus est. Iterum autem permissione domni Pippini regis ipsis populis petentibus redditus est eis Cheitmar christianus factus. Cui etiam Lupo[29] presbyter ordinatus de Iuvavense sede in insulam Chemingi lacus, quae et Auua vocatur[30], dedit ei nepotem suum nomine Maioranum ad presbyterum iam ordinatum. Et quia conpater eius erat idem Lupo presbyter docuit eum ut ad Iuvavense monasterium se devota mente ad christianitatis officium subdidisset.

Aventin, Annales Ducum Boiariae[31]

Ipse Utilo iussu Pipini regis Venedis, qui Noricum infra Taurum montem et superiorem

schen Namens; 2. es steht nicht fest, wann Dobda auf die Chiemseeinseln kam. Es dürfte jedoch sicher sein, daß er mindestens bis zur Bischofsweihe Virgils, die nach neuerer Ansicht ins Jahr 755 gesetzt wird (z. B. Zibermayr, Noricum, S. 187), noch in Salzburg weilte.

[23] Buch III, cap. 7 = Werke V, S. 97.

[24] Eine solche Erklärung eines Namens begegnet bei dem philologisch geschulten Aventin (cf. Werke I, S. XIV f.) häufig; man sehe sich daraufhin nur die Stammtafeln der Merowinger, Agilolfinger und Karolinger in seinem Bayer. Chronicon an. (Werke I, S. 121, 125).

[25] Nach Aventin wäre also Dobda schon zwischen 745 und 748 (Todesjahr Odilos) auf die Chiemseeinseln gekommen.

[26] MGH SS XI S. 7 = Kos, S. 130. Zibermayr (Noricum, S. 229) hat darauf hingewiesen, daß die Oberhoheit der Franken in diesem Text erst bei der Herzogseinsetzung in Kärnten – nach Boruths Tode – erwähnt wird und daraus geschlossen, daß die Unterwerfung der Karantanen vor 743, als Odilo sich unter die fränkische Zentralgewalt begeben mußte, erfolgte. – Für die Datierung des Satzes, in dem die Chiemseeinsel genannt wird, ergibt sich damit, daß Cheitmar – wenn man als frühest möglichen Termin für den Tod seines Vaters 743 annimmt und hierzu die dreijährige Amtszeit seines Bruders Cacatius hinzurechnet – seinen Dukat ehestens 746 antreten konnte. – Das andere Grenzdatum bildet das Jahr 769, in welchem nach Riezler (Gesch. Baierns I/1,2 A., S. 303) Cheitmar starb.

[27] Gemeint sind die Bayern, die unter Odilos Führung den Karantanen gegen ihre awarischen Feinde zu Hilfe gekommen waren. Darauf hatten sich die Karantanen selbst den Bayern unterworfen und Geiseln gestellt.

[28] Zibermayr, Noricum, S. 229 f.

[29] Über ihn ist nichts Näheres bekannt. – Abgesehen davon, daß diese Stelle noch genauer untersucht werden müßte, darf man zumindest eine kirchliche Abhängigkeit der Chiemseeinseln von Salzburg feststellen. Welche genauen Aufgaben Lupus als Presbyter der Salzburger Diözese auf den Inseln zu erfüllen hatte, geht aus dem Text nicht unmittelbar hervor. Daß er den jungen Cheitmar erziehen und zum christlichen Glauben bekehren sollte, ist noch die naheliegendste Erklärung.

[30] Ein Kloster wird hier zwar nicht erwähnt, jedoch darf man annehmen, daß zu dieser Zeit schon, – was noch einer archäologischen Bestätigung bedürfte – irgendwelche Baulichkeiten vorhanden waren. Außerdem zwingt die Anwesenheit des presbyter (!) Lupus zur Annahme einer Kirche.

[31] Buch III, cap. 9 = Werke II, S. 404.

Pannoniam, in confinio Dalmatiae, Liburniae, Illyrici ad fontes Dravi et Savi amnium habitant, Chitomarum in Boiaria a puero educatum ducem dedit. Lupus pater coenobii monachorum, quod in Chimino lacu Noricorum maximo situm Augiam, hoc est insulam, vocitabat consuetudo, Chitomaro, quod eius catechestes, hoc est compater erat, Maioranum nepotem, divini iuris consultum a sacris esse iubet, qui vulgo Charinorum (ita enim proprie illi Venedi dicuntur) sapientiam christianam interpretaretur.

Thassilo III. gründet das Kloster Chiemsee.

ANNALES FULDENSES [32]

Tassilo Chiemsinum et Porich fundavit et Phaffimuenster prope Genabum.

769/770
Abt Berthold von Chiemsee nimmt an der Synode zu Dingolfing teil.

AVENTIN, ANNALES DUCUM BOIARIAE [33]

Deinde celebrior conventus Boiorum in inferiore Boiariae Dingulufini fuit[34]; oppidum est in ripa Isarae interfuere sex episcopi et pontifices, tresdecim monasteriorum rectores. atque hi fuere episcopi: (. . .), nomina antistitum, qui coenobiis ac contuberniis praefuerunt, haec sunt: (. . .) Beritholdus Chimensis.

782, Sept. 1 [35]
Im Chiemsee wird ein Kloster errichtet und eine Kirche geweiht.

[32] Hrsg. von F. Kurze, MG SSrG 1891, S. 5. – Diese Notiz ist in eine Hs. der Ann.Fuld. aus dem 13.Jh. (Cod.3) als Marginale zum Jahre 748 eingetragen, zu welchem der Annalist notierte: „Pippinus in Baioariam pergens Tassilonem nepotem suum natum ex Hiltrude sorore sua ducem ibi constituit Griphone et Lantfrido inde eductis". Wenn man davon absehen würde, daß es sich bei der obigen Nachricht um eine sehr späte Randnotiz handelt, so dürfte man sie mit der zu 745 zitierten Aventin-Stelle (Bayerische Chronik, Buch III, cap. 7 = Werke V, S. 97; vgl. Anm. 23) in Verbindung bringen und eine klösterliche Niederlassung im Chiemsee vor der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts annehmen. Beide Stellen bedürften jedoch noch einer genaueren Prüfung; bis dahin darf man die Synchronisierung der Marginalie mit dem Eintrag des Annalisten zum Jahre 748 nicht sehr hoch bewerten, sondern stellt sie besser zu den annalistischen Nachrichten zum Jahre 782.

[33] Buch III, cap. 10 = Werke II, S. 407: Mit geringfügigen Abweichungen berichtet Aventin von dem Dingolfinger Konzil auch in seiner Bayer. Chronik (Buch III, cap. 74 = Werke V, S. 103) und im Herkommen der Stadt Regensburg (= Werke I, S. 291).

[34] Nach der Überlieferung dieser Synode, auf der die Edition in den MG basiert (hrsg. von A. Werninghoff, MG Conc. II, n. 15, S. 92–97) sind die Namen der Bischöfe und Äbte im Anschluß an die Dingolfinger Gebetsverbrüderung für Verstorbene ohne Angabe ihres Amtssitzes aufgeführt. Berthold, der hier als Perchkoch erscheint, wird von Werninghoff nach Schliersee verwiesen. – Vgl. zum Dingolfinger Konzil J. Hefele, Conciliengeschichte III², 1877, S. 607; Bauerreiß, KGB I², S. 139 f.; Zibermayr, Noricum, S. 146 u. 248; LThK III², Sp. 395–396.

[35] Zur Bedeutung dieses Jahres für die Tradition der Klöster im Chiemsee braucht hier nichts bemerkt zu werden; es sei dazu auf die Lit. verwiesen: E. Geiß, Geschichte von Frauenchiemsee; in M. v. Deutingers Beyträgen zur Gesch., Topographie . . . der Ebt. München und Freising, I, 1850, S. 274; Doll, Frauenwörth, S. 12 f.; Bauerreiß, Stud. u. Mitt. 71, 1960, S. 7 f.; v. Bomhard, Kunstdenkmäler 3, S. 2. Man hat sich daran gewöhnt, seit von E. Klebel „eine neuaufgefundene Salzburger Geschichtsquelle" veröffentlicht wurde (Mitt. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde, 61, 1921, S. 33–54), nach dieser eine Nachricht zum Jahre 782 zu zitieren (so u. a. Bauerreiß, Stud. u. Mitt., 71, S. 6 und A. 6; v. Bomhard Kunstdenkmäler 3, S. 308, A. 21). Man hat dabei übersehen, daß die im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts in Admont entstandene Hs. Salzburger Annalen die fragliche Nachricht gar nicht enthält. Klebel hatte d. Eintrag zum Jahre 782, durch eckige Klammern deutlich gekennzeichnet, aus dem Auctarium Garstense (siehe nächste Anm.) ergänzt, weil er der Meinung war, der Eintrag habe sich schon in dem von Ebf. Arn begonnenen Original befunden, aus dem außer den Admonter Hss. auch die Ann. Juv. minores und maiores schöpften (cf. Klebel, l. c. S. 33 ff.). Vgl. z.o. Lhotsky, S. 146.

Auctarium Garstense[36]
Monasterium constructum est in Chiemse stagno, et basilica consecrata prima die Septembris, indictione quinta[37].

Breves Notitiae[38]
A. i. D. 782, ind. quinta consecrata est basilica in insula Kiemse stagno et monasterium constructum, die prima Septembris.

Annales Admuntenses[39]
Monasterium Chiemse constructum est.

Annales S. Rudberti Salisburgensis[40]
Ecclesia in Kiemse dedicatur.

Auctarium Mellicense[41]
Ecclesia in Chyemse dedicatur.

Regensburg 788, Okt. 25
Erzbischof Angilram von Metz wird von Karl dem Großen mit dem Männerkloster Chiemsee beschenkt.

Diplom Karls des Grossen[42]
Igitur quia ducatus Baioarie ex regno nostro Francorum aliquibus temporibus infideliter per malignos homines Odilonem et Tassilonem[43], propinquum nostrum, a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc moderatore iusticiarum deo nostro adiuvante ad propriam revocavimus dicionem, idcirco noverit magnitudo seu utilitas vestra nos pro divino intuitu et anime nostre seu uxore et prolibus a die presenti dedisse sacrosancte Mediomatricensi ecclesie, que almi prothomartiris Christi et levite Stephani sanguine decoratur, ubi vir venerabilis Engilrammus[44] archiepiscopus pontifex esse dinoscitur, qui et sanctam capellam palacii nostri guber-

[36] Hrsg. von W. Wattenbach, MGH SS IX, S. 564; Überliefert in Hs. des ausgehenden 12. Jhs.; vgl. Wattenbach, 1. c., S. 562. Vgl. Lhotsky, Quellenkunde, S. 196.

[37] Aus dieser wie aus den folgenden Stellen geht also, strenggenommen, nicht hervor, ob es sich um das Männer- oder um das Frauenkloster handelt, zumal da auch nicht das Patrozinium genannt wird, dem die Klosterkirche geweiht sein soll.

[38] Abgedr. MG SS XI, S. 85, A. 3. Der Eintrag ist hier wiedergegeben nach einer Hs. d. 12. Jhs. In der Ausgabe der Brev. Not. von Hauthaler (SUB I bzw. II) findet er sich nicht. – Die gleiche Stelle hat V. Arnpeck ziemlich wortgetreu in seine Chronica Baioariorum (hrsg. von G. Leidinger in: Quellen und Erörterungen z. bayr. u. dtn. Gesch. NF III, 1915, S. 84 = Buch II, cap. 35) übernommen. Bei ihm finden sich auch zwei undatierte Stellen, die Thassilo III. als Gründer nennen: „Item fundavit (Thassilo) et aliud monasterium monnalium circa Ätel (...) et Nunnenwerd." (Chronica Baioariorum, l. c. S. 84) und: „herzog Tassilo hat auch gestift (...) das fraunkloster im Kiemsee." (Bayer. Chronik, l. c. S. 470). – Zu den Brev. Not. vgl. Lhotsky, Quellenkunde, S. 152 f.

[39] Hrsg. W. Wattenbach in: MG SS IX, S. 572; aus Hs. d. 13. Jhs. (l. c. S. 570); vgl. Lhotsky, Quellenkunde, S. 195.

[40] Hrsg. W. Wattenbach in: MG SS IX, S. 769; aus Hs. d. 13. od. 14. Jhs. (l. c. S. 759); vgl. Lhotsky, Quellenkunde, S. 195.

[41] Hrsg. W. Wattenbach, MGH SS IX, S. 536; aus Hs. Anfang des 14. Jhs. (l. c. S. 535). Lhotsky, Quellenkunde, S. 177.

[42] MG DD Karol. I, n. 162, S. 219–220; die Urkunde ist nicht im Original erhalten, sondern in den Salzburger Kammerbüchern des 13. Jhs. überliefert. – Vgl. zu dieser Urkunde: v. Bomhard, Kunstdenkmäler, S. 4; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, II. 3/4. A., S. 208, 442, A. 3, 458; H. Peetz, die Kiemseeklöster, 1879, S. 14; Doll, Frauenwörth, S. 11, 16; Geiß, Gesch. d. ... Klosters Frauenchiemsee, in: Deutingers Beyträgen (wie Anm. 35), S. 269–480; hier S. 274; Riezler, Gesch. Baierns, I/1, 2. A., S. 342, 345.

[43] Die auffällige Erwähnung Odilos und Tassilos in dieser Urkunde darf man vielleicht als Bestätigung der Tradition ansehen, nach der die Anfänge der Chiemseeklöster besonders mit diesen beiden bayerischen Herzögen verbunden sind.

[44] Angilram: seit 768 Bf. von Metz; gest. 791; vgl. A. Zimmermann, Kal. Ben. II, S. 538 ff.; LThK I², Sp. 545.

nare videtur, donatumque in perpetuo ad prefatum episcopatum esse volumus ex predicto ducatu Baioariae monasterium virorum nomine Kieminseo[45], quo Doddogrecus[46] peregrinus habuit, quod est in honore domini et salvatoris nostri Iesu Christi constructum, cum omni integritate, adiacensiis scilicet et appendiciis suis ad prefatam sanctam ecclesiam, sicut presenti tempore et nunc possidere videtur, iure, ut diximus, firmissimo delegavimus. Propterea hanc precepcionem auctoritatis nostre conscribere iussimus, per quam omnino volumus, ut prefatum monasterium, sicut per Ambrosium[47] possessum fuit, memoratus archiepiscopus partibus ecclesie Metensis suique successores pro mercedis nostre augmento et redempcione anime habeant, teneant atque possideant et ad ipsam sanctam ecclesiam omni tempore cum integritate in augmentis proficiat.

Aibling 804, Jan. 13
Abt Liutfried von Chiemsee gibt an Bischof Atto von Freising Kirchen zurück, die bis dahin zu seiner „parrochia" gehörten.

Freisinger Urkunde[48]

Resedente vero Arnone[49] pontifice una cum Erchanbaldo comite vel Otpertho et Albrico iudicibus et aliis viris quam plures in loco qui dicitur Epiningas veniens de praesente Ellannod archipresbiter in vicem Attoni[50] episcopi interpellans Liutfridum[51] abbatem de parrochia[52] et

[45] Diese Stelle hatte Doll (Frauenwörth, S. 11) mit aller Vorsicht als frühesten Beleg für die Existenz eines Frauenklosters ansehen wollen. – Geiß (Anm. 35, hier S. 276) deutet die fehlende Erwähnung des Frauenklosters als Beweis für dessen Abhängigkeit von dem Männerkloster und erklärt damit auch die seltene Nennung von Äbtissinnen. – Waren diese älteren Äußerungen noch vergleichsweise zurückhaltend, so spricht Bauerreiß (Stud. u. Mitt. 71, S. 7) auf Grund dieser Stelle von dem „so bezeugten Frauenkloster".

[46] vgl. zu Dobda, Anm. 22.

[47] Wer dieser Ambrosius war und in welcher Beziehung er zum Kloster stand, ist schwer zu entscheiden. Doll (Frauenwörth, S. 16) hat in ihm den „letzten Leiter des Klosters" gesehen, bei dem „vielleicht schon der romanische Name (...) auf karolingische Einflüsse deutete." – Peetz (Chiemseeklöster, S. 14) hatte dagegen vermutet, daß Ambrosius ein Günstling Karls des Großen war, „der, ein Laie, das Männerkloster Kiemsee dadurch in Poseß bekam, daß man dasselbe gewaltsam aus der Diöcese Salzburg herausriß." – v. Bomhard (Kunstdenkmäler 3, S. 4) möchte ihn mit Abt Ambrosius von S. Vinzenzo al Volturno identifizieren.

[48] = Bitterauf, Trad. Freising, n. 193 a, S. 182 bis 185; der Codex A des Cozroh stammt noch aus dem ersten Viertel des 9. Jhs. (Bitterauf, l. c. S. XVII bis XXII). – Vgl. hierzu allgemein an Lit.: Doll, S. 16–17; v. Bomhard, S. 4; Geiß, S. 276 (mit der falschen Jahreszahl 800); Peetz, S. 14; Bauerreiß, Stud. u. Mitt. 63, S. 22 f.; KGB I², S. 12; Stud. u. Mitt. 71, S. 6 f.; Frank, Klosterbischöfe des Frankenreiches, 1932, S. 162. – In z. T. abweichender Form ist das gleiche Stück auch im Codex A' des Conrad (Ende 12. Jh.; vgl. Bitterauf, Traditionen, S. XXIII) überliefert. Auf eine Wiedergabe ist hier verzichtet worden; diese Überlieferung muß allerdings bei einer Beurteilung des ganzen Vorgangs herangezogen werden, schon allein, um die Sekundärliteratur, die nicht immer zwischen beiden Stücken genau unterschieden hat, richtig zu stellen.

[49] Arn, seit 798 Ebf. von Salzburg und Metropolit von Bayern; gest. 821. – Vgl. LThK I², Sp. 887 (T. Schieffer).

[50] Atto, Bf. von Freising 783 bis 811 (Bauerreiß KGB I², S. 172).

[51] In den Freisinger Traditionen tritt der Name Liutfried häufig auf, allerdings nur einmal, nämlich in der obigen Stelle, zusammen mit dem Abtstitel. Man kann vermuten, daß eine Beziehung zu dem dreimal belegten „Liutfrid vocatus epsicopus" (Bitterauf, Trad. Freis. S. 243, n. 276 z. J. 808; S. 245, n. 278 b z. J. 808; S. 248, n. 284 z. J. 808) besteht. Bei einer näheren Untersuchung des Parrochie-Inhabers Liutfried wären auch die Stellen in den Freisinger Traditionen zu prüfen, die in den Jahren von 767 bis 778 einen diaconus Liutfried und in den Jahren 778 bis 817 einen presbiter Liutfried nennen. Es ist auffällig, daß die Belege für den Diacon L. in dem Jahre aufhören, in dem die Belege für den Presbyter L. beginnen. – Im Reichenauer Verbrüderungsbuch führt der Chiemseer Abt Liutfried als „Liutfrid abba" die Liste der Chiemseer Mönche und Nonnen an.

[52] Diese Stelle bietet eine der Hauptstützen für Bauerreiß' These, daß sich noch in dieser Zeit auf dem Chiemsee ein Bistum befunden habe. (Stud. u. Mitt. 63, S. 22 ff.; ders. KGB I², S. 12). Man muß Bauerreiß zu-

ecclesias ad eandem parrochiam pertinentia, quod contra canonicam institutionem in suum dominium retineret. Sed ipse Liutfrid abbas ipsa parrochia et ecclesias in possesione antecessorum suorum retinere temptabat[53]. Tunc Arn praesul et qui cum eo erant hanc causam secundum iussionem domni imperatoris puriter et diligenter inquirentes invenerunt, qualiter Tuti Grecus advena episcopus Scottus[54] ipsa parrochia et ecclesias iniuste et contra canonica institutione proprisisset. Tunc de utraque parte secundum eorum rogitu et deprecatione convenientiam fecerunt tali ordine coram Arnone pontifice, id est ud Liutfrid abbas habeat tres ecclesias qui sic nominantur ad Uullingun et Perchuuillingun et Modrikingun quae erat de traditione hominum fiscalinis et quartam ecclesiam ad Totinhusir de traditione nobilium hominum et quicquid de dicimatione liberorum hominum vel barscalcorum pertinere deberet ad easdem ecclesias. Hoc in arbitrio et potestate Attone episcopo posuerunt, utrum Liutfridum abbatem dimittere voluisset annon, ut secundum canonicam institutionem de eandem decimam faceret quod iuberet. Ecclesias vero duas ad Hegilingas et Perch cum easdem parrochias reddidit supradictus abbas Liutfridus ad partem sanctae Mariae vel Attoni episcopo cum omni pertinentia et soliditate in sua diocese consistentem et sit inter eos pax et concordia inconvulsa in postmodum absque lite et contentione. Actum (...)

AVENTIN, ANNALES DUCUM BOIARIAE[55]

Sub idem tempus Atto Fruxinensis pontifex Litofridum conlegii monachorum divi Benedicti magistrum (quod Augiam, intra Chiminum lacum Noricorum Boiariaeque maximum situm, vocabant) apud Carolum accusat in iusque trahit; tria templa sibi intercepta a monachis conquerebatur. imperator rem Arnoni pontifici Saliburgensi, Erchinovaldae praefecto, Otoberto et Alberico praetoribus conmittit hique in conventu Boiorum celebri, quem in superiore Boiaria in vicum Amblicorum inter Isaram Oenumque amnes, ubi fiscus publicus aerariumque regium erat, iubente Carolo coegerant, monachos Chimenses avaritiae condemnant, tres aedes sacras instructas, nimirum Villicam, Hegioliam, Bergen, pontifici Fruxinensi reddunt.

816, Dez. 20

Die Besitzungen in Berbling, welche das Kloster Auwa von Liutpirg empfangen hatte und die an das Bistum Freising zurückgelangt waren, werden dem Comes Oadalscalh von Bischof Hitto von Freising übertragen.

FREISINGER URKUNDE[56]

Constat enim multis in episcopio sanctae Mariae manentibus, qualiter domnus Hitto[57] venera-

geben, daß der Gebrauch von „parrochia", zumal da von mehreren Kirchen, die zu einer Parrochia zusammengefaßt sind, die Rede ist, hier nicht „Pfarrei" meinen kann. Daß aber dieser Begriff ausschließlich die Bedeutung „Bistum" habe, wie Bauerreiß auf Grund der Freisinger Traditionen meint, widerlegt schon der obige Text, wo die Stelle „Ecclesias vero duas ad Hegilingas et Perch cum easdem parrochias reddidit supradictus abbas Liutfridus" so zu verstehen ist, daß Liutfried die Kirchen in Hegelingen und Perch mit ihren Pfarreien und nicht mit ihren „Bistümern" zurückgibt. Daraus erhellt, daß der Gebrauch des Wortes „parrochia" zumindest in den Freisinger Traditionen schwankend war und nicht immer die gleiche Sache deckte.

[53] Liutfried hatte also mindestens zwei Vorgänger auf dem Abtstuhle, unter denen das Kloster die nachstehend aufgeführten Kirchen besaß. – Da außer Ambrosius kein Name eines Chiemseer Abtes zwischen Dobda und Liutfried mit einiger Sicherheit (von Lupus, der von Geiß, Frauenchiemsee, S. 276, als Abt bezeichnet wird, darf man absehen) feststeht, darf man schließen, daß Ambrosius nicht „possessor" des Klosters, im Sinne des Eigenkirchentums, sondern Leiter des Klosters war. Da Ambrosius, wie aus der Urkunde Karls des Großen von 782 hervorgeht, in diesem Jahr nicht mehr dem Kloster vorstand, könnte Liutfried schon seit diesem Zeitpunkt die Leitung des Klosters inngehabt haben.

[54] Zu Tuti Grecus vgl. Anm. 22.

[55] Buch IV, cap. 6 = Werke II, S. 473.

[56] = Bitterauf, Trad. d. Hochst. Freising, I, n. 368, S. 313–314. Überliefert im Codex A des 9. Jhs.

[57] Hitto war als Nachfolger Attos von 812 bis 835 Bf. von Freising (Bauerreiß, KGB I², S. 172).

bilis episcopus cum magno labore revocavit res proprias domui sanctae Mariae in loco Percuillinga[58] quas Hephilo[59] abbas iniuste tenuit et temporibus Liutpiriga[60] ducissa ad monasterium illius in loco Auuua[61] iniuste conversum fuerat. Sed nunc per veraces et bonos homines revocatum est, quod tunc ab iniquis domui sanctae Mariae abstractum fuerat. Hoc peractum convenit domno Hittoni episcopo, ut hanc ipsam rem iam dictam Percuuillinga in beneficium praestasset Oadalscalco[62] comiti eo modo, ut ipse Oadalscalch propriam hereditatem in eodem loco firmiter domui sanctae Mariae tradidisset.

825
Ludwig der Fromme gründet das Kloster Nunnenwerd im Chiemsee und setzt dort seine Tochter als Äbtissin ein.

Veit Arnpeck, Chronica Baioariorum[63]
Alii autumant hoc monasterium ordinis S. Benedicti Nunnenwerd in Chiemsee Ludvicum Pium imperatorem, filium Caroli Magni, fundasse, qui in Baioariam Christi 825 venit et ibidem regnavit. Sed pocius videtur, quod instauraverit, ampliaverit et melius ditaverit, quia eisdem virginibus filiam[64] suam prefecit.

ca. 826
Eintrag von ca. 75 Mönchen von Chiemsee im Reichenauer Verbrüderungsbuch[65].

ca. 830
Eintrag von mehr als 130 Mönchen und Nonnen von Chiemsee in das Reichenauer Verbrüderungsbuch[66].

[58] = Berbling bei Willing, Kr. Rosenheim. – Es handelt sich hier also um den gleichen Ort, in dem das Chiemseekloster nach dem Vergleich von 804 zwischen Bf. Atto und Abt Liutfrid seine Rechte bewahren konnte. (Vgl. Bitterauf, Trad. Freising, 1, n. 193, S. 182–185).

[59] In den Freisinger Traditionen ist sein Name viermal belegt; außer in der obigen Stelle erscheint er 806 als „abbas Hepfilo" unter den Zeugen (Bitterauf, Trad. Freis. 1, n. 227, S. 211), 807 gehört er zu den Äbten, die in Salzburg einen Beschluß über den Kirchenzehnten fassen (Bitterauf, Trad. Freis. 1, n. 248, S. 225) und schließlich begegnet sein Name 827 ohne Abtstitel unter den Zeugen einer Schenkungsurkunde (Bitterauf, Trad. Freis. 1, n. 540 a, S. 461). Seine Abtszeit kann also – die sehr wahrscheinliche Identität aller vier Namensträger vorausgesetzt – mindestens 21 Jahre, von 806 bis 827 gewährt haben. – In den Traditionen von Mondsee wird 837 ein Hephilo erwähnt, der dem Kloster Mondsee seinen Besitz in Straßwalchen übergibt (Hauthaler, SUB 1, S. 907 = Traditionen von Mondsee, n. 15). Diesen Hephilo mit dem Abt von Chiemsee zu identifizieren, muß man zunächst als bloße Möglichkeit offenlassen. – In einem noch aufzustellenden Abtskatalog von Chiemsee hätte Hephilo zwischen Liutfried und Ruodhard zu rangieren (Vgl. v. Bomhard, Kunstdenkmäler 3, S. 4).

[60] Vgl. Bitterauf, Trad. Freis. 1, n. 193 b, S. 182, wo ihr Name ebenfalls genannt wird. Da Liutbirg 765/68 die Gemahlin Tassilos III. wurde, kann die Übertragung des Besitzes in Berbling nicht vor dieser Zeit erfolgt sein.

[61] Daß mit „in loco Auua" das Chiemseekloster gemeint ist, obgleich weder „Chiemsee" noch „insula" erscheinen, ist aus den für 804 nachgewiesenen Besitztiteln des Klosters zu schließen.

[62] Sein Name begegnet sehr häufig in den Freisinger Traditionen, zumeist in Zeugenlisten.

[63] Wie Anm. 40, hier S. 85, III, 1915, S. 85.

[64] Der Hrsg. glaubt, daß hier eine Verwechslung mit Ludwig d. Dtn. vorliegt; dementsprechend zitiert er auch Riezler (Gesch. Baierns 1, S. 216), der die erwähnte Tochter mit Irmingard identifiziert. Vgl. zur Deutung dieser Stelle w.o. die Einleitung von V. Milojčić, S. 9.

[65] Hrsg. von P. Piper, in: MG Libri Confrat., S. 191, col. 124 u. 126; Piper (l. c. S. 148) ordnet diese beiden Kolumnen noch der älteren, um 826 entstandenen Schicht zu. Vgl. zum Alter der Hs. und zur Zeitstellung der Einträge: K. Beyerle, Das Reichenauer Verbrüderungsbuch als Quelle der Klostergeschichte, in: Kultur der Abtei Reichenau, Bd. 2, 1927, S. 1107 bis 1123; hier S. 1108 ff.

[66] Wie vorige Anm.: Col. 126 und 127, die von Piper zur jüngeren, um 830 entstandenen Schicht gerechnet werden (Piper, l. c. S. 148).

ca. 850

Eintrag von mehr als 30 Mönchen von Chiemsee im älteren Verbrüderungsbuch von Salzburg[67].

866, Juli 16

Todestag der sel. Irmingard von Chiemsee[68].

Nekrolog von St. Gallen[69]

xvii. Kal (bezogen auf: Augusti) Irmingarda Hludowici regis filia et sanctemonialis ob.

Nekrolog von Seeon[70]

xvii. Kal. (bezogen auf: Augusti) Irmgardis abb[a] Chiemse.

Bleitäfelchen aus dem Grabe der seligen Irmingard[71]

xvii kl Augusti hominem exu(it)

Regensburg 891, Juni 28

Arnulf schenkt Erzbischof Diotmar und seinen Nachfolgern das Kloster Chiemsee (bzw. Ouua) als immerwährenden Besitz.

Diplom Arnulfs[72]

Quapropter omnibus sanctae dei aecclesiae fidelibus praesentis scilicet temporis et futuri agnitum esse volumus, quoniam Deotmarus[73] venerabilis sanctae Iuuauensis ecclesiae archiepiscopus et archicappellanus noster humiliter excellentiam nostram praecatus est, ut quandam abbatiam, quam ipse in beneficium habuerat[74], id est monasterium sancti Salvatoris infra lacum qui Chiemincseo vocatur constitutum, quod vulgari vocabulo Ouua dictum esse constat, ad iam fatam diocoesis suae sedem principalem, hoc est aecclesiam in honore sancti Hrodberti confessoris Christi constructam traderemus. Cuius itaque supplicationem congruam esse co-

[67] Hrsg. von S. Herzberg-Fränkel, MG Necr. II, S. 22, col. 52: „Nomina Fratum et Monachorum de Monasterio Auue", das von dem Hrsg. (vgl. l. c., Register, S. 768, Sp. c) mit dem Kloster Chiemsee identifiziert wird. Das ältere Salzburger Verbrüderungsbuch wurde unter Virgil 784 begonnen und unter Arn und seinen Nachfolgern im 9. Jh. fortgesetzt; nach dem Tode Diotmars (ca. 907) wurden nur noch wenige Eintragungen vorgenommen (Herzberg-Fränkel, l. c., S. 3). Nach Herzberg-Fränkel (NA 12, 1887, S. 97) hat der Salzburger Katalog der Chiemseer Mönche keine Verwandschaft mit dem Reichenauer. Er datiert den Salzburger Katalog nach der letzten Eintragung Chiemseer Mönche im Reichenauer Verbrüderungsbuch: um 850.

[68] Zu ihr vgl. Zimmermann, Kal. Ben. II, S. 460 f.; LThK v[2], Sp. 758; Bauerreiß, KGB I[2], S. 136; Doll, Frauenwörth, S. 1 ff., Anm. 1; M. Walburga Baumann, d. sel. Irmingard von Chiemsee, München 1922.

[69] Hrsg. von F. L. Baumann, in: MG Necr. I, 1888, S. 477; dieser Eintrag befindet sich noch im ältesten Codex n. 914 (= Cod. A), der im 9. Jh. begonnen und bis ins 10. Jh. fortgesetzt wurde (Baumann, l. c., S. 462 u. 463).

[70] MG Necr. II, S. 228. Nach den Bemerkungen des Herausgebers enstammt dieser Eintrag des um 1164 angelegten Necrologs dem ausgehenden 12. Jh. (l. c. S. 217). Der Eintrag gehört also nicht zu den ältesten.

[71] Das Sterbedatum ist hier nach dem Beitrag von B. Bischoff zitiert (S. 278). (Vgl. Anm. 99).

[72] = MG DD Germ. Karol., III, S. 132–133, n. 90.– Dies Diplom ist als Original erhalten. – Vgl. zu dieser Urkunde Aventin (Anm. Duc. Baivar., III, cap. 6 = Werke II, S. 371), der hier – unter Anspielung auf das Diplom Arnulfs – zwischen der von Eustasius angeregten Klostergründung auf den Chiemseeinseln und der Übertragung von Luxeuil an Metz einen Zusammenhang sehen will. – Vgl. auch Hauthaler (SUB II, S. 69), der darauf hinweist, daß mit dem Diplom Arnulfs auch die Urkunde Karls des Großen vom 25. Okt. 788 (vgl. Anm. 42) ins Salzburger Archiv kam. – Vgl. weiter Böhmer-Mühlbacher RI I[2], n. 1850. – Zur Bedeutung dieser Urkunde für die Klostergeschichte s. v. Bomhard (Kunstdenkmäler 3, S. 5); Doll (Frauenwörth, S. 17); E. Dümmler (Ostfränk. Reich III[2], 1888, S. 481); Sandberger (ZBLG, 27, 1964, S. 63).

[73] Deotmarus: Ebf. von Salzburg 873–907.

[74] v. Bomhard (s. Anm. 72) hat auch hieraus auf die nur noch geringe Bedeutung des Männerklosters geschlossen.

gnoscentes, qui a Metensi aecclesia[75], ad quam iam dudum ab antecessoribus nostris tradita fuerat, per recompensationem abbatiae Luxouivm vocate illam exsolvimus, sugestionique eius libenter assensum praebentes decrevimus ita fieri prae – scriptamque abbatiam Ouua vel Chiemincseo dictam cum omni integritate sua ad sacrosanctum memoratum archiepiscopalem locum perpetuo consistendam tradidimus hoc praesens auctoritatis nostrae praeceptum inde conscribi praecipientes, quatinus eadem crebro dicta abbatia cum omnibus ad eam rite aspicientibus tam nostris quam et futuris volventis mundi temporibus ad sepe nuncupatam ecclesiam pro divorum antecessorum nostrorum nostraque commemoratione consistat atque pertineat, eo videlicet rationis tenore ut idem venerabilis praesul, qui praesentialiter praelibate sedi praeesse dinoscitur, successoresque illius deinceps in evo liberam habeant potestatem ex universis eiusdem abbatie rebus veluti de episcopii sui honore pro utilitate utriusque loci universa disponere, et ut illic pro anima beatissimi genitoris nostri Carlomanni nostraque annuatim per omne tempus anniversarii nostri commemoratio in elymosinarum largitate et pauperum cura cum sanctarum administratione praecum omnimodis peragatur.

894/5

Hildegard, die Tochter Ludwigs d. J., wird in das Frauenkloster Chiemsee verbannt.

Regino, Chronicon[76]

Per idem tempus Hildegardis[77] filia Ludowici regis, fratris Carlomanni et Caroli, a quibusdam ad Arnulfum accusata regiis possessionibus privatur et privata in exilium destinatur in monasterio puellarum[78], quod Chemissem dicitur; sed non post multum tempus in gratiam rediit et sua ex maiori parte recepit.

Annales Fuldenses[79]

Engildio[80] marchensis Baioariorum honoribus privatus est; in cuius locum Liutpoldus[81] nepos regis subrogatus est. Hildigardis filia Hludowici Francorum regis contra fidelitatem regis agere accusata, inde publicis honoribus deposita in Baioaria quadam insula palude Chiemicse nominata inclusa est

Aventin, Annales Ducum Boiariae[82]

Eadem tempestate Arionulphus Litogardam[83], amitam suam, cuius ope imperium Francorum nactus fuerat, quod connubium regnumque adfectare incusabatur, ad Chiminum lacum, Noricorum Boiariaeque maximum, in contubernium sacratarum foeminarum, ubi aduc eius sepulchrum[84] ostenditur, relegat.

Mattighofen, (900–911)

Zusammen mit anderen Besitzungen überträgt und bestätigt Ludwig IV (900–911) der Salzburger Kirche das Kloster Chiemsee.

[75] Vgl. die Urkunde Karls des Großen vom 25. Okt. 788 (s. Anm. 42).

[76] Hrsg. F. Kurze, MG SSrG, 1890, S. 142.

[77] Vgl. zu den Vorgängen, die zu ihrer Einweisung ins Kloster führten: Dümmler, Ostfränk. Reich, III², S. 393 ff.; Doll, Frauenwörth, S. 17 f.; Riezler, Gesch. Bayerns, I/1, 2. A., S. 413.

[78] Dies ist die erste Erwähnung des Frauenklosters expressis verbis; für die Zeit davor kann seine Existenz nur erschlossen werden; namentlich auf Grund der in den Reichenauer und Salzburger Verbrüderungsbüchern genannten Chiemseer Nonnen.

[79] Ann. Fuld. Cont. Ratisbon., Hrsg. F. Kurze, MG SSrG, 1891, S. 125 f.

[80] Er amtierte von ca. 873–895; vgl. zu ihm Mitterauer, Karol. Markgrafen, S. 173 ff.; 170; 236. Dümmler Ostfränk. Reich, III², S. 393.

[81] Vgl. zu ihm Mitterauer, Karol. Markgrafen, S. 167 ff.; als Nachfolger Engildeos wirkte er bis 907.

[82] = Buch IV, cap. 20 = Werke II, S. 644.

[83] = Hildegard.

[84] Möglicherweise hat Aventin Hildegard mit Irmingard verwechselt. Vgl. hierzu die Bemerkung Riezlers, l. c. zu Zeile 14; vgl. auch Geiß, Geschichte von Frauenchiemsee, S. 277, der fälschlich Irmingard mit Hildegard gleichsetzt.

Diplom Ludwigs iv.[85]

Tradimus itaque (...) cellam[86] ad Kieminseo, que alio nomine vocatur Owe, que tempore alicuius antecessoris nostri cum iniquitate et irracionabiliter malis hominibus suadentibus ab eadem prefata sede abstracta videbatur et tempore genitoris nostri lectis auctoritatibus precepti antecessorum suorum in presencia sua legali iusticia cum iudicio omnium procerum suorum ad prefatam sedem reddita est et auctoritate ipsius precepti confirmata, quam eciam nos simul cum ceteris ad eandem sedem per hoc presens preceptum confirmamus, (...)

Chiemsee, (924 Nov. c.)

Engillind, eine Nonne adeliger Abkunft, übergibt Erzbischof Odalbert von Salzburg ihren Besitz in Seebruck und empfängt dafür ein Stück Land in Gollenshausen.

Salzburger urkunde[87]

Notum sit omnibus sancte dei ecclesiae fidelibus, qualiter quedam nobilis sanctimonialis femina n(ominata) Engillind[88] cum Odalberto[89] archiepiscopo quoddam concambium peragere desiderabat et ille cum consultu fidelium suorum ita fore decrevit. Tradidit vero praenominata monialis cum manu advocati sui Reginhardi[90] talem proprietatem in loco Prucca[91] nominato, sicuti ei Megilo[92] tradiderat, in manus Odalberti archiepiscopi et advocati sui Ruodlandi ad sanctum Petrum sanctumque Rodbertum in proprietatem perenniter possidendum. Econtra Odalbertus archiepiscopus cum manu advocati praescripti tradidit eidem nobili moniali et advocati sui Reginhardi unum territorium in loco Golduneshusa[93] nominato sibi in proprietatem perpetualiter possidere.

924, Nov. 1 – 932, Febr. 14

Im Codex Traditionum Odalberti[94] sind für diesen Zeitraum 13 Urkunden überliefert, deren Ausstellungsort mit dem stereotypen Vermerk „actum ad Chiminchse" angegeben ist[95].

[85] Hrsg. von Th. Schieffer = MG DD Germ. Karol. iv, n. 85, S. 230–232. – Über den Wert dieser Urkunde, ihren Aussteller, die Motive, die zur Ausstellung führten, sind vor allem von den Hrsg. dieses Stückes sehr unterschiedliche Auffassungen geäußert worden. Vgl. MG DD Germ. Karol. i, n. 102 a, S. 273–274 (hrsg. von P. Kehr). Kehr nahm es unter dem 30. November 860 als vermutliches Diplom Ludwigs des Deutschen auf. Einigkeit besteht darin, daß dieses in den Salzburger Kammerbüchern des 13. Jhs. erhaltene Stück nicht mehr den ursprünglichen Wortlaut bietet, sondern stark verunechtet ist. Schieffer (l. c., S. 231) bewertet unsere Stelle lediglich als eine „zusätzliche Unterbauung" des Anspruchs auf Herrenchiemsee, welches Salzburg schon lange übereignet war.

[86] v. Bomhard (Kunstdenkmäler 3, S. 5) hat aus der Beziehung des Chiemsees als „cella" auf seine geringe Bedeutung am Ende des 9. Jhs. geschlossen.

[87] = Hauthaler, SUB, i, S. 129, n. 68; vgl. Doll, S. 19; Sandberger, ZBLG, 27, 1964, S. 68.

[88] In dieser Urkunde wird zweimal Engillinds vornehme, adelige Abstammung betont. Sie setzt also die Reihe der adeligen Klosterfrauen fort, die schon im 9. Jh. im Kloster Aufnahme gefunden hatten. Bezeichnend ist auch, daß Engillind, obgleich sie „monialis" ist, ein Tauschgeschäft tätigen kann, welches nicht in eine Vermehrung des Besitzes ihres Klosters mündet. Ob sie auch Leiterin des Chiemseeklosters war, wie Doll meint, der sie nach Irmingard in den Äbtissinenkatalog aufgenommen hat, (Doll, Frauenwörth, S. 2), scheint fraglich.

[89] Erzbischof von Salzburg 923–935.

[90] Über ihn, dessen Name sehr oft in den Salzburger Traditionen begegnet, läßt sich nichts Genaueres ermitteln. (Vgl. Hauthaler, SUB i, Register, S. 1106 u. 1107).

[91] = Seebruck; vgl. Doll, Frauenwörth, S. 19.

[92] Megilo dürfte identisch sein mit dem Megilo, der in den Salzburger Traditionen sechsmal (von 923 bis 927) als Zeuge genannt wird.

[93] = Gollenshausen (bei Seebruck).

[94] Dieser Traditionskodex wurde gegen Ende der Amtszeit Ebf. Odalberts von Salzburg (923–935) angelegt und enthält die unter diesem Erzbischof entstandenen Urkunden der Salzburger Kirche. Vgl. hierzu Lhotsky, Quellenkunde. S. 159; Hauthaler, SUB i, Einleitung S. 55–62. Vgl. Lhotsky, S. 159.

[95] Die 13 Urkunden finden sich SUB i, S. 73, n. 5; 82/16; 85/20; 90/25; 91/27; 92/28; 93/29; 112/48; 113/49; 128/67; 129/68; 140/78; 152/88. Hinzu kommen noch vier Urkunden, deren Ausstellungsorte zwar nicht überliefert sind, die sich aber aus den Zeugen-

Montecchio, 969 Okt. 30
Otto I. schenkt Erzbischof Friedrich von Salzburg und seinen Nachfolgern das Kloster Chiemsee als immerwährender Besitz.

Diplom Ottos I.[96]

Quocirca noverit omnium fidelium nostrorum scilicet presentium ac futurorum industria, qualiter nos per interventum ac petitionem Heinrici ducis nostrique parentis ad ecclesiam sancti Petri principis apostolorum sanctique Ruotberti confessoris sanctae Salzburhgensis ecclesiae cui venerabilis archiepiscopus Fridericus cura pastorali preesse videtur, donavimus atque concessimus unam abbatiam que Kiemissce nuncupatur, cum omnibus suis pertinentiis et adiacentiis in quibuscumque locis vel comitatibus consistere vel iacere videatur, ecclesiis curtibus edificiis servis et ancillis ceterisque mancipiis terris cultis et incultis agris campis pratís pascuis silvis vineis aquis aquarumque decursibus piscationibus molendinis molendinumque locis venationibus viis et inviis exitibus et redditibus quesitis et inquirendis mobilibus et inmobilibus rebus omnibusque pertinentiis et adiacentiis que dici vel nominari possunt ad predictam abbatiam que Kiemissce nominatur, ad prefatam ecclesiam sancti Petri principis apostolorum sanctique Ruotberti confessoris sanctae Salzburhgensis ecclesie cui venerabilis archiepiscopus Fridericus cura pastorali preesse videtur, ut iam prediximus, omnia et ex omnibus in integrum donavimus, eo scilicet tenore ut prefatus venerabilis archiepiscopus Fredericus eiusque successores nostris futurisque temporibus prenominatam abbatiam Kiemissce cum omnibus suis pertinentiis et adiacentiis habeant teneant firmiterque in perpetuum possideant atque in ipsius potestate successorumque eius perpetualiter nostra imperiali auctoritate per paginam nostri precepti donatam atque concessam permaneat, omnium hominum contradictione remota.

Mainz 984 Okt. 7
Otto III. bestätigt der Salzburger Kirche zusammen mit anderen Besitzungen auch das Kloster Chiemsee.

Diplom Ottos III.[97]

(...) ad Chiemisse abbaciam cum omnibus ad eandem abbatiam iuste ac legaliter pertinentibus, curtem quoque ad Piscofesdorf cum omnibus iuste ad eandem curtem pertinentibus atque piscacionem in lacu Aterseo vocitato sine alicuius hominis contradictione, illos quondam predictos XII privatos tractus, sicut dominicalis terra se ad Poumgarten ipso lacu adiungit, sine alia communi piscacione in Aterseo ad Aterhof pertinenti de potestate nostra[98].

listen und den Urkundeninhalten erschließen lassen. So hat Hauthaler für die Stücke S. 83/n. 17; 83/18; 90/26 und 153/90 Chiemsee als Ausstellungsort erschlossen. Da in drei Urkunden das Salvatorpatrozinium des Männerklosters erwähnt wird und zwei davon noch den Actums-Vermerk „ad Chimincse" tragen (vgl. hierzu die Stelle in dem Diplom Arnulfs vom 28. Juni 891: „monasterium sancti Salvatoris infra lacum qui Chimincseo vocatur"), darf man annehmen, daß das Männerkloster in irgendeiner Form noch bestand. (Vgl. v. Bomhard, Kunstdenkmäler 3, S. 5).

[96] MG DO I n. 380, S. 521–522. – Original erhalten. – Dieses Diplom wirft die Frage auf, wenn man es nicht, wie Doll es noch tat (Frauenwörth, S. 18 f.), auf das Frauenkloster bezieht, ob das Männerkloster zu dieser Zeit noch bestand oder ob durch diese Neuschenkung der Salzburger Kirche lediglich der gesamte Besitzstand des nach der Tradition 907 untergegangenen Salvatorklosters nochmal bestätigt werden sollte. (Vgl. v. Bomhard, Kunstdenkmäler II/3, S. 5 und 6 und 309, A. 34).

[97] MG DO III, n. 1, S. 393–395; diese Urkunde ist nicht im Original erhalten, sondern in den Salzburger Kammerbüchern des 13. Jhs. überliefert. Als Vorurkunden dienten ein Diplom Ottos II. (Passau 977 Okt. 1; MG DO II, n. 165, S. 185–187) und eine Urkunde Arnulfs (Mattighofen [885] Nov. 20; MG DD Germ. Karol. III, n. 184, S. 281–286. Vgl. zu dieser Fälschung Kehrs ausf. Komm. ebda.). Die beiden Vorurkunden erwähnen das Kloster Chiemsee nicht!

[98] Von „curtem quoque ... bis ... potestate nostra" ist alles den in Anm. 97 genannten Vorurkunden entnommen.

um 1000

Abt Gerhard von Seeon läßt ein Bleitäfelchen mit einer Inschrift zur Zeit der Äbtissin Tuta in das Grab der seligen Irmingard legen.

Bleitäfelchen aus dem Grab der seligen Irmingard[99]

Hoc loculo irmingart hludovvici filia pau (sat)
Magnifici regis. virgo beata (ni)mis.
Visa abbatissae sub tempore tutae
A(nte)a sed multos prefuit anniculos.

1004

Im Jüngeren Verbrüderungsbuch von Salzburg werden eine Äbtissin und 2 Nonnen von Chiemsee genannt.

Salzburger Verbrüderungsbuch[100]

Nomina sororum de loco, qui dicitur Chimincse. Tota abb.[a][101] Uuilla. Liutpirch.

Regensburg, 1062 Dez. 12

Heinrich IV. überträgt Erzbischof Gebhard von Salzburg und seinen Nachfolgern das Frauenkloster Chiemsee.

Diplom Heinrichs IV.[102]

Quapropter omnium fidelium nostrorum tam praesentium quam futurorum noverit industria, qualiter nos pro remedio animae patris nostri Heinrici imperatoris augusti et pro dilectione ac fideli servitio Gebehardi[103] Juuauensis archiepiscopi et ob interventum fidelium nostrorum, scilicet Annonis Coloniensis archiepiscopi, Adelberti Hammeburgensis archiepiscopi, Ottonis ducis quandam nostri iuris abbatiam Kiemisse dictam in pago autem Kiemigovve et in comitatu Babonis comitis sitam ad altare sancti Petri principis apostolorum et sancti Rodberti confessoris et episcopi in loco Salzburc constituto cum omnibus suis pertinentiis more antecessorum nostrorum regum seu imperatorum in proprium dedimus adque tradidimus. Et quicquid iuris aut potestatis in praenominata abbatia habuimus, illud nostrum regium ius in ius praefate aecclesiae transtulimus, ea tamen ratione, ut praedictus archiepiscopus G. suique successores de eadem abbatia liberam potestatem habeant tenendi, regendi vel quicquid illis ad utilitatem aecclesiae suae placuerit inde faciendi, ea tamen ratione, ut congregatio sanctimonialium deo ibidem servientium stipendio suo et solita sustentatione nequaquam privetur.

Regensburg 1077

Heinrich IV. stellt die Unabhängigkeit des Frauenklosters Chiemsee wieder her.

[99] Der Text des Bleitäfelchens aus dem Grabe der sel. Irmingard wurde hier nach dem Beitrag von Bischoff in diesem Bande S. 279 wiedergegeben. Ebda. setzt Bischoff sich auch mit den älteren Ansichten von K. Strecker und J. Schlecht auseinander. Deshalb braucht hier nicht auf die Datierung und die Überlieferungsgeschichte der Inschrift eingegangen zu werden.

[100] Hrsg. von S. Herzberg-Fränkel, MG Necr. II, S. 54, col. 33. – Dies Jüngere Salzburger Verbrüderungsbuch hat um 1004 Abt Tito von Salzburg verfaßt. Zu dieser Zeit wurden die obigen Namen eingetragen. (Herzberg-Fränkel, l. c. S. 3; vgl. ders. NA 13, S. 283, wo er darauf hinweist, daß aus der Frühzeit des Frauenklosters keine Namen aufgenommen wurden).

[101] Zu ihr vgl. Doll, Frauenwörth, S. 2.

[102] Hrsg. D. v. Gladiß, MG DH IV, n. 97, S. 126 bis 127. – Original erhalten. – Diese Übertragung des Frauenklosters an den Salzburger Erzbischof wird 1077 wieder aufgehoben. Zur Interpretation dieser Urkunde s. zuletzt Sandberger, ZBLG 27, 1964, S. 64; Doll, Frauenwörth, S. 19.

[103] Erzbischof von Salzburg von 1060 bis 1088.

Diplom Heinrichs iv.[104]

Ad solam dei gloriam et laudem ob salutem anime, ob remedium peccatorum suorum omniumque parentum Tessalo rex Chiemensem substituit et fundavit ecclesiam. Substituit, inquam, prediis hiis dotavit: Oxvn, Evenhausen, Leuchental, Schonsteten, Tegiringen, Sapienzmuenster, Hal, Buoch, Frawnhouen, Hofhaim, Fridolfingen, Frawndorf, Paelchingen. Hiis vero, ut dictum est, dotavit aliisque perpluribus ditavit et perfectissimam libertatem digna et religiosa istitucione (cum iudicio in insula sua quae Nunnuerd dicitur et in omnibus hofmarchis suis rite et ligitime habendo), sicut aliud regale cenobium tenetur, libere et principaliter eidem tradidit et indixit et solis tantum regibus in tutelam et patrocinatum decrevit. In hac libertate ad Karulum usque regem successorem suum pervenit, a Karulo usque ad Ludwicum regem, qui ob eiusdem ecclesie amorem, quam sibi pre ceteris habuit specialem, filiam suam Irngardam ibidem prefecit abbatissam, a Ludwico autem ad Ludwicum et ad Hainricum, qui quoque suam sororem Gerwirgam constituit abbatissam ob loci nobilitatem et religionem. Ea, ut diximus, libertate a rege ad regem descendit et usque ad nos eandem libetatem firmiter habuit et pertulit. Nos autem aliquibus heu male persuadentibus ab hac libertate eam destuimus; quo in facto dum recipivimus, dum deliquisse nos respeximus, eam, quam ab auctore suo Tessalone rege accepit, libertatem reddere et restaurare decenter studuimus.

[104] MG DH iv, n. 302, S. 395–397; diese umstrittene Urkunde ist nicht im Original erhalten, sondern nur in einem Kopialbuch des Chiemseer Frauenklosters aus dem 14. Jh. – Zu den verunechteten Teilen dieses Stükkes – wie z. B. der Passus über die Verleihung der Gerichtsbarkeit an das Kloster, vgl. v. Gladiß' Komm. (MG DH iv, S. 396) – Im übrigen s. Doll, Frauenwörth, S. 19; Sandberger, ZBLG 27, 1964, S. 62, 68, 72.

DIE GRABUNGSERGEBNISSE

VLADIMIR MILOJČIĆ

In der Einleitung ist die zeitliche Reihenfolge der Grabungsstellen bereits beschrieben worden. Wir werden ihr hier nicht folgen, da es uns übersichtlicher erscheint, vom Sanktuarium im Münster über das Westjoch des Mittelschiffes zur Taufkapelle und von dort über den sog. „Großen Bau" zum Torbau im Norden der Gesamtanlage vorzugehen.

Wie schon oben erwähnt, hat Regierungsbaumeister Haas im Frühjahr 1961 mit dem Aufmessen des Grundrisses der Klosterkirche auf der Fraueninsel begonnen. Auf diese Aufmessungen geht der hier vorgelegte neue Grundrißplan (Pl. 3) des Münsters zurück. Zu dem Plan hat Haas ein Exposé über seine Beobachtungen beim Vermessen des Grundrisses und anderer Teile der Kirche verfaßt. Auch dieses Exposé benützen wir und ergänzen es zuweilen mit unseren Beobachtungen bei der Schilderung der allgemeinen Form des heutigen Münsters.

Zuerst ist festzustellen, daß der alte Plan des Münsters in den Inventaren der Kunstdenkmale des Königreiches Bayern von beachtlicher Exaktheit ist[1]. Nur an einigen Stellen bedarf dieser Plan bei Abweichungen von der Kirchenachse einer Korrektur. Dem neuen Grundrißplan von Haas, der im Maßstab 1 : 50 aufgetragen wurde, ist eine Reihe von Beobachtungen zu entnehmen:

„Das Sanctuarium ist ein von ziemlich regelmäßig angelegten Mauerwinkeln umschlossener annähernd quadratischer Raum, dessen lichte Weite seine Länge nur wenig übertrifft. Auf der Westseite steht jetzt ein gotischer Triumphbogen. Es kann angenommen werden, daß das Sanctuarium ursprünglich als reines Quadrat angelegt war" (Haas). In der Tat läßt sich auf dem Dachboden eindeutig zeigen, daß der gotische Triumphbogen gegen Osten etwa acht bis zehn Zentimeter verlegt worden ist. Dies ist am Stumpf des Ansatzes zum alten Triumphbogen in Tasche N 4 Westteil (Taf. XLVI a) sowie aus der Tatsache zu erkennen, daß durch den gotischen Triumphbogen auf dem heutigen Dachboden ein Teil, und zwar der Rahmen, der alten Fresken des Sanktuariums (Taf. XLIX) beschnitten wird.

„Das Quadrat [des Sanktuariums] ist leicht verdrückt zu einem Parallelogramm mit spitzen Winkeln im Nordwesten und Südosten" (Haas).

„Die Öffnungen nach Norden, Osten und Süden sind gleich weit, die Laibungen der einzelnen Öffnungen liegen zueinander parallel, aber nicht senkrecht zu den Mauerfluchten, sondern sie sind so verschwenkt, daß die Achse der Ostöffnung südlich, die Achsen der Nord- und Südöffnung westlich am Mittelpunkt des Quadrats vorbeilaufen" (Haas).

Wie die unten beschriebenen Befunde zeigen, sind die heutigen Sanktuariumsöffnungen im 11./12. Jahrhundert eingebaut worden, um die ursprünglichen, viel größeren Öffnungen aus statischen Gründen zu verkleinern.

„Die vier Mauern, die das Sanctuarium begrenzen, setzen sich im „Chorumgang" als Scheid-

[1] Die Kunstdenkmale des Kgr. Bayern, Reg.-Bez. Oberbayern, München 1902, Bd. 1/2 (Bez.-Amt Traunstein), S. 1755.

bogen fort, die zwar die Richtung der Mauern etwa fortführen, jedoch ihre Stärke, die an den Bogen des Sanctuariums ablesbar ist, nicht ganz erreichen" (Haas).

Auch hier scheint sich nach dem Befund oberhalb des Gewölbes zu zeigen, daß es sich z. T. um neue Scheidbögen handelt, die den alten Mauerzug ersetzt haben (Pl. 4) bzw. unter die älteren, größeren und breiteren nachträglich eingezogen worden sind.

„Süd- und Ostflügel des Umgangs haben die gleiche Breite und sind etwas schmäler als der Nordflügel. Die östliche Außenmauer liegt etwa parallel zur entsprechenden Seite des Sanctuariums, Nord- und Südmauer divergieren gegen Westen. Die Vorlagen an den Außenmauern entsprechen mit nur geringen Abweichungen den Mauerwinkeln um das Sanctuarium. Die Vorlagen der Nordmauer liegen fast parallel zur Wandflucht, dagegen weicht das Feld dazwischen von dieser Richtung ab und nähert sich der des Sanctuariums" (Haas).

Wie wir sehen werden, sind die Vorlagen für die Wölbung später entstanden als die verkleinerten Laibungen des Sanktuariums mit der Salzburger Malerei. Somit ist auch verständlich, warum das Feld zwischen den Vorlagen sich der Wandflucht des Sanktuariums nähert.

„Die Arkaden des Mittelschiffs setzen die Richtung der Längsseiten des Sanctuariums annähernd genau fort. Die Mauerstärke ist geringer als die Stärke der Bogen des Sanctuariums. Die Jochweite der Arkaden ist sehr gleichmäßig. Der Versuch, die Bogenreihe im Plan nach Osten oder Westen fortzusetzen, führt weder beim Sanctuarium noch beim Ost- oder Westschluß der Kirche zu Übereinstimmungen" (Haas).

Es sei hier nur vermerkt, daß auf dem Dachboden weder im Nordschiff (Pl. 4) noch im Südschiff eine senkrechte Fuge zu beobachten ist, die die Annahme rechtfertigte, daß die Arkaden des Mittelschiffes nachträglich an das Sanktuarium angeschlossen worden wären. Im Gegenteil, eine dicke, waagerechte Mörtelfuge (Pl. 4) zieht sich von der Ostwand des Münsters über den Scheidebogen des Chorumganges, den östlichen Pfeiler des Sanktuariums und dicht über den Scheitelpunkt des ursprünglichen großen Bogens der Choröffnung hinweg über den westlichen Pfeiler und die Arkadatur des Mittelschiffes bruchlos bis zum Anfang des Westbaues. Somit ist zumindest die Fensterzone des Obergadens eine einheitliche Schöpfung.

„Die Außenmauern der Seitenschiffe divergieren mit denen des Umgangs gegen Westen. Die Nordmauer ist schwächer und weicht mehr von der Mittelschiffachse ab als die stärkere Südmauer. Diese knickt im Bereich des „Chorumgangs" leicht nach Norden ab und wird von da an auch dicker. Der Übergang der verschiedenen Mauerstärken wird von der Vorlage des Umgangs überdeckt. Die Innenseite der Nordmauer schwenkt vom westlichen Portalgewände an etwas ein, das Portal selbst liegt jedoch noch in der Hauptrichtung der Mauer" (Haas).

Über dem gotischen Gewölbe des Südschiffes ist deutlich zu erkennen, daß die Südmauer der Kirche in den oberen Lagen aus Ziegeln gebaut ist. Vielleicht hängt dies mit der Anlage der Laienschwesterempore zusammen.

„Am Ansatz des Westbaus (Taufkapelle) knickt die Mittelachse der Kirche deutlich nach Norden ab. Die Emporenkante, die den Westabschluß des Mittelschiffs bildet, die Westwand des Südschiffs und die Süd- und Westmauer der Taufkapelle liegen zueinander etwa rechtwinklig bzw. parallel. Die dritte – nördliche – Umfassungsmauer des Westbaus weicht dagegen noch weiter von der Richtung des Mittelschiffs ab und paßt eher zur Richtung der angrenzenden Sakristei als zur Taufkapelle" (Haas).

Wir werden noch sehen, daß die heutige Taufkapelle einst mit Arkaden, bestehend aus Pfeilern und Säulen in der Süd- und Nordmauer, ausgeschmückt war (Taf. LVI). Unterhalb der Arkadatur konnten an der Südmauer dieses Raumes die Reste von zwei Bauperioden beobachtet werden (Pl. 19). Dies ist wohl ein Zeichen dafür, daß die jetzige Fluchtung der Mauerzüge in der Taufkapelle und der Sakristei des heutigen Münsters relativ spät entstanden ist.

„Diese Sakristei ist ein annähernd regelmäßig rechteckiger Raum. Ihre nördliche Außen-

mauer setzt Richtung und Außenflucht der anschließenden Seitenschiffsmauer mit nur geringer Abweichung fort, ist aber wesentlich dicker als diese. Sie hat eine Stärke von 1 m, während die beiden Binnenmauern gegen Nordschiff und Taufkapelle nur 3/4 dieser Dicke erreichen. Dies fällt deshalb auf, weil die eine dieser schwächeren Binnenmauern den westlichen Teil des Obergadens trägt. Die stärkere nördliche Außenmauer hat dagegen nur die Höhe des Seitenschiffs" (Haas).

Bei den Grabungen zwischen der Sakristei und dem Turm wurden die Reste von drei Bauperioden erkannt. Es wurde festgestellt, daß das Fundament, auf dem die heutige Nordwand der Sakristei liegt, in seiner ganzen Länge noch stärker von der Kirchenachse nach Norden abweicht (Pl. 10; Taf. xx b). Dieses Fundament gehört der jüngsten Bauperiode dieser Zone an, wodurch deutlich wird, daß die jetzige Nordmauer der Sakristei relativ spät entstanden ist. Weiter ist zu bemerken, daß sich auf dem Dachboden im Westen des nördlichen Seitenschiffes eine Quermauer befindet (Pl. 4), deren obere Lagen aus Ziegeln und deren untere Lagen aus Tuffsteinen gebaut sind. Ob das die Reste eines Scheidbogens zwischen dem Nordschiff und einem der heutigen Sakristei vorausgegangenen Raum sind, oder ob es sich gar um die ursprüngliche Westmauer der Kirche handelt, ist z. Z. nicht zu entscheiden.

„Die Portalvorhalle ist in ihrer Richtung wieder etwas mehr dem Achssystem des Mittelschiffes angepaßt, als Seitenschiffsmauer und Sakristei. Ihre Seitenmauern sind stärker als die weit geöffnete Stirnmauer" (Haas).

Wie wir noch sehen werden, reitet mindestens die Westmauer dieser Vorhalle auf einer älteren Mauer, wobei die heutige Portalvorhalle eine Verkürzung einer größeren Vorhalle ist (Pl. 2 u. 10).

„Aus dem Grundriß allein können einige, wenn auch nur wenige Folgerungen für die Baugeschichte der Kirche gezogen werden: Sanctuarium und Vorlagen des Umgangs sind einheitlich. Das Mittelschiff kann möglicherweise zum selben Bau gehören, es zeigt aber wenig Verwandtschaft mit dem Ostbau und schließt auch nicht ganz überzeugend an diesen an. Eine Priorität des einen oder anderen Bauteils ist nicht ablesbar. Die These, das Chorquadrat könne aus einem Umbau des Langhaus-Ostteils entstanden sein, ist aus dem Grundriß zwar nicht zu widerlegen, aber auch keinesfalls zu erhärten" (Haas).

Diese oft vermutete These scheint durch die Existenz der älteren, größeren Bögen stark in Frage gestellt zu sein, da, wie gesagt, heute zwischen dem Sanktuarium und der Arkadatur des Mittelschiffes an den putzfreien Stellen auf dem Dachboden keine senkrechte Baufuge zu beobachten ist. Dazu kommt, daß die alten Bögen des Sanktuariums, aber auch der Arkadatur, durch eine dicke Mörtelfuge gemeinsam von der Fensterzone des Hochgadens getrennt sind.

„Die Seitenschiffsmauern gehören nicht zum selben Baubestand wie die Hochräume. Die unterschiedlichen Mauerstärken lassen Zweifel an der Zusammengehörigkeit von Nord- und Südmauer aufkommen. Die Südmauer ist in sich einheitlich (Grenze an der Vorlage im Chorumgang), die Nordmauer nicht sicher einheitlich."

„Taufkapelle und Sakristei gehören verschiedenen Bauunternehmungen an und sind mit dem Mittelschiff nicht planeinheitlich. Taufkapelle und Nordschiff können zusammengehören, nicht dagegen Sakristei und Nordschiff."

„Die Klosterkirche in ihrer heutigen Form ist jedenfalls nicht durch Unterteilen einer ursprünglich einheitlichen Anlage entstanden, sondern durch Agglomeration" (Haas).

Zu Beginn der Beschreibung der Ausgrabungsergebnisse ist hervorzuheben, daß die Kirche noch heute voll in Benützung durch den Nonnenkonvent, die Laiengemeinde und die Oberschule des Klosters steht. Somit mußte bei den Ausgrabungen ständig volle Rücksicht auf die Gottesdienste genommen werden. Dazu kommt der schlechte Zustand des ganzen Kirchenbaues, der nur kleinere Flächengrabungen zuließ. Der verantwortliche Statiker, Dr.-Ing.

Th. Brannekämper, kam 1963 auf Grund der Verformungen und Rissegruppen zu der Überzeugung, daß zuerst eine statische und konstruktive Untersuchung des gesamten Bauwerkes notwendig sei, bevor entschieden werden kann, ob weitere Ausgrabungen zuzulassen sind oder nicht. Auf alle Fälle können derzeit Grabungen und Untersuchungen im Bereich der Gründungskörper die Standsicherheit des Bauwerks gefährden, weswegen die Grabungen eingestellt werden mußten, ohne daß ein wünschenswerter Abschluß erzielt wurde.

Der Arbeitsplan war, von Osten nach Westen gehend, zuerst den Ostumgang, dann innerhalb des Sanktuariums größere Flächen freizulegen, um nach eventuell älteren Bauresten zu suchen. Anschließend sollten im südlichen und nördlichen Umgang des Sanktuariums einige Schnitte angebracht werden, um nachzusehen, ob hier die Reste eines anders proportionierten Baues zu erkennen sind. Als nächstes wurde der Schnitt von der Südwand bis zur Nordwand des Münsters im ersten Joch des Mittelschiffes unmittelbar vor dem Sanktuarium geplant. Drittens sollte das westliche Joch des Mittelschiffes, wo heute in der Mitte das Hochgrab der sel. Irmingard steht, und anschließend die Taufkapelle untersucht werden. Die Existenz einer solchen Taufkapelle im Münster ist seit dem späten 15. Jahrhundert sicher belegbar und für eine Nonnenkirche recht merkwürdig, um so mehr, als eine Laienkirche zu St. Martin auf der Insel stand, wo wohl sämtliche Taufen stattfinden mußten.

Von diesem Arbeitsplan konnten bedauerlicherweise einige Punkte wegen der oben geschilderten Bedenken des Statikers nicht durchgeführt werden. Es sind dies vor allem der beabsichtigte entscheidende Querschnitt von der nördlichen bis zur südlichen Außenwand im östlichen Joch des Mittelschiffes und die Freilegung des Nord- und des Mittelteiles der Taufkapelle. Besonders im letzteren sind es zwei gotische Säulen, die pilzförmig den Mittelteil des gotischen Gewölbes tragen und mancherlei alte Risse zeigen, die uns veranlaßten, hier auf die Fortsetzung der Grabungen zu verzichten, da die für eine Ausschalung und eventuelle Reparaturen notwendigen Mittel nicht vorhanden waren.

Die Grabungen im Bereich des Sanktuariums im Münster

Aus den oben angeführten Gründen konnten im Bereich des Sanktuariums Untersuchungen nur in seiner östlichen Zone, d. h. hinter dem großen Hochaltar sowie südlich von ihm stattfinden (Pl. 2 u. 6). Der gesamte Raum des Sanktuariums ist mit rötlichen Steinplatten – zuweilen schönem rotem Marmor – von verschiedenen Größen ausgelegt. Unter dem hinteren Teil des Hochaltars ist der Boden mit weißen Marmorplatten ausgelegt, deren eine Kante 0,90 bis 1,10 m lang ist (Pl. 6, 1).* Sie lagern auf einer rötlichen, völlig trockenen, rieselnden Sandschicht während die roten Platten auf einem Bauschuttmörtel verlegt sind. Die weißen Marmorplatten sind gut geschnitten und geglättet, jedoch konnten bisher vom Rande her an den Platten keine weiteren Beobachtungen gemacht werden. Die eigenartige rote Sandschicht wird uns noch im Westen des Münsters begegnen.

Nach Entfernung der roten Bodenplatten und deren Mörtelbett zeigte sich darunter eine ca. 15 cm starke Mörtelschicht, in der – besonders dicht um den gotischen Südostpfeiler – Bruchstücke von Wandputz mit Malereien lagen. Die Malereibruchstücke lagen völlig durcheinander und übereinander. Sie stammen den Farben, aber auch der Zeichnung nach von den Malereien der sog. Salzburger Art, die noch heute in drei Laibungen des Sanktuariums zu sehen sind. Da

* Hier wie im Folgenden gibt die arabische Ziffer hinter der Plannummer einerseits Hinweis auf die Stelle am Profil auf dem Plan und andererseits auf die dazugehörige Profilzeichnung auf der Beilage zu dem jeweiligen Plan.

sich die Funde um den gotischen Pfeiler massierten und, je weiter sie von ihm nach Norden oder Westen entfernt waren, um so seltener wurden, ist wohl anzunehmen, daß sie beim Hochziehen des gotischen Pfeilers hierher gelangt sind. Bei den Malereibruchstücken kommen vorwiegend dunkelrote, blaue, gelbe und graue, hauptsächlich lineare Muster und sehr wenig gekrümmte Linien vor. Es sind auch einige Gesichtsteile zu erkennen und auf mehreren Bruchstücken Reste einer roten Inschrift auf weißem Grund. Nach der Entfernung des Bauschuttes mit den Freskenresten fand sich eine ungleichmäßige Oberfläche. Stellenweise waren noch leichte Eintiefungen mit dem Bauschutt gefüllt, im wesentlichen jedoch zeigte sich die mittelmäßig verfestigte Oberfläche aus Erde. In der Erdmasse waren kleine Mörtel- und Ziegelbruchstücke sowie Steine vermischt.

Im Bereich um den gotischen Pfeiler stießen wir unter dem Fuß desselben auf eine Lage sauber gearbeiteter Tuffquader, deren Oberfläche – aber auch sie selbst untereinander – mit einem festen gräulichen Malter verbunden ist (Pl. 6). Auf der Oberfläche, und zwar in der Nordostecke beim Pfeiler, konnten im Malter die Abdrücke von Tuffquadern derselben sauberen Art beobachtet werden, so daß der Eindruck entstand, als ob hier einmal eine andere Mauer gestanden habe, die dann beim Bau des gotischen Pfeilers bis auf ca. + 2,05 m abgetragen wurde. Auf den übriggebliebenen Stumpf wurde dann der gotische Pfeiler aufgesetzt.

Innerhalb der östlichen Sanktuariumsöffnung stieß man auf eine in Nord-Süd-Richtung verlaufende Mauer aus guten Quadern, die mit festem Mörtel verbunden waren (Pl. 6, 3). Sie lief etwa in der Mitte der Bogenöffnung. Die ganze Mauer, die Ausbrüche und die auf der Oberfläche der Mauer befindlichen Abdrücke entfernter Steine zeigten, daß sie ursprünglich höher war. Auf die entsprechende Mauer stieß man auch im Südbogen des Sanktuariums, nur daß hier darüber heute eine barocke Schranke aus Holz steht (Pl. 6, 5. 8). Diese Mauer muß einst viel höher gewesen sein, da an den Laibungen – besonders im Norden – im Bereiche der Salzburger Malereien aus der Mitte des 12. Jahrhunderts eine Aussparung festzustellen ist. Sie ist nur so zu erklären, daß in ihr eine Mauer gestanden hat. Diese ca. 3,05 m hohen Schranken sind nun eindeutige Einbauten innerhalb der verkleinerten Bogen mit Salzburger Fresken. Überraschenderweise zeigt die Abfolge der Putzschichten und Malereireste, daß diese hohen gemauerten Chorschranken zu einer Bauperiode des Sanktuariums gehören, die älter ist als die Salzburger Fresken aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Zu dieser älteren Phase mit den Chorschranken gehörte auch eine eigene Wandmalereiausstattung, die durch jene aus der Mitte des 12. Jahrhunderts ersetzt wurde.

Bei dem weiteren Vordringen in die Tiefe zeigte sich zuerst entlang der Rückfront des Altares ein heller, lehmiger Boden, der allerdings Holzkohle, Knochensplitter und Steine enthielt. Östlich davon bis zur Schrankenmauer in der östlichen Choröffnung, aber auch dann im Bereiche des gotischen Pfeilers sowie der Ost-West-Zunge des südlichen Chorbogens, und zwar auf seiner Nordseite, fand sich eine dunkle, lehmig-erdige, mit Mörtelstücken durchsetzte Zone, die sich von der hellen Lehmzone um den Altar scharf abhob.

Nördlich von dem vielleicht älteren Unterbau des gotischen Südostpfeilers im Sanktuarium befanden sich Spuren einer Aushebung, die mit dunkler lockerer Erde ausgefüllt war. Darin lagerten mehrere Mörtelbruchstücke mit Malereien, die sich aber in den Farben gründlich von jenen aus der oberen Schicht unterscheiden. Einzelne Fragmente waren „al secco" übermalt, trugen also zwei Malschichten. Wie oben gesagt, war eine etwa ähnliche Füllung auch im Norden des Fundamentes der östlichen Zunge des südlichen Sanktuariumsbogens mit Salzburger Malerei zu beobachten. Es ist wichtig, schon hier festzustellen, daß sich diese graue dunkle Füllung unter die Fundamentsteine mit ihrer Mörtellage zieht, daß also die Zunge des verkleinerten Bogens mit der Salzburger Malerei jünger als diese Füllung ist.

Im Norden der südöstlichen Sanktuariumszunge bis zur Südseite des Hochaltars wurde un-

ruhiger, brauner Boden mit Spuren von Mörtel und Knochenbruchstücken angetroffen. Zum Teil waren hier Tuffsteine so verlegt, als ob sie die Umrisse eines Grabes andeuten sollten. Wichtig ist, daß hier deutlich ein Pfostenloch zu erkennen war, das den braunen Boden durchstieß. Ein zweites zeichnete sich ungefähr in der Mitte des östlichen Sanktuariumsbogens ab, und zwar etwa 20 cm westlich von der Nord-Süd-Bogenflucht. Dieses Pfostenloch durchstieß eindeutig die darunterliegende lockere, graue dunkle Füllung und die Fundamentspannmauer.

Weiter nach unten kamen die Spannfundamente zum Vorschein (Pl. 6). Die von dem Südostpfeiler des Sanktuariums nach Norden (Pl. 6, 3) und nach Westen (Pl. 6, 5; Taf. VI) ziehenden Spannfundamente sind aus größeren Feldsteinen, in wenig Mörtel gelagert, gebaut. Eine dickere Mörtelschicht bildet die Oberfläche. Bei dem Nord-Süd-Spannfundament ist der ziemlich unruhige Verlauf der westlichen Kante auffallend. Der kleine, nach Westen gerichtete, schon sehr früh teilweise abgebrochene Vorsatz, der bis unter die Südostecke des Hochaltars reicht, erwies sich als im Verband mit dem Spannfundament befindlich, und zwar durch den gleichen Mörtel sowie durch die Verkeilung der Steine. Dieser Fortsatz ist ganz offenbar bei der Aushebung der südlich von ihm gelegenen Grube mit lockerer schmutziger Erde teilweise abgetragen und gestört worden. In dieser Grube lagert der Stumpf aus schönen Tuffquadern, auf dem heute die gotische Gewölbevorlage ruht. Vor dem beschriebenen, etwa 0,70 m langen Vorsatz fand sich im Westen eine Füllung mit lockerem Mörtel, die der Rest eines Loches für einen Pfosten sein könnte, der beim Bau des gotischen Gewölbes aufgestellt worden war. Sie trat unmittelbar unter dem Bauschutt mit den Salzburger Malereien hervor. Tiefer in diesem Bereich zeigte sich, daß in der Fläche zwischen dem Hochaltar im Norden und dem Spannfundament im Süden Gräber vorhanden sind (Pl. 6). Es konnten an einer Stelle drei Skelette übereinander sowie die Spuren von dazugehörigen Holzsärgen festgestellt werden. Die Bestatteten – mit dem Kopf nach Westen orientiert – hatten keine Beigaben. Um die Skelette herum fanden sich Knochen von noch älteren Bestattungen. Erst bei einer Tiefe von ca. + 0,82 m stieß man hier überall auf den gewachsenen Boden, der hinter dem Altar bereits bei ca. + 1,70 m erreicht wurde.

Es ist besonders hervorzuheben, daß etwa innerhalb des ersten Drittels der südlichen Choröffnung, und zwar auf der Nordseite des Spannfundamentes, ein Quaderblock (+ 1,27 m) angetroffen wurde, der vom oberen Teil des Spannfundamentes überbaut war (Taf. VI a. b). Über diesem Tuffquader lagerte senkrecht zum Spannfundament eine etwa 25 cm breite Wand aus kaum verfärbtem Lehm an, die über die Oberkante des Spannfundamentes noch etwa 25 cm hinaufreichte (Pl. 6, 7). Erst hier wurde sie schräg von verschiedenen Bodenniveaus abgeschnitten. Nach Norden hin war das Gelände durch Gräber völlig gestört. Nach der Entfernung des Tuffblockes und der Säuberung der Stelle von Osten her sah man, daß unter dem Tuffblock so etwas wie ein Pfostenloch vorhanden war, dessen Außenseiten mit Tuffsteinen und Mörtelstücken ausgelegt waren (Verkeilung?) (Pl. 6, 6). Wie wir weiter unten zeigen werden, fand man auch auf der Südseite des an sich zweiteiligen Spannfundamentes des südlichen Chorbogens (Pl. 6, 8), und zwar unter ihm, eine Lage von Tuffbruchstücken, Kalkmörtel und Tuffsand. Vielleicht sind dies Reste eines älteren Baues? Das Innere unter dem Tuffblock war mit reinem Lehm verschiedener Färbung ausgefüllt. Bei diesem Schnitt zeigte sich, daß das Spannfundament von Norden betrachtet aus zwei verschiedenen Lagezonen besteht. Dies veranlaßte, daß an das Spannfundament im Süden des Sanktuariums später ein Schnitt von etwa 1,10 m Breite angelegt wurde.

Die gemörtelte Oberfläche des Nord-Süd verlaufenden Spannfundamentes im östlichen Sanktuariumsbogen liegt etwa bei + 1,75 m ± 5 cm (Pl. 6). An einer Stelle war deutlich zu erkennen, daß über die gemörtelte Ausgleichsschicht zuerst ein etwa 2,5 cm mächtiger, lehmiger Trampelboden angelegt war. Über diesem folgte nun eine zweite Schicht (+ 1,80 m) aus feinem

Mörtelestrich. Dies bedeutet wohl, daß der ursprüngliche Boden unter den Bögen und vielleicht im Sanktuarium etwa 40 cm tiefer lag als heute (+ 2,19 m).

An dem in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Spannfundament legten wir einen Schnitt unmittelbar nördlich des oben erwähnten Fortsatzes, welcher sich mit dem oberen Teil des Spannfundamentes als bündig erwiesen hatte (Pl. 6 u. 6, 3). Es zeigte sich, daß der locker gemörtelte Fortsatz nur noch etwa 25 cm tief war, während das gemörtelte Spannfundament noch etwa 15 cm weiter (bis ca. + 1,45 m) in die Tiefe ging. Damit war die Unterkante des gemörtelten Fundamentes erreicht. Wir stellten fest, daß darunter noch ein weiterer zweiter Teil liegt, der bis ca. + 0,95 m hinabführte. Auch dieser war aus Bachgeröllen zusammengesetzt, jedoch nicht mit Mörtel gebunden, sondern mit körnigem Sand eingeschlämmt. Die Fundamentgrube erwies sich in ihrer Basis etwa 10 cm schmäler als auf ihrer Oberkante.

Nicht viel anders war die Zusammensetzung des Spannfundamentes unter dem südlichen Sanktuariumsbogen. Hier liegt die Oberfläche des Spannfundamentes merkwürdigerweise bis zu 20 cm tiefer als beim Ostbogen, etwa um + 1,55 m ± 5 cm (Taf. VI a. b). Darüber sind überall auch hier die Reste eines lehmigen Estrichs erkennbar. Auch hier steigen die einzelnen Estrich- und Bauschuttschichten gegen die Mitte des Sanktuariums an (Pl. 6, 7), so daß das Sanktuarium von Anfang an offenbar im Verhältnis zu den Laufböden in den Bögen etwas erhöht war.

Die Fundamentzusammensetzung ist im Prinzip die gleiche (Taf. VI b; Pl. 6, 5). Von ca. + 1,55 m ± 5 cm bis etwa + 1,05 m liegt eine Packung aus Geröllsteinen, die mit Mörtel locker gebunden – nicht in Mörtel eingebettet – und nach oben mit einer dicken Mörtelschicht abgeschlossen und eingeebnet ist. Darunter befindet sich im Ostteil des Schnittes eine zweite Geröllpackung von etwa 10 cm Stärke, die aber etwas weiter westlich mit einer steilen Stufe auf + 0,40 m ± 5 cm hinabsteigt und insgesamt etwa 0,60 m mächtig ist. Die Geröllsteine dieser unteren Fundamentzone sind in Sand eingelagert. Die Fundamentgrube verjüngt sich auch hier nach unten um etwa 10 cm. Im Westprofil des Schnittes (Pl. 6, 6. 7) gewinnt man den Eindruck, daß jenes merkwürdige, mit Tuff und Malterbrocken ausgekeilte und mit einem Tuffblock abgedeckte Loch von dem Sandfundament zuerst unterschnitten, oben allerdings vom Mörtelfundament überlagert wird. An der Südseite dieses Spannfundamentes des südlichen Sanktuariumsbogens konnte eine Lage von Tuffbruchstücken, Kalkmörtel und verwittertem Tuffsand unter der Sand-Geröll-Lage beobachtet werden (siehe weiter unten) (Pl. 6, 8).

Bei der Nordansicht des Spannfundamentes des südlichen Sanktuariumsbogens (Pl. 6, 5) fällt auf, daß die Fundamentsteine des verkleinerten Bogens sowie ihr Mörtelbett recht lässig, nach allen Seiten etwas vorspringend, auf den „Trampelboden" gesetzt sind (Taf. VI a), ja, daß das Malterbett auf die nicht saubere Oberfläche des Spannfundamentes verlegt wurde. Durch diese schlechte Arbeit steigt der Putz an der Südseite wannenartig über eine schmutzige lockere Erdfüllung (Pl. 6, 4), die z. T. die oben erwähnten älteren Freskenbruchstücke enthalten hat. Somit muß diese schmutzige Schicht älter als der verkleinerte Bogen selbst sein, andererseits jünger als die Oberfläche des Spannfundamentes. Auch hier ist zwischen den beiden Laibungsseiten des Bogens eine schmalere Mauer vorhanden gewesen (Pl. 6, 5), die aus zugehauenen Steinen, Tuff und viel hartem Mörtel gebaut war. Diese Mauer, auf der heute das barocke Holzgeländer ruht, ist evident jünger als der Bogen, jedoch älter als die Salzburger Malerei auf demselben.

Zu den Profilen im Sanktuarium östlich und südlich vom Hochaltar ist festzustellen (Pl. 6, 1. 7), daß zuoberst (+ 2,19 m) rote oder weiße Marmorplatten liegen, die roten auf einem Mörtelbett, die weißen auf lockerem, rötlichbraunem Sand. Die Schicht unter dem Mörtelbett enthielt in der Umgebung der Pfeiler die bereits erwähnten Bruchstücke der Salzburger Fresken. Darunter folgte eine mehr oder weniger ausgeprägte Erdschicht mit Bauschuttresten (Ziegel- und Mörtelbruchstücke), dann eine bis 10 cm mächtige, lockere weiße Bauschuttschicht, die

Ziegel, Mörtel und Tuffsteine enthielt. Darunter lag wieder eine erdige braune Schicht mit Bauschuttresten (Mörtel- und Tuffsteinbruchstücke), gefolgt von einer Schicht aus festem, weißem Kalkmörtelestrich. Endlich war unter dieser Estrichschicht eine erdige Zone, die kleine Mörtel- und Tuffsteinbrocken enthielt und die man vielleicht als Laufboden bezeichnen kann. Sie geht allmählich in den Bereich des gewachsenen Bodens über.

Es scheint wichtig, hier hervorzuheben, daß alle Gräber im Sanktuarium von allen diesen Fußböden, angefangen mit dem weißen Kalkmörtelestrich zuunterst, überlagert und demnach älter als der Kalkestrich, aber jünger als der sog. Trampelboden sind. Leider ist die Fußbodenbildung durch den Bau der verkleinerten Bögen und Trennmauern innerhalb der Bögen weitgehend zerstört. Nur an drei Stellen überlagern der Trampelboden und der Estrichboden die Spannfundamente: einmal die Fetzen der alten Oberfläche auf dem Spannfundament des östlichen Bogens (Pl. 6), ein zweites Mal im Nordprofil (Pl. 6, 2) desselben Bogens und drittens auf dem Spannfundament des südlichen Bogens (Pl. 6). Bemerkenswert ist, daß der Trampelboden nirgends über die Spannfundamente hinaus in das Sanktuarium zu verfolgen ist. Da im Westteil des Münsters der Trampelboden durchaus festzustellen ist (Pl. 7) kann dies nur bedeuten, daß wir heute im Sanktuarium keine ursprünglichen Fußböden mehr haben.

Bei den Ausgrabungen in dieser Fläche wurden folgende Funde gemacht.

In dem Mörtelbett für die roten Platten des heutigen Fußbodens im Sanktuarium sowie unmittelbar darunter neben den zahlreichen Wandputzbruchstücken mit den Resten von Malereien Salzburger Art, die beim Bau des gotischen Pfeilers 1467 (für das Gewölbe) heruntergeschlagen wurden:

1. Eiserner Maurerhammer (Taf. 1,1) mit längsrechteckigem Schaftloch in der Mitte. Das rückwärtige Ende besitzt eine Querschneide, das andere Ende eine unregelmäßig sechseckige Schlagfläche, Länge 21,8 cm, Nr. 1618.
2. Bruchteile eines vierkantigen Eisennagels, Länge ca. 4,8 cm, Nr. 1620.
3. Randscherbe (Taf. 1, 2) mit umgelegtem, kaum unterschnittenem Rand, Drehscheibenarbeit, dunkel blaugrau, Gruppe A, auf der Innenseite Kalksinterspuren, Nr. 1621.
4. Bruchstück einer weißen Marmorplatte, nur eine Fläche ist sehr gut poliert, Nr. 1622.

* Die Nummern (z. B. Nr. 1618, 1620, 1621, 1622) beziehen sich auf den Fundkatalog.

Aus dem stark mit Freskenbruchstücken durchsetzten, lockeren grauen Boden direkt unter dem Mörtelbett:

1. Topf mit umgelegtem, kaum unterschnittenem Rand (Taf. 1, 3), auf dem Bauch waagerechte Rillen, Gruppe A, Innenseite leicht versintert, außen Rußspuren, Nr. 1623.
   Dazugehörig fünf weitere, nicht passende Gefäßbruchstücke, Nr. 1624–1628.
2. Fünf Keramikbruchstücke, z. T. relativ dickwandig, hellgrau bis bräunlich, mittelfeiner Ton mit wenig Sand gemagert. Einige Stücke leicht hell glimmerhaltig, vier Gruppe E 1 und eines der Gruppe M, Nr. 1629 bis 1633.

Aus der lockeren, grauen, stark mit Kalkbrocken und feinem Mörtelgrus durchsetzten Füllung über dem Spannfundament des östlichen Sanktuariumsbogens:

1. Vier unverzierte Bruchstücke dünnwandiger, gedrehter Gefäße, Gruppe A, Nr. 1634–1637.
2. Zwei Bruchstücke mit waagerechter Rillenverzierung, Gruppe A, Nr. 1638 u. 1639.

Aus der lockeren Störung nördlich der Unterlage des gotischen Pfeilers (Unterlage vielleicht älter als der Pfeiler):

Bruchstück einer etwa 3,5 mm dicken, gelblichen Glasplatte, stark versintert, Nr. 1650.

Aus der lockeren grauen Erde unmittelbar nördlich des südlichen verkleinerten Sanktuariumsbogens mit Salzburger Malerei, die unter die Basis des gotischen Pfeilers, aber auch unter die des verkleinerten Bogens reicht:

1. Unverzierte Wandscherbe eines bauchigen Gefäßes, unterschiedlich dick, sandgemagert, Oberfläche gut abgeglättet, schwarzbraun, helle Mika, ob scheibengedreht, wegen verschiedener Dicke der Wandung nicht sicher, Gruppe K, Nr. 1651.
2. Unverziertes Bruchstück eines bauchigen, braunen Topfes, relativ dünn, stark mit weißem Sand gemagert, Oberfläche glatt, innen die Sandkerne verspringend. Gefunden etwas weiter nördlich, bereits außerhalb der grauen Erde, Gruppe M, Nr. 1652.

Aus der jüngeren Grabgrube zwischen Hochaltar und Südbogen des Sanktuariums:

1. Randscherbe mit eingezogener Schulter und leicht konvex gestaltetem, mit Formholz abgestrichenem Trichterrand (Taf. 1, 4), schwärzlich, mittelmäßig gebrannt, Gruppe K, Nr. 1642.
2. Schulterteil eines bombenartigen Gefäßes mit Trichterhals (Taf. 1, 5), außen schwärzlich, mit einem Lappen abgezogene Oberfläche, Innenseite grau, am unteren Teil Handabdrücke, zum Knick hin mit der Hand – auf leicht rotierender Scheibe – eingeebnet, feiner Ton mit Mika, Gruppe K, Nr. 1644.
3. Stück einer Bodenplatte eines Gefäßes, unregelmäßig geformt, grau, mittelfeiner, ungemagerter Ton, helle Mika, Gruppe G, Nr. 1643.
4. Zwei Bruchstücke von braunschwärzlichen Gefäßen. Außen eingeschlämmt, innen Spuren vom Formholz, Gruppe M, Nr. 1645 u. 1646.

Aus der Füllerde der im Nordwesten der Grabungsfläche liegenden Grabgrube, die vom Hochaltar geschnitten wird:

1. Bruchstück einer gelblichen Glasscheibe, Nr. 1649.
2. Zwei Bruchstücke handgeformter Gefäße, außen grau bis schwärzlichgrau, das größere innen rotbraun und grob, dickwandiger, Gruppe M u. P, Nr. 1647 u. 1648.

Aus der Füllerde der südwestlich liegenden Grabgrube für die älteren Bestattungen, bei deren Anlegen das „Pfostenloch" mit Tuffsteinverkleidung anscheinend gestört wurde:

1. Randscherbe (Taf. 1, 6) mit stark eingezogener Schulter, abgeknicktem Trichterhals, gerundetem und abgedrehtem Rand, sehr feine goldene Mika, Gruppe O 1, Nr. 1640.
2. Wandscherbe eines bauchigen Topfes, innen hellgrau, außen bräunlichschwarz, feiner, silberner Glimmer, Gruppe K, Nr. 1641.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die Verteilung der keramischen Gruppen.

Fundstelle	Keramische Gruppen A	E_1	G	K	M	O_1	P
I	23	4	—	—	1	—	—
II	6	—	—	—	—	—	—
III	—	—	—	2	1	—	—
IV	—	—	1	2	2	—	—
V	—	—	—	—	1	—	1
VI	—	—	—	1	—	1(?)	–

I: Aus der Schicht mit den Bruchstücken der Salzburger Fresken; II: Aus der grauen Schicht mit den Bruchstücken der Salzburger Fresken; III: Aus der älteren grauen Schicht mit den Bruchstücken der älteren Fresken; IV: Aus der jüngeren Grabgrube; V: Aus der Grabgrube beim Hochaltar; VI: Aus der älteren Grabgrube.

Der Schnitt südlich vom Sanktuarium im Umgang

Bei dem Ostpfeiler des südlichen Sanktuariumsbogens mit der Salzburger Malerei beginnend, wurde von der barocken Holzschranke mit ihrem Unterbau ein etwa 1,30 m breiter Schnitt bis zur südlichen Außenmauer der Kirche angelegt (Pl. 6). Zuerst wurden auch hier die roten Marmorplatten des heutigen Umgangsbodens, der etwa bei + 1,90 m liegt, entfernt. Der Umgangsboden liegt heute etwa 30 cm tiefer als jener im Sanktuarium. Nach dem Abheben der Marmorplatten des heutigen Bodens stieß man auf das unterschiedlich dicke Mörtelbett dieses Fußbodens. Darunter kam in den beiden südlichen Dritteln der Fläche ein Boden aus quadratischen Ziegeln (+ 1,82 m), der im Norden durch eine Grabgrube gestört war, zum Vorschein. Diese Grube war mit Mörtelschutt gefüllt. Weiter nach Norden kam zuerst eine lehmige und anschließend eine graue, erdig-lehmige Erdmasse. Aus der letzteren stammen mehrere neuzeitliche glasierte Scherben (Nr. 1664–1669).

Im Südosten des Schnittes lag eine weitere gestörte Stelle, die mit grauer Erdmasse ausgefüllt war. Nach der Entfernung des Bodens mit quadratischen Ziegeln kam sein Mörtelbett zum Vorschein. Darunter lag eine mehrere Zentimeter dicke, mit Mörtelstücken vermengte Aufschüttung aus Sand. Bereits jetzt begann sich eine große Grabgrube im Süden des Schnittes abzuzeichnen (Pl. 6). In der Mitte des Schnittes tauchten die Reste eines Mörtelestrichs auf, dessen Unterlage aus einer Rollierung etwa faustgroßer Steine bestand. Unter der Rollierung stieß man auf braune lehmige Erde (Estrich?), unter der etwa 3 cm tiefer stellenweise eine ganz dünne, zerfetzte Mörtelschicht zu beobachten war. Wichtig ist, daß unter der Rollierung, jedoch bei der Störung der darunterliegenden weißen Mörtelschicht die Spuren mehrerer Bestattungen angetroffen wurden, von denen noch eine in situ war (Pl. 6) und von einer weiteren die Knochen durcheinandergeworfen waren. Die Bestattungen sind älter als der Boden mit Rollierung, aber jünger als die weiße Mörtelschicht und die braune, lehmige Erde darüber.

In der Nordostecke des Schnittes stieß man auf eine Erweiterung des Fundamentes, die ganz offensichtlich an das eigentliche Spannfundament des südlichen Chorbogens angelehnt, d.h. später hereingesetzt worden war (Taf. VII a). Dieselbe Situation ergab sich auch beim Südprofil, wo die Erweiterung jünger als das Fundament der Südmauer der Kirche ist (Taf. VII b). In der Malterzusammensetzung sind deutliche Unterschiede zwischen den Fundamenten des Münsters und ihren Erweiterungen festzustellen. Der Malter des Spannfundamentes ist wesentlich gröber. Dazu kommt, daß die Oberfläche der Fundamenterweiterung einige Zentimeter höher liegt als die des Spannfundamentes. Auf diesen Fundamenterweiterungen ruhen die Gurtbögen der romanischen Einwölbung des Sanktuariumsumganges. Da sie eindeutig den verkleinerten Bögen des Sanktuariums vorgelagert sind, fällt die Entstehung der Gurtbögen sicher in die Zeit nach der Errichtung der verkleinerten Chorbögen. Daraus ergibt sich, daß der sog. Umgang zuerst gar nicht gewölbt war. Das romanische Umgangsgewölbe ist früher entstanden als die Salzburger Fresken aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, da der Putz der romanischen Gewölbe an verschiedenen Stellen eindeutig älter – Überlappung – als jener der Salzburger Fresken ist.

Betrachten wir zuerst das Nord- und Südprofil des Schnittes (Pl. 6, 8. 10). Zuerst ist im Nordteil des Westprofils (Pl. 6, 11) deutlich eine Fundamentsgrube für das Spannfundament zu erkennen, die sich nach unten verkleinert. Auf dem Boden (+ 0,90 m) dieser Fundamentgrube befindet sich der oben (siehe Nordprofil Pl. 6, 8) erwähnte Bauschutt aus Tuffsteinen, Mörtelresten und verwittertem Tuffsand. Darauf (+ 0,97 m) folgte eine Lage aus ein bis zwei Reihen von Geröllsteinen, die in Sand eingebettet sind. Darüber liegen etwa drei Reihen von Geröllsteinen, die mit eingeschüttetem Mörtel so lose gebunden wurden, daß vielfach Hohlräume blieben. Die Unterkante dieses oberen Fundamentes liegt bei ca. + 1,21 m.

Nach oben schließt dieses Fundament mit einer Mörtelschicht ab, auf der eine braune Lehmschicht lagert, die in der Nordwestecke des Westprofils über die Fundamentgrube hinwegzieht und wohl als ein Rest des Estrichbodens anzusehen ist, der weiter nach Süden hin durch die Gräber völlig zerstört wurde. Auch im Süden des gleichen Profils ist eine braune Lehmschicht über der Fundamentgrube und dem Fundament zu sehen. Somit wurde über die Oberseite des Spannfundamentes im Norden sowie über die Oberseite des Fundamentvorsprungs der südlichen Außenmauer des Münsters, über die Fundamentgruben hinweg, ein Lehmestrich verschmiert.

Wie das Südprofil zeigt, besteht auch die südliche Außenwand der Kirche zuunterst aus zwei Lagen mittelgroßer Rollsteine, die in Sand eingebettet und in eine Fundamentgrube (+ 0,82 m) eingelassen sind (Pl. 6, 10). Darauf (+ 1,15 m) folgen, etwas vorspringend, zwei weitere Lagen von Geröllsteinen, die mit eingeschüttetem Mörtel lose gebunden sind, wodurch vielfach Hohlräume offen bleiben. Darüber lagert eine Schicht mächtiger Rollsteine, die etwa 25 cm über die Vertikale des Fundamentes ins Kircheninnere ragt und in festem Mörtel eingebettet ist. Unmittelbar über diesen Steinen liegen die zerfetzten Reste eines Lehmestrichs (+ 1,52 m). Darüber befindet sich ein Mörtelestrich. Oberhalb dieses Mörtelestrichs liegt eine Rollierung aus Tuffbrocken und Kieselsteinen, über der ein etwa 5 cm dicker Mörtelboden lagert, der eine stellenweise noch erhaltene, dunkelfarbige Lauffläche besitzt. Es folgen dann ein Mörtelbett mit quadratischen Ziegelplatten und ein weiteres mit den Spuren eines Bodens aus länglichen Ziegeln. Darauf liegt endlich das Mörtelbett für die roten Marmorplatten des heutigen Umganges.

Bei den Ausgrabungen kamen in diesem Schnitt folgende Funde zum Vorschein.

Aus der schwarzen Erdmasse im Norden des Schnittes, die die Zerstörung der Ziegelböden voraussetzt:

1. Wandstück eines Gefäßes (Taf. 1, 7) mit leicht nach innen gewölbter Schulterzone und nach außen abgesetztem Rand. Der Hals ist knapp oberhalb des Umbruches mit drei waagerechten einpolierten Linien verziert, von dieser Zone laufen nach unten paarweise oder einzeln Polierstreifen, Gruppe B, Nr. 1664.
2. Bodenstück eines olivgrün glasierten Gefäßes (Taf. 1, 8). Die nicht glasierte Oberfläche der Standfläche hat weißlichen Überzug, im Bruch feiner, rotgebrannter Ton, Nr. 1665.
3. Schalenbruchstück (Taf. 1, 9), innen Spuren abgefallener wellenartiger Ornamente, sehr feiner Ton, hell bräunlich, sehr hart gebrannt, Nr. 1666.
4. Bruchstück (Taf. 1, 10) einer grünlasierten Ofenkachel, Ton fein, hart gebrannt, bräunlich, Nr. 1669.
5. Zwei Gefäßbruchstücke mit glasierter Oberfläche, Ton fein, ziegelrot bzw. bräunlich, Nr. 1667 u. 1668.

Aus der Füllerde der Grabgrube im Süden des Schnittes, die unter dem Niveau der quadratischen Bodenziegel zum Vorschein kam und jünger als das Rollierungspflaster ist:

Zwei korrodierte Eisennägel mit viereckigem Qerschnitt und leicht „T"-förmigem Kopf, Nr. 1653 u. 1654.

Aus der im Nordosten angeschnittenen Grube:

1. Boden eines zylindrischen Glasfläschchens mit tief, kuppenartig eingedrücktem Boden (Taf. I, 11), Nr. 1658.
2. Bodenstück eines Gefäßes mit steiler Wandung (Taf. 1, 12), graubräunlich, mit grobem Sand gemagerter Ton, schlecht gebrannt, handgemacht, Gruppe K, Nr. 1657.
3. Verbogener Eisennagel mit quadratischem Querschnitt, Nr. 1659.

Aus der Füllerde der Grabgrube im Nordwesten des Schnittes (das Grab ist jünger als der Boden mit quadratischen Ziegeln, jedoch älter als der jetzige rote Marmorboden):

Zwei helle, dünne Glasscheibenbruchstücke, Nr. 1655 u. 1656.

Aus der Füllerde der Gräber unter dem Fußboden mit Rollierung:

1. Bruchstück eines Ziegels aus feiner, geschlämmter Erde, hellrot, gleichmäßig gebrannt, Nr. 1660.
2. Kleine bräunliche Scherbe, mit Sand gemagert, mittelmäßig gebrannt, Gruppe E 1, Nr. 1663.
3. Zwei Scherben prähistorischer Technik, Nr. 1661 u. 1662.

Zusammenfassend ergibt sich mit allem Vorbehalt im südöstlichen Bereich des Sanktuariums und im südlichen Umgang folgendes Bild:

1. Ein grundsätzlich anders als der heute stehende proportionierter Bau läßt sich nicht erkennen.

2. Die unter dem südlichen Spannfundament des heutigen Sanktuariums gefundenen Tuffbruchstücke und Mörtelreste, der verwitterte Tuffsand sowie das nördlich daneben liegende sog. „Pfostenloch" aus gleichem Material sprechen dafür, daß irgendwo Teile eines älteren Steinbaues abgetragen worden waren, als das jetzige Sanktuarium angelegt wurde (Umbau?).

3. Die Fundamente des Quadrums und der südlichen Außenmauer bestehen aus zwei Teilen, einem unteren aus Geröll, das in Sand eingebettet war und einem oberen Teil, der mit eingeschüttetem Mörtel leicht verbunden ist, wodurch vielfach Höhlungen offen blieben. Zwischen beiden Fundamentstrata ist im Profil vielfach so etwas wie ein Knick zu beobachten, so daß der untere Teil mit der Sandbettung – die übrigens im Westen des Mittelschiffes, jedoch nicht bei der Südmauer der Taufkapelle fehlt! – theoretisch der Rest eines älteren Baues, aber genauso eine Trockenlegungsmaßnahme sein könnte.

4. Nach oben schließt das Fundament im Sanktuarium und bei der Südmauer mit einer mehr oder weniger dicken Mörtelschicht, die die Steine gut zudeckt, ab. Oberhalb dieser Schicht haben wir die zerfetzten Reste eines Lehmestrichs, über dem wiederum ein unterschiedlich dicker Mörtelestrich liegt.

Im südlichen Umgang folgt ein Mörtelboden mit Geröllunterlage, unter dem bereits Bestattungen liegen. Im Sanktuarium fehlt die Rollierung, jedoch sind ein Lehm (?) – und ein fester Mörtelestrich (+ 2,00 m) vorhanden. Der letztere zieht über das Spannfundament des östlichen Bogens in einer Höhe von ca. + 1,90 m hinweg. Stellenweise überlagert dieser Estrich im Sanktuarium ein bis etwa 20 cm mächtiges Stratum aus schmutziger Erde, Tuffbrocken und verwittertem Mörtel. Ein Teil der Gräber im Sanktuarium ist älter als der harte Mörtelestrich.

5. In diese schmutzige Schicht über den Spannfundamenten sind die Fundamente des verkleinerten südlichen Sanktuariumsbogens, auf dem sich heute die Salzburger Malereien befinden, hineingebaut worden, wodurch eindeutig ist, daß sie erst später eingezogen wurden.

6. Möglicherweise ist zur gleichen Zeit oder etwas später auch die in der Südostecke angebaute „Unterlage" des dann viel später daraufgesetzten gotischen Pfeilers entstanden.

7. Die schmalere Mauer, die sowohl den südlichen als auch den östlichen Sanktuariumsbogen abschließt und im Süden heute die Holzschranke trägt, ist eindeutig jünger als die heutigen Sanktuariumsbögen. Diese Scheidemauer reichte ursprünglich bis hinauf in die Zone der Fresken auf dem Oberteil der Laibungen. Wie die Putzüberlappungen zeigen, war diese Mauerschranke vor dem Auftragen der Salzburger Fresken aus der Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet worden. Solche Mauerschranken waren eingebaut in die schon sauber verputzten Laibungen der

verkleinerten Sanktuariumsöffnungen im Süden, Osten und Norden. Zu diesen Mauerschranken gehörte eine Ausmalung, die älter als jene mit Salzburger Fresken ist.

8. Die Fundamente der Umgangsgewölbevorlagen sind jünger als die verkleinerten Sanktuariumsbögen und der Fußboden mit Rollierung. Sie sind aber älter als die sog. Salzburger Fresken aus dem 12. Jahrhundert.

9. Von den Ziegelböden ist jener mit den quadratischen Ziegeln älter als der mit den länglichen. Auf diesen älteren Bodenresten lagert das Mörtelbett des heutigen Fußbodens mit Marmorplatten.

10. Die Gräber im Umgang sind jünger als der dortige Lehm- und Mörtelestrich. Die Gräber aus dem Sanktuarium lassen sich nicht in ein zuverlässiges Verhältnis zum heutigen Münster bringen, da der Mörtelestrich des Sanktuariums in die Zeit der bereits verkleinerten Sanktuariumsbögen und Schranken gehört.

Der Schnitt im westlichen Joch des Mittelschiffes

In der Mitte des westlichen Joches des Mittelschiffes, vorgelagert der gotischen Säule der Taufkapelle, steht heute die hölzerne Tumba der sel. Irmingard als eine Art Gegenstück zum Hochaltar im Osten. Bisher war man der Ansicht, daß da, wo das Hochgrab steht, die sel. Irmingard ursprünglich bestattet worden war. Freilich befindet sich die aus rotem Marmor hergestellte Grabplatte für die sel. Irmingard an dem südwestlichen Pfeiler des Mittelschiffes. Bekanntlich wurde diese Grabplatte im Auftrag der Äbtissin Magdalena Auer 1473 oder 1476 angefertigt und wohl schon damals an ihrem heutigen Platz angebracht. Der Text dieser Grabplatte scheint auf eine ältere Vorlage zurückzugehen, da eine Verszeile des vollständigen Textes zugunsten der unten angebrachten Wappen ausgelassen wurde, wie ein Vergleich des Textes auf der Grabplatte selbst mit dem Text der Inschrift im Geschichtsbuch des Peter Frank (1467–1508) eindeutig zeigt[2].

Das Vorhandensein dieser beiden Monumente berechtigte zu der Vermutung, daß irgendwo im westlichen Joch des Mittelschiffes die einstige Grabstelle der sel. Irmingard zu suchen sei. Da das Datum ihres Todes (16. Juli 866) bestimmbar ist[3], versprach eine günstige Überschneidung, bzw. stratigraphische Lage des Grabes zu dem Bau einen eindeutigen Hinweis, was vor und was nach 866 anzusetzen sei. Diese Überlegung war maßgebend für die Untersuchungen im westlichen Joch des Mittelschiffes.

Die Gesamtfläche im westlichen Joch des Mittelschiffes wurde in drei Arbeitsflächen geteilt, zwischen denen zwei Ost-West verlaufende Stege von ca. 0,50 m Breite stehengelassen wurden. Als sehr erschwerend für die Ermittlung des Verhältnisses der einzelnen Strata zu dem heute stehenden Bau und dem wiedergefundenen Grab der sel. Irmingard haben sich die umfangreichen Fundamente der gotischen Vorlagen erwiesen. Diese Schwierigkeiten ließen sich leider aus Gründen der Statik nicht überwinden, so daß zwar das Verhältnis zu den Fundamenten relativ gut geklärt wurde, es jedoch nur stellenweise gelang, ihr Verhältnis zu den vorgotischen Pfeilern des Münsters festzustellen. Das bisherige Ergebnis braucht damit nicht unbedingt für das gesamte Mittelschiff repräsentativ zu sein.

Die Schnitte im Joch wurden von Norden nach Süden mit I, II und III numeriert (Pl. 7). Zuerst wurden die roten Marmorplatten (45 × 48 × 6–10 cm) des heutigen Bodens im Schnitt I entfernt. Sie sind auf der Oberfläche geglättet, an den Seiten, die nach unten abgeschrägt sind, fein, auf der Unterseite grob und unregelmäßig gepickelt. Die Oberflächenhöhe

[2] Der Text ist zitiert bei: W. Baumann, Die selige Irmengard von Chiemsee, München 1922, S. 46.

[3] Siehe oben S. 52 und unten S. 278 ff.

des Marmorplattenbodens (Boden A) variiert zwischen + 1,82 m und + 1,86 m über dem theoretischen Nullpunkt 2 m unter der östlichen Schwellenhälfte des Kirchenportals. Die Marmorplatten waren fast fugenlos in einem Mörtelbett verlegt, dessen Mörtel grau und mit grobkörnigem Sand gemagert ist. In seinem unteren Teil sind größere Ziegelbrocken verbacken. Die Marmorplatten und ihr Bett schließen sowohl an die vorgotischen Pfeiler als auch an die gotischen Einbauten, wodurch evident ist, daß der Boden A nach der Gotisierung der Kirche verlegt worden ist.

Nach der Entfernung des Mörtelbettes vom Boden A zeigte sich darunter ein nur stellenweise erhaltener Ziegelboden (B) (ca. + 1,75 m). Abgesehen von kleineren Störungen war aber sein Mörtelbett (ca. + 1,69 m) fast völlig erhalten (Taf. VIII a). Die Ziegel sind fast quadratisch (19,5 × 20,0 × 3,5 – 4,0 cm). Es fanden sich hier noch zweiundzwanzig erhaltene Platten. Auch das Mörtelbett des Bodens B zeigte zwei Schichtungen, eine obere aus Mörtel mit feinem Sand und eine untere mit Sand und Ziegelbrocken vermischt. Auch dieser Boden schloß an, bzw. überlagerte, gotische Einbauten.

Der darunter folgende zweite Ziegelboden (C) bestand fast nur aus den Resten des Mörtelbettes. Die Abdrücke zeigen, daß der Boden mit länglichen Ziegeln (30,0 bzw. 30,5 × 13,5 × 5,0 bzw. 6,5 cm) ausgelegt war. Auch dieser Boden schloß an, bzw. überlagerte, den Fuß der gotischen Einbauten und ist demnach nach der gotischen Einwölbung des Mittelschiffes durch Meister Hanns Lauffer aus Landshut um 1467 anzusetzen. Das Mörtelbett war nur 2 bis 3 cm mächtig und ruhte auf einer feinen gelbbraunen Sandschicht, die allerdings nicht überall den Fuß des gotischen Pfeilers überlagerte. Das Mörtelbett war stellenweise, vor allem im Osten des Schnittes, gestört und mit Ziegelbruch oder Sand und Mörtelstücken gefüllt.

Nach der Entfernung des Mörtelbettes vom Boden C und der darunterliegenden Sandschicht zeigte sich im Westen der Fuß des gotischen Pfeilers (ca. + 1,63 m). Oben war er mit hellgrauem Mörtel ausgestrichen, im Süden etwas geglättet. Dieser gotische Fundamenteinbau lehnt an die Spannfundamente der vorgotischen Kirche und überlagert sie zum Teil. Im ganzen übrigen Bereich lag die Sandschicht und darunter ein brauner Lehmestrich, mit einer dünnen Mörtelschicht oben, von 2 bis 3 cm Mächtigkeit insgesamt. Der Lehmestrich lief über die Spannfundamente (Taf. IX a), jedoch sparte er die Oberfläche des gotischen Pfeilerfundamentes aus (Pl. 7). Demnach ist dieser Lehmestrich einerseits älter als das gotische Pfeilerfundament, auf dem unmittelbar das Mörtelbett des Bodens C ruhte, andererseits jünger als das Spannfundament.

Es war nun die Frage, wie sich dieser vorgotische Lehmestrich und die darüberliegende Sandschicht zu der Halbsäule des vorgotischen Pfeilers verhalten. Es zeigte sich, daß der braune Sand sowie der dunkle Lehmestrich an die viereckige Steinplatte der Halbsäulenbasis anstoßen und somit jünger sind als die Basis mit der daraufruhenden Halbsäule. Die Basis der Halbsäule lagerte ihrerseits auf einer hellgrauen Mörtelschicht. Von besonderer Bedeutung ist nun, daß auch der gelbe, mürbe Mörtel der Ausgleichsschicht oberhalb des Spannfundamentes an die hellgraue Mörtelschicht unter der Halbsäulenbasis stößt und demnach jünger als die Basis ist (Pl. 7, 12. 13). Somit lagert die Stirnplatte der Basis direkt auf dem Spannfundament. Endlich ist zu vermerken, daß oberhalb des dunklen Lehmestrichs – z. T. stark eingepreßt – vor der Basisplatte einige gereihte Kieselsteine einer Rollierung gefunden wurden (Taf. IX a).

Das Spannfundament hat die Unterkante bei + 0,86 m und die Oberseite bei ca. + 1,50 m, wobei letztere gegen Westen ansteigt. Das Fundament besteht aus groben Rollsteinen, die hie und da zerschlagen sind. Die Steine sind nur grob geordnet; unten sind sie mit wenig eingeschüttetem Mörtel gebunden, so daß zahlreiche Höhlungen vorhanden sind (Taf. VIII b). Nach oben ist die Mörtelung besser. Darüber liegt eine stellenweise bis 10 cm dicke Ausgleichsschicht, die aus mürbem, gelblichem Mörtel besteht (Pl. 7, 12).

Nach der Entfernung des dunklen Horizontes, der mit feinen Baumaterialien (Mörtel und Kies) vermischt war, zeigte sich im Süden des Schnittes eine Pfostengrube (Pl. 7), die mit lokkerer graubrauner Erde, feinem Mörtel, Ziegelbruch, Kalk und Kies gefüllt war. Sie reichte von etwa + 1,55 m bis etwa + 1,28 m hinab. Im Südwesten der Fläche, und zwar unter einem größeren Stein (+ 1,64 m), zeichnete sich ein zweites Pfostenloch ab, in dem mehrere Verkeilungssteine angetroffen wurden. Ein drittes Pfostenloch, das voll von Verkeilungssteinen war, fand sich im äußeren Südosten des Schnittes. Das zuerst erwähnte Pfostenloch dürfte von dem Lehrgerüst des gotischen Gewölbes stammen (Ziegelbruchstücke!). Die anderen beiden dürften älter sein. Aus der umliegenden Erdmasse kamen kleine prähistorische Scherben, Kohle und Knochen zum Vorschein.

Wenn wir versuchen, unsere Beobachtungen im Schnitt I zusammenzufassen, so ergibt sich folgende Abfolge der Strata:

1. Spuren prähistorischer Besiedlung.
2. Spannfundament mit mäßiger Mörtelschüttung, Steine schwach bis lose gebunden.
3. Grauer Mörtel mit der Halbsäulenbasis.
4. Helle, mürbe Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel über dem Spannfundament.
5. Lehmestrich und darauf dünne graue Mörtelschicht.
6. Rollierung mit kleinen Kieselsteinen.
7. Braune Sandschicht.
8. Gotische Einbauten von 1467.
9. Ziegelboden C.
10. Ziegelboden B vor 1641 (beim Bau der Gruft für die sel. Irmingard zerstört).
11. Marmorplatten des heutigen Bodens.

In diesem Schnitt wurden folgende Funde gemacht:

Aus der mit wenig Ziegelbruch usw. gefüllten Pfostengrube in der Mitte der Fläche:

Stark von Wasser abgeschliffene, graue Gefäßscherbe mit umgelegtem Rand, Gruppe A, Nr. 1756.

Aus dem bräunlichen Erdreich unter dem Lehmestrich:

Vierzehn Bruchstücke prähistorischer Gefäße, rötlich bis bräunliche Außenfläche, grauer Ton mit grobem Sand gemagert, schlecht gebrannt, Nr. 1757–1771.

Die mittlere Grabungsfläche (Schnitte II u. II b) im westlichen Joch des Mittelschiffes umfaßte die Stelle des hölzernen Hochgrabes der sel. Irmingard (Pl. 7). Heute liegt das Hochgrab östlich vor der östlichen Säule des gotischen Gewölbes der heutigen Taufkapelle, das 1472 erbaut wurde. Auch im Schnitt II besteht der Fußboden aus rötlichen Marmorplatten mit Ausnahme der neun großen quadratischen Ziegel, die unter dem kleinen barocken steinernen Reliquiensarkophag von 1631 des Hochgrabes der sel. Irmingard angetroffen wurden. Der marmorne Fußboden überdeckt – wie sich erst später eindeutig zeigte – von allen Seiten die Umfassungsmauern der Gruft, in die der kleine Steinsarkophag mit den Gebeinen der sel. Irmingard bei der Zurückverlegung (1641) aus der nassen Zwölf-Apostel-Kapelle gebettet wurde. In der Klosterchronik heißt es, daß die Knochen „ins alte Grab, wo sie ohne Schaden durch Wasser liegen könnten" niedergelegt wurden. Dieser Vermerk in der Chronik sowie andere Überlegungen über räumliche, kirchlich-rechtliche und traditionelle Gegebenheiten führten dazu,

daß noch von W. Baumann[4] als sicher angenommen wurde, daß die ursprüngliche Grabstätte an der Stelle war, wo sich noch heute das hölzerne Hochgrab befindet.

Nach der Entfernung der Marmorplatten stieß man zuerst auf das dicke Mörtelbett dieses Fußbodens (A). Unter diesem Boden lag, wie auch im benachbarten Schnitt I, das Mörtelbett des Ziegelbodens (B) mit quadratischen Ziegeln (19,0 × 20,0 × 3,5 cm). Dieser Boden (B) ist bei der Anlage der Gruftmauern 1641 gestört worden, so daß seine Entstehung vorher angesetzt werden muß. Nach Entfernung einer dünnen Sandschicht zeigten sich überall die Spuren des Mörtelbettes vom Boden C mit dem länglichen Ziegelformat, der gleichfalls beim Anlegen der Gruft zerstört wurde. Darunter kamen eine Sandschicht sowie stellenweise eine dünne graubraune Malterlage. Es folgte ein Estrich (Trampelboden) aus grobem Sand, wenig Mörtel und brauner Erde, alles ziemlich hart verbunden. Schließlich zeigte sich ein dunkelbrauner Lehmestrich, der genau wie der darüberliegende das westliche Spannfundament überläuft und (Pl. 7, 14) überlagert. Über diesem Lehmestrich lagen im Nordwesten zerstreute, faustgroße Kiesel einer Rollierung (Taf. IX b).

Als man diesen dünnen Erde-Mörtel-Estrich und den darunterliegenden Lehmestrich (zusammen etwa 3 bis 4 cm mächtig) entfernte, stieß man in der Südostecke des Schnittes II auf eine unregelmäßige, viereckige Mörtelwanne, die noch voll unverbrauchtem Mörtel war (Taf. X a). Die Oberfläche dieser Wanne lag bei + 1,59 m und der Boden bei + 1,40 m (Pl. 7). Sehr wichtig war die Beobachtung, daß in der Wanne zwei verschiedene Mörtelsorten hergestellt worden waren. Die obere Füllung der Wanne bestand aus mürbem, gelblichem Mörtel, der in einer weißgrauen, harten Mörtelschale lag. Aus diesem Befund ist deutlich, daß hier zuerst ein weißgrauer, harter Mörtel hergestellt und in der Umgebung der Wanne verarbeitet wurde, während anschließend mürber, gelblicher Mörtel zur Herstellung kam. Der letztere ist offensichtlich mit jenem mürbem Mörtel der Ausgleichsschicht oberhalb der Spannfundamente identisch. Der weiße, harte Mörtel ist dann wohl für die Schüttung in die Fundamente und die Mörtelbettung der Pfeilerbasen usw. benützt worden. Unter der Mörtelwanne stieß man auf die Spuren einer prähistorischen Siedlung (Scherben, Holzkohle, Pfostenloch).

Beim Holzkenotaph und der darunterliegenden Gruft ist folgendes festzustellen:

Nachdem von dem Hochgrab das Gitter und der Holzkasten mit dem Bilde der sel. Irmingard entfernt waren, fand man darunter einen kleinen, halbfertigen Marmorsarkophag (1,00 × 0,56 × 0,45 m) ohne dazugehörigen Deckel. Der Sarkophag war leer. Dieser Sarkophag lag mit seinem Ostteil auf der Ebene des heutigen Marmorbodens. Der Westteil ruhte auf einem Boden aus den schon erwähnten quadratischen Ziegeln. Das Mörtelbett der Marmorplatten überlagert das Mörtelbett der Ziegelplatten an einigen Randstellen. Demnach wäre der rote Marmorboden jünger als der Teil mit den Ziegelplatten. Nach der Hebung der Ziegel- und Marmorplatten sowie der dazugehörigen Mörtelbetten zeigte sich, daß die ehemalige Gruft mit einer dunklen Einfüllung aus Kiesel-, Ziegel- und Mörtelbruch gefüllt war. Man fand darin viele Glasbruchstücke und etwas Wandverputz. Die Gruft selbst ist im Norden, Westen und Süden von einer Mauer umgeben (Taf. X a). Im Osten war deutlich die Grenze zwischen der Einfüllung und der angrenzenden, mit Ziegelbrocken vermischten Erde zu erkennen. Die Reste der Mauer kamen jedoch erst viel tiefer (bei ca. + 1,30 m) zum Vorschein (Pl. 7). Auch die Nordmauer machte einen stark zerstörten Eindruck. Die dunkle Einfüllung hörte bei + 1,35 m auf. Es folgte eine hellere, mit Bauschutt und Ziegelbruchstücken durchsetzte Schicht. Darunter lagen Ziegel der Formate 30,5 × 13,5 × 6,5 cm und 19,5 × 18,5 × 3,2 cm sowie eine sechseckige Platte mit einer Kantenlänge von 15,5 cm. Diese Füllung reichte hinab bis etwa + 0,98 m, wo man auf ein paar Steinen, dicht an der Südwand, einen eingeflossenen Klumpen von Zinn oder

[4] Baumann a. a. O. S. 76 f.

Blei fand. Ein Vergleich mit dem Sarkophag zeigte, daß dieser seitwärts an dieser Stelle eine Durchbohrung besitzt, die wohl durch Eingießen von Zinn geschlossen werden sollte.

Der obere Teil der Gruft ist weitgehend aus länglichen Ziegeln (ca. 30 × 13 × 6 cm) gebaut worden und war mit hellgrauem Mörtel verputzt. Bei ca. + 1,40 m folgt eine Einschnürung der Gruft. An der Südwand springen die Ziegel etwa 5 cm einwärts. Auch bei der Nord-, sowie bei der Ost- und der Westwand, ist dasselbe zu beobachten, so daß ein schmaler Schacht entstand, der etwa 1,15 × 0,85 m groß und 0,45 m tief war. Dieser untere Schacht ist aus Geröll, Tuff- und Ziegelbrocken gebaut und war ursprünglich auch verputzt. An einer Stelle waren die Reste blauer Bemalung sichtbar.

Die Zerstörung der Nord- und Südwand ist ganz offenbar bei einer Hebung des kleinen barocken Sarkophages entstanden, der 1961 unter dem Holzaufbau ohne Deckel gefunden wurde. Die geringe Größe des Sarkophages (1,00 × 0,56 × 0,45 m) zeigt eindeutig, daß dieser für die Beisetzung der anderswo erhobenen Gebeine der sel. Irmingard hergestellt wurde. Da aber die Größe der Gruft der Größe und den Proportionen des Sarkophages angepaßt ist und von einer anderen, älteren Gruft nichts beobachtet werden konnte, ist eindeutig geworden, daß die Stelle in der Mitte des westlichen Joches des Mittelschiffes trotz anderer Vermutungen nicht die ursprüngliche Grabstätte der sel. Irmingard sein kann. Wann der Sarkophag gehoben und unter ihm tief gegraben wurde (die Füllung hörte bei + 0,95 m nicht auf) läßt sich nicht sagen, es sei denn, daß man feststellen könnte, wann der rote marmorne Boden im westlichen Joch des Mittelschiffes ausgelegt wurde. Es ist nicht besonders nötig, hervorzuheben, daß bei dem Bau der Gruft, abgesehen von Boden B und C sowie dem Lehmmörtelestrich, auch das im Westen des Schnittes verlaufende Spannfundament sowie der Unterbau der gotischen Säule zum Teil durchstoßen wurden (Taf. x b). Es wäre zuletzt noch weiter zu vermerken, daß man mit der Ostgrenze des Schnittes (Pl. 7, 15), und zwar in der Nordhälfte, auf den Westteil einer Gruft, die aus Ziegeln gebaut war, gestoßen ist (Pl. 7). Diese Gruft wurde angelegt, als der Boden B noch in Benutzung war, da die bei der Grablegung gemachte Öffnung in der Art des Bodens B wieder geschlossen wurde.

Wenn wir versuchen, die Ergebnisse der Grabung in diesem Schnitt zusammenzufassen, so ergibt sich folgendes Bild:

1. Zuerst war auf einer eingeebneten Fläche (eine Humusschicht fehlt!) die Fundamentgrube für das westlich liegende Spannfundament ausgehoben worden. Dahinein wurden größere Rollsteine locker gelegt und mittels spärlicher Schüttungen weißen Mörtels mehr oder weniger gebunden. Oft blieben zwischen den Steinen größere Höhlungen, so daß das Fundamentgemäuer, frei aufgestellt, wohl auseinanderfallen würde (Taf. viii b). Über dem Spannfundament wurde eine stellenweise mehrere Zentimeter mächtige Tuffmalterschicht als Ausgleichslage aufgetragen.

Zur gleichen Zeit wurde in der Südostecke eine Mörtelwanne im „gewachsenen Boden" – der Reste prähistorischer Besiedlung enthielt – angelegt, in der zuerst ein weißer Kalkmörtel, danach gelblicher Tuffmörtel hergestellt wurde.

2. Nach Abschluß der unter Punkt 1 beschriebenen Arbeiten wurde die Mörtelwanne, wie auch das Spannfundament, mit einem Lehmestrich überdeckt.

3. Auf diesem Estrich befand sich ein dünner, hell- bis graubrauner Mörtelestrich, der auch das westliche Spannfundament überlagerte. Stellenweise häuften sich Kieselsteine, ohne daß eine geschlossene Rollierung zu beobachten gewesen wäre.

4. Darauf folgte eine bräunliche, lose Sandschicht, die wohl als Ausgleichsschicht gedacht war. Auch sie lief über das westliche Spannfundament (Taf. ix b).

5. Es folgte das Mörtelbett für den Boden C mit länglichen Ziegeln.

6. Es folgte eine dünne Sandschicht.
7. Darauf folgte das Mörtelbett des Bodens B mit quadratischen Ziegeln (vor 1641 angelegt).
8. Es folgte eine dünne Sandschicht.
9. Schließlich folgten das Mörtelbett und die Marmorplatten des Bodens A, dessen Oberfläche bei etwa + 1,83 m liegt.

In diesem Schnitt wurden nachstehend aufgezählte Funde gemacht:

Aus der Füllung der Gruft unter dem Holzschrein vor der gotischen Säule des gotischen Gewölbes der Taufkapelle:

1. Drei kleine, unverzierte, stark abgerollte prähistorische Scherben der groben Machart, Nr. 1720, 1721, 1725.
2. Drei kleine Bruchstücke vom Geschirr der Gruppe A, eines mit waagerechten Rillen verziert, Nr. 1717–1719.
3. Drei kleine Bruchstücke eines giftig grün glasierten Gefäßes, zwei davon auf der Innenseite olivgrün glasiert, der Ton ziegelrot bis bräunlich, Nr. 1722–1724.
4. Zahlreiche Bruchstücke von Butzenscheiben, Nr. 1726–1744.
5. Fünf eiserne Nägel mit quadratischem Querschnitt, Nr. 1745–1749.
6. Einige Knochen, wohl von Hühnern.
7. Bruchstück einer facettierten Einfassung oder Säule aus weißem, mit Ziegelbruch hergestelltem Mörtel, Nr. 1753.
8. Zinnklumpen, Nr. 1754.
9. Aus der oberen Zone der Gruftmauerung ein französisches 2-Franc-Stück von 1925.

Aus der gestörten Zone außerhalb der Gruft:

1. Prähistorische Scherbe, abgerollt, Nr. 1713.
2. Kleines Bruchstück einer mittelalterlichen Scherbe, Gruppe K, Nr. 1714.
3. Eisennagel mit viereckigem Querschnitt, Nr. 1715.

Diese drei Stücke wurden im lockeren Boden bei der Gruft der sel. Irmingard oberhalb des Spannfundamentes gefunden.

Aus dem „gewachsenen", gelblichen Lehm nördlich der Gruft:

Fünf prähistorische Scherben, davon drei mit der üblichen groben Sandmagerung, eine davon von einem umgelegten Rand, Nr. 1708, 1711, 1712, die anderen beiden – die übrigens zusammen gehören – sind graubraun, ohne Sandmagerung, mäßig gebrannt und im Bruch einheitlich grau, Nr. 1709 u. 1710.

Vom Rande der Kalkmörtelpfanne:

Wandscherbe, völlig abgeschliffen, dunkelgrau, aus Graphitton mit Silbermika, schlecht gebrannt, wohl latènezeitlich, Nr. 1716.

Von besonderer Bedeutung war die Freilegung des südlichen Teiles der Grabungsfläche im westlichen Joch des Mittelschiffes. Bekanntlich befindet sich auf der Westseite dieses Bogens auf einem gemauerten Sockel die sogenannte Grabinschrift für die sel. Irmingard, die unter der Äbtissin Magdalena Auer 1473 nach, wie oft vermutet, einer älteren Vorlage aus weißem Marmor, auf einer roten Marmorplatte neu niedergeschrieben wurde. Schon oben haben wir erwähnt, daß die Inschrift, aus Distichen bestehend, nicht vollständig ist, weil man die Wappen unten anbringen wollte oder der Steinmetz sich in der Berechnung der Zeilen geirrt hatte. Es wurde auch bereits darauf hingewiesen, daß sich neben der vorangehenden auch die letzte Zeile der Inschrift im Geschichtsbuch des Peter Frank befindet und somit hat der Text irgendwoanders ursprünglich existiert. In den ersten drei Zeilen der Inschrift steht:

„Nobilis hoc *albo* pausat sub *marmore* virgo
Irmengard*i*s sanctis cara Deo meritis.
Ludwich *Augustus* manet hac de prole beatus."
„Unter diesem weißen Marmor ruht die edle Jungfrau
Irmengard, durch heilige Verdienste Gott teuer.
Ludwig, der *Augustus,* ist glücklich in diesem Kinde."

Diese Zeilen scheinen zuerst eindeutig zu sein und dafür zu sprechen, daß unter einem ursprünglich „weißen Marmor" Irmingard, das Kind Ludwigs, des „Augustus" liegt. Stutzig wird man bei der Annahme einiger Forscher, daß auch diese Grabinschrift aus Distichen den Abt Gerhard von Seeon zum Verfasser haben dürfte. Auf dem bekannten Bleitäfelchen, das heute im Nationalmuseum in München aufbewahrt wird, daß bei der Öffnung des Grabes 1631 bei der Verstorbenen gefunden wurde und einen Text des „Gerhardus abbas" trägt, steht dagegen, und zwar folgerichtig:

„Hoc loculo Irm*i*ngar*t* Hludo*vv*ici filia pausat.
Magnifici *regis* virgo beata (nimis)" usw.

Hier ist Hludovvicus mit Recht nur als „magnificus rex", d. h. der mächtige König und nicht als Augustus = Kaiser bezeichnet.

Zweitens unterscheidet sich die Schreibweise der Namen der Hauptpersonen in beiden Texten: Irm*i*ngar*t* = Irmengard*i*s und *H*ludovvici = Ludwi*ch* zu beträchtlich, um annehmen zu können, daß die beiden Texte von der gleichen Person verfaßt wurden. Die Verwechslung des Ludwig Augustus mit Ludwig Rex spricht dafür, daß der Text der Marmortafel wesentlich später entstanden oder verändert worden ist, um der sel. Irmingard eine noch höhere, eine kaiserliche Herkunft zu verschaffen. Wir können diese Frage hier jetzt verlassen und nur vermerken, daß in der Nähe dieser Grabplatte die ursprüngliche Grabstätte der sel. Irmingard zu erwarten war, nachdem die Grabungen unter dem Holzschrein des Hochgrabes nur die barocke Gruft und den Sarkophag ergeben hatten.

Schnitt III wurde so angelegt, daß er über die äußere südliche Laibungsgrenze des westlichen Südbogens bis in das südliche Seitenschiff des Münsters hineingriff (Pl. 7). Später sahen wir uns veranlaßt, auch die ganze Südseite des westlichen Pfeilers der Arkaden freizulegen. Auch in Schnitt III war der heutige Boden aus roten Marmorplatten, ohne daß irgend welche Aussparungen sich abgezeichnet hätten. Nach der Herausnahme der Marmorplatten zeigte sich das übliche ungestörte, mächtige Mörtelbett dieses Bodens A. Hervorzuheben wäre, daß der Boden A auch über eine Gruft im anschließenden Südschiff hinwegging, auf deren Platte das Jahr 1695 verzeichnet ist. Nach der Entfernung des Mörtelbettes zeigte sich fast im gesamten Ostteil des Schnittes eine zerstörte Fläche. Im Norden bestand sie aus Bauschutt mit grobem Ziegel- und Mörtelbruch, im Südteil aus Erde mit Kies und kleinen Mörtelbrocken. Diese Erdschicht unterlagerte die Ziegel um die Gruft von 1695. Gegen Westen hin waren noch teilweise die Reste des Mörtelbettes vom Fußboden B mit viereckigen Ziegeln erhalten. Die Oberfläche dieses Mörtelbettes lag bei + 1,69 m. Es sei aber vermerkt, daß das Format der Ziegel (16 × 19 cm) hier etwas kleiner als im Schnitt I ist. Aus den Profilen in Schnitt I und III geht eindeutig hervor, daß dieser Boden mit viereckigen Ziegeln jünger als der Boden C und älter als der Marmorboden A ist. Der Boden mit kleineren viereckigen Ziegeln (B 2) erscheint jedoch im Schnitt III als eine Flickung des Bodens B. Dieser Eindruck wird auch durch seine etwas höhere Lage im Schnitt I angedeutet.

Nach der Entfernung des Malterbettes vom Boden B zeigte sich unter einer dünnen grauen Sandschicht mit kleinen Ziegelbruchstücken der fast völlig unzerstörte Boden C mit länglichen Ziegelabdrücken (ca. 30,0 × 13,5 cm), der überall an die gotischen Anbauten direkt anschloß.

Im Osten war wiederum die oben erwähnte Störung zu sehen, die im südlichen Teil aus Erde mit Kies, kleinen Mörtelbrocken, Kieseln und größeren Sandsteinen gemischt war, dagegen enthielt im Norden, jetzt durch Verfärbung ganz scharf getrennt, der zweite Teil der Störung viele Mörtelbrocken. Nach der Entfernung dieser Schicht mit vielen Mörtelbruchstücken, die wohl von dem zerstörten Boden C stammen, zeigte sich eine 6 cm mächtige braunrote Sandschicht aus drei Strata. Das gleiche war im Westen unter dem Mörtelbett des Bodens C der Fall. Darunter kam bei ca. + 1,55 m zuerst der Mörtelestrich, dann darunter der ihm vorausgehende Trampelboden aus brauner Erde zum Vorschein. Wichtig ist nun, daß im Westen eine Fläche hervortrat, in der auf dem Mörtelestrich eine Mörtelschicht mit vielen eingebetteten Kieselsteinen lag (Estrich + 1,56 m; Kieselsteine im Mörtel + 1,61 m). Es handelt sich offensichtlich um die Reste eines massiven Mörtelbodens mit einer Rollierungsschicht als Unterbau; also um einen vorzüglichen Fußboden, der zeitlich zwischen den Estrichböden und der braunroten Sandschicht unter dem Boden C liegt. An der Nordseite des Epitaphsockels, der südlichen Basis des großen gotischen Scheidebogens, aber auch des gotischen Gewölbes in der Taufkapelle war eine unruhige, gelbliche Zone, die an der Ostseite in einen etwa viereckig gebauten Sockel überging (Taf. XI a. b), zu beobachten. Östlich davon begannen sich die Nord- und die Westwand einer Gruft abzuzeichnen (Pl. 8), nachdem die Erdeinfüllung bis auf + 1,56 m Höhe abgetragen war.

Wir müssen uns zuerst mit der Basis vor dem Epitaph sowie dem Fuß der beiden gotischen Scheidebögen zwischen dem Mittelschiff und der Taufkapelle beschäftigen (Pl. 7). Schon nach der Entfernung des Marmorfußbodens samt dem dazugehörigen Mörtelbett wurden bei der Nordseite des Epitaphs zwei längliche Ziegel (32,0 × 13,5 × 6,5 cm) angetroffen, die Ost-West orientiert waren. Nach Süden hin schloß ein gut geglätteter Stuckboden (+ 1,71 m – + 1,69 m) an, der, wie sich später zeigen sollte, auf eine Rollierungsunterlage aufgetragen war. Dieser Stuckboden sowie die Ziegel greifen unter den Sockel des Epitaphs für die sel. Irmingard, der bekanntlich im Auftrage der Äbtissin Magdalena Auer im Jahre 1473 angefertigt wurde. Wenn diese Epitaphplatte samt dem Sockel sofort an die jetzige Stelle gekommen ist – viele Grabplatten in der Kirche sind ohne Zweifel erst viel später an den Wänden angebracht worden – wären die Ziegelreihe und der Stuckboden vor 1473 zu datieren.

Bei + 1,62 m stieß man unter den Ost-West orientierten Platten auf eine zweite Reihe etwas zugeschlagener Ziegel, die diesmal Nord-Süd orientiert waren. An diese Ziegelreihe schloß im Norden eine dünne, harte, hellbraune Schicht (+ 1,54 m) aus Erde und Mörtel an, die um die Ecke des Sockels und weiter nach Westen zu um die gotischen Pfeiler der Scheidbögen führte und selbst das westliche Spannfundament überlagerte. Darunter traf man eine dünne, aber harte Lage aus hellem Mörtel (+ 1,53 m) an und darunter eingebettet eine Reihe von Ziegelbruchstücken (+ 1,51 m) verschiedener Formate, von denen nur zwei feststellbar sind (24,0 × 13,5 × 6,5 cm u. 19,0 × 16,5 × 5,3 cm). Die Dicke der sonstigen Stücke lag zwischen 5 und 7 cm. Das dazugehörige Mörtelbett war nur schwer von dem darunterliegenden Mauerwerk des Fundamentes der Basis (+ 1,40 m) zu trennen. Das Fundament der Basis war in bezug auf das Fundament der beiden gotischen Bogenpfeiler in seiner Bauart nicht von diesen zu trennen, so daß der Eindruck der gleichzeitigen Entstehung (1467) nicht zu widerlegen war. Im Westen lagerte die gotische Fundamentierung der Bogenpfeiler an und über der Nord-Süd verlaufenden westlichen Spannmauer des Mittelschiffes (Taf. XI a). Die Oberkante der Basis vor dem Epitaph wurde um + 1,40 m, ihre Unterkante bei + 1,20 m festgestellt. Zur gleichen Zeit wurde eindeutig, daß diese Basis die Umfassungsmauer der im Osten liegenden Gruft überlagert (Taf. XI b). Demnach ist sie jünger als die Umfassungsmauer der Gruft und das darunterliegende Spannfundament des Hochgadens (Pl. 8 u. 9).

Eine wichtige Frage war, wie sich nun die viereckige Basis vor dem Epitaph zu den schon in den anderen beiden Schnitten festgestellten Böden verhält. Wir haben bereits festgestellt,

daß der Marmorboden A samt dem Mörtelbett über die Basis hinweggeht und daß der Sockel mit dem Epitaph von 1473 über ihr ruht. An der Nordseite des Sockels und des gotischen Bogenpfeilers war festzustellen, daß die Böden B und C (mit quadratischen bzw. länglichen Ziegeln) sowie die braune Sandschicht darunter an die Nordseite der Basis und die gotischen Fundamente anschließen, ohne in ihren Höhen etwa mit den Ziegelreihen der Basis zu korrespondieren. Wichtig ist weiter, daß alle drei Böden samt der darunterliegenden Sandschicht die gelbliche, helle, harte Mörtelschicht samt der nach Norden ausgreifenden Ziegelplattierung der Basis überlagern. Damit ist die Basis älter als die Böden B und C sowie die braune Sandschicht unter dem Boden C. Mit anderen Worten ist die rote Sandschicht mit dem Boden C und den folgenden Böden B und A jünger als die gotischen Einbauten von 1467. Andererseits ruhen die Fundamente der Basis vor dem Sockel des Epitaphs auf der Ummauerung des Grabes im Osten, womit sich die Fundamente der Basis als jünger als die eben erwähnte Ummauerung erweisen.

Weiter ist zu bemerken, daß die Fundamente der Basis, bzw. diese selbst, die Reste eines hervorragend ausgeführten Mörtelbodens (ca. + 1,69 m), der auf eine Rollierungsschicht (um + 1,65 m) aufgetragen war, umrahmen bzw. schneiden. Unter den Rollierungskieseln befinden sich ein Mörtel- und ein Lehmestrich (+ 1,60 m), dann weiter darunter eine Lage aus Tuffmörtel (+ 1,56 m bis + 1,50 m), der auch hier als Ausgleichsschicht in schon bekannter Weise über einem locker gebauten Fundament aufgetragen wurde. Damit sind Mörtel- und Lehmestrich sowie der Stuckboden mit der Rollierung älter als die äußere Mauer der Basis vor dem Epitaph. Da die Lauffläche des rollierten Stuckbodens (ca. + 1,69 m) fast auf der gleichen Höhe wie das Mörtelbett des Bodens B liegt, setzt dieser Befund voraus, daß bei dem Auslegen der braunen Sandschicht samt dem Boden C ein Stuckboden mit seiner Rollierung bis auf die kleinen und meistens durchwühlten Reste derselben herausgerissen wurde, was, wie wir oben bereits stellenweise sahen, auch der Fall war. Andererseits zeigt dies, daß die Basis vor dem Epitaph älter als die rote Sandschicht und die darauf lagernden Böden C, B und A ist.

An dieser Stelle möge daran erinnert werden, daß bei dem Nordwestpfeiler im Schnitt I unmittelbar an der Westseite der Basisplatte die Reste einer Rollierung, darunter ein brauner Trampelboden und unter diesem die Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel über dem Spannfundament angetroffen wurden, die alle drei an das hellgraue Mörtelbett der Halbsäulenbasis ansetzten. Dadurch ist eindeutig, daß sie jünger als die Säulenbasis und der unter ihr liegende hellgraue Malter sind. Ein Vergleich der einzelnen Schichten bei dem Nordwestpfeiler mit den Schichten am Südwesthalbpfeiler zeigt eine gute Konkordanz, wodurch eindeutig wird, daß ursprünglich im ganzen westlichen Joch ein Stuckboden mit Rollierung vorhanden war, unter dem ein Mörtel- und ein Lehmestrich folgten.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Fundamentmauer der Basis vor dem Epitaph der sel. Irmingard von 1473 eine Umfassungsmauer überlagert, die zu einer Gruft mit einem aus weißem Kalkstein hergestellten Sarkophag sowie zu einer aus Tuffplatten angebauten Erweiterung nach Westen gehört (Taf. XI b u. XII a). Wir haben bereits festgestellt, daß zwar der rote Marmorboden samt dem dazugehörigen Mörtelbett über die Gruft hinwegzieht, jedoch ganz eindeutig der Boden B mit quadratischen und der Boden C mit länglichen Ziegeln sowie die darunterliegende rote Sandschicht oberhalb der Gruft zerstört waren (Pl. 7, 16 a). Wie wir noch sehen werden, geschah diese Störung der Böden 1631. Ihre Verlegung hat somit vor diesem Zeitpunkt stattgefunden.

Die Umrisse der Ost-West gerichteten Gruft wurden zuerst bei einer Tiefe von ca. + 1,56 m im Nord- und Westteil derselben beobachtet, wo sie zum Teil von der Basis vor dem Epitaph überlagert waren. Die oberste Lage der Gruftgrube bestand aus losem, weißem Mörtel. Etwas tiefer traf man im Osten zuerst auf die Krone der Umfassungsmauer aus Kieselsteinen, die in hellem Mörtelverband lagen (Taf. XII a). Die Mauer wurde allmählich bis etwa 40 cm breit

und nach etwa 2 m Ost-West-Verlauf bog sie nach Süden ab, wo sie unter der Basis vor dem Epitaph verschwand (Pl. 8; Taf. XI b). Im Osten über der Innenfüllung der Gruft tauchte eine mächtige – vorher schon anderswo benützte – Platte auf, die quer, Nord-Süd orientiert, über der Gruft liegt (Taf. XIII a. b). Nach Abtragung weiterer 8 bis 10 cm der Innenfüllung traf man im Norden bei + 1,39 m und im Süden bei + 1,33 m auf den Rand eines Sarkophages aus Kalkstein (Taf. XII–XIII). Der Sarkophag wurde bis auf seinen Boden bei + 1,04 m bzw. + 1,00 m ausgeleert (Pl. 8 u. 9). Man konnte feststellen, daß der Sarkophag gegen die Südostecke hin leicht schräg in seiner Ummauerung (+ 1,39 m zu + 1,33 m) lag. Seine schmalere Westwand war säuberlich herausgebrochen, die südliche und die nördliche Wand mit Platten aus Tuff und Stein gegen Westen verlängert (Taf. XIV a–XV a). Am Westende stand, z. T. aus dem gleichen Material, eine Abschlußwand. Diese Wand zeigte in der Nordwestecke starke Ausbrüche. Der Boden dieser Erweiterung war mit Tuffplatten verlängert und säuberlich verputzt. Erst nach der Entfernung des Mörtels zeigte sich, daß der Boden aus drei ungleich großen Tuffplatten bzw. -bruchstücken bestand (Pl. 8). Die Gesamtlänge des Grabes betrug etwa 1,85 m bei einer Breite von ca. 0,65 m. Bei dieser Länge geriet der südöstliche Teil des Sarkophages geringfügig unter den nordwestlichen Teil des vorgotischen Pfeilers und zu einem guten Teil unter den westlichen Teil des gotischen Vorlagepfeilers für das Gewölbe von 1467. Zur gleichen Zeit schneiden die Ummauerung des Grabes sowie das Grab selbst den Lauf des Spannfundamentes zwischen dem Südwestpfeiler und der ihm entsprechenden Pfeilerzunge im Westen der Kirche. Die Frage ist, wie sich die komplizierte Situation vor dem Epitaph im Westen bei der Pfeilerzunge zu der nicht weniger komplizierten Situation im Osten beim gegenüberliegenden Pfeiler verhält.

Betrachten wir zuerst die Situation, wie sie sich nach der Freilegung der gesamten Fläche zwischen den beiden Pfeilern dargeboten hat (Pl. 8). Im Westen war die oben beschriebene Basis mit den eingeschlossenen Resten älterer Fußböden aus Stuck- und Lehmestrich. Diese Basis überlagert die Umfassungsmauer der Gruft, deren oberste Lage höher ist als der Sarkophag (Taf. XI b). Die oberste Lage der Umfassungsmauer war aus feinem grauweißen, dichten Malter, in den verschiedene Steinarten eingebettet sind. Es soll ausdrücklich vermerkt werden, daß beim Bau dieser Umfassungsmauer – soweit bis jetzt feststellbar – keine Ziegel mitverbaut wurden. Der Mörtel selbst erscheint optisch ähnlich wie jener der Basis vor dem Epitaph und der südlichen Fundamentierung der gotischen Nord-Süd-Scheidebögen im Westen des Mittelschiffes. Die Umfassungsmauer ist sicherlich gegen den Sarkophag gebaut worden. Im Süden überlagert diese Mauer das dort Ost-West verlaufende Spannfundament des Arkadenbogens (Taf. XIV a). Während sie im Norden und Westen auf der Oberfläche bis 40 bis 50 cm breit ist, betrug ihre Breite im Süden nur 30 cm. Was nach Süden weiter an Steinen lag – etwa 50 cm breit – war lose geschichtet und Ost-West ausgerichtet (Taf. XV b). Offensichtlich waren sie ursprünglich im Verband, weil sie Mörtelspuren tragen. Nach Entfernung dieser losen Steine, zwischen denen hellbraune Erde mit Mörtelbruch und Kies lose verstreut lag, zeigte sich ein tiefer Ausbruch, der in der Mitte bis in die unterste Steinreihe des Spannfundamentes hinabreichte (Pl. 9). In diesen Ausbruch war nun der Südteil der Umfassungsmauer des Sarkophages hereingebaut (Taf. XIII), und zwar so, daß diese Mauer gegen den Sarkophag einerseits sowie andererseits über die treppenartig nach Osten und Westen ansteigenden Spannfundamentstümpfe gebaut wurde. Somit ist die Ummauerung offensichtlich jünger als das Spannfundament und das Grab selbst. Bei der Betrachtung der beiden Fundamentstümpfe unter der Umfassungmauer südlich des Grabes fiel auf, daß der östlichere Teil des Spannfundamentes mit dickem, breiigem, grauweißem, hartem, feinkörnigen Mörtel stufenweise nach oben aufgebaut war (Pl. 9). Kein Stein ist locker, keine Höhlung zwischen den Steinen zu sehen. Diese äußerst solide Bauart reichte bis unter die mächtige, in Nord-Süd-Richtung über dem Ostteil des Sarkophages gelegte Stein-

platte. Auf dieser ruht vor allem die Westhälfte des vorgotischen sowie die des gotischen Pfeilers (Pl. 8 u. 9). Spuren von älteren Fußböden wurden hier über dem Spannfundament nicht festgestellt. Der Westteil des Spannfundamentes ist dagegen locker gebaut und voll von Höhlungen und Mörtelschüttungen, die die Steine kaum richtig binden (Taf. XIV). Nach oben schließt dieses Fundamentstück mit einer dicken Tuffmörtelausgleichsschicht, über die dann Estriche und ganz oben der Stuckboden mit Rollierung folgen (Pl. 9 u. 7, 17. 20).

Bei dieser unterschiedlichen Bauart der beiden Fundamentteile war offensichtlich, daß sie nicht gleichzeitig sind. Es tauchte die Frage ihres Verhältnisses zueinander und zum Grab auf. Nach der Entfernung der Umfassungsmauer im Süden des Grabes zeigte sich eindeutig, daß der östlichere Teil des „Spannfundamentes" gegen das Grab gebaut, das heißt, jünger als dieses ist. Gegen die Mitte ging dieses festgebaute Fundament stufenartig hinab. Beim westlichen Ende des Sarkophages traf es auf die leicht geschichtete unterste Lage der Steine, bzw. deren Abdrücke, des westlichen Fundamentstumpfes (Pl. 9 u. 7, 17. 17 a). Die lockeren Steine des westlichen Spannfundamentstumpfes reichten zum Teil unter die südwestliche Ecke des Sarkophages, aber auch unter seine westliche Verlängerung (Pl. 9). Demnach müßte einerseits der viel lockerer gebaute westliche Stumpf des Spannfundamentes älter als die Grabanlage sein, andererseits bedeutet es nicht nur, daß das Grab der sel. Irmingard (Sarkophag und seine westliche Verlängerung), sondern auch der östliche Stumpf des „Spannfundamentes", der gegen den Sarkophag gebaut ist, sowie die darüber lagernde Umfassungsmauer des Grabes jünger sind als der westliche Fundamentstumpf. Die Umfassungsmauer ruhte in der Tat im Süden wie im Westen eindeutig über dem westlichen Fundamentstumpf.

Um diesen merkwürdigen Befund zu klären haben wir uns nach längerem Zögern entschlossen, den Boden der im Westen liegenden Sarkophagverlängerung zu entfernen. Nach der Beseitigung der Ausgleichsschicht aus Mörtel zeigte sich eine große Tuffplatte, die im Norden mit zwei kleineren Bruchstücken ergänzt war (Pl. 8). Da die senkrecht stehenden Platten der Grabverlängerung vor dem Auslegen des Bodens mit Tuffplatten in die schlitzartigen Fundamentgräben mit eigenem hartem Mörtel eingelassen waren (Taf. XVI), ließen sich die Bodenplatten und ihr Mörtelbett leicht ausheben. Unter ihnen zeigte sich im nördlichen Teil die gewachsene, unberührte Lehmerde, in die die Fundamentschlitze für die senkrechte Nord- und Westplatte eingelassen waren. Die Tatsache, daß diese Platten in Schlitzen lagen, die Mörtelbetten ungestört und in Bindung mit dem Sarkophag waren (Taf. XV a), schließt die Überlegung aus, das Grab sei ursprünglich etwas anders gelegen und man habe es aus der Fundamentlinie der jetzigen Kirche etwas „herausgeschoben". Im Süden der freigelegten Fläche zeigte sich eine unregelmäßige, bis 18 cm breite, Ost-West verlaufende Störung, die voll von Tuffmörtelbruch, Sand und sonstigem war (Taf. XVI a. b). Nach Herausnahme des Bauschuttes zeigten sich drei Steine noch in situ sowie dazwischen die Abdrücke anderer Steine (Pl. 9). Auf diesen Steinen und lockerem Bauschutt steht gut vermörtelt die südliche Tuffplatte der Verlängerung des Sarkophages (Pl. 7, 18. 19). Auch die Südwestecke des Sarkophages liegt noch auf einem dieser Steine und dem Mörtelbruch. Gegen Osten hin zieht dann in gerader Linie unter dem Sarkophag eine Höhlung, die nur mit Mörtelbruch gefüllt war. Wo der Mörtelbruch entfernt wurde zeigten sich eingetiefte Abdrücke der einstigen Steinpackung des Spannfundamentes. Da sich diese Unterhöhlung nur im Süden des Grabes zeigte und bei dem Aufbau des Pfeilerfundamentes, das, wie oben gesagt, gegen das Grab gebaut ist, nicht ausgefüllt wurde, kann diese Ost-West verlaufende Störung nur als Rest eines älteren Fundamentes aufgefaßt werden, auf den das Grab 866 heraufgeschoben wurde. Dabei blieben die Höhlungen einstiger Steine, Mörtelbruch usw. unter der Südseite des Sarges liegen. Wäre das erste Fundament nach der Errichtung des Grabes angelegt worden, so hätte man keinen Anlaß gehabt, unter der Südseite des Sarkophages die Höhlungen im gewachsenen Boden zu graben und dieselben zum Teil mit Mörtelbruch zu füllen.

Die nächste Frage war nun, ob es sich hier um die Reste des im Westen liegenden Fundamentstumpfes handelt oder eventuell die einer noch älteren Anlage. Abgesehen von der völligen Identität des Verlaufes der Nordgrenze der Störungszone unter dem Grabe mit dem Verlauf der Unterkante des westlichen Fundamentstumpfes gehen die Steine der untersten Lage des Weststumpfes mit jenen unter dem Westteil des Grabes ineinander und z. T. überlagern sie sich (Pl. 9). Um möglichst größte Gewißheit zu erlangen, haben wir auf der Nordseite des westlichen Fundamentstumpfes einen Kanal unter der Umfassungsmauer der Gruft bis ins Grab selbst gebohrt (Pl. 7, 18). Hier war keine direkte Verbindung der Steine mehr vorhanden. Sie war durch die Umfassungsmauer unterbrochen; aber die Bauschuttschicht zog sich direkt von der Abbruchkante des Spannfundamentes ohne Unterbrechung bis unter den Sarkophag selbst. Die Gegenprobe auf der Südseite des Fundamentes (Pl. 7, 17) zeigte, daß dieser Bauschutt und ein oder zwei Steine des westlichen Fundamentstumpfes die treppenartig aufsteigende Fundamentierung des Pfeilers im Osten etwa 0,60 m unterlaufen und dann auskeilen. Makroskopisch entsprach die Zusammensetzung des Bauschuttes in allen Fällen jener des westlichen Fundamentstumpfes. Fassen wir die bisherigen Beobachtungen als Zwischenergebnis zusammen:

1. Zuerst war ein locker mit eingeschüttetem Mörtel gebautes Fundament vorhanden.
2. In dieses, auf der Unterseite etwa 0,80 m und oben etwa 1,00 m breite Fundament wurde mit seiner südlichen Langseite ein Grab, bestehend aus dem Sarkophag und seiner westlichen Verlängerung, bis 35 cm in einen Fundamentausbruch von Norden her eingeschoben.
3. Später wurde ein Teil dieses (Spann-)Fundamentes zwischen den heute stehenden Pfeilern etwa in der Mitte und im Osten abgetragen und eine mörtelreiche neue Fundamentierung – gegen das Grab – auf der heute der Westteil des östlichen Pfeilers ruht, aufgebaut.
4. Auf diese Fundamentierung – sowie auf den Rest des älteren Fundamentes im Westen – wurde eine Umfassungsmauer gegen das Grab gebaut.
5. Über die Osthälfte des Grabes, die Umfassungsmauer im Norden und Süden sowie das jüngere Fundament ist eine mächtige – schon anderswo benützte – Steinplatte gelegt worden, auf der die westlichen Teile des vorgotischen Pfeilers und ein Drittel des gotischen Vorlagepfeilers heute ruhen.

Die Frage ist nun, nachdem das Grab ursprünglich in ein älteres Fundament eingebaut war, das östliche Pfeilerfundament und die Ummauerung aber gegen das Grab gebaut wurden und ihrerseits auch das ältere Fundament schneiden bzw. überlagern, wann die mächtige Platte, auf der gotische und vorgotische Pfeiler z. T. ruhen, über das Grab zu liegen gekommen ist.

Betrachten wir die Lage der Platte von Westen her (Pl. 7, 16), so ist zuerst feststellbar, daß sie in eine dicke, helle Kalkmörtelschicht, die auf der Ummauerung und dem Sarkophag liegt, gebettet ist (Taf. XIII b). Sie liegt nach Süden schräg abfallend und zwar ungefähr genau wie der Sarkophag selbst auch. Auf der gleichen Länge fällt die Platte von + 1,66 m auf + 1,60 m und der Sarkophag von + 1,38 m auf + 1,33 m ab. Gegen Norden schließen an die Platte ein mächtiger, Ost-West orientierter, gebrochener Stein und mehrere kleinere Steine, die alle in dicken Mörtel eingebettet sind, an. Wie wir wissen, waren nach Norden hin die Böden B und C zerwühlt, und zwar ungefähr nördlich der Ummauerung. Nur der rote Marmorboden ging über die Platte hinweg bis zum Pfeiler. Die Marmorplatten und das Mörtelbett des Bodens A stießen an die Basisplatte der Halbsäule des vorgotischen Pfeilers. Darunter lag die braune Erde, die auch als Einfüllung des Grabes selbst benützt wurde. Die Frage ist, ob die Böden B und C sowie die Estriche auch über die Platte hinweggingen. Die Oberseite des Mörtelbodens B liegt etwa bei + 1,68 m ± 1 cm, die Unterkante bei + 1,64 m ± 1 cm. Es folgt eine etwa 1 bis 2 cm dicke Schicht aus Ziegelstaub und Baubruch, die auf dem Mörtelbett des Bodens C lag. Die Oberseite

des Bodens C liegt bei + 1,63 m ± 2 cm, die Unterseite bei + 1,60 m ± 2 cm, gefolgt von der braunroten Sandschicht, die bis + 1,56 ± 2 cm hinabreicht. Erst jetzt kommen die dünnen Estriche. Setzt man die höchsten Punkte der Platte (+ 1,66 m) und des ihr im Norden vorgelagerten Steinblockes (+ 1,65 m) dazu, so muß man feststellen, daß die beiden über die Oberseite des Mörtelbettes des Bodens C und in das Mörtelbett des Bodens B heraufreichten.

Im Ostprofil (Pl. 7, 16a) ist festzustellen, daß der rotbraune Sand an die Ummauerung anstößt und sie kurz anläuft und das Mörtelbett von Boden C über dieselbe zieht. Über dem Mörtelbett von Boden C liegen Ziegelschutt und Mörtelbruch, die von Boden B stammen können. Dies kann nur bedeuten, daß die Platte und die Ummauerung älter sind als die beiden Böden samt der rotbraunen Sandschicht. Wenn hier die Mörtel- und Lehmestriche, deren Niveau ringsherum zwischen + 1,50 m und + 1,56 m liegt, auch vorhanden wären, würde es bedeuten, daß die Steinplatte (+ 1,66 m) – sowie der ihr quer vorgelagerte Block (+ 1,65 m) – an der höchsten Stelle aus dem Boden der Kirche annähernd 10 cm herausgeragt hätten. Dies ist natürlich unwahrscheinlich, da die Platten dann in der Form einer Grabplatte bearbeitet gewesen wären. Der Stuckboden mit Rollierung (+ 1,69 m bis + 1,70 m) – dessen Reste im Westen liegen – hätte über die Steinplatte bei einem Weglassen der Rollierungsschicht hinweggehen können, um gerade zur Not den Anschluß an die Unterkante der heutigen Basisplatte (+ 1,70 m) unter der Halbsäule des östlichen Pfeilers zu erreichen. Der Trampelboden (+ 1,50 m) und der Tuffmörtelestrich (+ 1,56 m) allerdings wären bei der heutigen Basisplatte (Unterk. + 1,70 m) hoffnungslos unter der Unterkante derselben liegengeblieben und z. T. an die große Platte bzw. an die „Zwischenfütterung" zur Halbsäulenbasis gestoßen.

Vergegenwärtigt man sich die Situation bei dem entsprechenden Pfeiler im Nordwesten des Mittelschiffes (Pl. 7, 12. 13), so stoßen dort an die auf dem hellen Mörtel liegende Basis der Halbsäule die Tuffmörtelausgleichsschicht, der braune Lehmestrich und erst recht der Stuckboden mit der Rollierung, und zwar bis in die Höhe eines Drittels der Gesamthöhe der Basisplatte der Halbsäule an. Die Basisplatte selbst ist hier etwa 25 cm bis 27 cm stark. Beim südlichen Pfeiler aber ist die entsprechende Platte nur knapp 12 cm bis 13 cm dick. Darunter sitzt eine „Zwischenfütterung" von etwa 10 bis 17 cm (Pl. 7, 16. 17a) zur großen Platte je nach der Plattenschräge. Merkwürdig ist dabei, daß einige Steine direkt auf der schrägen großen Platte – ohne Mörtelbett! – ruhen (Taf. XIIIb). Diese Beobachtung führte den Münchener Dombaumeister Dr.-Ing. Th. Brannekämper zu der Schlußfolgerung, die große Platte sei unter den vorgotischen Pfeiler beim Bau des gotischen Vorlagepfeilers eingeschoben worden, um die sonst unumgängliche Zerstörung des Grabes durch das Fundament des gotischen Gewölbepfeilers zu vermeiden.

Wegen dieser Merkwürdigkeiten haben wir das Gefühl gehabt, daß weitere Untersuchungen am Südwestpfeiler nötig sind. Wir legten südlich des Pfeilers unter sehr beengten Verhältnissen einen Schnitt an, der fast die ganze Fundamentierung des Pfeilers im Süden freilegte (Pl. 8 u. 9). Unter dem roten Marmorboden (+ 1,83 m bzw. + 1,82 m) traf man auf die Reste eines Bodens mit länglichen Ziegeln (23,5 × 18,0 × 6,0 cm), dessen Oberkante bei + 1,72 m lag und damit dem Boden C des Schnittes III entspricht, dessen Unterkante bei + 1,61 m lag. Der Boden bzw. sein Mörtelbett stießen an die Basis des Pfeilers an. So sind die westliche Basisplatte und die darunterliegende „Zwischenfütterung" sowie die große Platte über dem Grab älter als der Boden C.

Nach Entfernung des Bodens C traf man auf eine dünne Lage brauner Erde, die gegen Süden und Osten dicker wurde. Diese Erdschicht schloß nicht an die Basisplatte an. Unter dieser Erdschicht, die anscheinend etwas belaufen war, befindet sich eine starke Schicht aus Tuffmörtelbruch. Diese Schicht schloß nur beim Ostteil des Pfeilers an die Basis desselben an (Pl. 8). Etwas tiefer erschien unter der östlichen Hälfte des Pfeilers ein hellgraues Mörtelbett, in das die

Basisplatte der östlichen Hälfte des Pfeilers eingebettet worden ist (Pl. 9). Auch hier stieß die Schicht aus Tuffmörtelbruch direkt an.

Mit der Unterseite dieser Tuffmörtelschicht wurde auch die südliche Oberkante der „großen Platte" im Westen erreicht. Die Platte selbst erwies sich als etwa 0,56 m breit. Sie war nicht wie die Basisplatte im Osten in eine Mörtelbettung eingelagert und auch die Tuffmörtelschicht schloß an sie nicht an. Zwischen der „großen Platte" und der beschriebenen Tuffmörtelbruch-Schicht befand sich ein etwa 10 cm breiter Ausbruchspalt, der mit sehr lockerem Bauschutt ausgefüllt war (Pl. 8). Dieser Spalt schnitt eindeutig den Tuffmörtelbruch sowie den darunterliegenden Trampelboden, der auf seiner Oberseite eindeutige Spuren der Rollierung des entfernten Stuckbodens aufwies. Weiter nach Osten, wo der Spalt aufhörte, schlossen sämtliche Schichten und Böden an die östliche Basisplatte des Pfeilers bzw. das grauweiße Mörtelbett derselben an. Damit war eindeutig geworden, daß um die Westhälfte des Pfeilers, genau in der Breite der „großen Platte", eine Störung nach der Zeit der Entstehung des Trampelbodens, des entfernten Stuckbodens mit rollierter Unterlage und der Tuffbruchschicht stattgefunden hat. Die Störung durch den Spalt ist andererseits älter als der Boden C, da sein Mörtelbett fugenlos auch an die Basis der westlichen Halbsäule des Pfeilers reicht. Damit fällt die Störung durch den Spalt in die Zeit nach der Entfernung des Stuckbodens mit Rollierung und der Verlegung des ersten Ziegelbodens (C). Dieser Spalt vor der Südseite der „großen Platte" entspricht nicht nur der Breite sondern reichte genau bis an ihre Unterkante. Somit ist eindeutig, daß die Entstehung der Störung durch den Spalt mit der „großen Platte" zusammenhängt.

Nach der Erweiterung des Schnittes und der Freilegung des ganzen Fundamentes zeigten sich folgende Merkmale (Pl. 7, 17 a):

1. Auf dem gewachsenen Boden zog sich eine Baubruchlage aus Tuffmörtel usw. als auslaufender Rest des lockeren Fundamentes von Westen nach Osten etwa 0,60 m unter den östlichen, gemörtelten Fundamentstumpf.
2. Das Fundament des Pfeilers schwoll fas 20 cm gegen Süden an und verließ damit die Linie der Unterkante des Fundamentes im Westen (Pl. 9).
3. Die Steine des Abstützungsfundamentes für die „große Platte" sind gut in harten Mörtel eingebettet.
4. Die Oberseite des Fundamentes liegt bei der „großen Platte" um etwa + 1,30 m, dagegen im Osten des Pfeilers bei etwa + 1,58 m.
5. Auf der „großen Platte" sitzt im Süden eine „Keilplatte" ohne Mörtelbett (Pl. 7, 17 a); rundherum wurde alles mit Mörtel und kleineren Steinen „verstopft" (Taf. XIII). Erst jetzt folgt die „Basisplatte" der westlichen Halbsäule, die nur etwa 12 cm stark ist.
6. Die Basisplatte im Osten des Pfeilers ist dagegen an die 25 cm dick und entspricht in ihrer Verbindung zu den einzelnen Trampel-, Stuck-, Ziegelböden usw. der westlichen des korrespondierenden Pfeilers im Norden des Mittelschiffes (Pl. 7, 13. 23).

Wenn wir nun nach dem jetzigen Stand der Erforschung versuchen, die relative Zeitstellung des Grabes und der es überdeckenden „großen Platte" zu ermitteln, so ergibt sich folgende Reihenfolge:

1. Zuerst war hier ein Fundament aus lockerem Gestein, Schüttmörtel und einer es überdeckenden Tuffmörtelausgleichsschicht.
2. Es folgte das Grab, das in dieses Fundament vom Norden her etwa 35 cm tief eingeschoben wurde.
3. Der Ausbruch des älteren Fundamentes im Südosten des Grabes und die Entstehung des Spaltes südlich der „großen Platte" und unter der Westhälfte des Pfeilers, wobei die Reste des

älteren Trampelbodens sowie der Stuckboden mit Rollierungsunterlage und die Tuffbrockenschicht geschnitten wurden (Pl. 7, 21).

4. Der Bau des Abstützungsfundaments für die „große Platte", das gegen das Grab gebaut wurde.

5. Die Umfassungsmauer des Grabes, die über das ältere Fundament im Westen und das jüngere Abstützungsfundament im Osten sowie zur gleichen Zeit gegen das Grab gebaut wurde.

6. Daß der Trampelboden und die Spuren des rollierten Stuckbodens bei der östlichen Hälfte des Pfeilers an seine Basis anschließen, beweist, daß die Osthälfte des Pfeilers älter als diese beiden Böden ist und andererseits alle Arbeiten an der Westhälfte des Pfeilers jünger als der Trampel- und der Stuckboden sind (Pl. 7, 23).

7. Nach der Herstellung des Abstützungsfundaments und der Umfassungsmauer wurde über den Ostteil des Grabes der sel. Irmingard die „große Platte" eingefahren und der Zwischenraum zwischen der „großen Platte" und der westlichen „verdünnten" Basisplatte des Pfeilers mit großen Steinbrocken verkeilt und die Höhlung nachträglich von außen mit Malter zugestopft.

8. Die rote Sandschicht im Norden des Grabes schließt an die Ummauerung an, das Mörtelbett des Bodens C läuft dieselbe an (Pl. 7, 16 a).

9. Im Süden des Pfeilers schließt der Boden C auch an die westliche Basis.

Aus dieser Reihenfolge und allem anderen oben Angeführten scheint uns nur der Schluß möglich, daß die „große Platte" in der Zeitspanne zwischen der Herausnahme des rollierten Stuckbodens und der Verlegung des Bodens C unter den westlichen Teil des Pfeilers eingeschoben wurde. Der mögliche Anlaß dafür scheint uns die Errichtung der Vorlagepfeiler für das gotische Gewölbe im Jahre 1467 gewesen zu sein. Wir haben oben gesehen, daß der Ziegelboden C nach der Errichtung des gotischen Gewölbes im Mittelschiff verlegt wurde. Die Frage ist nun, wie alt das Grab ist und wie es sich genauer zu dem vorgotischen Pfeiler verhält.

Die Frage, in welchem zeitlichen Verhältnis das Grab zum Pfeiler steht, ist heute ohne kostspielige statische Vorsichtsmaßnahmen kaum schlüssig zu beantworten. Der einzig sichere Weg geht über das Herausziehen des Sarkophages, um festzustellen, ob das ganze Fundament des Pfeilers gegen das Grab gebaut wurde oder ob umgekehrt (abgesehen von der Abstützung im Süden) das Grab wie im Westen in das z. T. ausgebrochene Fundament eingeschoben wurde. Leider ist dies z. Z. nicht möglich und so bleibt nur übrig, über die Abwägung aller bisherigen Beobachtungen das Wahrscheinlichste zu suchen.

Zuerst ist wiederum nötig, festzustellen, daß das Grab mit seinem Südwestteil über die Reste eines älteren Fundamentes angelegt wurde. Diese Reste steigen im Westen des Grabes stufenförmig zu der Oberseite eines Spannfundamentes, auf der eine Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel liegt; darüber lagern Estriche aus Tuffmörtel und Lehm sowie der Stuckboden mit Rollierung. Leider läßt sich hier wegen des vorgelagerten Postamentes der Epitaphplatte von 1473 nicht die direkte Verbindung zum aufgehenden Mauerwerk weiter im Westen feststellen.

Das Einschieben der Sarkophagecke unter eine etwa 25 cm dicke Basisplatte des Pfeilers – wie sie im Osten sowie beim Westteil des korrespondierenden Pfeilers im Norden des Mittelschiffes noch heute vorhanden sind – hätte an sich damals kaum statische Bedenken hervorgerufen. Es wäre dabei kaum ein Fünftel der Westbasisplatte, bzw. ein Zehntel des ganzen Pfeilers untergraben worden. Bedenklicher war es freilich bei dem gotischen Vorlagepfeiler, wo ein Viertel (!) des gesamten Pfeilers – und zwar auf seine ganze westliche Länge – über dem Grab zu stehen kam.

Wegen der späteren Störungen um das Grab durch die Umfassungsmauer usw. läßt sich auch nicht die Verbindung mit den Estrichen und dem rollierten Stuckboden feststellen. So bleibt nur

ein Vergleich zwischen dem südlichen, das Grab überlagernden Pfeiler und dem mit ihm korrespondierenden im Norden übrig. Vergleichen wir die Situation im Süden und Norden, so können wir feststellen, daß in beiden Fällen auf ein „lockeres" Fundament ein hellgraues, dickes Mörtelbett aufgetragen wurde. In dieses wurde eine rechteckige, bis an 30 cm dicke Basisplatte gelegt, ohne daß ihre Kanten ganz parallel zur allgemeinen Kirchenrichtung zu liegen kamen. Soweit es sich bisher beobachten ließ, ist die Basisplatte viereckig; anscheinend wurde jeweils für je eine Hälfte des Pfeilers eine solche verwendet. In beiden Fällen stößt die Tuffmörtelausgleichsschicht des Spannfundamentes an das hellgraue Mörtelbett der Basen, gefolgt vom dunklen Lehmestrich und dem rollierten Stuckboden. Sie alle stoßen an das untere Drittel der Basisplatten der beiden Pfeiler (Pl. 7, 12. 13. 20–23).

Wer geneigt ist, aus diesen partiellen Befunden eine allgemeinere Schlußfolgerung zu ziehen, der könnte annehmen, daß das lockere Fundament mit dem daraufruhenden Mörtelbett und den darauf ruhenden Basisplatten und Pfeilern gleichzeitig ist. Entscheidet man sich für diese These, so muß man aus dem Verhältnis des Grabes zum „lockeren Fundamentstumpf" die Folgerung ziehen, daß das Fundament mit den Pfeilern schon da war, als das Grab angelegt wurde. Mit anderen Worten, daß die Fundamente und Pfeilerreihen des Mittelschiffes vor dem Zeitpunkt der Anlegung des Grabes entstanden sind. Es seien aber auch einige auffällige Tatsachen hervorgehoben, die die soeben aufgestellte These nicht unbedingt zu stützen scheinen. Es handelt sich hier um das Verhältnis des Grabes zu den ältesten Fußböden des Mittelschiffes. Die Oberkante des Sarkophages liegt bei + 1,39 m. Er war ohne Zweifel schon ursprünglich mit einer mindestens 10 cm dicken Platte überdeckt. Damit lag die Oberseite des Sarkophagdeckels an der höchsten Stelle, etwa bei + 1,49 m! Bei dieser Höhe käme das Grab ganz dicht unter die Pfeilerbasis, deren Unterseite bei + 1,56 m bzw. + 1,54 m zu suchen wäre. Der Lehmestrichboden liegt bei + 1,53 m, + 1,56 m und + 1,58 m. Dies würde bedeuten, daß der Sarkophagdeckel höchstens mit einer 4 bis 9 cm dicken Lehmestrichschicht überzogen war. Vorausgesetzt, daß der rollierte Stuckfußboden, dessen Oberfläche bei + 1,70 m lag, damals schon in der Kirche vorhanden war, so wäre der Deckel des Grabes gerade 20 cm unter dem Boden gewesen. Sind solche seichten Bestattungen aus dem frühen Mittelalter sonst vorhanden? Wenn sie es nicht sind, so könnte man auch denken, daß bei einem Neubau die älteren Fundamente z. T. mitbenützt, die heutigen Pfeiler auf diesen errichtet, die alten, höher liegenden Fußböden herausgerissen wurden und das gesamte Fußbodenniveau in der Kirche tiefer gelegt wurde. Freilich sind dies auch Vorgänge, die nicht allgemein üblich sind. Setzen wir uns über diese Merkwürdigkeit hinweg, so wäre nach den vorhergehenden Überlegungen zu fragen, wessen Grab hier lag und wann der Tote hier beigesetzt wurde.

Betrachten wir die allgemeine Situation des Grabes in dem bisher erforschten Gelände des Mittelschiffes und der im Westen anschließenden Taufkapelle. Das Grab liegt in der Südwestecke des Mittelschiffes, an das zum Teil ausgebrochene Spannfundament herangeschoben. Im westlichen Joch des Mittelschiffes und im Südschiff, soweit es am Südwestpfeiler angeschnitten wurde, befindet sich sonst keine mittelalterliche Bestattung. Auch im Bereiche des südlichen Drittels der sogenannten Taufkapelle im Westbau sind keine Gräber angetroffen worden. Wäre das Grab ursprünglich außerhalb der eigentlichen Kirche – etwa in einem Vorhof angelegt gewesen – so wären selbstverständlich weitere Gräber zum Vorschein gekommen. Erst recht, wenn das Grab ursprünglich ganz außerhalb der Kirche im Bereiche des Friedhofs gelegen hätte. Wer war es, dem diese Sonderstellung, auch nach dem Tode, in einem Kloster eingeräumt wurde?

Nachdem man heute weiß, daß unter dem hölzernen Hochgrab, östlich der gotischen Säule der Taufkapelle, sich das ursprüngliche Grab der sel. Irmingard nicht befindet, ist man natürlich geneigt, die rote marmorne Tafel von 1473 mit ihrer Grabinschrift für die sel. Irmingard

am südwestlichen Zungenpfeiler mit dem östlich davor liegenden Grab in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Dieser Epitaph steht fast genau oberhalb vom Kopfende des ihm östlich vorgelagerten, jetzt entdeckten Grabes.

Es ist doch so, daß wegen der Erwähnung eines „weißen Marmors" im Texte des Epitaphs der sel. Irmingard von 1473, dem Fehlen der letzten Zeile, die sich aber im Geschichtsbuch des Peter Frank (1467–1508) befindet und wegen der Versart in Distichen öfters vermutet wurde, daß der Text auf der heute stehenden Grabplatte auf eine ältere Vorlage zurückgeht; auf eine Vorlage, die vielleicht sogar vom Seeoner Abt Gerhard am Anfang des 11. Jahrhunderts abgefaßt wurde. Wir haben aber schon oben darauf hingewiesen, daß die sel. Irmingard auf dem Epitaph irrtümlich als das Kind des „Ludwich Augustus", das heißt, Ludwigs, des Kaisers, anstatt des Königs bezeichnet wurde. Da auch sonst Unterschiede zu dem Text auf dem oben erwähnten, im Grabe der sel. Irmingard 1631 gefundenen Bleitäfelchen, das wirklich von einem Abt Gerhard abgefaßt wurde, vorhanden sind, sieht es so aus, als ob die vermutete Vorlage des Epitaphs von 1473 doch nicht am Anfang des 11. Jahrhunderts, sondern wesentlich später erstellt wurde, als man zwischen den verschiedenen karolingischen Ludwigen nicht mehr genau zu unterscheiden wußte. Diese Verwechslung des Kaisers Imperator (Augustus), Ludwigs des Frommen, mit dem König (Rex) Ludwig dem Deutschen kommt, soweit wir übersehen, zuerst um 1490 bei V. Arnpech, sämtliche Chroniken vor, wo davon die Rede ist, daß der Imperator Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen das Kloster gegründet und seiner Tochter übereignet hat (siehe oben S. 51). Damit ist der Aussagewert der Grabinschrift in bezug auf den vor dem Epitaph Bestatteten beträchtlich gemindert.

Glücklicherweise haben wir das Protokoll der Translatio der sel. Irmingard von 1631, in dem das Grab und sein Inhalt genau beschrieben sind. Es ist darin in bezug auf die Bauart des Grabes unter anderem folgendes ausdrücklich festgehalten worden:

„Das graben wird angestölt" ... „Lestlichen bey dem haubt ein ort und loch angedrofen, durch wölches man gesechen, das der ganze selige corpus" ... „unverwösen" ... „gefunden" ... „als hat herr P. beichtvatter den 16. Oktobris an einen pfinstag abent anhöben zu graben lasen, wölches ein dreiviertlstund gewert hat. Ob dem märmbelstain darinnen sy gelögen, hat ein ganzer platenstain bedeckt; das grab ist aber solchen dag noch nit bis auf kunftigen freitag abent geöffnet worden. Wie nun das grab ganz eröfnet, ist die gnedig frau" ... „und jede den seligen corpus so in seiner märmelstainen sarch gelegen, gar schen und ordentlich sechen liegen, allein das selige haubt, weil die sarch iren grosen statur und lenge vil zu kurz ausgehaut und an beiden seiten wie auch bey dem haubt mit dufstain ersözt hat miesen werden, das selige haubt versert und zerfallen" ... „Es ist auch ein kleines bleuens täfel bein ir auf der gerechten seiten gefunden worden, darauf dise wort geschrieben gewösen:

Hoc loco Irmengartis Ludovici filia – –
Magnifici regis virgo beata – –" usw.

Aus dem Protokoll der Translatio der sel. Irmingard von 1631 ist deutlich festzustellen:

1. Daß zuerst beim Haupt ein Loch in der Grabanlage angetroffen wurde, das in der Tat auch bei der jetzigen Grabung in der Nordwestecke des Grabes und der Ummauerung festgestellt wurde.
2. Daß das Grab mit einem Plattenstein zugedeckt war, wofür auch der jetzige Befund sowie die Spuren an der Ummauerung sprechen.
3. Daß die Verstorbene in einem marmornen Steinsarg gelegen hat.
4. Daß der Steinsarg zu kurz war.
5. Daß der Steinsarg auf der Westseite ausgehauen war.

6. Daß der zu kleine Steinsarg an beiden Längsseiten beim Haupt sowie hinter ihm mit Tuffsteinen vergrößert war.

7. Daß auf der rechten Seite der Toten ein kleines Bleitäfelchen gefunden worden ist, auf dem neben anderem stand, daß in diesem Grabe die sel. Irmingard, die Tochter Ludwigs, des Königs, liegt.

Aus der Beschreibung der Grabstätte bei der Öffnung des Grabes von 1631 und nach dem jetzt vorliegenden Befunde ist kaum ein Zweifel möglich, daß es sich um die gleiche Anlage handelt. Das 1631 aufgefundene Bleitäfelchen läßt auch keinen Zweifel darüber, daß die im Grabe Ruhende zu Anfang des 11. Jahrhunderts als die sel. Irmingard, die Tochter König Ludwigs, angesehen wurde. Der wohlerhaltene, nicht durcheinandergeratene Körper bezeugt, daß keine Erhebung oder gar Translatio aus einem anderen Grabe stattgefunden hat. Bei einer solchen – von einem Holzsarg ist nirgendwo die Rede – wären die Reste der Verstorbenen ohne Zweifel durcheinandergeraten und es wäre nicht notwendig gewesen, den marmornen Sarkophag zu verlängern. Für die Unterbringung der Reliquien hätte der marmorne Sarg – genau wie jener kleine von 1631 – vollständig genügt.

Da während der Ausgrabungen im umliegenden Bereiche keine weiteren mittelalterlichen Bestattungen gefunden wurden, ist kaum anzunehmen, daß die Nonnen des Konvents – der übrigens die Ungarnstürme überlebte – hundertfünfzig Jahre später nicht mehr gewußt hätten, wo ihre zweite Stifterin königlichen Geblütes begraben liegt. Nehmen wir das Letztgesagte, das Bleitäfelchen des frühen 11. Jahrhunderts und den Epitaph von 1473 sowie die Tatsache, daß 1631 der Körper im Grabe ungestört lag, als ausreichende Beweise, daß das wiedergefundene Grab die Grabstätte ist, in der die sel. Irmingard im Juli 866 beigesetzt wurde, so ergeben sich einige Folgerungen von weittragender Bedeutung.

Wir haben bei der Besprechung des Befundes im Schnitt III festgestellt, daß das „lockere Fundament" im Südwesten des Grabes von dem Grab angeschnitten wird. Damit wäre dieses Fundament 866 bereits vorhanden gewesen. Nehmen wir die oben angeführten Aspekte – die aber ohne Zweifel einer weiteren Überprüfung an den anderen Pfeilern bedürfen – über das Verhältnis des Fundamentes zu der Tuffmörtelausgleichsschicht, dem Lehmestrich und dem rollierten Stuckboden und dieser aller zu dem Mörtelbett der Basisplatten, sowie zu den letzeren selbst, als schlüssig, so würde es bedeuten, daß das westliche Joch mit Pfeilern 866 bereits gestanden hat. Wir wollen uns mit der Möglichkeit dieser Hypothese begnügen und die Befunde nicht überinterpretieren.

Damit können wir die Betrachtung der Befunde im Schnitt III verlassen.

Im Schnitt III wurden folgende wichtigeren Funde gemacht.

Aus dem gelblichbräunlichen Lehm unterhalb aller Trampelböden südlich des Pfeilers:

Sechs prähistorische Scherben, hellbraun bis schwärzlich, fleckig grau, mit grobem Kies gemagert, schlecht gebrannt, Nr. 1670–1675.

Aus dem gelblichbräunlichen Lehm nördlich des Grabes der sel. Irmingard:

1. Sieben prähistorische Scherben von gleicher Machart (Taf. 2, 1) Nr. 1676, Nr. 1677–1682.

2. Randscherbe eines prähistorischen Gefäßes mit eingezogener Schulter (Taf. 2, 2), Nr. 1677.

Aus der Grube in der Mitte des Nordprofiles:

Drei kleine Bruchstücke prähistorischer Gefäße wie oben, Nr. 1683–1684 a.

Aus der Ummauerung des Grabes der sel. Irmingard:

Mörtelbruchstück mit rötlicher und schwarzer Bemalung, Spuren von eingeritzten Vorzeichnungen und Malereien auf weißer, dicker Unterlage, Mörtel porös, gelblichweiß, Nr. 1685.

Aus der obersten Lage der Steinfassung nördlich des Grabes der sel. Irmingard:

Zwei handgemachte, unverzierte Scherben, graubraun und schwarz, prähistorische und mittelalterliche Machart, Gruppe M und prähistorische Art, Nr. 1686 u. 1687.

Aus der hellbraunen, mit Mörtel und Kies durchsetzten Erde über dem südlichen Spannfundament des Langhauses:

1. Kleine runde Butzenscheibe aus gelblichem Glas, Nr. 1688.
2. Vier unverzierte Wandscherben prähistorischer Machart, Nr. 1689–1692.

Aus der Füllerde des Grabes der sel. Irmingard:

1. Randscherbe eines innen grün glasierten, weitmundigen Gefäßes mit umgelegtem Rand, Drehscheibenarbeit (Taf. 2, 5), Nr. 1693.
2. Unverzierte Wandscherbe mit weißen Mörtelspuren, grau, sehr feiner Ton, klingend hart gebrannt, Drehscheibenarbeit, Nr. 1694.
3. Zwei kleine Bruchstücke von zwei Spiegeln, Nr. 1695.
4. Bruchstück von weißem Wandputz mit Spuren hellroter Bemalung, Nr. 1696.
5. Zwei Knochenbruchstücke mit anhaftenden Mörtelspuren, Nr. 1697 u. 1698.

Aus dem lockeren Boden über dem Grab:

1. Zwei Bruchstücke von im Wasser abgerollten Gefäßen, eines prähistorisch, das andere Gruppe A, (Taf. 2, 3. 4), Nr. 1699 u. 1700.
2. Kleines Stück Bronzeschlacke, Nr. 1701.
3. Bruchstück eines Eisenmessers, Nr. 1702.
4. Eisennagel mit rechteckigem Querschnitt, Nr. 1703.

Auf dem Ziegelboden unterhalb des modernen Marmorplattenbodens:

Scherbe mit Rillenverzierung auf der Außenseite, innen grün lasiert, rötlicher Ton, voll anhaftender Mörtelbrocken, Nr. 1703 a.

Aus einer Grube in der Nordostecke des Schnittes:

1. Tierzahn, Nr. 1705.
2. Prähistorische Wandscherbe, hellbraun, feingemagerter Ton, Nr. 1704.

Aus der Mörtelpackung des Basisfundaments vor dem Epitaph für die sel. Irmingard:

Eiserner Nagel, vierkantig, mit Mörtel bedeckt, Nr. 1706.

Aus dem Bauschutt direkt unter dem roten marmornen Plattenboden im Nordosten der Fläche:

Innen grün glasierte Scherbe ohne Verzierung, rötlicher Ton, gedreht, Nr. 1707.

Der Schnitt in der Taufkapelle

Nach dem Abschluß der Untersuchungen im westlichen Joch des Mittelschiffes des heute stehenden Münsters erschien es uns richtig – nachdem keine Spuren einer älteren, anders proportionierten Kirche beobachtet wurden – den Schnitt III (mit dem Grabe der sel. Irmingard) nach

Westen hin entlang der Südseite der heutigen Taufkapelle bis zu der heute stehenden Westwand des Münsters zu verlängern (Pl. 7). Diese Verlängerung sollte zeigen, ob in diesem Bereich ältere Baureste vorhanden sind oder ob es gar schon früher hier eine Taufanlage gegeben hat. Bekanntlich befindet sich heute hier ein gotisches Taufbecken aus rötlichem Marmor und wir hören um 1467 und 1478 von einer „St.-Johannes-Capelle" „bei der Äbtissin Wohnung", ohne aber zu wissen, wo diese genau lag[5]. Eine Taufkapelle und ein Taufbecken sind ohne Zweifel für die Kirche eines Nonnenklosters etwas Ungewöhnliches, besonders wenn man weiß, daß auf dem sog. Klosteranger nördlich des Klosters eine St.-Martins-Kirche für Laien gestanden hat[6] und die Inselbewohner zur Pfarrei St. Peter zu Gstadt gehörten[7]. Es ist auch etwas unverständlich, daß im Jahre 1495 der Pfarrer von Gstadt behaupten konnte, „des Klosters Kirche sey auch seine Pfarrkirche"[8]. Freilich erwirkte schon um 1220 der Archidiacon von Herrenchiemsee, daß die Pfarrei auf der Fraueninsel seiner Jurisdiktion unterstehen solle[9] und schließlich hat bereits am 27. März des Jahres 1213 Kaiser Friedrich II. die Errichtung eines Bistums Frauenchiemsee bestätigt, wobei die Klosterkirche des Nonnenkovents zur Kathedrale des neuen Bischofs von Chiemsee bestimmt wurde[10]. Gerade letzeres ist überraschend, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1131 auf der benachbarten Herreninsel ein Augustinerkloster mit einem bedeutenden Münster eingeweiht worden war und später das Bistum tatsächlich auf der Herreninsel errichtet wurde[11]. Man fragt sich, ob das alles lediglich zeitlich bedingte kirchenpolitische Überlegungen waren oder ob dahinter ein älterer Kern, eine Erinnerung daran stand, daß sich auf der Stelle des heutigen Nonnenklosters und Münsters eine andere, weltliche, vielleicht bischöfliche Kirche befunden hat.

Der nach Westen verlängerte Schnitt III des westlichen Joches des Mittelschiffes entlang der Südwand der heutigen Taufkapelle wurde zuerst in zwei getrennte Schnitte (IV u. V) unterteilt (Taf. XVII a). Man könnte zwar die beiden Schnitte zusammenfassend besprechen, aber es empfiehlt sich doch, um eine gegenseitige Kontrolle zu üben, sie gesondert zu behandeln, um so mehr, als gewisse Unterschiede zwischen den beiden Schnitten feststellbar sind.

Nach dem Herausheben der südlichen Kirchenbänke zeigte sich, daß hier nicht nur der rote Marmorboden (A), sondern auch jener aus quadratischen Ziegeln (B) fehlte. Nördlich, aber auch westlich der Bänke war der Boden mit quadratischen Ziegeln (30,0 × 30,0 × 5,5 cm) ausgelegt (ca. + 1,80 m), so daß die Bänke in einer flachen Eintiefung stehen. Fast in der gesamten Fläche unter den Bänken kam ein Boden aus länglichen Ziegeln (30 × 13 × 7 cm) zum Vorschein, den wir in den Schnitten I bis III des westlichen Joches als Boden C bezeichnet haben. Dieser Boden fiel gegen Westen leicht ab. Im Osten wurde die Oberfläche dieses Bodens C bei + 1,70 m, gegen Westen bei + 1,68 m, + 1,66 m und + 1,64 m gemessen. In der Nordostecke befand sich eine Ausbesserung aus breiteren Ziegeln (23,0 × 17,5 × 5,0 cm). Die Oberfläche dieses Bodens lag bei + 1,72 m. Das Mörtelbett der Ausbesserung überlagert jenes für die länglichen Ziegel des Bodens C. Zwischen dem Mörtelbett und den Ziegelsteinen des Bodens C lag eine dünne, rotbraune Sandschicht. Im Nordwesten – aber außerhalb des Bereiches der Bänke – schloß ein Boden aus quadratischen Ziegeln (22 × 22 × 4 cm) an, dessen Mörtelbett jünger als

[5] E. Geiß, Geschichte des Benediktiner-Nonnenklosters Frauen-Chiemsee (bei M. v. Deutinger, Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München-Freising, Bd. I), München 1850, S. 355 f., 359; J. Doll, Frauenwörth im Chiemsee, München 1912, S. 108. Für 1469 ist ein Altar für St. Johann den Täufer „auf der Frauen Chor" verzeichnet.

[6] Doll a. a. O. 110; P. v. Bomhard, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim, 3. Teil, Rosenheim 1964, S. 154 ff.

[7] v. Bomhard a. a. O.

[8] Geiß a. a. O. S. 364.

[9] Monumenta Boica II, S. 400; Geiß a. a. O. S. 285.

[10] W. Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch, Bd. III, 1918, S. 169, No. 664; S. 190, No. 683; S. 200, No. 692. – v. Bomhard a. a. O. S. 9.

[11] v. Bomhard a. a. O. S. 9.

die Ausbesserung in der Nordostecke des Schnittes war. Die Oberfläche dieses Bodens lag bei etwa + 1,72 m. Darüber folgte im Norden und Westen der heutige Boden aus großen quadratischen Ziegeln. In diesem Bereich waren die länglichen Ziegel des Bodens C entfernt und auf sein Mörtelbett eine Lage aus grauem und braunem Sand gestreut.

Nach der Entfernung der Ziegel des Bodens C zeigte sich zuerst sein Bett, wobei z. T. zwei Mörtellagen zu unterscheiden waren. Darunter kam eine relativ dicke, gelbbraune Sandschicht zum Vorschein. Nach ihrer Entfernung zeigte sich ein stellenweise abgetragener, rollierter Mörtelboden (ca. + 1,68 m bis + 1,50 m), der fleckenartig von Stelle zu Stelle von Ocker über Hellgrau bis Dunkelgrau variierte. Es handelte sich dabei offenbar um Ausbesserungen aus verschiedenen Zeiten, da der Mörtel des Bodens an den ockerfarbigen Stellen mit feinem Kies, an den hellgrauen mit Ziegelbruch und an den dunkelgrauen Stellen mit Kieseln durchsetzt war. Der untere Teil dieses Bodens bestand aus einer sorgfältig angelegten Rollierungslage aus Kieselsteinen, die in Mörtel eingebettet war (Taf. XVII b). Oberhalb des Nord-Süd verlaufenden Spannfundamentes im Südosten des Schnittes IV wurden nur stellenweise die Reste der Rollierung gefunden, einmal auf dem östlichen Teil und einmal im Süden bei dem Südostpfeiler des gotischen Gewölbes in der Taufkapelle; an der letzteren Stelle in sehr lockerer, graubrauner Erde verlegt. Auch hier lag die Rollierungsfläche bei + 1,58 m. An anderen Stellen senkte sie sich tiefer bis zu + 1,55 m und sogar bis + 1,50 m.

Als die Rollierung entfernt wurde, zeigte sich darunter eine wenige Zentimeter (1 cm bis 2 cm) dicke braune, gutgesäuberte Lehmschicht, in der sich Kieselabdrücke der Rollierung erkennen ließen (Taf. XIX b). Die gleichmäßige Stärke dieser Lehmschicht, die Festigkeit und Feinheit zeigen, daß sie ursprünglich ein Trampelboden war. Dies wurde um so eindeutiger, als man fast auf der ganzen Fläche – wenn auch zerfetzt – unter diesem dunklen Lehmestrich auf einen dünnen, etwa 1 bis 3 cm dicken Mörtelestrich stieß (+ 1,50 m bis + 1,45 m) (Taf. XVII a). Unter diesem Mörtelestrich befand sich ein zweiter dunkler Lehmestrich von ca. 1 bis 2 cm Stärke, der etwa auf der Höhe um + 1,45 m lag. Von diesen Estrichen überlagert fand man stellenweise Anhäufungen von Tuff- und Malterbrocken, die sich als zugeschüttete Pfostenlöcher erwiesen (Pl. 7). Damit ist die Abfolge der Fußböden geschildert. Fassen wir zusammen, so ergibt sich die nachstehende Abfolge:

1. Nördlich und westlich der Kirchenbänke ein Boden aus quadratischen Ziegeln (30,0 × 30,0 × 5,5 cm) etwa bei + 1,80 m.
2. Ziegelboden außerhalb der Bänke (22 × 22 × 4 cm) bei + 1,72 m.
3. Ziegelboden der Ausbesserung unter den Bänken (23,0 × 17,5 × 5,0 cm) etwa bei + 1,72 m.
4. Ziegelboden (C) mit länglichen Ziegeln (30 × 13 × 7 cm) bei ca. + 1,70 m bis + 1,66 m.
5. Mörtelboden mit Rollierung bei ca. + 1,60 m bis + 1,50 m.
6. Dunkler Lehmestrich (1–2 cm dick) bei + 1,52 m bis + 1,48 m (Estrich 3) (Pl. 86 u. 89).
7. Dünner Mörtelestrich bei + 1,50 m bis + 1,45 m (Estrich 2).
8. Dunkler Lehmestrich um + 1,45 m (Estrich 1).
9. Pfostenlöcher.

Betrachten wir zuerst das Nordprofil (Pl. 7, 28) des Schnittes IV und zwar seinen Ostteil, der an das Nord-Süd verlaufende Profil anstößt, so können wir feststellen, daß das Spannfundament mindestens 30 cm in den gewachsenen Boden eingetieft ist (Taf. XVII b). Die Unterkante wurde bei + 0,91 m erreicht. Ob darunter ein schmaleres, nur mit Sand gebundenes Fundament liegt, konnte aus statischen Gründen (das Fundament drohte auseinanderzufallen) nicht ermittelt werden. Auf dem gewachsenen Boden liegt eine etwa 25 cm mächtige braune Erdschicht, in der zahlreiche, stark zertrümmerte, aber nur prähistorische Scherben gefunden wurden. Auf dieser

Erdschicht liegt unmittelbar – ohne jede Zwischenschicht mit latène-, römerzeitlichen oder frühmittelalterlichen Einschlüssen – ein fester, dunkelbrauner Lehmestrich. Dieser Estrich 1 stößt fugenlos an die oberste Lage des Fundaments (Steine und die Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel) und läuft auf dieselbe auf. Dasselbe trifft auch für die beiden darüberliegenden dünnen Lagen aus gelblichweißem Mörtel (Estrich 2) zu. Die letzteren sind von dem Tuffmörtel des Fundamentes und voneinander durch dünne, dunkle erdige Lagen getrennt. Man kann daraus folgern, daß das Fundament älter als der dunkelbraune und der folgende Estrich ist. Diese drei Estriche sind noch einmal im Süden des Ostprofils vom Schnitt IV vor dem römischen Quader in ihrer Dreischichtigkeit erkennbar (Pl. 7, 24). Dadurch ist evident, daß die drei Estriche jünger als das Nord-Süd verlaufende Spannfundament sind. Auf diese Estriche folgt die Rollierungsschicht auch oberhalb des Spannfundamentes. Der darüberliegende dicke Stuckestrich wurde bei der Anlage des Bodens C (mit länglichen Ziegeln) weitgehend entfernt.

Am Südende des Ostprofils vom Schnitt IV fällt auf, daß zwar anscheinend die Lehmestriche mindestens einige Zentimeter unter den römischen Quader reichen und dort auf einer Anhäufung von Tuffbrocken und Tuffmörtel einer Fundamentierung liegen, daß aber die Rollierung – wenn auch nur in lockere Erde eingebettet – direkt an den Quader anschließt (Pl. 7, 24); bei dem Vorlagepfeiler des gotischen Gewölbes der Taufkapelle schließt diese Rollierung auch „fugenlos" an. Bei eingehender Betrachtung zeigt sich aber, daß der gotische Pfeiler der Taufkapelle ohne eigene Fundamentierung auf die Spannmauer samt ihren Böden aufgesetzt wurde und die Rollierung durchdrückte. Einer weitergehenden, genaueren Untersuchung, die unter den Pfeiler hätte greifen müssen, stellten sich statische Bedenken entgegen. Schon hier sei aber vermerkt, daß auf dem römischen Quader waagerecht ein Block mit einer römischen Inschrift liegt. Aus Gründen der Statik konnte der Inschriftenblock nicht herausgeholt werden. Lesbar sind in jetziger Lage nur die Buchstaben: CIVI.

Wir haben oben schon erwähnt, daß auch im Schnitt IV Pfostenlöcher (Pl. 7) angetroffen wurden. Zwei davon lagen unter dem dünnen Mörtelestrich 2 (Pl. 7, 26). Ein drittes, gut gebautes Pfostenloch ist eindeutig jünger (Taf. XVIII a). Wenden wir uns zuerst dem jüngeren Pfostenloch zu. Sein Boden liegt bei + 0,86 m; sein unterer Teil ist aus vier Quadern gebaut, wodurch ein rechteckiges Pfostenloch gebildet wurde (Pl. 7). Einer dieser Quader war auf einer Seite verputzt; es wurde also Mauerausbruch verwendet. Die Quader reichen bis + 1,20 m hinauf. Das Pfostenloch war nach der Entfernung des Pfostens bis zu einer Höhe von + 1,50 m mit graubrauner Erde, Mörtelbruch und Kieselsteinen eingefüllt worden, darüber lag ein hellgrauweißlicher Mörtelfladen, der wiederum Kiesel und Ziegelbrocken (Durchmesser 5,7 cm; 6,0 cm; 6,6 cm u. 6,8 cm) enthielt, Ziegelbrocken, die nach der Form in die Zeit der Basis der Memoria für die sel. Irmingard und des Bodens C (um 1470) fallen. Dies bestätigt auch der Befund im Nordprofil des Schnittes IV (Pl. 7, 28), wo die Sandlage und das Mörtelbett des Bodens C über den Mörtelfladen hinwegziehen. Während der Zeitpunkt, zu dem der Pfosten entfernt worden ist, relativ sicher zu ermitteln ist, ist es um so schwieriger, festzustellen, wann er gesetzt wurde. Bei seiner Entfernung wurde nämlich rundherum eine Grube ausgehoben, durch welche die Anschlüsse zu den Lehm- und Mörtelestrichen völlig zerstört wurden. Lediglich aus der Tatsache, daß der eingesunkene Estrich mit Rollierung im Osten des Profils vom Mörtelfladen der Grubenflickung überlagert ist, geht hervor, daß der Pfosten wenigstens zeitweise mit diesem rollierten Boden gleichzeitig war. Ob er eventuell noch älter war, läßt sich nicht mehr feststellen.

Die beiden anderen Pfostenlöcher, etwas südlicher liegend, von der Südmauer etwa 1,10 m bis 1,20 m entfernt, sind eindeutig älter als der dünne Mörtelestrich 2 zwischen den beiden Lehmestrichen 1 und 3. Durch diesen Befund erweisen sie sich als zu einer sehr frühen Bauperiode gehörig. Betrachtet man das Westprofil des Schnittes IV (Pl. 7, 26) so sehen wir deutlich, wie der sonst dünne hellgraue Estrich oberhalb des Pfostenloches einen Fladen bildet. Damit gehören

diese beiden Pfostenlöcher in die Zeit des älteren braunen Lehmestriches 1. Die beiden Pfostenlöcher sind mit Tuffbrocken, gelbem, tuffigem Mörtelbruch und brauner Erde zugefüllt. Es sei vermerkt, daß keine Ziegelbruchstücke angetroffen wurden. Eine Frage ist, wie sich diese beiden Pfostenlöcher zu der im Süden verlaufenden Wand verhalten. Betrachtet man das Ost- und das Westprofil des Schnittes IV, so ist zu bemerken, daß in der Nordostecke der hellbraune Lehmestrich (E3) und der hellgraue Mörtelestrich (E2) im Osten des Schnittes sicher das Nord-Süd-Spannfundament überlagern. Der älteste dunkelbraune Estrich (E1) steigt gegen die Fundamentmauer zu an und staut sich fugenlos vor ihr, ja, überlagert stellenweise die Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel. In der Südostecke gelingt der Anschluß an die Südwand nicht, da diese Zone durch den römischen Quader verunklärt ist. Aber auch hier liegt die dunkelbraune Erdfüllung über dem Tuffmörtel der Ausgleichsschicht und den darunterliegenden Tuffbrocken.

Im Westprofil (Pl. 7, 26) ist zuerst deutlich, daß der Stuckboden mit Rollierung unmittelbar waagerecht an die aufgehende Mauer anschließt. Die darunterliegenden drei Estriche sind deutlich erkennbar. Besonders der zweite, aus Mörtel (E2) ist genau zu verfolgen. Etwa 20 cm vor der Südwand senkt er sich abwärts dem Fundament zu. Die dadurch entstandene Eintiefung ist mit brauner Erde und Mörtelstücken des Estrichs 3 ausgefüllt und eindeutig zum Teil über das etwas vorspringende Fundament gelagert. Somit ist hier der Befund jenem im Osten des Schnittes IV ziemlich gleich, wo auch die Estriche vor der Südwand z. T. absacken. Ist dieses Absacken mit dem Absinken des Randes der Fundamentgrube zu erklären oder sind die beiden älteren Estriche von der Fundamentgrube geschnitten worden? Die Frage ließ sich an den Schnittstellen nicht entscheiden, da das Fundament dicht an die anstehende Erde anschloß. Wie wir sahen, überlagern die Estriche jedoch im Osten das Nord-Süd-Spannfundament eindeutig.

Entlang der Südmauer buchtete die Fundamentausgleichsschicht aus Tuffmörtel (+ 1,49 m) mehrmals bis fast 40 cm in die Schnittfläche herein (Taf. XIX a). Auf dieser Tuffmörtelschicht sind nun an verschiednen Stellen die Reste des braunen Lehmestrichs (E1) angetroffen worden. Nun wird an einer, wenn auch kleinen Stelle östlich des gotischen Vorlagepfeilers dieser braune Lehmestrich (E1) von dem Mörtelestrich (E2) überlagert. Eine ähnliche Situation ergibt sich im Schnitt V bei der sogenannten Herdstelle (Taf. XIX b), wo der obere Lehmestrich (E3) den Mörtelestrich (E2) und der untere Lehmestrich (E1) die Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel des Fundamentes überlagern. Damit erweisen sich doch alle drei Estriche als jünger als das Fundament der Südmauer samt der es überdeckenden Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel.

An den Fundamenten sind drei Schnitte gemacht worden. Der erste an der im Osten des Schnittes IV liegenden Nord-Süd verlaufenden Spannmauer und zwei weitere an der Südmauer. Da die Fundamente nach unten relativ stark einziehen und gar nicht oder mit nur wenig Mörtel „gebunden" sind, drohte ständig die Gefahr, daß Teile des Fundamentes bei den Untersuchungen herausstürzten. Die statischen Bedenken führten dazu, daß nur etwa in der Mitte der Südwand ein Schacht mit Sicherheit bis zu der Unterkante des Fundamentes vorgetrieben werden konnte.

Die Fundamente sind überwiegend aus Rollsteinen gebaut, die z. T. einzelne Lagen bilden (Taf. XVIII b u. XIX a). Im oberen Teil kommen auch Tuffbruchstücke und an einer Stelle Nagelfluh (Pl. 7, 25) vor. Dazwischen sind kleinere Steine unregelmäßig eingelagert. Im oberen Teil findet sich gelblicher Tuffmörtel, der die Oberfläche des Fundamentes gut abschließt, aber auch die darunterliegenden Steine fester einfaßt. Weiter unten setzt dann hellgrauer, meistens körniger Mörtel, der auf die Steine geschüttet wurde, ein, wobei zwischen den Steinen viele Hohlräume geblieben sind. Bei dem Nord-Süd-Spannfundament ging man bis + 0,91 m in die Tiefe. An der Südwand, unterhalb der noch später zu besprechenden Türe erreichte man + 0,87 m, ohne daß mit letzter Sicherheit die wirkliche Unterkante erfaßt wurde. Auch bei dem westlichen Fundamentschnitt erreichte man bei etwa + 0,87 m die Unterkante des mit

Mörtel „gebundenen" Fundamentes. Bei weiteren Versuchen zeigte sich aber, daß das Fundament stark einziehend noch tiefer hinabreicht, und zwar bis + 0,65 m. Das Eigentümliche war, daß dieser Teil des Fundamentes mit einer Art Absatz (bei + 0,95 m) nach innen einzog und die Steine nur mit Sand gebunden waren (Pl. 7, 25). Wir haben also hier eine ähnliche Situation wie im Sanktuarium. Auch dort zieht jener untere Teil des Fundamentes, der nur mit Sand gebunden ist mit einem Absatz unter den „gemörtelten" oberen Fundamentteil ein. Die Unterkante dieses unteren Fundamentteiles liegt im Münster verschieden tief; so bei der südlichen Sanktuariumszange bei + 0,90 m, etwas weiter westlich bei + 0,44 m und auf der Südseite des gleichen Spannfundamentes bei + 0,64 m. Bei der südlichen Außenwand liegt die Unterkante bei + 0,80 m. Die Oberkante dieses mit Sand gefüllten Fundamentteiles beim Sanktuarium befindet sich bei + 1,10 m bis + 1,20 m. Die Oberseite des gemörtelten Fundamentes samt dem Lehmestrich liegt bei + 1,50 m bis + 1,60 m, was der Situation in Schnitt IV auch ziemlich genau entspricht. Da auch beim Grab der sel. Irmingard die Oberseite des westlichen Fundamentstumpfes bei + 1,50 m bis + 1,60 m liegt, beim Nordwestpfeiler im Schnitt I zwischen + 1,50 m und + 1,60 m und endlich auch bei der Nord-Süd-Spannmauer zwischen + 1,50 m und + 1,60 m, wird man wohl annehmen müssen, daß bei allen diesen Fundamentteilen die Oberfläche gleichzeitig ist. Somit wären die Oberseiten der Fundamente beim Sanktuarium einschließlich der südlichen Außenwand, der westliche Fundamentstumpf beim Grabe der sel. Irmingard, das große Nord-Süd-Spannfundament zwischen dem Mittelschiff und der Taufkapelle, das Spannfundament des nördlichen Westbogens des Mittelschiffs und schließlich die Südwand der heutigen Taufkapelle die Reste einer einheitlichen Fundamentierung, die vor 866 entstanden ist. Freilich bleibt dabei die Frage, warum beim Grab der sel. Irmingard kein schmaleres Fundament mit Sandbindung angetroffen wurde und was die Tuff- und Mörtelbruchstücke unter dem Fundament mit Sandbindung auf der Südseite des Sanktuariums bedeuten, offen. Nicht minder die Frage, wie die Pfostenlöcher mit Tuffbrocken und Tuffmörtel in Schnitt III und IV zu deuten sind, die sicher älter als der dünne Mörtelestrich (E2) sind. Genauso fragt man sich, was das auf der Südseite des Sanktuariums befindliche, mit reinem Lehm gefüllte und mit Tuff- und Mörtelbrocken ausgelegte „Pfostenloch" bedeutet, das oben mit einem Tuffblock zugedeckt war (siehe oben S. 64) und anscheinend älter als das Spannfundament ist. Sind es die Reste der Baugerüste für die Kirche von 866 oder eines noch älteren, abgetragenen Baues?

Im Schnitt IV sind folgende Funde gemacht worden.

Aus der Sandschicht unterhalb des quadratischen Ziegelbodens (B):

Im Wasser abgerollte, helltonige Scherbe mit grüner Glasur, Nr. 1787.

Aus dem Sand oberhalb des Mörtelbettes für den Ziegelboden (C):

Graue, leicht abgerollte Bodenscherbe, im Kern rot, fein geschlämmt, hart gebrannt, Nr. 1786.

Aus dem prähistorischen Humus unter den Estrichen:

1. Zwölf kleine Bruchstücke von prähistorischen Gefäßen. Die gröberen Bruchstücke grau bis bräunlich, stark mit Sand gemagert, die bessere Ware hell lederbraun bis rötlich, Ton gut geschlämmt, die Oberfläche gut geglättet. Alle nur mäßig gebrannt, Nr. 1772–1783.
2. Zwei kleine Bruchstücke einer Bronzenadel, Nr. 1784–1785.

Wenden wir uns dem am westlichsten liegenden Schnitt V zu, der an den Schnitt IV anschloß und bis zu der heutigen Westmauer der Kirche ging (Pl. 7). Hinter den Kirchenbänken – deren

Rost, wie oben bereits gesagt, tiefer lag als die begehbare Bodenfläche um sie – war der Boden B mit großen quadratischen Ziegeln (29,5 × 29,5 × 4,5 cm bzw. 30,0 × 30,0 × 5,5 cm) ausgelegt. Nach der Entfernung dieses Ziegelbodens, der älter ist als der rote Marmorboden (A), zeigte sich das übliche Mörtelbett samt den Abdrücken der Ziegelplatten. Nur beim Sakrarium in der Südwestecke, vor der Ostseite des dortigen gotischen Pfeilers war das Mörtelbett zerstört und mit Schutt zugefüllt. Demnach ist das heutige Sakrarium jünger als der Boden mit quadratischen Ziegeln. Nach der Entfernung des Mörtelbettes zeigte sich eine Zweiteilung der Fläche, die durch eine lose „Mauer" aus Tuff, Ziegel- und Feldsteinen errichtet war. Im Ostteil lag zuerst unter dem Mörtelbett eine graue, gröbere Sandschicht mit vielen in Wasser abgerollten Scherben. Nach der Entfernung derselben stieß man auf eine helle, aus Mörtel und Ziegelbruch (Höhe der Ziegelstücke: 3,4; 5,5; 6,2 cm) bestehende Schicht. Westlich des losen „Mäuerchens" war zuerst sofort die Störung beim Sakrarium erkennbar; nördlich davon lagerte hellgrauer Mörtelschutt. Nach dem Ausräumen dieses Bauschuttes stieß man auf einen Boden aus länglichen Ziegeln (Boden C) mit den Formaten von 29,5 × 13,5 × 7,9 cm bis 31,0 × 13,5 × 7,0 cm. Auf diesem Boden saß im Osten das „Mäuerchen", das in der untersten Lage vermörtelt war. Im Südwesten durchschlug die Störung beim Sakrarium auch den Boden C. Im Westen war die übriggebliebene Fuge zu der Mauer mit zugeschlagenen Ziegeln und Mörtel ausgefüllt. Gegen die Pfeiler des gotischen Gewölbes (Nordseite) setzte der Ziegelboden C dicht an, wodurch sichtbar ist, daß der Boden C jünger als der Pfeiler (1467 oder 1472) ist. Nach der Entfernung des Mörtelbettes stieß man darunter auf eine Lage rotbraunen Sandes, den man abfegen konnte. Unter dieser Sandschicht zeigte sich der an verschiedenen Stellen gestörte Stuckboden (+ 1,55 m) mit Rollierungsunterlage. Die Oberfläche derselben war bräunlich, der Mörtel selbst graubräunlich. Im Süden schloß dieser Boden fugenlos an die Südwand an. Die Störung östlich des Sarkrariums durchstieß auch diesen Boden. Im Norden des Sakrariums und des westlich anschließenden gotischen Pfeilers liegt eine graue Mörtelschicht, die wohl bei der Fundamentierung des Pfeilers entstand. Von dieser Mörtelschicht ist der Stuckboden mit Rollierung überlagert. Entlang der Westmauer nach Norden hin zieht sich eine Störung von etwa 30 bis 50 cm Breite, die braune Erde und Mörtel sowie eine abgerollte, glasierte Scherbe enthielt. Auch diese Störung durchstößt den Stuckboden mit Rollierung und ist demnach jünger als der Stuckboden. Andererseits wird sie von dem grauen Mörtel vor dem gotischen Pfeiler überlagert. Etwa 2,0 m östlich der Westmauer befindet sich eine vom Nordprofil des Schnittes v geschnittene, aus weißem Mörtel bestehende Ausbesserung des Bodens (Pl. 7). Auch diese Ausbesserung überlagert den Stuckboden mit Rollierung. Wie sich später herausstellte, befand sich darunter ein genauso sorgfältig gebautes quadratisches Pfostenloch wie in dem Schnitt IV.

Nach der Entfernung des Stuckestrichs zeigte sich die dichte, regelmäßige Rollierung, die in der Südostecke des Schnittes an alle drei Seiten einer viereckigen Herdstelle (?) fugenlos Anschluß hatte (Taf. XIX b). Merkwürdigerweise ging der Stuckestrich über die Herdstelle hinweg; somit muß diese Rollierung mit dem zu ihr gehörigen Stuckestrich jünger als die Herdstelle sein. Nach der Entfernung der Rollierung stieß man auf den Lehmestrich 3 (ca. + 1,45 m), in dem die Steine der Rollierung ihre Spuren hinterlassen haben. Dieser braune Lehmestrich 3 stößt fugenlos an die noch vorhandene hölzerne Einfassung der Herdstelle. An einigen Randstellen des Herdes wölbt sich der Lehmestrich 3 vor der Holzverschalung auf. Wir können damit annehmen, daß die Herdstelle, als der Lehmestrich 3 verlegt wurde, noch im Gebrauch war. Dieser Estrich setzte sowohl westlich als auch östlich des Herdes fugenlos an die Südwand an, deren Teile allerdings aus verschiedenen Bauperioden stammen (Pl. 19).

Die Herdstelle selbst hatte noch eine 1 cm dicke Schicht Ruß auf ihrer Oberfläche. Sie ist etwa 1,00 m lang und an der östlichsten ungestörten Stelle 0,60 m breit. In der Mitte ist sie

flach eingetieft (Ränder: + 1,47 m u. + 1,46 m; Mitte + 1,40 m). Die Oberfläche ist aus Mörtel angefertigt, darunter befindet sich eine feine Kiesellage. An den drei freien Seiten war sie von einem Holzrahmen eingefaßt, der bis zu 6 cm dick war. Der Holzrahmen ist stellenweise verkohlt. Diese Herdstelle ist mit ihrem südöstlichsten Teil auf die Richtung zweier Tuffquader der Mauer bezogen. Im Westen dagegen wurde bei der Verlegung eines grauen Tuffquaders die ganze Südwestecke des Herdes zerstört. Die beiden ersten Quader beim Ostteil des Herdes sind in ihrer Fluchtung mehr nach Südwest ausgerichtet als die im Osten und Westen und darüber sich befindende Mauer. Sie überlagert die Herdstelle heute um 8 cm bzw. stört sie im Westen (Pl. 7). Dadurch entsteht der Eindruck, daß die Herdstelle und die beiden östlichen Quader einer älteren Bauperiode angehören könnten. Der 15 cm östlich des Herdes angelegte Schnitt am Mauerfundament ließ jedoch keine Spuren einer älteren Fundamentgrube erkennen. Eine solche zeichnete sich auch nicht im Schnitt IV ab. So muß angenommen werden, daß es sich hierbei um die Reste von zwei Bauperioden auf dem gleichen Fundament handelt. Nach der Entfernung des oberen Lehmestrichs 3 zeigten sich im Norden die Reste einer älteren Rollierung mit Mörtel (+ 1,38 m), die wiederum im Westen über einem dünnen Mörtelestrich 2 liegt (Pl. 19). Dieser dünne Mörtelestrich (+ 1,36 m) wieder stößt an die Herdstelle, aber auch an den Quader, der die Herdstelle in der Südwestecke erheblich bei seiner Niederlegung zerstörte. Seinerseits überlagerte er die gelbe Tuffmörtelschicht (+ 1,34 m), die den oberen Abschluß des Fundamentes in Schnitt IV und V bildet sowie Lehmestrich 1.

Von besonderer Bedeutung ist, daß etwa 0,90 m westlich von der Herdstelle sich in der Südmauer ein vermauerter Durchgang befindet, dessen Schwelle mit einem rötlichbraunen Stuckboden (+ 1,44 m) (Pl. 19) versehen war. Leider befindet sich vor diesem Durchgang die oben erwähnte Störung östlich des Sakrariums, so daß das Verhältnis zu den Fußböden im Norden nicht mehr direkt faßbar ist. Allerdings liegt auch dieser rötlichbraune Stuckboden über der gelben Ausgleichsschicht aus Tuffmörtel. Andererseits erreicht der obere Lehmestrich (Trampelboden Estrich 3) nur 0,50 m östlicher eine Höhe von + 1,44 m; der Stuck des rötlichbraunen Stuckbodens der Durchgangsschwelle liegt knapp bei + 1,40 m, also tiefer als der Lehmestrich 3 (!). Man ist geneigt, daraus zu schließen, daß der Stuckboden des Durchganges – vielleicht auch die ältere Mörtelrollierung (+ 1,38 m) vor der Herdstelle – die Reste eines Stuckestrichs sind, der sonst restlos zerstört wurde und älter als Estrich 3 wäre. Der dünne Mörtelestrich 2 und der darunterliegende Lehmestrich 1 wären dann die Reste noch älterer Perioden.

Es bleibt uns noch, das Nord- und das Westprofil sowie die Pfostenlöcher des Schnittes V zu besprechen. Das Nordprofil ist die westliche Fortsetzung des Profils in Schnitt III und IV. Somit können wir uns auf das Wesentliche beschränken. Wir haben, von oben nach unten gehend, im Schnitt V zuerst den heutigen Ziegelboden B aus groben quadratischen Platten (30,0 × 30,0 × 5,5 cm), darunter sein Mörtelbett, gefolgt von einer lockeren Füllung aus Mörtelbrocken, Ziegelbruchstücken und grober Sandeinmischung. Dieser heutige „Gehboden" ist im Schnitt IV nicht sichtbar, da er unter den Bänken, die in einer flachen Eintiefung angetroffen wurden, fehlte. Der nächste Boden ist der Boden C mit länglichen Ziegeln (30 × 13 × 7 cm). Darunter liegt sein Mörtelbett, gefolgt von der überall zu beobachtenden rötlichbraunen, feinen, relativ dicken Sandschicht. Darunter folgt der rollierte Stuckboden, wobei sich im Profil zwei Störungen desselben abzeichnen. Einmal ist es die buchtenartige Störung entlang der heutigen Westmauer des Münsters ,die mit brauner Erde und Mörtelstücken ausgefüllt wurde. Eine glasierte Scherbe zeigt, daß die Störung relativ jung ist. Sie muß aber sicher älter als der Ziegelboden C sein. Gegen Westen überlagert der rollierte Stuckboden an einer Stelle die Oberkante des großen Findlings in der Westmauer.

Im Ostteil des Profiles wurde nun ein ebenso sorgsam gebautes Pfostenloch wie im Schnitt IV angeschnitten (Pl. 7). Das Pfostenloch ist aus behauenen Tuffquadern, ohne Mörtel, im Qua-

drat gebaut. In der Mitte dieses Schachtes befindet sich die Öffnung eines ehemaligen Pfostens (30 × 26 cm). Die Baugrube wurde nicht beobachtet, so daß man annehmen könnte, der Pfosten sei mit Tuffquadern verkeilt gewesen. Die Grubenfüllung bestand aus brauner Erde, feinem Mörtelbruch und Kieseln. Nachdem das Pfostenloch zugeschüttet war, wurde es mit einem Mörtelfladen überdeckt, und zwar so, daß der Fladen die Rollierung des Stuckbodens z. T. überlagert. Andererseits ist er, genauso wie der Stuckboden, von einer feinen dünnen Mörtelschicht überdeckt, das heißt, die Oberfläche des Stuckbodens mit Rollierung und die des Mörtelfladens waren eine Weile gleichzeitig begehbar. Aus dieser Situation scheint sich zu ergeben, daß der Pfosten zuerst eine Weile mit dem Stuckboden nebeneinander bestanden hat. Später wurde er aber herausgerissen, das Pfostenloch mit dem Fladen zugemacht, der Boden mit einer feinen Mörtelschicht dem übrigen Stuckboden gleichgemacht und längere Zeit hindurch benützt.

Beim Westprofil waren die Voraussetzungen nicht günstig. Einmal lag die erwähnte Störung davor, dann weiter südlich die Mörtellage, die zum gotischen Pfeiler gehört und schließlich zog das Fundament nach unten außerordentlich stark ein; auf 80 cm volle 25 cm! Die z. T. ganz lockeren Steine drohten herauszufallen. Das Fundament selbst konnte bis + 0,60 m nach unten verfolgt werden (Pl. 7, 27). Es besteht aus relativ großen Steinen, die locker geordnet sind, vielleicht waren sie mit Sand gebunden, wie bei der Südwand im Schnitt IV. Bei etwa + 1,00 m begann eine Lage, die gegen die Baugrube stark vermörtelt war und bis etwa + 1,20 m hinaufreichte. Es handelt sich um Tuffmörtel mit Kies vermengt. Darauf sitzen große Findlinge (bis 60 cm Länge). Dazwischen sind freilich kleinere Steine sowie oben und unten Tuffbrocken. Zwischen den Steinen war viel braune Erde (Störung!). Nach oben endete diese Lage mit großen Steinen in einer dicken Schicht aus grauem Mörtel, der stark mit kleinem Kies und Sand vermengt ist. Oben schloß sie mit einem dünnen Mörtelstreifen ab. Es handelt sich dabei um die Reste der Stuckschicht des Bodens mit der Rollierung. Darauf folgten rotbrauner Sand, das Mörtelbett und der Boden C, der von dem heutigen Ziegelboden B überlagert wird.

Schließlich ist zu vermerken, daß unter den oberen Estrichen 3 und 2 die Reste von zwei Pfostenlöchern zum Vorschein gekommen sind. Einmal der westliche Teil des schon oben beschriebenen im Westprofil des Schnittes IV und ein weiteres, völlig gleichartiges zwei Meter weiter westlich. Damit ist die Beschreibung der durch die bisherigen Grabungen festgestellten Befunde im Münster selbst abgeschlossen.

Die Funde aus Schnitt V sind zwar zahlreich, jedoch von nur geringer Bedeutung.

Aus dem lockeren Schutt und Sand unter dem Boden B aus großen quadratischen Ziegeln stammen:

1. Drei Bruchstücke von Gefäßen aus hellrotem Ton mit grüner Glasur, Nr. 1813, 1814, 1817.
2. Scherbe aus hellem Ton, olivenfarbige Glasur, Nr. 1815.
3. Scherbe aus hellem Ton mit dunklem Überzug, Nr. 1818.

Alle diese Scherben lagen im Wasser und sind an den Kanten beträchtlich abgerollt.

4. Fünf Schmelztropfen, blasig, wahrscheinlich durch Brand verschmolzenes Glas, Nr. 1819 bis 1823.
5. Scherbe einer irisierenden Glasschale, Nr. 1816.

Aus der Störung östlich des Sakrariums:

Teil eines eisernen Scharniers (Taf. 2, 6), Nr. 1824.

Aus dem Kies unter dem Boden aus quadratischen Ziegeln im Nordosten des Schnittes V:

1. Elf Gefäßbruchstücke aus hellem, rötlichem Ton mit grüner Glasur, Nr. 1790, 1791, 1796 bis 1798, 1801, 1803–1805, 1807.
2. Drei Scherben aus hellem, gelblicholivgrün glasiertem Ton, Nr. 1792–1794.

3. Zwei Scherben aus hellem Ton mit brauner Glasur, Nr. 1795 u. 1806.
4. Drei graue Scherben, zwei auf der Innenseite leicht glasiert, Gruppe A, Nr. 1799, 1800, 1802.
5. Bruchstück einer aus hell rötlichem Ton hergestellten Tasse mit weißem, porzellanartigem Überzug, Nr. 1780.
6. Bruchstück eines waagerecht gerillten Steingutgefäßes, Nr. 1808.
7. Glassplitter, ein blasiger Schmelztropfen, ein verrostetes Eisenstück und ein Knochenstück, Nr. 1809–1812.
8. Randscherbe eines weißen Steingutgefäßes, Nr. 1788.

Sämtliche Scherben von 1 bis 4 sind stark im Wasser abgerollt. Das porzellanartige Stück und das Steingutstück sind kaum abgerollt. Die letzteren Stücke dürften dafür sprechen, daß die Zwischenschicht im 18./19. Jahrhundert entstanden ist.

Aus der Störung entlang der Westmauer der heutigen Taufkapelle:

Scherbe eines Gefäßes aus hell rötlichem Ton, außen hell lederbraun, innen schwärzlichbraun glasiert. Im Wasser abgerollt wie die Scherben unter 1 bis 4. Glasur ähnlich jener der Stücke unter 3, vielleicht aus dem Sande im Profil nach unten gerutscht, Nr. 1825.

Aus der braunen Erde der gleichen Störung:

Zwei grobe, stark mit grobem Sand gemagerte prähistorische Scherben, Nr. 1826 u. 1827.

Aus dem mit Steinen umbauten Pfostenloch:

Unverzierte Wandscherbe eines größeren Gefäßes, grauer Ton, Oberfläche hellbraun, sehr gut geglättet, prähistorisch (?), Nr. 1828.

Zusammenfassend können wir sagen, daß auch in diesem Schnitt überall unmittelbar unter den Estrichböden 1 bis 3 eine bräunliche Erdschicht beginnt, die bisher nur prähistorische Scherben geliefert hat. Somit befindet sich zwischen der prähistorischen Schicht und den mittelalterlichen Böden der Kirche keine Spur von einem Zwischenhorizont. Wie wir noch sehen werden, spricht dies, wie auch die Tatsache, daß die drei Estriche 1 bis 3 in der gesamten Kirche fast gleich hoch lagen, dafür, daß vor der Anlage der Kirche die Oberfläche abgetragen und nivelliert worden ist.

Der Schnitt an der Westseite des romanischen Portals

Im Frühjahr 1962 wurde um den an der Basis befindlichen westlichen Löwenkopf des heutigen romanischen Portals ein Schnitt von 1,80 m Ost-West-Länge und 1,50 m Breite angelegt (Pl. 10). Die Oberfläche des Schnittes variierte zwischen + 1,89 m und + 1,91 m auf der Ostseite und zwischen + 1,93 m bis + 1,96 m auf der Westseite. Der heutige Boden ist aus verschiedenartigen Bestandteilen gebildet, bei denen die quadratischen rötlichen Marmorplatten (45 × 45 × 6 cm) im östlichen Teil des Schnittes dominieren. Es sind Platten, die auch in der Kirche für die heutige Pflasterung vorwiegend benutzt wurden. Im Westteil lag ein Bruchstück einer langen, rechteckigen Schieferplatte von 1,41 m noch erhaltener Länge und 0,47 m Breite. Zwischen dieser Platte und der Westmauer des gotischen Vorhofes waren drei quadratische Ziegelplatten verlegt (29,5 × 29,5 × 4,5 cm), die in der Taufkapelle bei dem obersten Ziegelboden B vorkommen. In der Südwestecke befand sich ein unregelmäßiges Bruchstück einer rötlichen marmornen Grabplatte. Die sonstigen Lücken waren mit länglichen Marmorplatten und Bruchstücken solcher ausgefüllt. Schon aus dieser Zusammensetzung des Bodens ist ersichtlich, daß der heutige Boden des Vorhofes keiner großen Bauperiode des Münsters angehört, sondern ein Flickboden ist. Die heutige gotische Vorhalle ist freilich 1472 entstanden. Die quadratischen

Ziegel und Marmorplatten gehören, wie wir aus den Befunden in der Kirche wissen, einer wesentlich späteren Zeit an.

Nach der Entfernung des Plattenbodens zeigte sich, daß nur entlang der Westmauer, und zwar unter den quadratischen Ziegeln sich ein Mörtelbett erhalten hat. Dieses Mörtelbett schloß an der Westseite des Löwenkopfes an. Östlich davon war das Gelände aufgewühlt und mit Bauschutt ausgefüllt, in den die Platten verlegt waren (Taf. xx a). Dieser Bauschutt lag in einer wannenartigen Vertiefung, die von Norden nach Süden verlief. Auf der östlichen Seite kam eine lose Steinpackung ohne eigentlichen Mörtelverband zum Vorschein. Diese Packung war im Ostteil von einer etwa 2 bis 4 cm dicken Mörtellage überdeckt, die nicht ebenerdig war. Wie das Nordprofil zeigt, befanden sich unter dem Mörtelbett der quadratischen Ziegel im Westen des Schnittes zuerst Lagen aus Sand-Lehm-Kalkmörtel (Erneuerungen des Estrichbodens) von etwa 10 bis 15 cm Mächtigkeit. Darunter war eine etwa 4 cm dicke Kalkmörtelschicht (+ 1,72 m bis + 1,75 m) ziemlich genau auf der gleichen relativen Höhe wie jener Estrich auf der Ostseite des Schnittes (+ 1,69 m bis + 1,76 m). Unter diesem Estrich, aber auch der mit Bruch gefüllten wannenartigen Grube (die auf der tiefsten Stelle bis etwa + 1,37 m hinabreichte), begann ein Horizont aus brauner Erde, die mit Mörtelstücken durchsetzt war. Sie reicht bis + 0,45 m relative Höhe hinab. Es wurden hier Holzkohlestückchen, einige Scherben und Bruchstücke von Menschenknochen gefunden. Es kann kein Zweifel bestehen, daß in dieser Erde Gräber angelegt waren.

Wir versuchten dann, die Situation um den Löwenkopf zu klären und legten einen Ost-West-Schnitt von seiner Westseite bis zur Mauer an (Pl. 10, 1). Schon oben wurde gesagt, daß das Mörtelbett des Bodens (5) mit quadratischen Ziegeln an den Löwenkopf anschloß. Die darunterliegenden Strata bestanden zuerst aus einer Lehm, Sand und Mörtelstückchen enthaltenden Schicht, dann folgte eine Kalkmörtelschicht (Estrich 4) des Vorhofes, die gegen die Westmauer des heutigen Vorhofes eindeutig anstieg. Demnach ist dieser Estrich jünger als die Mauer. Unter diesem Estrich lag eine grauschwarze Schicht, gefolgt von einem Estrich 3 aus Kalkmörtel; darunter war wiederum ein dünnes Stratum schwarzer humoser Erde, in der einige Scherben gefunden wurden. Diese schwarze Schicht lag auf einem dünnen Kalkestrich (Estrich 2), unter dem sich wieder ein dünner schwarzer Horizont (Estrich 1) befand. Nach unten folgte dann braune Erde mit einzelnen dünnen Lagen schwarzer Erde, schließlich ein waagerechter Horizont mit vielen dünnen Kalkbruchstücken. Alle drei schwarzen Schichten, sowie die dazwischenliegenden Kalkestriche fallen gegen Westen in eine aufgewühlte Erdmasse ab, ohne die heute stehende Mauer zu erreichen. Damit scheinen sie älter als die Mauer des heutigen gotischen Vorhofes zu sein. Ein Anschluß dieser Strata an die Löwenkopfbasis des Portals war zuerst nicht möglich, da eine senkrechte Ziegelplatte dazwischen lag und ein etwa 3 bis 4 cm breiter Spalt mit braunem, sandigem Lehm ausgefüllt war. Durch sie war der Zusammenhang mit dem Löwenkopf unterbrochen. Man könnte daraus folgern, daß der Löwenkopf nach der Errichtung der unteren Estriche 1 bis 4 an seine jetzige Stelle gekommen sei. Es wäre aber auch möglich, den Befund umgekehrt zu deuten, nämlich, daß der Ziegel die Zumauerung des Löwenkopfes durch spätere Fußbodenhöhungen verhindern sollte. Diese Lösung wird durch den fugenlosen Anschluß der Estriche 4 und 5 an den Löwenkopf von Osten her nahegelegt, wie die Profilzeichnung es zeigt (Pl. 10, 1).

Das weitere Ausheben der braunen Erde unter den Estrichen führte zu der Entdeckung einer Grabgrube. Bei + 1,80 m stieß man auf den Schädel einer Bestattung, die unter dem Löwenkopf liegt. Dieser Fund bedeutet, daß der Löwenkopf später als die darunterbefindliche Bestattung angebracht wurde. Er bestätigt nur die anderen Feststellungen, aus denen erkennbar ist, daß das heutige Portal sich in sekundärer Lage befindet, und hier nicht der ursprüngliche – auch nicht der romanische – Münstereingang war.

Es wurde dann der Versuch unternommen, von Osten her die Löwenkopfbasis zu fassen und zwar zuerst mit einem Ost-West-Schnitt, der im wesentlichen den Befund westlich des Löwenkopfes bestätigt. Zuerst lag eine dickere Lage Mörtel mit Ziegeln und Steinen (E5), darunter ein weiterer Mörtelestrich (E4), der bis zum Löwenkopf hinreichte. Es folgte dann eine verästelte Lage von schwarzen Schichten, in denen dünne Mörtellagen (E3) beobachtet wurden. Unter der untersten schwarzen Lage folgte eine Schicht aus brauner Erde, die nach unten in eine zerstückelte Kalkmörtellage (E 2) überging. Die letztere lag wiederum auf einem schwarzen Horizont, der gegen den Löwenkopf hin aufstieg. Endlich konnte man eine dünne zerfallene Kalkmörtellage beobachten (Estrich E1 ?).

Aus der Gegenüberstellung der beiden Profile ergibt sich – wenn die zerfallene Kalkmörtellage als Rest eines Mörtelestrichs angesehen wird – daß es insgesamt fünf Estriche gab, von denen der jüngste (E 5) das Mörtelbett für die quadratischen Ziegel war und der nächstdarunterliegende (E4) mit der Westmauer des heutigen gotischen Vorhofes gleichzeitig ist. Nachdem aber auch auf der Ostseite, wegen einer lehmig-sandigen Störung kein direkter Anschluß der Estriche 3 und 4 an den Löwenkopf gelang, versuchten wir, durch zwei Nord-Süd-Querprofile östlich und westlich vom Löwenkopf den Befund zu ermitteln. Der Löwenkopf überlagerte von unten nach oben zuerst die braune Erde, dann die Reste eines dünnen Estrichs (E1), über dem eine lehmige Schicht lag, dann die untere schwarze Schicht, gefolgt vom unteren Estrich (E2), worauf etwas Lehm aufsaß. Darüber erst kam der Unterbau des Löwenkopfes aus Steinen (Schiefer) und Mörtel, der mit Estrich 4 gleichzeitig ist. Demnach wäre der Löwenkopf dem Ostprofil nach sicher jünger als Estrich 1 und 2. Auf der Westseite des Löwenkopfes war der Befund ähnlich, nur daß hier eindeutig auch Estrich 3 unter dem Löwenkopf liegt, dagegen Estrich 4 und 5 nicht unter dem Kopf durchziehen. Somit ist die Löwenkopfbasis des romanischen Portals in der Zeitspanne zwischen der Verlegung von Estrich 3, der zu einem älteren Vorhof gehörte, und Estrich 4 des jetzigen Vorhofes von 1472 auf die jetzige Stelle verbracht worden.

Es wäre noch kurz die Beschaffenheit der Westmauer des Vorhofes und die Frage ihres Verhältnisses zu der Nordmauer der Kirche zu charakterisieren. Leider gelang dies wegen der nur geringen Breite zwischen dem Löwenkopf (der keine eigentliche Fundamentierung besitzt, weswegen um ihn ein Erdblock stehen gelassen werden mußte) und der Westmauer des Vorhofes nur unvollständig. Die beiden von Osten nach Westen zweimal vorangetriebenen Profile zwischen dem Löwenkopf und der westlichen Mauer hinterließen den Eindruck, als ob dreimal ungefähr auf der gleichen Stelle des jetzigen Vorhofes Mauern gestanden hätten. Zuunterst, um + 1,20 m, befinden sich die Reste eines Mauerfundaments, das mit gelblichem, mit Sand stark durchmengtem Mörtel errichtet wurde. Es folgt dann eine wesentlich weiter nach Osten ausgreifende Fundamentgrube, die mit steinhartem Mörtel ausgefüllt ist und im festen Verband mit dem Fundament der heutigen Westmauer des Vorhofes steht. Endlich hebt sich nach oben eine wannenartige Eintiefung ab, die mit brauner lehmiger Erde ausgefüllt ist. Diese lehmige Erdeinfüllung steht mit einer Erneuerung des Vorhofes in Zusammenhang, wobei der Zusammenhang der Estriche 1 bis 3 mit der Westmauer zerstört wurde. Der Estrich 1 (+ 1,58 m bis + 1,55 m) liegt etwa auf der gleichen Höhe wie die Oberfläche der Fundamentgrube mit steinhartem Mörtel (+ 1,55 m bis + 1,60 m). Das Fundament der Westmauer des heutigen Vorhofes mit dickem, steinhartem Mörtelguß reicht bis + 1,68 m hinab. Darauf sitzt eine Mauer, die mit weißlichem Kalkmörtel gebaut ist. Unterhalb des Fundamentes mit steinhartem Mörtelguß sind die Reste eines Fundamentes mit einem sandigen, gelben Kalkmörtel nachweisbar (+ 1,22 m bis + 1,15 m). Die Frage ist, wie sich diese drei Phasen innerhalb der Westmauer des Vorhofes zur Nordseite der Kirche verhalten.

Bei einem so schmalen Schnitt ist die Beantwortung dieser Frage nur unter starken Vorbehalten möglich. Beobachtet wurde folgendes:

Erstens sind die Fundamentsteine der Westmauer des Vorhofes im Gegensatz zu denen der Nordmauer der Kirche in ein Kalkmörtelbett gelagert. Dieses Mörtelbett, das stark mit Sand gemagert ist, lag auf zwei Steinen, die allem Anschein nach zu dem Fundament der Kirchenmauer gehören. Somit wäre der älteste Teil der dreiperiodigen Westmauer des Vorhofes jünger als die heutige Nordmauer der Kirche. Zweitens zeigte sich, daß oberhalb der Fundamentgrube mit dem steinharten Mörtelguß ein Stein der Westmauer des Vorhofes bis 20 cm in die Mauer der Kirche eingelassen worden ist. Drittens scheinen die Gräbergruben weder vom Fundament der Kirche noch von der Westmauer zerschnitten worden zu sein. Schließlich besteht das Fundament der Kirche im unteren Teil anscheinend aus losen Steinen. Der obere Teil ist aber unter Benutzung von Kalkmörtel, der mit feinem Sand und kleineren Kieseln gemagert wurde, erbaut worden.

Versuchen wir, den Befund zusammenzufassen, so ergibt sich mit allem Vorbehalt folgendes Bild:

1. Marmorplatten und Fliesen.
2. Boden mit quadratischen Ziegeln, an die Westwand des heutigen Vorhofes anlehnend.
3. Mörtelestrich 4, an die heutige Westmauer anlaufend.
4. „Fundamentgrube" mit brauner Lehmerde, die die Mörtelestriche 2 und 3 schneidet.
5. Aufstellung des Löwenkopfes als Säulenbasis am Portal.
6. Estriche 2 und 3.
7. Vielleicht ein Neubau der Westmauer, wobei ein Stein in die Kirchenmauer eingelassen wurde.
8. Zerhackter Estrich (?) I, der mit der Fundamentgrube mit steinhartem Mörteleinguß gleichzeitig sein könnte.
9. Gräber.
10. Der unterste Fundamentteil der Westmauer mit gelbem, sandigem Kalkmörtel.
11. Fundament der Nordmauer der Kirche.

Folgende Funde wurden im Schnitt westlich des romanischen Portals bzw. in der Südwestecke des gotischen Vorhofes gemacht.

Aus der durchwühlten braunen Erde der Gräbergruben unter dem Estrichboden 2:

1. Unverzierte Wandscherbe eines handgemachten (?) Gefäßes, Gruppe K, Nr. 1829.
2. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe A, Nr. 1830.
3. Bruchstück eines eisernen Nagels mit rechteckigem Querschnitt, Nr. 1831.

Aus der schwarzen Erde unterhalb des Kalkmörtelestrichs 3, auf dem der Löwenkopf aufsitzt:

Vier unverzierte Scherben des gleichen Gefäßes, hellgrau, Gruppe G u. E 1, Nr. 1832–1835.

Aus dem unteren Teil der großen Grube in der Mitte und im Osten des Schnittes, die in die lockere Erde der Grabfüllungen eingelassen ist:

1. Kleine Randscherbe mit steilem, umgelegtem, außen zweifach waagerecht gerilltem Rand, Gruppe E1, Nr. 1836.
2. Dünnwandige, waagerecht gerillte Wandscherbe, Gruppe A, Nr. 1837.
3. Zwei Wandbruchstücke verschiedener Gefäße, handgemacht, stark glimmerhaltig, Gruppe K, Nr. 1838 u. 1839.
4. Zwei unverzierte Wandscherben verschiedener Gefäße, blaugrau, Gruppe A, Nr. 1840 u. 1841.
5. Unverzierte Wandscherbe, goldglimmerhaltig, Gruppe O1, Nr. 1842.
6. Glasscheibenbruchstück, Nr. 1843.
7. Eisernes Stäbchen (Nagel?) mit rechteckigem Querschnitt, Nr. 1844.

Aus der mit Ziegeln und anderem Bauschutt durchsetzten wannenartigen Störung im Osten des Schnittes sowie aus dem übrigen Bereiche der gestörten Estriche:

Zahlreiche hellbraun, braun, dunkelbraun, olivgrün, hell- und dunkelgrün, blau bis schwärzlich glasierte Scherben; zwei Scherben eines Porzellantellers; ein hellgraues, wulstiges Henkelstück und zwei blaugraue, dünnwandige Scherben mit eingravierten Mustern. Alles Drehscheibenware. Mit Ausnahme der letzten drei Scherben alles im Wasser abgerollt. Zwei Bruchstücke dickwandiger Glasflaschen, im Wasser gerollt und drei weitere Glasbruchstücke, Eisennägel, ein Bronzedraht usw., Nr. 1845–1894.

Die Zusammensetzung und der Zustand der Bruchstücke in dieser Störung erinnern stark an jene in der Taufkapelle unterhalb des quadratischen Ziegelbodens B im Schnitt v.

Wir werden noch sehen, daß weiter im Norden, östlich des Turmes und im langen Schnitt im Friedhof die Reste eines älteren, viel längeren Vorhofes nachweisbar sind. Die älteren Estriche (E3–1) im heutigen Vorhof gehören wohl zu diesem älteren, größeren Vorhof. Wir wollen vorerst die Beschreibung dieses älteren Vorhofes auf später verschieben und uns der Fläche zwischen dem Nordwestteil der Kirche (der heutigen Sakristei) und dem fremdartig, allein stehenden Turm zuzuwenden.

Die Fläche zwischen Turm und Sakristei

Die Fläche ist im Osten durch die Westwand des gotischen Vorhofes mit dem romanischen Portal, im Süden durch den an den Vorhof anschließenden Teil der Nordwand des heutigen Münsters klar begrenzt (Pl. 10). Im Westen ist das Gelände heute frei bis zu der Umfassungsmauer des einstigen Klosterbezirkes gegen das einstige Seeufer. Im Norden ist die Fläche zerteilt durch die winkelig zueinanderstoßenden Seiten des achteckigen Turmes. Dieser Geländezwickel wurde durch die Jahrhunderte allmählich mit Ablagerungen so hoch aufgefüllt, daß heute die Oberfläche nur etwa 20 cm tiefer liegt als die Bänke der beiden Sakristeifenster in der Nordmauer der Kirche.

Der Boden in der Sakristei liegt damit über einen Meter unter der heutigen Außenfläche. Dieser Unterschied der Oberflächenhöhe versprach eine mächtige Kulturablagerung, weswegen wir bereits im Frühjahr 1961 einen Versuchsschnitt zwischen dem Turm und dem äußersten Westen der Kirche anlegten. Im Sommer des gleichen Jahres wurde die ganze Fläche zwischen dem Turm und der Nordwand der Kirche untersucht. Nur im Osten der Fläche, vor der Westwand des Vorhofes, ließen wir einen etwa 1,10 m breiten, Nord-Süd verlaufenden Streifen stehen. Auch im Westen ließen wir einen etwa 30 cm breiten Streifen zwischen der Grabungsgrenze und der heutigen Nordwestecke der Kirche stehen. In beiden Fällen sollte die Möglichkeit für eine Kontrollgrabung gewahrt bleiben.

Die Oberfläche des Grabungsfeldes befand sich um ± 2,90 m über dem Nullpunkt unter der Schwelle des romanischen Münsterportals. Gegen die Bauten stieg das Gelände freilich stellenweise bis auf + 3,20 m an. Wie die Ausgrabungen zeigten, reichte das Kulturstratum bis etwa + 1,80 m hinab und schloß unten mit einem guten Mörtelestrich, der auf der Oberseite einen aus rotem Ziegelstaub hergestellten Überzug hatte. Unter diesem Estrich mit der dazugehörigen Rollierung befindet sich überall der hellbraune „gewachsene" Boden. Wo dieser Boden gestört ist, reichen die Störungen noch tiefer; stellenweise bis + 1,30 m, wobei diese extrem tiefen Störungen meistens auf moderne Eingriffe (Abwasserkanäle, Blitzableiter usw.) zurückgehen.

Die gesamten Kulturablagerungen lassen sich in folgende Haupthorizonte einteilen und in folgende Verhältnisse zu den Bauten stellen (Pl. 10, 2–4. 14).

Schicht 1. Moderner Humus von ca. + 3,20 m bis + 2,65 m, auf dessen Unterseite eine deut-

liche Lage von Holzkohle liegt. Mit dem „zyklopischen" Fundament der Sakristeimauer gleichzeitig.

Schicht II. Eine Lage von hellem Mörtelschutt, die von + 2,70 m bis + 2,25 m hinabreicht. Sie ist durch zahlreiche jüngere Gruben und Gräben durchbrochen. Während der Entstehung dieses Horizontes ist eine ältere Verputzung des Turmes entstanden. Sie beginnt bei + 2,50 m aufwärts. Diese Schicht wird eindeutig vom Fundament der Münstersakristei geschnitten. Genauso werden die darunter folgenden Schichten geschnitten.

Schicht III. Ein aschiger, schwarzer, mit Holzkohle und Kalkmörtelstücken durchsetzter Horizont, der etwa von + 2,30 m bis + 2,10 m hinabreicht.

Schicht IV. In der Südostecke der Fläche befindet sich unter der Schicht III eine weißliche Bauschuttschicht, die rundherum auskeilt. Außerhalb ihres Bereiches lagert Schicht III direkt auf Schicht V.

Schicht V. Eine Ausgleichsschicht aus gelbbraunem Lehm mit etwas Schutt ist eine markante Lage, die auf dem größten Teil der Grabungsfläche das Jüngere vom Älteren trennt. Von + 1,90 m bis + 2,15 m. Im Westen und Norden ansteigend.

Schicht VI. Diese Schicht besteht aus einem dünnen „Boden" im Osten der Westmauer des Ganges. Dieser „Boden" besteht aus verbackenem Kalk (-Mörtel?) und ist sehr hell. Etwa um + 2,00 m.

Schicht VII. Liegt unmittelbar unter dem „Boden" im Osten der Westmauer des Ganges. Im Westen der Gangmauer ist sie gut ausgebildet, jedoch ohne Spuren eines Bodens darüber. Es handelt sich dabei um einen gröberen, weißgrauen Bauschutthorizont, der vom Abbruch des Ganges zwischen dem Turm und der Kirche stammt. Die Höhenlage variiert von + 1,80 m bis + 2,20 m.

Jüngerer Gang. Mit Mörtelestrich auf einer Rollierung (+ 1,88 m bis + 2,11 m im Norden beim Turm). Älter als das „zyklopische" Fundament der Nordwestecke des Münsters (Sakristei).

Achteckiger Turm. Sein Fundament schneidet die Schicht VIII.

Schicht VIII. Besteht aus grauer Erde, die von dem (jüngeren?) Gangbau überlagert wird. Nach dem Befund in der Nordostecke der Grabungsfläche schneidet der Turm bereits diese Schicht. Möglich ist es, daß es sich bei dieser Schicht um die Reste einer älteren, noch nicht näher faßbaren Anlage handelt, die einst an der Stelle des Turmes stand. Von etwa + 1,70 m bis + 2,00 m.

Eine Grube, die das Fundament des „Großen Baues" schneidet.

Schicht IX. Abbruchsschutt des „Großen Baues", gelblich bis bräunlich, von etwa + 1,86 m bis + 2,10 m. Diese Schicht befindet sich nur an den Stellen, wo der Boden des „Großen Baues" nicht zerstört ist. Sie wird stellenweise von der Schicht VIII und von Schicht VII gestört.

Schicht X. Mörtelestrich mit roter Schlämmschicht aus Ziegelstaub. Zuerst liegt auf der gelblichen Erde die Rollierung aus Kieselsteinen im Mörtel, darüber eine dicke Mörtellage mit feinem Ziegelschrott, gefolgt von einer dünneren, feineren Mörtellage, über der die rote Schlämmschicht lagert. Von + 1,80 m bis etwa + 1,86 m.

Schicht XI. Gelblichbräunliche Erde mit prähistorischen Einschlüssen.

Die gleiche grundsätzliche Abfolge der einzelnen Schichten ließ sich auch unmittelbar vor der Nordwand des Münsters sowie in beiden Profilen des im Frühjahr 1961 angelegten Suchschnittes feststellen. In dem Suchschnitt lagen allerdings die einzelnen Horizonte nicht waagerecht, sondern gingen einfallend und aufsteigend über eine tiefe Störung in seinem südlichen Teil (Pl. 10, 4). Durch die Verschiedenheit der Verfärbungen ließen sich Störungen meist sofort erkennen und die Funde ausscheiden. Die Frage ist, wie sich diese Haupthorizonte samt ihren Einschlüssen zu den noch stehenden bzw. bereits aufgegebenen Bauten verhalten.

Als erstes baugeschichtliches Ergebnis zeigte sich, wie schon soeben angedeutet, nach der Entfernung der humosen Schicht I, daß die heutige, schön gebaute Nordwand der Sakristei aus gut bearbeiteten, länglichen Nagelfluhblöcken auf einem „zyklopischen" Fundament lagert (Taf. xx b). Dieses überraschend grobe Fundament aus ungeformten Nagelfluhblöcken, Findlingen und Tuffbrocken weicht von der Fluchtlinie der Sakristeimauer ganz erheblich ab (Pl. 10). Auf 7 m Länge beträgt die Abweichung bis zu 0,40 m! Vergegenwärtigt man sich, daß bereits die beiden Sakristeimauern – die südliche Sakristeimauer ist zugleich die nördliche Wand der heutigen Taufkapelle mit altertümlichen Arkaden – ganz erheblich von der Flucht des Sanktuariums, den Arkaden des Mittelschiffes und der Südmauer der Taufkapelle abweichen, so ergibt sich die Frage, ob dieses ungefüge Fundament der Rest einer älteren Anlage ist, oder ob man beim Bau der aufgehenden Mauer der heutigen Sakristei nach der Fundamentlegung eine Korrektur vorgenommen hat. Diese Frage muß vorerst unbeantwortet bleiben, da es einer größeren Entfernung des Verputzes bedarf. Die Situation ist aber noch dadurch komplizierter, daß die Oberkante dieses „Fundamentes" außen bei ca. + 2,90 m liegt, dagegen der Boden der Sakristei – wie auch sonst in der Kirche – bei ca. + 1,82 m gemessen wurde. Somit ist dieses „Fundament" in der heutigen Sakristei über einen Meter hoch die aufgehende Nordwand derselben. Die Unterkante dieses „zyklopischen" Fundamentes befindet sich, soweit es im Schnitt vom Frühjahr festgestellt werden konnte, bei ca. + 1,35 m, während beim Portalvorhof das Fundament desselben (Westmauer) bei ca. + 1,15 m liegt. Das Fundament der nördlichen Kirchenwand erreicht hier mindestens ca. + 1,00 m (soweit erschlossen!). In der Kirche selbst liegt die Unterkante im Sanktuarium bei ca. + 0,90 m, bei der Südwand des Umganges bei ca. + 0,80 m, im Westjoch im Süden bei ca. + 0,80 m, im Westen bei ca. + 0,90 m, im Norden bei ca. + 0,86 m. In der Taufkapelle haben wir die Unterkante des Fundamentes im Süden bei ca. + 0,87 m; ca. + 0,65 m; ca. + 0,86 m, im Westen bei ca. + 0,60 m und im Osten bei ca. + 0,90 m. Somit befindet sich die Unterkante dieses „zyklopischen" Fundamentes zwischen 40 und 50 cm höher als es durchschnittlich in der Kirche der Fall ist. Dieser Höhenunterschied kann nur durch die Annahme erklärt werden, daß das Fundament nicht gleichzeitig mit den übrigen Fundamenten in der Kirche selbst entstanden ist. Aus dem Ostprofil der Grabungsfläche ergibt sich lediglich, daß es älter als der mittlere und der obere Teil der Schicht I ist. Andererseits schneidet es die Reste des zweigeschossigen Ganges von der Kirche zum Turm; im Westen lagert es über die Fundamentreste der Westmauer des „Großen Baues" mit rotem Estrich. Dieser letzte Bau ist nun vom Turm und dem zweigeschossigen Gang überbaut worden. So ergibt sich folgendes Bild der zeitlichen Abfolge der Bauperioden in diesem Geländeteil:

1. Schicht I (Humus, mittlerer und oberer Teil).
2. Gutgebaute Sakristeimauer.
3. „Zyklopisches" Fundament dieser Mauer.
4. Schicht II bis VII.
5. Zweigeschossiger Gang Turm-Kirche.
6. Turm.
7. Grauer Boden (Schicht VIII).
8. „Großer Bau" mit rotem Estrich (Schicht X) und Abbruchschutt desselben (Schicht IX) darüber.
9. Humose braune Erde mit prähistorischen Einschlüssen.

Daraus folgt eindeutig, daß das „zyklopische" Fundament relativ jung und nur der mittlere und der obere Teil der Humusschicht I jünger als dieses Fundament sind.

Wenden wir uns der nächsten Bauperiode zu, die durch die Errichtung des zweigeschossigen Ganges zum Turm charakterisiert wird. Im Erdgeschoß und im ersten Geschoß des Turmes befindet sich in der Südostwand jeweils an der gleichen Stelle je eine Nische, deren Tiefe zeigt, daß nur eine dünne Mauer sie von außen trennt. Vor dieser Vermauerung stieß man während der Grabung bei ca. + 2,22 m und tiefer auf die Reste von zwei Mauern, die den nachher freigelegten, vermauerten unteren Turmeingang flankierten (Taf. XXI a. b). Nachdem die ganze Fläche bis auf + 1,80 m abgetragen war, zeigte sich eindeutig, daß einst ein massiver und gutgebauter Gang mit etwa 0,60 m dicken Mauern die Turmeingänge mit dem Münster verband (Pl. 10). Schon bei + 2,45 m in der schwarzen Schicht III zeigten sich im Süddteil der Grabungsfläche die Reste einer umgestürzten Mauer, die offenbar von Südwest nach Nordost umgekippt war. Sie bestand aus drei Lagen von Tuffquadern, die noch im Verband waren. Nach der Bereinigung des Geländes zeigten sich auch im Süden die Reste des Ganges (Taf. XX b). Da die Westmauer dieses Ganges noch bis 40 cm hoch und die Fundamentoberfläche der östlichen Wand gut erhalten war, konnte durch Messung festgestellt werden, daß der Gang nicht rechtwinkelig an den Turm anschließt, sondern um mehrere Grade vom Südosten der Turmwand nach Süden hin abweicht. Der Gang ist an den Turm angebaut und demnach jünger. Eine Verzapfung der Steine konnte an keiner Stelle festgestellt werden. Der Gang hatte eine lichte Breite von 1,80 m und war auf jeder Seite 20 bis 30 cm breiter als der Turmeingang (Taf. XXI b). Das Fundament des Ganges ist ca. 30 cm stark und aus Geröllsteinen und Tuffbrocken gebaut (Pl. 10, 14). Auf beiden Seiten ragte es etwa 10 cm über die Mauerstärke hinaus, so daß eine Art von Bankett entstand. Darauf wurde aus Tuffquadern (50–60 cm Länge, 30 cm Breite u. Höhe) die Mauer aufgesetzt. Der Boden dieses Ganges war mit einem guten, von Süden nach Norden ansteigenden Mörtelestrich ausgelegt (+ 1,88 m bis + 2,11 m), der sowohl an die Gangmauer als auch an den Turm aufwärts angestrichen ist (Taf. XXI a. b u. XXII a). Der Estrich hat eine feine, z. T. geglättete Oberfläche, darunter eine kompakte, gröbere Mörtelschicht, die auf einer Rollierung aus Tuffbrocken lag.

Der Gang ist etwa in der Mitte der freigelegten Länge quer von Osten nach Westen durch einen modernen Kanalgraben, aber auch durch eine ältere Störung, in zwei Teile getrennt. Bei dem südlichen Teil konnte eindeutig festgestellt werden, daß die Gangmauern samt dem Estrich von dem „zyklopischen" Fundament geschnitten sind. Bei genauerer Betrachtung des Südprofils zeigte sich nicht nur, daß der schwarze Horizont III über die Reste des Ganges hinwegläuft, sondern daß sogar die weiße sowie die gelblichlehmige Schicht (IV u. V) über die Reste der Ostmauer des Ganges und über den Gang bis zur Westmauer ziehen und anschließend die Schicht V noch weiter nach Westen führt. Man fragt sich, warum die Westmauer des Ganges, deren Teile im Versturz in der schwarzen Schicht III lagen, so hoch stehengelassen und die Ostmauer bis auf die Ausgleichsschicht des Fundamentes abgetragen wurde.

Der dunkle, feste, graubraune Boden der Schicht VIII staut sich scheinbar vor der östlichen Gangmauer, und zwar unter dem Niveau des Kalkestrichs im Gang selbst auf und läuft die besonders niedrige Stelle des Abbruches etwas an. Man hat den Eindruck, daß diese Schicht mindestens z. T. älter als das Fundament sei. Im Inneren des Ganges erscheint über dem Estrich zuerst eine Abbruchlage (Schicht VII) aus hellem Tuff- und Mörtelbruch, die 10 cm höher liegt als der graue feste Horizont VIII außerhalb des Ganges. Diese Abbruchlage ist mit einem festverbackenen Kalkestrich (?) (Schicht VI) überdeckt, der an die Westmauer des Ganges fest anschließt, im Osten aber ganz eindeutig das Fundament bis zu seiner Mitte überläuft. Da aber auch von der Mitte des Ostprofils nach Süden oberhalb der Schicht VIII eine ähnliche weiße, grobkörnige Lage (VI u. VII) zu beobachten ist, fragt man sich, ob die westliche Gangmauer nicht vorerst stehengelassen wurde, um einen östlich anschließenden Raum zu begrenzen, dessen Bodenrest der Kalkestrich VI wäre. Hinter der westlichen Gangmauer erscheinen im Westen zu-

erst die Schichten VII und VIII wieder. Die letztere ist jedoch durch eine Störung (Fundamentgrube?) von der Gangmauer getrennt, wodurch sie älter als der Gang sein müßte. Somit könnte diese Schicht der Rest einer älteren Anlage sein. Wir werden sehen, daß nördlich, im sogenannten Kanalprofil, ähnliche Beobachtungen zu machen waren. Zum Gang selbst ist noch zu sagen, daß der Estrich stellenweise mehrmals ausgebessert, also der Gang längere Zeit in Benützung war.

Wegen statischer Bedenken durfte die Ausgrabungsfläche nicht tiefer als + 1,75 m gegraben werden. Lediglich wurde erlaubt, den modernen Kanalgraben und vor dem Ostprofil einen Graben bis etwa + 1,50 m auszuheben. Die Ausleerung des Kanalgrabens ergab ein instruktives Profil (Pl. 10, 14). Einerseits kamen im Osten (wie auch im Ostprofil) die Reste des sogenannten roten Estrichs (Schicht X) zum Vorschein; unter seiner Rollierung der gelbe „gewachsene" Boden (Schicht XI). Oberhalb vom Estrich befand sich weißlichgrauer Abbruchschutt (Schicht IX). Beide sind nun von späteren Bauten gestört worden. Einmal durch eine im Osten des Kanalprofils liegende Grube, in deren oberen Teil ein Blitzableiter eingelassen ist, wodurch eine teilweise Durchwühlung der Grube entstand. In ihrem westlichen Teil befand sich eine starke, etwa Süd-Nord verlaufende Packung aus Steinen und Tuffbrocken, die als Rest eines gestörten Fundamentes gedeutet werden könnte, wenn sie weiter nach Süden eine Fortsetzung hätte (Pl. 10). Wie sie sich zum Fundament des Ganges verhält, ist nicht eindeutig. Das Gangfundament besteht im Osten und Westen aus einem unteren Teil mit Geröllsteinen im Lehmboden, auf die dann ein gemörteltes Oberteil folgt. Nun liegt der unterste östliche Stein der östlichen Gangmauer eindeutig auf der grauen Erde der Grube mit der Steinpackung; außerdem ist der Verlauf der dünnen schwarzen Schicht in der Grube zu diesem Stein unterbrochen. Man wird daraus vermuten dürfen, daß der untere Teil der Grube älter ist als das Fundament des Ganges.

Eine weitere wichtige Beobachtung war, daß unter dem Estrich im Gange sich zuerst eine Schicht lockeren Bauschuttes (verwitterter Tuff und Mörtel), dann ein lehmiger grauer Horizont mit Holzkohle, Asche und sonstigen Brandspuren befinden. Diese Schicht VIII ist im Osten des Ganges eindeutig von der Fundamentgrube desselben geschnitten. Auch das westliche Fundament des Ganges erweckt den Eindruck, wie oben schon gesagt, als ob es von zwei Bauperioden stammen würde; unten lagen lose Steine in Lehm, oben gut gemörtelte Fundamentsteine. Gegen Westen hin zerschneidet die Fundamentgrube wiederum den Zusammenhang mit dem weiter westlich sich fortsetzenden, lehmigen aschgrauen Horizont VIII sowie den darüberliegenden Bauschutt. Dieser Schutt wiederum überlagert den roten Estrich (Schicht X) samt dem darüberliegenden Abbruchschutt (Schicht IX) des „Großen Baues" in diesem Geländeteil. Aus dem Befund muß demnach gefolgert werden, daß vor dem Gang (dessen Reste noch relativ gut erhalten angetroffen wurden) vielleicht ein älterer Gang (unterer Teil der Fundamentmauern?) oder gar ein anderer Bau hier existiert hat, der wiederum im Osten die Reste einer Grube und im Westen eine zweiteilige Schicht VIII überlagerte.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich für die Zeitstellung des Ganges folgendes Bild:

1. „Zyklopisches" Fundament.
2. Schwarze Brandschicht, III.
3. Lehmige Bauschuttschicht, IV–VII.
4. Gang.
5. Turm.
6. Graue Schicht (VIII) mit Brandspuren. Die Grube östlich des Ganges.
7. Abbruchschutt des Baues mit rotem Mörtelestrich (Schicht IX).
8. „Großer Bau" mit rotem Estrich (Schicht X).
9. Heller Humus mit prähistorischen Einschlüssen (Schicht XI).

Wenden wir uns der Frage der Zeitstellung des Turmes zu, so wäre zuerst festzustellen, daß seine Fundamente eindeutig den Bau mit rotem Estrich und seinen Abbruchschutt durchschneiden (Taf. XXII b u. XXIII a). Eine zweite sichere Feststellung ist, daß der Turm auf der Südostseite einst bis + 2,50 m hinab verputzt war. Somit sind Schicht I und der obere Teil des Horizontes II sicher jünger als der Turm. Er ist aber sicher älter als der Gang zur Kirche und damit auch als die Horizonte III bis VII. Sind die unter dem Gangestrich und in der unteren Fundamentzone desselben angetroffenen Spuren die Reste eines älteren Ganges, so wäre anzunehmen, daß der Turm auch älter als der Horizont VIII sei. Da aus statischen Gründen in der Fläche nicht tiefer gegraben werden durfte, bleibt die Frage der Relation des Turmes zu Schicht VIII vorerst nicht genügend geklärt. Nur an dem kleinen Profil zwischen Turm und großem Nord-Süd-Profil hat man den Eindruck, daß der Turm die dunkle Schicht VIII durchschlägt und damit jünger als diese Schicht ist (Pl. 10, 3). Die Abfolge wäre dann:

1. Turm.
2. dunkle Schicht, VIII.
3. Abbruch des Baues mit rotem Estrich, IX.
4. „Großer Bau" mit dem roten Estrich, X.
5. Heller Humus mit prähistorischen Einschlüssen, XI.

In dem „Großen Bau" mit rotem Estrich liegt dieser, wo feststellbar, unmittelbar auf dem hellbraunen „gewachsenen" Boden (Schicht XI). Dieser Boden enthält aber nur prähistorische Scherben und kleine Kohlenbruchstücke, ist also in Wirklichkeit eine Kulturschicht mit prähistorischen Einschlüssen. Erst einige zehn Zentimeter tiefer beginnt die gelbgrünliche, lehmige Oberfläche der Moräne. Von diesem soliden und großen Bau konnten vor allem im Nordwestteil der Grabungsfläche noch größere Reste des Mörtelestrichs mit einer Ziegelschlämme erfaßt werden (Pl. 10). Die Höhe des Estriches wurde bei ca. + 1,85 m bis ca. + 1,87 m, je nach der Erhaltung, gemessen. Eine zweite größere Fläche dieses Bodens wurde im Nordosten erfaßt, wo seine Oberfläche bei + 1,85 m bis + 1,88 m gemessen wurde. Der Estrich ist sorgfältig hergestellt. Zuerst waren kleine Kieselsteine in eine dünne Mörtellage verlegt worden, darauf folgt eine dicke Lage hellen Mörtels mit Ziegelschrotteinschlüssen. Nach oben ist der Mörtel sorgfältig geglättet und schließlich mit einer 2 bis 4 mm dicken, roten, aus Ziegelstaub hergestellten Schlämmschicht überzogen. Die Oberfläche scheint mit einem harten Gegenstand poliert zu sein. Gegen Westen hin schloß dieser Estrich an ein in Nord-Süd-Richtung verlaufendes Fundament mit den Ansätzen der aufsteigenden Mauer. Das Fundament ist im unteren Teil aus faust- bis kindskopfgroßen Geröllsteinen und sparsamer Mörtelschüttung gebaut. Nach oben ist es mit einer 4 bis 5 cm starken Ausgleichsmörtellage abgeschlossen. Dadurch wurde eine waagerechte Oberfläche für das aufgehende Mauerwerk aus Tuffblöcken geschafft. Das Mauerwerk ist schmäler als das Fundament, so daß – wie später festgestellt wurde – beiderseits desselben ein etwa 10 cm breites Bankett entsteht, das auf der Innenseite des Baues vom roten Mörtelestrich überlagert ist. Die Unterseite des Fundamentes liegt in dieser Ausgrabungsfläche bei + 1,15 m, also 20 bis 30 cm höher als in der Kirche der obere, ähnlich gebaute Fundamentteil. Die Ausgleichsschicht aus Mörtel liegt bei + 1,70 m bis + 1,80 m, also auch etwa 10 bis 15 cm höher als in der Kirche. Dies könnte dafür sprechen, daß der „Große Bau" und das Münster nicht gleichzeitig entstanden sind. Damit ist die Schilderung der Bauperioden und ihr Verhältnis zu den einzelnen Horizonten gegeben. Es bleibt jetzt, die Funde vorzuführen, die, wie wir sehen werden, eine charakteristische Entwicklung von den ältesten zu den jüngsten Schichten zeigen.

Schicht I. Die Humuszone, die zahlreiche Ziegelbruchstücke und auf ihrer Basis reichlich Kohlenstücke enthielt, ergab neben modernem Porzellan, Glas und glasierten Gefäßbruchstücken der

verschiedensten Ausführungen zahlreiche Gefäßscherben der Gruppen A bis C. Eine Übersichtstabelle zeigt das Verhältnis zwischen den einzelnen Gattungen innerhalb einzelner Schichten (siehe unten S. 119). Besonders nach unten häufte sich die blaugraue, hartgebrannte Ware mit umgelegtem, gekehltem Rand der Gruppe A. Für die Gruppengliederung siehe unten Beitrag B. Hänsel, S. 177 ff.

Der Gruppe A gehören folgende wichtigere Stücke an:

1. Randscherbe eine Kruges mit ausschwingendem, umgelegtem Rand und Henkelansatz, Gruppe A (Taf. 2, 7), Nr. 385.
2. Randscherbe eines Kruges mit gerundeter Randlippe und Henkelansatz, Gruppe A (Taf. 2, 8), Nr. 386.
3. Randscherbe eines Kruges mit umgelegtem Rand und Henkelansatz, Gruppe A, Nr. 416.
4. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem, abgerundetem Rand, dunkelgrau, Gruppe A (Taf. 2, 9), Nr. 404.
5. Randscherbe eines Gefäßes mit ausschwingendem Hals und umgelegtem Rand, schwarz, Bruch braun, Gruppe A (Taf. 2, 10), Nr. 391.
6. Scherbe des gleichen Gefäßes, Nr. 392.
7. Randscherbe mit umgelegtem, facettiertem und profiliertem Rand, Gruppe A (Taf. 2, 11), Nr. 390.
8. Randscherbe eines Gefäßes mit hohem, konkav geschwungenem, umgelegtem Rand, Gruppe A
9. Randscherbe eines ähnlichen Gefäßes, Gruppe A, Nr. 423.
10. Randscherben eines Gefäßes mit hohem, umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 2), Nr. 394. (Taf. 3, 1), Nr. 422.
11. Randscherbe eines Gefäßes mit hohem, umgelegtem, gekehltem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 3) Nr. 395.
12. Randscherbe eine ähnlichen Gefäßes, Gruppe A (Taf. 3, 4), Nr. 396.
13. Randscherbe eines ähnlichen Gefäßes mit eingeritzter Wellenlinie auf der Außenseite des Randes, Gruppe A (Taf. 3, 5), Nr. 399.
14. Randscherbe eine Gefäßes mit hohem, scharfkantig umgelegtem, facettiertem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 6), Nr. 397.
15. Randscherbe eines Gefäßes mit hohem, umgelegtem und unterschnittenem Rand, Gruppe A (Taf. 3,7), Nr. 398.
16. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 8), Nr. 400.
17. Randscherbe eines Gefäßes mit plastischer Rippe ca. 1 cm unterhalb des schlichten Randes, Gruppe A (Taf. 3, 9), Nr. 401.
18. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 10), Nr. 402.
19. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 11), Nr. 403.
20. Randscherbe eines Gefäßes mit konkav geschwungener Halszone und unsauber umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 12), Nr. 417.
21. Randscherbe eines Gefäßes mit hohem, umgelegtem unterschnittenem Rand, Gruppe A (Taf. 3, 13), Nr. 419.
22. Randscherbe eines ähnlichen Gefäßes, Gruppe A, Nr. 421.
23. Bruchstück eines bauchigen Gefäßes mit kurzer Tülle, dunkelgrau, Gruppe A (Taf. 3,14), Nr. 405.
24. Randscherbe eines weitmundigen Gefäßes mit weit ausgelegtem Rand mit Stempelverzierung, Gruppe A (Taf. 4, 1), Nr. 383.
25. Randscherbe einer Schüssel mit umgelegtem, abstehendem Rand, Gruppe A (Taf. 4, 2), Nr. 393.
26. Randscherbe einer Schüssel mit umgelegtem, abstehendem Rand, Gruppe A (Taf. 4, 3), Nr. 418.
27. Randscherbe einer Schüssel mit umgelegtem, gewölbtem Rand, hellgrau, Gruppe A (Taf. 4, 4), Nr. 382.
28. Randscherbe einer kleinen Schale mit eingezogenem Rand, dunkelgrau, glimmerhaltig, Gruppe A (Taf. 4, 5), Nr. 389.
29. Bruchstück einer geriefelten Ofenkachel, dunkelgrau, Gruppe A (Taf. 4, 6), Nr. 406.
Zur gleichen Gruppe gehören die Bodenscherben Nr. 408 u. 409 (Taf. 3, 15.16), Nr. 428–432, 434–439 und die waagerecht gerillten Wandscherben Nr. 411–413 (Taf. 4, 7–9), Nr. 424 u. 425.

Von den übrigen Funden der Gruppen B bis D bedürfen nur wenige Stücke einer besonderen Erwähnung:

1. Bodenansatz eines Gefäßes mit streifenartiger Politurverzierung, dunkelgrau, Gruppe B (Taf. 4, 12), Nr. 410.
2. Bruchstück einer gerillten Ofenkachel, braungrau, Gruppe C 1 (Taf. 4, 11), Nr. 407.
3. Randscherbe eines großen Topfes mit weit umgelegtem, abgerundetem, nach unten gebogenem Rand, hellgrau, Gruppe D 3 (Taf. 4, 10). Nr. 414 (siehe unten S. 109, Nr. 1, 363).
4. Randscherbe des gleichen Gefäßes, Nr. 415.
5. Randscherbe eines Gefäßes mit ausgelegtem Rand, Gruppe D 3 (wie Taf. 4, 10), Nr. 384 (Teil der Randscherbe Nr. 3, 414).
6. Bodenscherbe eines großen, steilwandigen Topfes, dunkelgrau, Gruppe D 3 (wie Taf. 5, 18), Nr. 427.
7. Bodenscherbe eines Gefäßes, grau, Gruppe D 3, Nr. 433.
8. Mehrere z. T. geschmolzene Glasbruchstücke, wohl bei einem größeren Brand entstanden, Nr. 441 bis 444.

In der Humusschicht 1 sind nur zwei der Form nach ältere Gefäßbruchstücke gefunden worden:

1. Randbruchstück eines Gefäßes mit eingebogener Schulter, Trichterhals und außen abgesetzter Randlippe, Gruppe L (Taf. 4, 13), Nr. 387.
2. Randbruchstück eines Gefäßes mit ausschwingendem, innen facettiertem Hals, Gruppe K (Taf. 4, 14), Nr. 388.

Schicht II. Wie wir oben schon ausführten, sind der obere und der mittlere Teil der Humusschicht 1 jünger als das „zyklopische" Fundament. Die nächste darunterliegende Schicht II, die hauptsächlich aus hellem Mörtelschutt besteht, ist älter als die zyklopische Mauer. Auch diese Schicht ist vielfach durch größere oder kleinere, deutliche oder weniger deutliche Gruben gestört. Dies bringt mit sich, daß der Befund am Material möglicherweise einiges Jüngere oder Älteres enthalten kann. Wir haben zuerst die Funde, die auf der Grenze zwischen Schicht 1 und II angetroffen wurden. Diese Funde gleichen im wesentlichen jenen der Schicht 1.

Gruppe A: Ein gewisser Unterschied besteht zu der jüngeren Ware durch das häufigere Vorkommen von im Bruch grauem bis braunem Ton.

1. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem, leicht gekehltem Rand, Gruppe A (Taf. 5, 1), Nr. 366.
2. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem, gekehltem Rand, Gruppe A (Taf. 5, 2), Nr. 367.
3. Beim Brand verzogener Gefäßhenkel, Gruppe A (Taf. 5, 3), Nr. 368.
4. Kleine Wandscherbe eines Gefäßes mit waagerechter, dichter Rillung, Gruppe A (Taf. 5, 4), Nr. 370.
5. Drei Bodenansatzscherben verschiedener Gefäße, hell- bis dunkelgrau, Gruppe A (Taf. 5, 5–7), Nr. 371–373.
6. Zwei Wandscherben verschiedener Gefäße, Gruppe A, Nr. 375 u. 376.

Gruppe D 3: Zu dieser Gruppe sind nur zwei Bruchstücke zu rechnen.

1. Randscherbe eines Gefäßes mit gerundetem Rand, dunkelgrau, Gruppe D 3 (Taf. 4, 10), Nr. 363 (siehe oben das dazugehörige Stück S. 109, Nr. 3, 414).
2. Wandbruchstück eines großen Vorratsgefäßes, Gruppe D 3, Nr. 377.

Von den sonstigen Funden sind noch zu erwähnen:

1. Bruchstücke einer Ofenkachel (2 Teile), Gruppe C 2 (Taf. 5, 8) Nr. 369 u. 374.
2. Zwei Bruchstücke von Butzenscheiben (Nr. 379 u. 381) sowie ein geschmolzenes Glasstück, Nr. 380.
3. Stark verschmolzenes Bronzestück, Nr. 378.
4. Bronzenadel mit aufgesetztem Ringkopf (Taf. 5, 9), Nr. 307 b.

Gruppe E 1: Neu sind hier zwei Bruchstücke von steilwandigen Gefäßen, die aus hellgrauem, stark mit Sand gemagertem Ton gemacht sind. Auch die Form des Randes ist neu.

1. Randscherbe eines Gefäßes mit hohem, umgelegtem und profiliertem Rand, außen hell-, innen dunkelbraun, Gruppe E 1 (Taf. 5, 10), Nr. 364.
2. Randscherbe eines steilwandigen Gefäßes mit kantig profiliertem, verdicktem Rand, Gruppe E 1 (Taf. 5, 11), Nr. 365.

Schicht II, unterer Teil. Jetzt tauchen neue Schüssel- und Schalenformen auf sowie Bruchstücke einiger, wohl älterer, Gefäßformen, die durch Störungen in diese Ablagerungen geraten sein dürften. Etwa als die Hälfte der Schicht II sich abgelagert hatte, dürfte der Turm ab + 2,50 m aufwärts verputzt worden sein, wie es das Anschlußprofil im Osten zeigt (Pl. 10, 2.3).

Gruppe A: Fast alle Gefäßbruchstücke dieser Gruppe zeigen im Bruch grauen bis lederbraunen Ton, so daß die schwärzliche Oberfläche wie ein Überzug wirkt. Die Formen und Verzierungen entsprechen denen der behandelten Stücke aus Schicht I.

1. Randscherbe eines weitmundigen Topfes mit umgelegtem, gekehltem Rand, Gruppe A (Taf. 5, 12), Nr. 346.
2. Randscherbe mit umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 5, 13), Nr. 347.
3. Wandscherbe eines Gefäßes mit dichter waagerechter Riefelung, Gruppe A (Taf. 5, 14), Nr. 348.
4. Bodenscherbe eines steilwandigen Gefäßes mit einem flachen Nabel in der Mitte der Innenseite, Gruppe A (Taf. 5, 17), Nr. 350.
5. Bodenscherbe eines Gefäßes mit leicht abgesetzter Standfläche, Gruppe A (Taf. 5, 15), Nr. 351.
6. Bodenscherbe eines steilwandigen Gefäßes, Gruppe A (Taf. 5, 16), Nr. 352.
7. Wandscherbe eines bauchigen Gefäßes mit verwitterter grüner Glasur auf der Innenseite, Gruppe A, Nr. 361.

Gruppe D 3: Die erhaltenen Fragmente zeigen keinen Unterschied zu den Scherben aus der jüngeren Ablagerung, ja, gehören wohl z. T. zu den gleichen Gefäßen.

1. Bodenstück eines großen, steilwandigen Gefäßes, Gruppe D 3 (Taf. 5, 18), Nr. 356.
2. Drei Wandscherben des gleichen Gefäßes, Gruppe D 3, Nr. 357–359.

Gruppe E 1: Die zwei Stücke der grauen Gattung sind technisch jenen etwas höher gefundenen gleich oder sehr ähnlich. Alle sind auf der schnell rotierenden Töpferscheibe hergestellt.

1. Randscherbe einer geradwandigen Trichterschüssel mit wenig verbreitertem, schräg herabgedrücktem Rand, hellgrau, Gruppe E 1 (Taf. 5, 19), Nr. 345 (vgl. unten S. 113, Nr. 2, 115, Taf. 7, 8).
2. Bodenstück, steilwandig aufgehend, vielleicht Krug? Gruppe E 1 (Taf. 5, 20), Nr. 353.

Gruppe P: Es tauchen jetzt zwei Gefäßbruchstücke auf, die eine rötlichbraune, nur schwach geglättete Oberfläche haben. Die Gefäße sind mit leichter Scheibenhilfe gearbeitet.

1. Randscherbe einer Trichterschale mit breitem, waagerechtem Rand, eingeritzter Wellenlinie darauf, grob gemagert, Gruppe P (Taf. 5, 25), Nr. 344.
2. Bodenbruchstück eines roh gearbeiteten Gefäßes, lederbraun, Gruppe P (Taf. 5, 21), Nr. 355.

Dazu kommen noch Gefäßbruchstücke, von denen eines wesentlich jünger (grüne Glasur), die andern aber älter als die übrigen Funde der Schicht und wohl durch verschiedene Störungen in diese Schicht geraten sind:

1. Wandscherbe eines innen grün glasierten Gefäßes aus feinem, rotbraunem Ton, Nr. 349.
2. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit ausschwingendem Trichterhals und senkrecht abgekantetem Rand, Gruppe K (Taf. 5, 23), Nr. 343.
3. Bodenansatzscherbe eines bauchigen Gefäßes, Gruppe K (Taf. 5, 24), Nr. 354.
4. Wandscherbe eines bauchigen Gefäßes mit eingeritzter Wellenlinienverzierung, Gruppe K (Taf. 5, 22), Nr. 360.
5. Unverzierte Wandscherbe eines kleinen Bechers, Gruppe M, Nr. 362.

Schicht III unterscheidet sich schon durch ihre grauschwarze Verfärbung von den vorhergehenden Schichten I und II. Dazu kommt, daß auch die Keramik und ihr Ton eine erstaunliche Ver-

gröberung zeigt. Nur bei wenigen Stücken kann mit nötiger Sicherheit gesagt werden, daß sie auf einer schnell rotierenden Töpferscheibe gemacht worden sind. Dazu kommt, daß jetzt kugelförmige Töpfe und steilwandige Schalen ein besonderes Gepräge in bezug auf die Formen geben und eine grobe Herstellungsart vorherrschend ist. Die Gruppe A mit umgelegtem, gekehltem Rand sowie jene Gruppe D 3 mit gewölbtem Rand und viel Glimmer sind bis auf ein Wandstück und drei Ofenkachelbruchstücke, die wahrscheinlich durch die Störungen in diesen Horizont gelangt sind, verschwunden.
Wir beschreiben zuerst die Funde aus der oberen Hälfte (Planum III) und anschließend die Funde aus der unteren Hälfte (Planum IV) der Schicht III.

Gruppe A: In diese Gruppe kann man die wenigen Reste der blaugrauen bis schwarzen dünnwandigen Töpfe und Kacheln zusammenfassen. Charakteristisch für diese Gattung ist, daß der Ton im Bruch grau ist und zuweilen auch die Außenseite grau sein kann. Es handelt sich um aus relativ feinem Ton auf der Drehscheibe gearbeitete Gefäße.

1. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe A, Nr. 340.
2. Bruchstück einer Ofenkachel mit kleinem Randwulst, Oberfläche geglättet, Gruppe A (Taf. 6, 1), Nr. 134.
3. Zwei Ofenkachelbruchstücke mit getreppter Profilierung, glimmerhaltig, Gruppe A (Taf. 6, 2.3), Nr. 308 u. 328.

Gruppe E: Die graue, zum Teil äußerst feine dünnwandige Ware ist in der schwarzen Humusschicht III relativ reichlich vorhanden und dominiert bei der besseren Keramik.

1. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit kurzem Trichterhals und senkrecht abgekantetem Rand, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 1 (Taf. 6, 4), Nr. 133.
2. Randprofil eines flachen, steilwandigen Schälchens (Lampe?) mit verdicktem Rand am Boden und plastischer Bodenverzierung, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 1 (Taf. 6, 5), Nr. 129.
3. Randscherbe eines Napfes (?) mit gerader, konischer Wandung und ausschwingendem, zungenförmig verdicktem Rand, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 2 (Taf. 6, 6), Nr. 131.
4. Randscherbe einer großen Schüssel mit verdicktem Rand, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 1 (Taf. 6, 9), Nr. 130.
5. Randscherbe einer großen, steilwandigen Schüssel mit profiliertem, wulstigem Rand, Gruppe E1 (Taf. 6, 10), Nr. 326.
6. Bruchstück einer becherförmigen Ofenkachel mit unregelmäßig gearbeitetem Randwulst, Gruppe E 1 (Taf. 6, 7), Nr. 325.
7. Bruchstück einer Ofenkachel mit sehr kleiner Randlippe, Gruppe E 1 (Taf. 6,8), Nr. 327.
8. Stark abgewaschene Wandscherbe eines größeren Gefäßes, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 2, Nr. 310.
9. Fünf unverzierte Wand- und Bodenscherben verschiedener Gefäße, Drehscheibenarbeit, Gruppe E 1: Nr. 315, 316; Gruppe E 3: Nr. 314, 317; Gruppe E 4: Nr. 318.
10. Bauchstücke mehrerer Gefäße, Gruppe E 1: Nr. 335 u. 338; Gruppe E 2: Nr. 336.

Gruppe G: Die Gruppe nimmt eine Zwischenstellung zwischen den großen Gruppen E und K ein. Im oberen Teil der Schicht III ist sie durch ein Fragment vertreten.

Randscherbe einer geradwandigen, konischen Schüssel mit verdicktem, nach außen abgeschrägtem Rand; tiefe, unregelmäßig starke, waagerechte Furchen gliedern die Innenfläche, grau, Gruppe G (Taf. 6, 11), Nr. 128.

Gruppe H: In diese Gruppe gehören nur sehr wenige Gefäßbruchstücke, von denen zwei aus Planum III und IV der Schicht III stammen. Sie sind orangerot, aus feinem Ton hergestellt und hart gebrannt. Die Oberfläche ist nicht besonders gut geglättet.

Wandbruchstück, unverziert, orangerot, feiner Ton, sehr hart gebrannt, Drehscheibenarbeit, Gruppe H, Nr. 322 (wie Taf. 6, 12, Nr. 121).

Gruppe K: In der grauschwarzen Schicht III macht die graubräunlich bis schwarze, gröbere Ware den größten Teil der Funde aus. Vereinzelte Stücke kommen schon in jüngeren Ablagerungen vor. Sie sind jedoch deutlich durch ihre schlechte Machart als nicht dazugehörig zu erkennen. Allen diesen Stücken ist der wenig gut gearbeitete Ton gemeinsam. Ein Teil dieser Ware ist ganz offensichtlich handgemacht. Bei vielen Wandscherben ist die Benützung der Drehscheibe nicht eindeutig zu erkennen, da die Wand auf der Innenseite mit Fingerabdrücken bearbeitet wurde. Nur die Randstücke der kugelförmigen Töpfe sprechen eindeutig für die Benützung der Drehscheibe oder des Formholzes. Die zwei wichtigsten Formen sind steilwandige Schalen mit meist abgeplattetem Rand sowie Kugeltöpfe mit verdickter, „wulstartiger" Lippe.

1. Randscherbe eine kugeligen Topfes mit Trichterhals und fast waagerecht ausgelegtem, verdicktem Rand, Gruppe K (Taf. 6, 13), Nr. 136.
2. Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit ausschwingendem Hals und schwach gekantetem Rand, Gruppe K (Taf. 6, 14), Nr. 323.
3. Bauchteil eines kugeligen Gefäßes mit waagerechten Riefen und Wellenbandreifen, Gruppe K (Taf. 6, 16), Nr. 329.
4. Randscherbe einer konischen Schale mit waagerecht abgekantetem Rand, Gruppe K, Nr. 309.
5. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe K, Nr. 342.
6. Bruchstück einer Tonplatte mit plastischer Verzierung (Taf. 6, 15), Nr. 135.

Gruppe L: Die Scherben dieser Gruppe sind in der Tonbeschaffenheit und der Farbe denen der Gruppe K verwandt, nur stammen sie von härter gebrannten und auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefäßen. Sie nehmen eine Mittelstellung zwischen den Hauptgruppen A und K ein.

1. Randscherbe eines kleinen Topfes mit eingezogener Schulter, ausschwingendem Hals und gerundeter, unten abgekanteter Randlippe, Gruppe L (Taf. 7, 1), Nr. 132.
2. Zwei unverzierte Wandscherben, Gruppe L, Nr. 320 u. 339.

Gruppe M: Die Gruppe stimmt in der Tonbeschaffenheit und den Gefäßformen mit der Gruppe K überein. Sie unterscheidet sich von der Gruppe K lediglich durch eine bräunliche Farbgebung.

1. Größeres Bruchstück einer geradwandigen, flachen Schale, Drehscheibenarbeit, Gruppe M (Taf. 7, 3), Nr. 127.
2. Randscherbe einer konischen Schüssel mit unsauber geformter Randlippe, wohl Handarbeit, Gruppe M, (Taf. 7, 4), Nr. 324.
3. Randscherbe eines tiefen Napfes mit konkav geschwungener Wandung, Gruppe M (Taf. 7, 5), Nr. 321.
4. Bodenscherbe mit plastischem Kreuz als Töpfermarker, dunkelgrau, Gruppe M (Taf. 7, 2), Nr. 311.
5. Scherbe mit Bodenansatz, dunkelgrau, glimmerhaltig, Gruppe M, Nr. 312.
6. Größere Wandscherbe eines Topfes, graubraun, Gruppe M, Nr. 319.

Gruppe P: Rötlichbraune Ware, grob, mäßiger Brand, schlechte Arbeit.

Kleine Wandscherbe eines gekehlten Gefäßes mit tiefen Einschnitten in verschiedenen Richtungen, rötlichbraun, grober Ton, mittelhart gebrannt, handgemacht, Gruppe P (Taf. 7, 6), Nr. 330.

Wenn wir uns dem unteren Teil der schwarzgrauen Schicht III zuwenden (Pl. IV), so sind auch für diesen Teil die oben aufgeführten Angaben gültig. Zu bemerken ist, daß sich stellenweise im Süden der Grabungsfläche unterhalb der schwarzen Schicht III ein weißlicher Bauschutthorizont zwischen dieser und dem gelblichbraunen Horizont (Schicht V) einschiebt, der oben als Schicht IV bezeichnet wurde. Dieser Bauschutthorizont ist wohl mit Bauarbeiten in Verbindung zu bringen, die nach der Nivellierung mit gelblichbräunlichem Lehm in diesem Bereiche vorgenommen wurden. In der Zeit der Bildung von Schicht III sind die letzten sichtbaren Reste des Verbindungsganges zwischen dem Turm und der Kirche verschwunden. Läßt sich einst die Keramik dieses Horizontes (III) genauer datieren, so wird dabei zu berücksichtigen sein, daß

die Entstehungszeit des Ganges wesentlich früher liegt als die der schwarzen Schicht III. Wie wir wissen, liegt Schicht III auf der gelblichbraunen, lehmigen Erde (Schicht V) und dem darunter befindlichen Abbruchschutt des Ganges (Schicht VII).

Die keramischen Funde lassen sich – abgesehen von fünf kleinen, wohl durch Störungen (Ratten usw.) eingestreuten Bruchstücken der jüngeren Gattungen – im großen auf drei Gruppen zurückführen, und zwar auf die graue Ware, d.h. Gruppe E, die allerdings jetzt gröber wirkt. Nur ein (!) Stück (Nr. 274) ist da von der feintonigen Ware, die auf einer schnell rotierenden Scheibe erzeugt wurde. Die zweite, grauschwarze Gruppe (Gruppe K) ist mehr oder weniger dickwandig, mit oft ziemlich „gekörnter" Oberfläche. Endlich gibt es die bräunlich bis bräunlichgrauschwarze Gruppe (Gruppe M), die in der Machart der Gruppe K ähnlich ist. Alle drei Gruppen sind etwa gleichmäßig vertreten; so die Gruppe E mit 22, Gruppe K mit 39 und Gruppe M mit 22 Bruchstücken. Dazu kommt je ein Stück der Gruppen A, H und P sowie sechs Fragmente der Gruppe L, an sich also ein homogenes Material.

Gruppe A:

Scherbe einer Ofenkachel mit getreppter Profilierung, grau, Gruppe A (Taf. 7, 12), Nr. 262 (vielleicht aus einer Störung).

Gruppe E: Im großen und ganzen wirken die Bruchstücke gröber und vor allem dickwandiger als die jüngeren Stücke aus höheren Ablagerungen. Die Tonerde ist nur mittelmäßig durchgearbeitet, einige Stücke sind sogar mit feinem Sand gemagert, im Bruch sind sie gleichmäßig grau. Die Gefäße sind auf einer langsam rotierenden Drehscheibe hergestellt. Auf einigen Stücken befindet sich auf der Außenseite eine Art Wassersinter.

1. Randscherbe eines Gefäßes mit ausschwingendem Hals, grau bis hellbraun, grober Ton, Handarbeit, Gruppe E1 (Taf. 7, 7), Nr. 113.
2. Randscherbe einer Schüssel mit dünnem, umgelegtem Rand, grau, Gruppe E1 (Taf. 7, 8), Nr. 115 (ähnlich wie Nr. 345 Taf. 5, 19).
3. Wulstiger Gefäßhenkel, Gruppe C (Taf. 7, 10), Nr. 123.
4. Scherbe einer Ofenkachel, hellgrau, glimmerhaltig, Gruppe E1 (Taf. 7, 11), Nr. 125.
5. Wandscherbe eines gröberen Topfes, Gruppe E1, Nr. 228.
6. Bodenansatzscherbe eines unten konkav einschwingenden Gefäßes, grau, auf der Innenseite einzelne Riefen, außen ungeglättete Oberfläche, Drehscheibenarbeit, Gruppe E1 (Taf. 7, 9), Nr. 263.
7. Vier Bodenansatzstücke grauer Ware, auf der Drehscheibe gearbeitet, Gruppe E1, Nr. 264, 267, 269, 271.
8. Zwölf Bruchstücke von Gefäßen grauer Ware, zwei davon innen grauschwärzlich, Gruppe E1: Nr. 230, 232, 233, 234, 241, 253, 280, 281, 283, 284, 288; Gruppe E2: Nr. 268.
9. Kleines Bruchstück eines bauchigen Gefäßes aus äußerst feinem, geschlämmtem Ton, auf einer schnell rotierenden Drehscheibe gearbeitet, hart gebrannt, Gruppe E3, Nr. 274.

Gruppe H:

Randscherbe eines kugeligen Gefäßes (Taf. 6, 12), Nr. 121 (vgl. oben S. 111, Nr. 322, Gruppe H).

Gruppe K: Schwärzliche, gröbere Ware mit oft „körniger" Oberfläche. Bei vielen Bruchstücken der Bauchpartien ist nicht zu entscheiden, ob sie auf der Töpferscheibe gearbeitet wurden. Im allgemeinen sind sie schwärzlichgrau, aber es sind darunter auch Stücke, die mehr ins Graue oder Braune hinüberwechseln. Die Grenze ist deswegen zu Gruppe E und M fließend.
Folgende Stücke der Gruppe können hervorgehoben werden:

1. Randscherbe eines Topfes mit schwach gekanteter Randzone, grau, glimmerhaltig, Drehscheibenarbeit, Gruppe K auf der Grenze zu Gruppe E1 (Taf. 7, 13), Nr. 114.
2. Bruchstück eines Gefäßes mit Trichterhals und kleiner Randlippe, Gruppe K (Taf. 7, 14), Nr. 116.
3. Randscherbe eines Kugeltopfes mit gerundeter Randlippe, stark glimmerhaltig, Drehscheibenarbeit, Gruppe K (Taf. 7, 15), Nr. 117.
4. Randscherbe eines Gefäßes mit gekanteter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 7, 16), Nr. 259.
5. Randscherbe eines Gefäßes mit schräg abgekantetem, leicht gekehltem Rand, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 7, 17), Nr. 260.
6. Randprofil eines Tellers mit kurzem Rand und waagerecht abgestrichener Kante, grauschwarz, Gruppe K (Taf. 7, 18), Nr. 261.
7. Siebenundzwanzig Bruchstücke von schwärzlich bis schwärzlichbrauner Ware der Gruppe K, darunter mehrere Boden-Stücke, die übrigens bei allen Gruppen gerade sind, Nr. 226, 236–239, 242, 245, 247, 248–252, 254, 266, 289, 290, (Taf. 7, 19) Nr. 291, Nr. 292, 293, 296–298, 300, 305–307.

Gruppe L:

1. Drei Bruchstücke von einem größeren Stück eines grauschwarzen Gefäßes mit Rillen auf der Innenseite, relativ dünnwandig, Ton mittelmäßig, hart gebrannt, Außenseite nicht geglättet, macht den Eindruck, als ob es ein handgemachtes Gefäß sei, Gruppe L (Taf. 7. 20) Nr. 303, Nr. 301, 320.
2. Vier Bruchstücke von schwärzlichgrauer Ware, wohl Drehscheibenarbeit, Gruppe L Nr. 240, 243, 256, 282.

Gruppe M: Der Übergang zu der Gruppe K ist vielfach fließend und mehr eine Frage der Farbe.

1. Randscherbe eines Gefäßes mit Trichterhals, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 8, 2), Nr. 112.
2. Randscherbe einer Trichterschale mit sattelförmiger Randlippe, dunkelbraun, außen überfangen, Drehscheibenarbeit. Gruppe M (Taf. 8, 3), Nr. 119.
3. Vierzehn kleinere Bruchstücke von gröberen, oft mit Sand stärker gemagerten Gefäßen, lederbraun bis dunkelbraun, Oberfläche oft wenig geglättet und außen „körnig", Gruppe M, Nr. 235, 244, 246, 258, 265, 270, 276, 278, 279, 285, 286, 287, 295, 299.

Gruppe N: Die Gruppe ist den genannten Gruppen K und besonders M in der Tonbeschaffenheit und dem Brand sehr ähnlich, lediglich eine Gefäßseite (außen: Gruppe N1, innen: Gruppe N2) ist durch ein oxydierendes Brandverfahren ziegelrot gefärbt.

1. Bodenansatzscherbe eines bauchigen Gefäßes, Gruppe N1, Nr. 225.
2. Randscherbe eines gebauchten Topfes mit innen facettiertem Trichterhals und umgelegtem Rand, graubraun, Drehscheibenarbeit, Gruppe N2 (Taf. 8, 4), Nr. 118.
3. Vier kleine Bruchstücke von gröberen Gefäßen der Gruppe N2, Nr. 255, 277, 294, 304.

Gruppe O1: Die Gefäßfragmente dieser Gruppe sind den vorher besprochenen Gruppen ähnlich, jedoch von ziegelroter bis brauner Farbe.

1. Randscherbe einer dickwandigen, kesselförmigen Schale mit eingezogenem Rand, Drehscheibenarbeit, Gruppe O1 (Taf. 8, 1), Nr. 120.
2. Zwei kleinere Bruchstücke von gröberen Gefäßen, Gruppe O1, Nr. 231, 275.

Gruppe P:

1. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit stark eingezogener Schulter und kurzem Trichterhals, tiefe Einstiche und waagerechte, eingeschnittene Linien, Gruppe P (Taf. 8, 5), Nr. 111.
2. Bruchstück eines gröberen Gefäßes, Gruppe P, Nr. 229.

Damit können wir die Beschreibung der Funde aus der schwarzen Schicht III beenden.

Im mittleren und südlicheren Teil des Ostprofiles zeichnet sich ein gelblichbräunlicher,

lehmiger Horizont aus Erde und Bauschutt ab, den wir als Schicht v bezeichnet haben. Er reicht etwa von + 1,90 m bis + 2,10 m. Gegen Süden und Südosten der Grabungsfläche ist dieser Horizont vom hellen Bauschutt überlagert (Schicht iv). Die Entstehung dieser hauptsächlich im Südosten eindeutig ausgebildeten Schicht (iv) dürfte mit der noch nicht näher erfaßten Bautätigkeit in diesem Gebiet zusammenhängen. Im Südprofil läßt sich dieser Horizont (iv) unter der schwarzen Schicht iii eindeutig weiterverfolgen. Zuerst noch auf der gleichen Höhe, dann über den östlichen Gangstumpf, aber gut 10 cm ansteigend, weiterziehend über den dazugehörigen Mörtelestrich bis zur westlichen Gangmauer. Hinter dem noch stehenden Stumpf der westlichen Gangmauer erscheint dieser Bauschutthorizont iv wieder und zieht sich bis zu der Westgrenze der Grabungsfläche. Denselben Verlauf zeigt von der Mitte des Ostprofils gegen die Südostecke hin, dann weiter entlang des Südprofils die unter dem hellen Bauschutthorizont (iv) liegende gelbe bis braune Erdschicht v. Auch sie erscheint hinter der Westmauer des Ganges wieder und erstreckt sich bis zur Westgrenze der Grabungsfläche, wo sie dann stark abwärts in die tiefe Grube fällt, die im Probeschnitt iii vom Frühjahr erfaßt wurde. Damit ist dieser gelbbraune, mit Bauschutt durchsetzte Horizont eine klare Lage, die den schwarzen Horizont iii und den oberen Bauschutt (Schicht iv) vom darunterliegenden Abbruchschutt (Schicht vii) des Ganges Turm-Kirche trennt. Im Nordteil der Grabungsfläche ist die Situation wesentlich anders. Wie das Ostprofil deutlich zeigt, entsprechen höhenmäßig den Schichten v bis viii im Norden der Boden des „Großen Baues" mit rotem Mörtelboden (Schicht x) und der darüberliegende weiße Abbruchschutt dieses Baues (Schicht ix). Zugleich zeigt sich durch die Art der Überschneidungen, daß die Reste des „Großen Baues" und sein Abbruch (Schicht ix u. x) älter als die Schichten v bis viii sind.

Wir wollen die Funde aus den Schichten iv und v, dann jene aus dem Bereich des Gangabbruches (Schicht vii) und anschließend die der Schicht viii besprechen. Am Ende sollen die wenigen Funde des „Großen Baues" mit rotem Estrich (Schicht x) vorgeführt werden.

Schicht iv. Etwa 1 bis 2 cm unterhalb von Planum iii in Quadrat T 5 wurden bei + 2,25 m auf dem sich gerade abzeichnenden Schutthorizont iv verschiedene Bruchstücke einer Schale gefunden. Es besteht die Möglichkeit, daß diese Stücke auf die Oberfläche des Bauschuttes (iv) abgelagert wurden und damit älter sind als die schwarze Humusschicht iii.

Rand- und Wandstück einer konischen Schale mit einem abgesetzten, leicht ausschwingenden Hals und einer kräftigen, gerundeten, unterschnittenen Randlippe. Die Halszone ist innen und außen mit tief eingegrabenen, unregelmäßigen, steilen Wellenlinien verziert. Der Rand trägt eine Wellenlinie und eine doppelte Reihe tief eingestochener Punktlinien, fleckig hellgrau, Gruppe E1 (Taf. 8, 6), Nr. 12.

Aus der Schicht v, die durch ihre gelblichbraune Farbe so deutlich die Reste des Ganges von der schwarzen Schicht iii trennt, stammen nur drei kleine Gefäßwandbruchstücke sowie das Randstück eines Tongefäßes.

1. Scherbe, hellgrau, Drehscheibenarbeit (?), Gruppe E1, Nr. 15.
2. Handgemachte Scherbe, im Bruch grau, glimmerhaltig, Gruppe N2, Nr. 3.
3. Scherbe eines weißlichgrauen, hart gebrannten Gefäßes, feiner Ton, Drehscheibenarbeit, dünnwandig, Gruppe I, Nr. 126.
4. Randstück eines Gefäßes mit konkav geschwungenem Trichterhals und senkrecht aufgesetztem, ovalem Randwulst, Drehscheibenarbeit, außen rötlichbraun, innen hellgrau, Ton im Bruch dunkelgrau, Gruppe F1 (Taf. 8, 8), Nr. 13.

Stück Nr. 4 ist ganz auf der Unterseite der Schicht v bzw. auf dem „Estrich" (?) (Schicht vi) aus stark verbackenem Kalk gefunden, der über das östliche Fundament des Ganges geht. Somit könnte es vielleicht das Alter dieser „festen Schicht vi aus verbackenem Kalk" bestimmen.

5. Hierher dürfte ihrer Fundlage nach (+ 2,27 m) auch die Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit kantigem, etwas gekehltem Rand gehören, außen lederbraun, Kern grau, stark glimmerhaltig, Gruppe O2 (Taf. 8, 7), Nr. 8.

Schicht VII. Nur wenige Stücke stammen aus dem Abbruchschutt des Ganges, und zwar lagen sie unmittelbar oberhalb des Estrichs bzw. der Fundamentreste desselben Ganges.

1. Randstück eines bauchigen Topfes mit kurzem, nicht abgesetztem Hals und schräg abgeplatteter, unterschnittener Randlippe, lederbrauner, im Kern hellgrauer Ton, Drehscheibenarbeit, Gruppe O1 (Taf. 8, 9), Nr. 14.
2. Randprofil einer handgemachten Schüssel mit nach außen abgeschrägtem Rand, grauer Ton, Oberfläche innen sehr uneben, körnig, außen abgeglättet, feiner, goldener Glimmer, Gruppe G (Taf. 8, 10), Nr. 137.
3. Bodenansatzstück, wohl einer Schale wie oben, mit flachem Boden, die Außenseite körnig, im Inneren durch Fingerdruck uneben, handgemacht, grauer glimmerhaltiger Ton, Gruppe E1 (Taf. 8, 13), Nr. 16.
4. Zwei kleine Bruchstücke von ähnlichen Gefäßen, Gruppe E1, Nr. 26 u. 27.

Der vom Gang nach Westen hin vor dem Turm liegende Bauschutt scheint auch von dem Abbruch der Gangmauer zu stammen. Es ist die gleiche graue Schuttmasse wie oberhalb des Gangestrichs selbst.

1. Acht kleine Bruchstücke des gleichen Gefäßes, außen dunkelgrau, innen hellgrau, im Bruch grau, vereinzelt nach außen eine dünne, hellbraune Schicht, Gruppe E1, Nr. 32–39.
2. Bodenansatzstück eines dünnwandigen Gefäßes, außen hellgrau, innen dunkelgrau, Gruppe L (Taf. 8, 12), Nr. 40.
3. Scherbe eines handgemachten Gefäßes, grauschwarz, körniger, hartgebrannter Ton, im Bruch grauschwarz, feiner Glimmer, Gruppe K, Nr. 41.
4. Hälfte einer sechseckigen Tonplatte mit Greifendarstellung (Taf. LXXXVI a), Nr. 8 a.
5. Kleiner knöcherner Würfel (Taf. 8, 11), Nr. 41 a.

Schicht VIII findet sich überall, wo der rote Estrichboden des „Großen Baues" herausgerissen wurde. Es handelt sich um einen dunkeln, festen Boden mit Bauschutteinschlüssen, der anscheinend beim Bau des (jüngeren?) Ganges geschnitten wurde.

1. Bodenstück eines größeren Gefäßes ohne Drehscheibenspuren, eben gedrückte Platte, die Wandung für sich angeschlossen, hellgraue Oberfläche, im Bruch dunkelgrau, feiner goldener Glimmer, Gruppe E1, Nr. 11.
2. Bodenstück eines hellgrauen Gefäßes, auf der Scheibe plattgedrückt, die Wandung für sich angeschlossen, im Bruch grau, Gruppe G, Nr. 10.
3. Zwei Topfbruchstücke, Gruppe K, Nr. 5. u. 6.
4. Bodenstück eines steilwandigen, wenig gebauchten Gefäßes, handgemacht, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 9, 1), Nr. 4.
5. Glasscherbe, grünweißlich, Streichspuren, kleine Blasen, Rest einer rechteckigen Butzenscheibe mit retuschiertem Rand, Nr. 7.

Schicht IX besteht aus dem Abbruch des „Großen Baues" mit dem roten Estrich, dessen Reste, wie die darüberliegende Schicht VII, von dem Turm geschnitten wurden. Nur zwei kleine Gefäßbruchstücke lassen sich mit Sicherheit dieser Schicht zuweisen.

1. Kleine Scherbe eines handgemachten Topfes, dunkelgrau, im Bruch schwarz, Gruppe K, Nr. 1.
2. Wie Nr. 1, innen rotbraun, Gruppe N2, Nr. 2.

Nachdem wir auf diese Weise die Funde aus den einzelnen Schichten besprochen haben, bleiben noch die Funde aus den Gruben und Gräben vorzuführen. Wir können die modernen Störungen (Abwasserkanal, Blitzableitergrube) übergehen. Zur Stratigraphie wäre zu bemerken, daß die Anlage des Kanals jünger als jene der Blitzableitergrube ist. Die Funde aus

dem Abwasserkanal (Nr. 192–200) sind im wesentlichen identisch mit den Funden aus dem Humus (Schicht I) und dem darunterliegenden Bauschutt (Schicht II). Erwähnenswert sind nur eine stark korrodierte Bronzefigur des Gekreuzigten (Taf. 9, 3) (Nr. 182) sowie eine Scherbe eines geradwandigen, konischen Napfes mit waagerecht abgestrichenem, verdicktem Rand. Die Scherbe ist hellbraun, klingend hart gebrannt, aus sehr feinem Ton auf einer schnell rotierenden Scheibe gedreht, sie hat in der Herstellungsart keine Entsprechung (Taf. 9, 2) (Nr. 183). Die Masse der Bruchstücke gehört der blauschwarzen Ware (Gruppe A) an.

Auch die Funde aus der etwas älteren Blitzableitergrube (Nr. 201–222) unterscheiden sich nicht von jenen der Kanalgrube. Hier wiegt ebenfalls die blaugraue bis schwarze dünnwandige Ware der Gruppe A vor. Dazu kommen einige Bruchstücke der glimmerhaltigen Gattung E, jene schwärzlichen Scherben der Gruppe K sowie das Randstück einer Schale aus hell ockerfarbigem, sehr feinem Ton, der außen hellbraun, innen dunkelbraun glasiert ist (Nr. 202).

Ähnlich ist der Befund aus den übrigen modernen Störungen (Nr. 173–181). Die Gruppe A ist auch hier dominant, dazu kommt die Randscherbe einer großen Schale mit mehrfach profiliertem Rand. Das Stück ist aus sehr feinem hellbraunem Ton gemacht, hell ockerfarben glasiert und zeigt Reste einer beigefarbenen Innenzeichnung. Viel interessanter ist das Bruchstück eines Schälchens, das auf der Töpferscheibe gearbeitet worden ist (Taf. 9, 4) (Nr. 173). Der Ton ist weißlich und mit Quarzitkörnern (?) gemagert, so daß die Oberfläche etwas körnig wirkt. Dieses Stück könnte in die Gruppe I gehören, deren Ton aber wesentlich feiner ist und deren Gefäßbruchstücke dünnwandiger sind.

Die nächstältere Grube C wurde um + 2,40 m in der Schicht II (Bauschutt) eindeutig erkennbar und reichte bis in das Planum VII (ca. + 1,70 m) hinunter. Aus der Form ist eindeutig, daß es sich um ein Pfostenloch handelt, das mit dem Inhalt der Schicht I (Humus) gefüllt wurde. Diesem Pfostenloch entspricht das Pfostenloch in der Mitte des Ostprofils. Wie öfters bei solchen Gruben, zeigten die Funde aus dem oberen Teil im Durchschnitt „altertümlicheres" Gepräge, jedoch wurden im unteren Teil eindeutig jüngere Funde gemacht; so die Reste eines krugartigen Gefäßes mit umgelegtem, etwas einziehendem Rand der Gruppe A (Taf. 9, 5) (Nr. 161). Erwähnenswert ist die leichte, graue, silberartige „Glasur". Dazu kommen das Boden- und das Bauchbruchstück mit feinen Rillen der gleichen Gruppe A. Weiter können zwei Stücke der Gruppe D 3 (Glimmerware) (Nr. 162 u. 167), eine sehr dünnwandige, ockerfarbige Scherbe mit gelbgrünlicher Glasur im Inneren (Nr. 163) usw. genannt werden. Interessant ist der Boden eines Gefäßes (wohl der Gruppe K) mit kreisrundem Stempel mit Kreuzmuster auf der Innenseite (Taf. 9, 6) (Nr. 172). Im oberen Teil der Grube C überwiegen die Bruchstücke der grauen Gruppe E, daneben aber finden sich auch solche der Gruppen K und M.

Auch Grube D ist der Rest eines Pfostenloches, das sich bei + 2,27 m in Planum III abzuzeichnen begann und im oberen Teil mit der schwarzen Erde der Schicht III ausgefüllt und von ihr überlagert war. Diese Grube schneidet die Schichten V und VII sowie den Estrich des Ganges. Wir dürfen also annehmen, daß die Grube während der Ausbildung von Schicht III entstanden ist. Neben zwei kleinen Bruchstücken der Gruppen E1 und K (Nr. 47 u. 48) ist hier das Bruchstück eines bauchigen, dünnwandigen, hell ockerfarbigen Gefäßes gefunden worden, das auf der Töpferscheibe gearbeitet worden ist (Gruppe H) (Nr. 46). Die Oberfläche ist „körnig", der Ton sehr fein, mit kleinen Glimmereinschlüssen. Dazu kommen zwei einfache eiserne Messerklingen (Nr. 44 u. 45).

Grube E – auch ein Pfostenloch – schneidet die Reste des Ganges. Festgestellt wurde sie bereits nach dem Abräumen der schwarzen Schicht III. In ihr wurden nur zwei kleine Gefäßbruchstücke der Gruppen K und M gefunden (Nr. 42 u. 43).

Grube F ist in mancher Hinsicht von Bedeutung. Sie ist sicher älter als Schicht IV. Wahrscheinlich ist sie während der Ablagerung von Schicht V entstanden. Jedenfalls ist sie jünger als

der Gang und sein Abbruch (Schicht VII und VI). Es ergibt sich daraus, daß die Funde aus der Grube für den Gang und seine Abtragung einen Zeitansatz ergeben. Vorherrschend ist die dickwandige graue Ware (Gruppe E bzw. K). Die Masse der anderen Scherben fällt in die Gruppe M mit ihrer dunkel bräunlichen Farbe und der „körnigen" Oberfläche. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Gefäße auf der Töpferscheibe gedreht oder mit der Hand gemacht worden sind. Dazu kommen Stücke der Gruppe P, eine sehr grobe, dickwandige, dunkel ockerfarbige, „körnige" Ware, die im Bruch grauschwarz und mit Sand gemagert ist. Nach außen hat der Bruch bei Scherben dieser Gruppe hellfarbige Schichten, alle Stücke sind sandgemagert. Verwandt ist die Gruppe O, deren Gefäße aber wesentlich besser in der Herstellung sind, eine gut geglättete Oberfläche haben und hellbraun bis rosig, fein gemagert und im Bruchinneren hellgrau sind. Endlich gibt es einige wenige stärker glimmerhaltige und im Bruch hellgraue Stücke (Gruppe G). Einer genauen Beschreibung bedürfen nur einige Bruchstücke, deren Form einen Aussagewert besitzt. Es ist hervorzuheben, daß nicht ein Stück der blauschwarzen Ware (Gruppe A) in dieser Grube angetroffen wurde.

1. Mehrere Scherben eines kugeligen, handgemachten, grob geformten Gefäßes mit waagerechter, abstehender Tülle (Bratpfanne), Gruppe P (Taf. 9, 7), Nr. 86. Weitere Bruchstücke des gleichen Gefäßes, Nr. 84 u. 87. Dieses Gefäß wurde in der obersten Lage der Grube gefunden.
2. Henkelansatz eines Gefäßes mit breitem, bandförmigem Körbchenhenkel, graue Ware, mit Einstichen verziert, „körnige" Oberfläche, Drehscheibenarbeit, Gruppe E4 (Taf. 9, 8), Nr. 76.
3. Randscherbe einer steilwandigen Schüssel mit abgesetzter Lippe, grau, handgemacht (?), Gruppe E1 (Taf. 9, 9), Nr. 85.
4. Bodenansatz eines grauen Gefäßes mit auf die typische Weise etwas abgesetztem Bodenrand („Ringfuß"), Gruppe E1 (Taf. 9, 11), Nr. 52.
5. Bodenansatz eines ähnlichen Gefäßes mit gleichem Merkmal des Bodens, Gruppe E1 (Taf. 9, 10), Nr. 77.
6. Randscherbe eines Topfes mit ausschwingendem, gekehltem Rand und profilierter Lippe, Drehscheibenarbeit (?), Gruppe K (Taf. 9, 12), Nr. 49 (ähnlich wie Taf. 8, 8, Nr. 13 aus Schicht V und Taf. 6, 13 Nr. 136 aus Schicht III).
7. Randscherbe eines Gefäßes mit ausschwingendem Hals mit verdünnter Lippe, handgemacht, Gruppe K (Taf. 9, 13), Nr. 50.
8. Zwei Wandbruchstücke mit breiten Rillenbändern im Inneren, Gruppe L (Taf. 9, 14) Nr. 81, Nr. 65 (ähnliche Stücke in Schicht III u. V, Nr. 301 u. 303).
9. Randscherbe einer Schüssel mit gerundeter, verdickter Lippe, im Bruch grau, nach außen bräunlichrosa, Gruppe O1 (Taf. 9, 15), Nr. 155.

Damit sind die wegen der Form wichtigen keramischen Reste beschrieben, wobei sich zeigt, daß der Inhalt der Grube F im wesentlichen mit dem Inhalt der Schichten III (unterer Teil) und V manche Gemeinsamkeiten hat. Die Zeitstellung dieser Grube sowie der erwähnten Schichten ist abhängig von dem Einsetzen der blaugrauen Gruppe A mit kantig oder gewölbt umgelegtem Rand in Oberbayern. Aus dem stratigraphischen Befund in den Schichten, aber auch in den Gruben ist eindeutig geworden, daß die Keramik der Grube F sowie der Schichten III und V eine selbständige Stufe in der keramischen Entwicklung Oberbayerns bildet. Wenn auch in Bayern die Gruppe A bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts beginnen soll, wie etwa in Hannover (nach 1215 jedoch vor 1308)[12], so könnten die Funde aus den Schichten III und V und aus der Grube F spätestens aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen. Dies würde bedeuten, daß der Gang zwischen dem Turm und der Kirche vor dem frühen 13. Jahrhundert bereits abgebrochen wurde. Seine Errichtung mit zwei Bauphasen fiele dann wohl in das 12. oder gar in frühere Jahrhunderte.

Wenden wir uns jetzt der tiefen Grube G zu, die bereits im Schnitt 3 vom Frühjahr 1961 angeschnitten und von + 2,80 m bis + 0,49 m untersucht wurde, ohne daß der gewachsene Boden

[12] H. Plath, Hannoverische Geschichts-Blätter, N. F. 12, 1959, S. 12, No. 7 u. 9; 17 Abb. 3.

erreicht wurde. Obwohl die Schichtung der Grubenfüllung es erlaubt, die einsackenden Schichten mit jenen der Gesamtfläche in Verbindung zu bringen (Pl. 10, 4), ist unter den Scherben aus der Grube ab + 2,00 m (Schicht v) nicht eine einzige, von der man sagen könnte, sie stamme von einem Gefäß, das auf der Drehscheibe gefertigt gewesen wäre. Auch die in Grube F so reichlich vertretenen grauen Gruppen (E u. G) fehlen vollständig. Das übrige ist handgemacht. Das meiste gehört den Gruppen K, M und N an, wobei die Innenseite bei den geschlossenen Töpfen braun sein kann. Die Oberfläche ist mäßig geglättet bis körnig. Der Ton mittelmäßig, gemagert und mit feinem Glimmer durchsetzt. Der Boden hat meistens einen „Ringwulst".

1. Trichterrandstück eines Topfes mit sich verjüngendem, schlichtem Rand, Gruppe K (Taf. 10, 1), Nr. 101.
2. Scherbe eines Topfes mit Trichterhals, Handarbeit, Gruppe M (Taf. 10, 2), Nr. 100.
3. Bodenansatz eines Gefäßes Gruppe M (Taf. 10, 3), Nr. 102.
4. Bodenansatz eines ähnlichen Gefäßes mit verdicktem Rand, Gruppe N2 (Taf. 10, 4), Nr. 108.
5. Randbruchstück eines bauchigen Gefäßes mit nicht abgesetztem Hals, Gruppe K (Taf. 10, 5), Nr. 106.
6. Zu dieser relativ dickwandigen, groben Ware gesellen sich einige ziemlich dünnwandige Bruchstücke bauchiger Gefäße, die anscheinend alle handgemacht sind und am ehesten in die Gruppe K gehören. Die Oberfläche ist fast bei allen diesen Stücken körnig. Der Ton ist mit Sand gemagert und glimmerhaltig, Inv. Nr. 109 u. 110.

Damit sind die wichtigsten Funde aus der Grube G vorgeführt. Der Lage nach dürfte die Masse der Funde der Schicht VII oder VIII entstammen. Man fragt sich, ob das Fehlen der grauen usw. Gruppen sowie der entwickelteren Profile und der Töpferscheibenarbeit zufällig ist. Die Anlage dieser Grube setzte voraus, daß die Westmauer des „Großen Baues" völlig abgetragen war. Entschließt man sich, anzunehmen, daß das Fehlen der oben erwähnten Gruppen und Merkmale nicht zufällig ist und die grauen Gruppen zwischen 1190 und 1215 – Hannover – erst beginnen, so wären die Funde aus der Grube G in die Zeit vor 1190 zu setzen. Sie könnten aber wegen der freihändig geformten Ränder, dem schrägen Halsansatz von ca. 90°, wegen der Arten des Brandes und der Oberflächenbehandlung bis ins 10. Jahrhundert zurückreichen. Auf Grund des verhältnismäßig geringen Bestandes der Funde aus der Grube G ist jedoch eine sichere Datierung nicht möglich.

Fläche zwischen Turm und Sakristei

Fundstelle	Keramische Gruppen A	B	C_1	C_2	D_1	D_2	D_3	E_1	E_2	E_3	E_4	F_1	F_2	G	H	I	K	L	M	N_1	N_2	O_1	O_2	P	Turm	gleichzeitig mit den Schichten I bis VII.
Schicht I	48	1	1	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—		
II A	9	—	—	2	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		
II B	7	—	—	—	—	—	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	1	—	—	—	—	2		
III A	4	—	—	—	—	—	—	10	3	2	1	—	—	1	1	—	6	3	6	—	—	—	—	1		
III B	1	—	—	—	—	—	—	22	1	1	—	—	—	—	1	—	32	7	16	1	5	3	—	2		
V	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—		
Grube F	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	2	2	—	—	—	1	—	3		
Schicht VI	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—		
VII	—	—	—	—	—	—	—	11	—	—	—	—	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	—	①		
VIII	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	2	—	1	—	—	—	—	—		② Schicht XII A im Turmbereich
Grube G	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	2	—	1	—	—	—		
Schicht IX	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—		

① Tonplatte mit Greifendarstellung (Taf. LXXXVI a) ② Schicht VIII entspricht den Funden aus Schicht XIIA-C im Turm.

Die Grabung im Turm

Nachdem im Frühjahr 1961 durch den Suchschnitt 3 von der Nordwestecke des Münsters zum Turm das Fundament und der Ziegelterrazzo eines Baues, dessen Reste vom heute stehenden Turm geschnitten und überlagert werden, angetroffen wurden, entstand die Frage, was für ein Bau dies war. Es wurde weiter beobachtet, daß der Turm mehrmals bis zur heutigen Höhe aufgestockt, also ursprünglich viel niedriger war und damit anscheinend seine jetzige Form und sein Zweck ursprünglich anders waren. Dies um so mehr, als im Südosten des Turminneren ebenerdig und im ersten Geschoß zu dem Münster hin vermauerte Ausgänge noch heute vorhanden sind. Sie weisen auf eine ursprünglich engere Verbindung des Turmes durch einen Gang zum Münster hin und gaben Anlaß zu verschiedenen Mutmaßungen.

Im Inneren ist das Erdgeschoß des achteckigen Turmes heute ein unregelmäßiges Viereck (Pl. 10). Erst im ersten Geschoß beginnt sich die achteckige Form auch im Inneren des Turmes abzuzeichnen. Nach der Entfernung des modernen Bretterfußbodens zeigte sich, daß das Erdgeschoß mit rechteckigen Ziegeln (ca. 29 × 29 × 5 cm) ausgelegt war (Pl. 10, 5–9; Schicht I). Wie schon oben ausgeführt, sind diese quadratischen Ziegel älter als der heute in der Kirche befindliche rote Marmorboden. Dieses Format entspricht dem Ziegelboden I in der Kirche, der sicher jünger als der Kenotaph für die sel. Irmingard von 1641 ist. Die Ziegel waren im Turm in eine etwa 4 cm dicke Mörtelschicht eingebettet. Darunter folgte eine ca. 7 bis 8 cm mächtige Füllschicht (II), die aus Lehm, Sand, Kieseln und Ziegelsplitt bestand. Im Südteil des Schnittes fand man anschließend noch einige Ziegel eines älteren Bodens, von dem sonst nur noch ein 3 bis 4 cm dickes Mörtelbett (III) erhalten war. Das längliche Format der Ziegel (30 × 15 × 6 cm) findet sich auch in der Kirche beim Kenotaph von 1641 verwendet. Da dieses Ziegelformat vor der Errichtung des Kenotaphs in der Kirche nicht vorkommt, läßt sich dieser Boden in die Zeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts datieren. Unter diesem Ziegelboden und seinem Mörtelbett folgte eine weitere Füll-Lage (Schicht IV), die je nach der Stelle 10 bis 20 cm dick war. Sie ist lehmig-sandig, mit Mörtel, Tuff- und Kieselsplitt durchsetzt. Dazwischen fand man Wandputzstücke mit den Spuren von weißer, bräunlicher, grauer und schwarzer Bemalung. Unter dieser Füllschicht stieß man auf eine unebene, aber festgetretene Lauffläche. Bei dem weiteren Vordringen nach unten fand man überall Brandschuttreste sowie mehrere im Boden eingetiefte Nester mit Brandschutt und geschmolzenen Bronzeklumpen (Schicht V u. VI). Unterhalb dieser Nester waren die darunterliegenden beiden älteren Fußböden (VII u. IX) und die Zwischenschicht (VIII) muldenförmig, offenbar durch die Stoßwirkung, eingedrückt. Dieser Befund spricht dafür, daß der Turm einst in Brand geraten ist, wobei die schweren Glocken herunterstürzten und sich in den damaligen Boden eintieften. In der Tat ist es bekannt, daß bei dem Klosterbrand von 1572 auch der Turm ausbrannte und das „Geläute verprunnen" ist. Man hat nach dem Brande offenbar die Masse des Brandschuttes weggeschafft, den Boden eingeebnet und die „Nester" stellenweise mit Mörtel zugedeckt. Damit läßt sich dieser Boden vermutungsweise in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datieren.

Unter dieser Brandschicht folgten, vor allem im Osten und Süden gut faßbar, zwei dicke Mörtelestriche (VII u. IX), die durch eine erdig-schmutzige Schicht voneinander getrennt sind (Pl. 10, 5–9). Im Westen des Schnittes waren diese beiden Mörtelestriche vor der Errichtung des neuen Laufhorizontes nach dem Brand von 1572 ganz wesentlich gestört, jedoch blieb die untere Mörtelestrichlage noch stellenweise erhalten. Unter dieser unteren Mörtelestrichlage folgte eine dünne Lauffläche mit erheblichen Brandschuttresten (X) (vor allem im Nordosten der Grabungsfläche). Dieser Erdestrich nun überlagerte einmal eine einheitliche braungraue Schicht (XIII) sowie die Fundamentreste von Bauten, deren Form und Bedeutung bisher noch nicht ganz ermittelt werden konnte. Unmittelbar vor dem Entstehen dieser ältesten Lauf-

fläche (x) im Turm wurden eine von Norden nach Süden und eine von Osten nach Westen verlaufende Mauer abgetragen und das Gelände mit der soeben erwähnten braungrauen Schicht eingeebnet. Im Norden der von Osten nach Westen verlaufenden Mauer wurden zuunterst, meistens schon auf dem hellbraunen „gewachsenen" Boden lagernd, noch die Reste eines Mörtelestrichs (+ 1,97 m) mit einer gröberen Mörtelrollierung festgestellt. Dieser Mörtelestrich (XIV) schloß an die beiden Mauerreste stellenweise noch an. Es kann daraus gefolgert werden, daß die in Ost-West- und die in Nord-Süd-Richtung verlaufende Mauer mindestens zeitweise gleichzeitig waren. Entlang der in Ost-West-Richtung verlaufenden Mauer fanden sich beiderseits Störungen (Ausbruchgräben!), aus denen eine Anzahl von Funden stammt. Südlich dieser Mauer stieß man auf die Reste des roten Mörtelestriches (XVI) des „Großen Baues", der beim Anlegen der Ost-West-Mauer zerstört wurde (Taf. XXIII b). Auf diesem Terrazzo – den wir schon im Süden außerhalb des Turmes antrafen – befand sich eine hellere, graubraune, sandige Schicht (XV), über der, vor allem im Südwesten, beachtliche Abbruchreste dieses ältesten Baues lagen. Unter dem roten Estrich mit seiner vorzüglichen Rollierung im weißen Kalkmörtel war – soweit feststellbar – nur der hellbraune „gewachsene" Boden mit hallstattzeitlichen Scherben zu beobachten.

Die nächste Frage war, wie sich diese Baureste und Schichten zu dem aufgehenden Turm verhalten. Zuerst erscheint die Ermittlung des Verhältnisses bei den so klar sich abzeichnenden Schichten eine leichte Aufgabe. Ein Blick auf den Grundriß des Turmes zeigt, daß der Raum im Erdgeschoß heute ein unregelmäßiges Rechteck ist. Erst im ersten Geschoß findet man innen wie außen die achteckige Form des Turmes. Ist die unten vorhandene „Ausfütterung" des Raumes mit der Entstehung des Turmes gleichzeitig oder nicht? Um dies zu klären, wäre es nötig gewesen, den Putz abzuschlagen, die Ausfütterung an einigen Stellen auszubrechen und die einstigen Durchlässe zum Gang Turm-Münster zu öffnen. Wegen örtlicher Bedingungen ließ sich dies nicht durchführen. So bleibt nur übrig, das Verhältnis zwischen der Fütterung im Turm und den angetroffenen Schichten zu klären. Zu diesem Zweck wurden entlang der von Osten nach Westen verlaufenden Mauer zwei Schnitte bis zur aufgehenden Mauer gemacht sowie die ganze Südwestecke freigelegt. Dabei ergab sich folgender Befund:

1. Der rote Estrich (XVI) schließt im Westen (Pl. 10) direkt an eine von Norden nach Süden verlaufende, vorzüglich gebaute Mauer. Sie ist eine Fortsetzung der Mauer zwischen der Nordwestecke des Münsters und der Südwestecke des Turmes. Besonders gut konnte hier beobachtet werden, wie ein bis zu 20 cm breites Bankett vom roten Estrich überlagert wird und an die aufgehende Mauer aus Tuffsteinen anschließt. Da unter diesen Bauresten keine Spuren älterer Anlagen gefunden wurden, sind diese Baureste als die ältesten auch im Turm zu betrachten.

2. Die Reste dieses Baues sind von dem Fundament einer in Ost-West-Richtung verlaufenden Mauer überlagert. Beim Ausheben der Baugrube für diese Mauer wurde der rote Estrich südlich der Mauer herausgeschlagen. Nach Norden hin fand man überall die Reste eines gröberen Kalkestrichs, der auf einer Rollierung aus Kieseln lagerte (XIV). Diese Rollierung überlagerte auch den nördlichen Teil des im Westen der Grabungsfläche freigelegten Nord-Süd-Fundamentes vom „Großen Bau" (Taf. XXIV a). Die Rollierung hatte Anschluß an das in der Mitte des nördlichen Teils der Grabungsfläche in Nord-Süd-Richtung verlaufende schlechte Fundament. Auf diesem Estrich hat sich eine dunkelbraune, mit Brandspuren durchsetzte Schicht abgelagert. Im Südteil des Schnittes, oberhalb des älteren roten Estrichs, lassen sich zwei Strata unterscheiden. Ein älteres, helleres (XV b), das im Westteil der Grabungsfläche von einer verschieden dicken Schicht (XV a) aus Lehm, Kalkmörtel und Tuffbrocken (Abbruch) durchsetzt ist (Pl. 10, 9). Im Ostteil der Fläche findet sich der gleiche dunkelbraune Horizont (XIII) wie auch nördlich des quer westöstlich laufenden Fundamentes. Bevor nun die folgende Lauffläche an-

gelegt wurde, wurden die Ost-West-Mauer sowie die zu ihr gehörende Nord-Süd-Mauer abgetragen und dabei der Estrich sowie der darüberliegende dunkelbraune, mit Brand durchsetzte Horizont stellenweise zerstört (XII). Anschließend wurde alles mit Schutt eingeebnet.

3. Über die Reste der Mauern, des dazugehörigen Estrichs (XIV), den dunkelbraunen Horizont (XIII) und den Einebnungsschutt wurde ein festgetrampelter Erdestrich (X) angelegt, der nur wenige Zentimeter dick ist.

4. Über den Trampelboden wurde der untere, etwa 5 bis 8 cm starke Mörtelestrich (IX) gelegt, der eindeutig im Osten einen großen Fundamentstein (Nordprofil, Plan 10 b, 8) anläuft (Taf. XXIV b), auf dessen Oberseite der Verputz des heute viereckigen Turmraumes beginnt. Damit wäre dieser Mörtelestrich jünger als die Ostwand des heute viereckigen Turmerdgeschosses. Wie alt sind aber die Baureste 1 bis 3 im Verhältnis zu der Ostwand des Turmerdgeschosses?

An der Ostwand befand sich hinter zwei senkrechten Brettern ein zugedeckter, unverputzter Mauerausbruch (Taf. XXIV b), der aus groben, großen, zum Teil gespaltenen Findlingen errichtet ist. Man hatte den Eindruck, als ob es sich hier um das Abbruchprofil einer von Osten nach Westen verlaufenden Mauer handelte, die älter als die Ostwand des heutigen Erdgeschosses ist. Es liegt nahe, die darunterliegenden Fundamentreste der Ost-West-Mauer in Verbindung mit diesem „Ausbruchprofil" zu bringen. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich dabei Schwierigkeiten. Wenn man das „Ausbruchprofil" von unten nach oben betrachtet (Taf. XXIV b), so ist zuerst festzustellen, daß sich die Steine des Ost-West-Fundamentes nach Osten in die Mauer hinein fortsetzen. Auf ihnen lagert eine Packung aus relativ kleinen Steinen mit sehr „körnigem" Mörtel, die sich quer über das Fundament nach Süden fortsetzt. Im Norden folgt eine Packung, die nach Westen in die Grabungsfläche hineinreicht und in dicken, breiigen Mörtel eingebettet ist (Pl. 10). Man kann – wenn man will – zwischen der Packung mit „körnigem" und jener mit „breiigem" Mörtel eine senkrechte Fuge sehen. Nach oben hin überdeckt ein großer Findling beide Packungen. Im Süden sowie im Norden läßt sich keine Fuge nach oben beobachten. Im Gegenteil, es folgt darauf eine 0,50 m hohe Packung aus Tuff, Schiefer und sonstigen, relativ kleinen Bruchsteinen. Erst darauf kommen die großen gespaltenen Steine, die hinter den Brettern verdeckt waren. Ein Zusammenhang zwischen den West-Ost verlaufenden Fundamentresten und dem „Ausbruchprofil" darüber ist somit zur Zeit noch nicht erweisbar.

Im Nordprofil und im Südprofil (Pl. 10 b, 7. 8) des Schnittes an der Ostwand des Turmraumes ist zu beobachten, daß der untere Teil des Fundamentes dieser Wand in die Fläche hineinstößt, wobei sich eine Mörtellinse gebildet hat (ca. + 1,90 m). Dies ist wohl so zu deuten, daß hier einst die Oberkante des Fundamentgrabens für diese Mauer war. Dies würde bedeuten, daß vom inneren Fundament des Turmerdgeschosses nur der rote Estrich mit der darüberliegenden graubraunen – etwa 8 bis 10 cm dicken – Schicht (XV–XVI) geschnitten wurde. Dagegen wären dann die dunkelbraune Schicht darüber (etwa bei + 1,95 bis + 2,00 m) und die Kieselrollierung mit den dazugehörigen Mauerfundamenten in der Nordhälfte der Grabungsfläche jünger als die Mörtellinsen. Man hat aber an beiden Enden des Ost-West verlaufenden Mauerfundamentes deutlich den Eindruck, daß die heutige aufgehende Innenseite des Turmerdgeschosses das Ost-West-Fundament überreitet. Dieser Widerspruch ließ sich nicht aufheben.

Auf der äußeren Ostseite des Turmes im Schnitt N III/51–52 sieht es so aus, als ob die Ost-West-Mauer aus dem Inneren des Turmes unter dem Fundament des Turmes hindurchziehen und dann möglicherweise nach Süden abknicken würde. Die Steine dieser „Mauer" beginnen sich bei ca. + 2,40 m bzw. bei + 2,20 m gegen Osten aus der Turmwand herauszuschieben und reichen bis etwa 0,70 m nach Osten in die Grabungsfläche. Im Profil ensteht der Eindruck einer „Turmstütze" oder eines „Fundamentfußes". Wie das Südprofil des Schnittes N III/51 am Turm

zeigt (Pl. 10, 10), werden hier die Schichten zwischen + 1,80 m und + 2,05 m eindeutig von dieser „Turmstütze" geschnitten. Wegen Störungen ist das Verhältnis der darüberliegenden Schichten zum Turm bzw. zu der „Turmstütze" weniger klar. In einem Zwischenprofil, das etwa auf der Winkelecke des Turmes angelegt wurde, ist die Situation ähnlich. Bei etwa + 2,30 m beginnen sich die Steine der „Turmstütze" nach außen herauszuschieben und reichen bis fast 0,80 m hinaus nach Osten hin. Etwa 1 m weiter nördlich ging das Fundament des Turmes (etwa ab + 2,20 m beginnend) aber senkrecht hinunter und von einer „Stütze" oder einem „Fundamentfuß" war keine Spur da. Es sei hier nur erinnert, daß eine solche „Turmstütze" auch oberhalb des Nord-Süd verlaufenden Mauerfundamentes des „Großen Baues" in der Fläche zwischen dem Münster und dem Turm (+ 2,50 m) zu beobachten war, während das Turmfundament sonst senkrecht abwärts geht (Taf. xx b u. xxv a). Wir haben auch gesehen, daß der Mörtelestrich des Ganges Turm-Münster wesentlich tiefer liegt (+ 2,11 m) als die Oberkante dieser „Turmstütze" (+ 2,50 m) oberhalb der Nord-Süd verlaufenden Mauer, weiter, daß ein älterer Turmverputz in der Mitte von Schicht II (bei ca. + 2,50 m) begann. Also kann auch von hier aus nicht der obere Ansatz der „Turmstütze" als ein Beginn des Turmfundamentes gewertet werden.

Anders ist es mit der Höhe des Estrichs im Gang Turm-Münster beim Eingang des Turmes. Mit seiner Lage bei + 2,11 m befindet er sich ziemlich genau auf der Höhe der Lauffläche oberhalb der dunkelbraunen Schicht (x) im Turm. Von hier aus gesehen wären bereits die dunkelbraune Schicht (XIII), der jüngere Kieselestrich (XIV) samt dem Ost-West- und dem Nord-Süd-Fundament im Turm älter als der Gang zwischen dem Turm und der Kirche. Es sei hier erinnert, daß wir in der Fläche zwischen der Kirche und dem Turm unter dem Gang die Spuren einer älteren Periode (Schicht VIII) – die die Zerstörung des „Großen Baues" bereits voraussetzte – beobachtet haben, deren Verhältnisse zum Turm aber nicht ganz sicher zu bestimmen war; nur am kleinen Profil im Nordosten der Fläche sah es so aus, als ob das Fundament des Turmes diese Schicht VIII durchschlagen würde. Wenn diese Schicht VIII älter ist als der Turm und gleichzeitig mit den Schichten XIII bis XIV im Turm, dann wären die letzteren älter als der Turm.

Im Schnitt N II auf der Nordseite des Turmes ist auch eine Mörtellinse (+ 2,25 m bis + 2,40 m) unterhalb der dort eingemauerten römischen Inschrift (Taf. xxvi a. b) zu beobachten. Auch hier ist deutlich zu sehen, wie die Nord-Süd verlaufende Mauer des „Großen Baues" vom Turm „überritten" wird. Beim Ausheben der Fundamentgrube für den Turm wurde diese ältere Mauer nicht zerstört. Somit wurde hier die gleiche Beobachtung wie im Süden des Turmes in der Fläche zwischen dem Münster und dem Turm gemacht. Dasselbe beobachteten wir im Inneren des Turmes. Wichtig ist, daß auch in diesem Schnitt eine „Zwischenperiode" feststellbar ist, bei der eine Türöffnung in der Süd-Nord-Mauer eine schlechte Zumauerung erfahren hat und im Nordosten des Schnittes eine von West nach Ost verlaufende, schlecht gesetzte Mauer auf dem roten Estrich errichtet wurde (Pl. 10). Nun sind diese Mauern von einer mehrmaligen Schichtung (siehe weiter unten) überlagert (Pl. 10, 11), die aber eindeutig von der Mörtellinse und dem darunter folgenden Turmfundament ab etwa + 2,45 m geschnitten wird. Damit sind hier die Spuren einer „Zwischenperiode", die älter als der Turm ist, eindeutig feststellbar. Damit haben wir den eindeutigen Beweis, daß zwischen der Zeit des Abbruches des „Großen Baues" und der Errichtung des Turmes eine beträchtliche Zeitspanne liegt. In diese Zeitspanne sind alle Baureste und Schichten samt den darin befindlichen Funden einzuordnen. Im Turm gehören hierher die Baureste und Schicht XII bis XIV und südlich des Turmes alles was älter als die Schicht VIII und jünger als der Horizont X (roter Estrich) ist.

Im Schnitt N II/53 westlich des Turmes reicht das Turmfundament bis zu der Unterkante eines großen Findlings (+ 2,40 m) hinauf (Taf. xxv a). Sicher ist auch hier, daß eine Mörtelpfanne (+ 1,82 m) sowie die darüberliegenden waagerechten Schichten bis ca. + 2,40 m von den schräg zum Turmfundament einfallenden Bauschuttmassen gestört wurden (Pl. 11, 1).

Wenn wir versuchen, diese komplizierten Verhältnisse im und um den Turm zusammenzufassen, so scheint uns einigermaßen sicher zu sein, daß der über die Mauerfundamente zweier Bauperioden sowie über die dunkelbraune Schicht und die jüngere Kieselrollierung hinweglaufende Trampelboden (x) und der darauflagernde Mörtelestrich (ix) (+ 2,10 m) mit dem Estrich des Ganges Turm-Kirche gleichzeitig sind; weiter, daß die Reste des Baues mit rotem Estrich innerhalb und außerhalb des Turmes gleichzeitig sind. Zwischen diese beiden Bauperioden fallen die Reste eines wenig sorgfältig ausgeführten Baues mit Kieselrollierung sowie die Errichtung des Turmes in seiner ursprünglichen Form. Die oberhalb der Lauffläche liegenden beiden Mörtelestriche (ix u. vii) würden dann in die Zeit der Errichtung des Ganges sowie in die anschließende Zeit bis zu der Brandkatastrophe, bei der Brandnester mit den Resten der zerschmolzenen Glocken (1572?) entstanden sind, fallen. Wir hätten somit von oben nach unten folgende Ablagerungen im Turm:

Schicht i. Boden aus quadratischen Ziegeln (29 × 29 × 5 cm) mit seinem Mörtelbett (nach 1641).

Schicht ii. Füllschicht aus Lehm, Sand, Kiesel- und Ziegelsplitt.

Schicht iii. Der ältere Ziegelboden (30 × 15 × 6 cm) mit dem dazugehörigen Mörtelbett (um 1641).

Schicht iv. Füllschicht aus Bauschutt, Lehm und Sand.

Schicht v. Dünner Mörtelestrich über den Brandschuttnestern.

Schicht vi. Brandschuttnester mit Bronzeklumpen der Glocken (1572?).

Schicht vii. Oberer Mörtelestrich.

Schicht viii. Erdig-schmutzige Lage.

Schicht ix. Unterer Mörtelestrich.

Schicht x. Dünne, feste Lauffläche (+ 2,10 m) mit Brandspuren, die der Höhe des Gangestrichs beim Turmeingang (+ 2,11 m) entspricht.

Die Schichten vii bis x sind im Westprofil durch eine breite Grube gestört.

Schicht xi. Der Turm.

Schicht xii. Ausbruch der Mauerfundamente.

Schicht xiii. Dunkelbraune Schicht, die bei dem Abbruch des jüngeren Baues „unter" dem Turm beschädigt wurde. Vielleicht mit der Schicht viii der Fläche zwischen Turm und Kirche gleichzeitig.

Schicht xiv. Die Reste des Baues mit dem Mörtelboden auf einer Kieselrollierung, die vielleicht gleichzeitig sind mit den Bauresten der „Zwischenperiode" im Süden, Osten und Norden des Turmes.

Schicht xv. Graubraune Schicht über dem roten Estrich des „Großen Baues", z. T. Abbruchschutt desselben. Südlich vom Turm als Schicht ix festgelegt.

Schicht xvi. Der „Große Bau" mit rotem Estrich.

Schicht xvii. Der prähistorische Horizont.

Wir können nun, nachdem mindestens eine gewisse Verbindung der Schichten innerhalb und außerhalb des Turmes ermittelt wurde, zu der Beschreibung der Funde übergehen, um zu sehen, ob über die Funde nicht eine zusätzliche Verbindung feststellbar ist. Die beiden Ziegelböden (Schicht i u. iii) und die dazwischenliegende Füllschicht ii ergaben keine Funde. Erst die darunterliegende zweite Füllschicht iv erbrachte einiges.

Schicht iv:

1. Kleines Bauchbruchstück blaugrauer Ware mit waagerechten Rillen, Gruppe A (Taf. 10, 6), Nr. 1963.
2. Kleines Bruchstück eines Topfes, Drehscheibenarbeit, Gruppe A, Nr. 1965.

Die beiden Stücke sind die jüngsten aus dieser Füllschicht.
3. Wulsthenkel der grauen Ware, Gruppe E 4 (Taf. 10, 7), Nr. 1961.
4. Gefäßbruchstück, Gruppe E 1, Nr. 1964.
5. Randscherbe eines Gefäßes mit konkav geschwungenem Hals und schräg abgekantetem Rand, grauschwarz, körnige Oberfläche, Gruppe K (Taf. 10, 8), Nr. 1960.
6. Bodenstück eines großen Gefäßes, Gruppe K, Nr. 1962.
7. Schulterstück eines kugeligen Gefäßes, Gruppe K (Taf. 10, 9), Nr. 1967.
8. Gefäßbruchstück, Gruppe K, Nr. 1966.

Aus dem gemischten Vorkommen unterschiedlicher Gruppen aus verschiedenen Zeitperioden ist – wie übrigens zu erwarten war – ersichtlich, daß die Planierungserde von außen in den Turm hereingebracht wurde.

Schicht VI. Der aufgewühlte Brandhorizont von 1572 (?):

1. Bruchstück einer Ofenkachel aus weißlichem Ton, Gruppe I, Nr. 1951.
2. Bruchstück einer Ofenkachel aus braungrauem Ton mit breiten Rippen auf der Innenseite, Gruppe A, Nr. 1950.
3. Zwei Eisennägelbruchstücke, Nr. 1952 u. 1953.
4. Holzkohle, Nr. 1954.
5. Verschmolzene Bronze, Nr. 1955–1959.

Schicht VIII. Erdig-schmutzige Einfüllung:

1. Randscherbe einer geradwandigen Schüssel mit verdickter, kantiger Randlippe, Drehscheibenarbeit, Gruppe A (Taf. 10, 10), Nr. 1926.
2. Boden eines steilwandigen Gefäßes, grauschwarz, Bruch braun, Gruppe A ältere Variante (Taf. 10, 11), Nr. 1928.
3. Schulterbruchstück eines bauchigen Gefäßes mit waagerechten Rillen. Oberfläche und Bruch hellgrau, Gruppe A ältere Variante, Nr. 1929.
4. Gefäßbruchstück, blaugrau, Gruppe A, Nr. 1930.
5. Kleine Randscherbe mit verdickter Lippe, mit Formholz geformt, grau, Gruppe E 1 (Taf. 10, 12), Nr. 1927.
6. Bruchstück eines geschwungenen Halsansatzes Gruppe E 1, Nr. 1932.
7. Gefäßbruchstück, außen körnig, innen waagerechte breite Drehspuren, dünnwandig, hellgrau, Gruppe E 1, Nr. 1933.
8. Gefäßbruchstück, schwärzlich, Gruppe K, Nr. 1934.
9. Gefäßbruchstück, handgemacht, bräunlich-schwärzlich, Gruppe M, Nr. 1931.
10. Kleine, leicht grünliche, plane Glasscherbe, Nr. 1935.

Schicht XII (aus dem Ausbruchschutt über der Ost-West-Mauer, älter als der Turm):

1. Randscherbe einer handgemachten, steil kalottenförmigen Schüssel, graubraun, Gruppe O 1 (Taf. 10, 13), Nr. 1902.
2. Wandscherben eines bauchigen Gefäßes mit dem Ansatz eines abgesetzten Trichterhalses, handgemacht, an der Schulter ein mehrrilliges Band bzw. Wellenband, hellgrau, glimmerhaltig, Gruppe F 2 (Taf. 10, 14) Nr. 1904, Nr. 1906.
3. Sehr kleine Randscherbe eines Gefäßes mit Trichterhals, mit dem Formholz abgestrichen, dunkelgrau, Gruppe G (Taf. 10, 15), Nr. 1903.
4. Sieben Gefäßbruchstücke, handgemacht, dunkelgrau, Gruppe K, Nr. 1905, 1909, 1910, 1912, 1914, 1916, 1917.
5. Zwei Gefäßbruchstücke, handgemacht, rötlichbraun, Gruppe M, Nr. 1907 u. 1908.
6. Zwei Gefäßbruchstücke, handgemacht, außen ziegelrot, innen graubraun, Gruppe N 1, Nr. 1913 u. 1915.
7. Gefäßbruchstück, hellgrau, handgemacht, Gruppe E 1, Nr. 1911.
8. Zwei kleine Bruchstücke ockerfarbiger prähistorischer Tongefäße, Nr. 1918 u. 1919.

Schicht XII (aus der Ausbruchgrube, die die Ost-West-Mauer in der Mitte stört):

1. Randscherbe mit kurzem Trichterhals, mit Formholz abgestrichen, grauschwärzlich, Gruppe K (Taf. 10, 17), Nr. 1899.
2. Wandscherbe der gleichen Gruppe, Nr. 1900.
3. Kleine prähistorische Scherbe, Nr. 1901.

Schicht XII (aus der Zone direkt um den Rest der Ost-West-Mauer):

1. Gefäßbruchstück, außen rötlich-braun, handgemacht, Gruppe N 1, Nr. 1923.
2. Drei Gefäßbruchstücke, schwärzlich, handgemacht, Gruppe K, Nr. 1920, 1922, 1924.
3. Dickes Topfwandstück, grau, körnige Oberfläche, handgemacht, Bruch bräunlich, ockerfarbig gemantelt, Gruppe F 2, Nr. 1921.
4. Bodenstück eines bauchigen, handgemachten Gefäßes, Gruppe K (Taf. 10,18), Nr. 1920.

Schicht XIII (aus der dunkelgrauen Erde):

Randscherbe eines kleinen Gefäßes, Rand mit Formholz abgedreht, Gruppe K (Taf. 10, 16), Nr. 1925.

Schicht XV. Graubraune Schicht, z. T. Abbruchschutt des „Großen Baues" mit dem roten Estrich:

Wandscherbe, schwärzlichgrau, handgemacht, Gruppe K, Nr. 1898.

Schicht XVII (aus dem prähistorischen Humus):

Zwei prähistorische, handgemachte, grobe Scherben sowie ein Eberhauer, Nr. 1895, 1896, 1897.

Fläche im Turm

Fundstelle	Keramische Gruppen A	E_1	E_4	F_2	G	I	K	M	N_1	O_1	
Schicht IV	2	1	1	—	—	—	4	—	—	—	Turm ↑
VI	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	
VIII	4	3	—	—	—	—	1	1	—	—	
XII A	—	1	—	1	1	—	7	2	2	1	
XII B	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	
XII C	—	—	—	1	—	—	4	—	1	—	
XIII	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	
XV	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	*

* Abbruchschicht XV im Turm ist identisch mit der Schicht IX in der Fläche zwischen Turm und Sakristei. Schicht XIIA–C entspricht der Schicht VIII der Fläche zwischen Turm und Sakristei.

Bei dem Vergleich des Inhaltes der Schichten XII bis XV aus dem Turm mit dem Inhalt der Schichten VIII bis IX südlich des Turmes zu der Kirche hin zeigen sich deutliche Übereinstimmungen, die sich zuerst dadurch kundtun, daß alle Gefäße handgemacht sind, z. T. unter Benützung des Formholzes. Weiter zeigt sich, daß in beiden Bereichen lediglich die Gruppen G, K, M und N vorkommen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß in der Fläche zwischen dem Turm und der Sakristei kein Bruchstück eines Gefäßes mit der mehrreihigen Wellenbandverzierung zum Vorschein gekommen ist. Wir werden noch sehen, daß weiter nördlich vom Turm diese Ware nicht so selten und zuweilen in der Zuschüttungserde der dort vorkommenden

Gräber anzutreffen ist; der Gräber, die noch lange nach der Zerstörung des „Großen Baues" in die Ruinen desselben eingelassen wurden. Dies könnte dafür sprechen, daß im Süden des Turmes die Schichtenabfolge vielleicht nicht vollständig ist, weil beim Bau des Ganges einiges abgetragen worden war.

Der Schnitt westlich vom Turm bis zur ehemaligen Ufermauer in den Planquadraten N I und N II

Schon in der Frühjahrskampagne 1961 wurde ein Suchschnitt von der Westseite des Turmes bis zu der einstigen Ufermauer des Klosterbezirkes gelegt. Bei der Begehung der Fläche fiel auf, daß etwa 3 m von dem Turm nach Westen hin entfernt, ein Nord-Süd verlaufender Geländeabfall vorliegt. Im Norden biegt er um eine Ecke gegen Osten. Nach der Art des Geländeabfalles war zu vermuten, daß er auf eine Mauer zurückgeht, wobei zu klären war, ob diese eine Art Podest für den Turm bildet oder vielleicht Teil eines älteren Baues war; endlich war die Frage, wie sich der Turm zu den Kulturschichten verhält und ob den Hang hinunter, nach Westen hin, Spuren von Befestigungsanlagen feststellbar sind. Bei der Aushebung dieses Schnittes wurden folgende Beobachtungen gemacht:

Das Fundament des Turmes reicht hinab bis + 0,95 m (Taf. XXV a) und ist zuunterst etwa 15 cm in einen festen Moränenmergel, der mit kleinen Steinchen durchsetzt ist, eingelassen (Pl. 11, 1). Auf dem Mergel lagert nasser, toniger Lehm, der nach oben in festen Letten übergeht. Bei etwa + 1,70 m beginnt eine dunklere, schmale Schicht, aus der eine prähistorische Scherbe stammt. Unmittelbar darauf lag eine Mörtelpfanne (+ 1,82 m) von der Art, wie wir sie bereits im Münster vorgefunden haben und nördlich des Turmes im Bereiche des „Großen Baues" noch antreffen werden. Diese Pfanne ist bei der Errichtung des Turmes durchstoßen worden und somit älter als der Turm. Aufwärts folgen dann Kulturablagerungen, die etwa 1,40 m mächtig sind.

Zwischen dem gewachsenen Boden und dem Fundamentmauerwerk war kein Anzeichen einer Baugrube wahrzunehmen. Das Fundament selbst besteht aus drei mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Lagen von Wacken und Tuffsteinen, die sehr unregelmäßig in den sandig-breiigen Kalkmörtel gebettet sind (Taf. XXV a). Darüber (+ 2,30 m) lagert als vierter Horizont ein großer Findling (ca. 1,50 × 0,50 m), der sich im Profil scharf absetzt (Pl. 11, 1). Auf diesen Findling (etwa bei + 2,80 m) folgt etwas unregelmäßiges Turmmauerwerk, das sich der weiteren Beobachtung auf dem heutigen Bodenniveau unter dem Turmverputz entzieht.

Wie aus dem Nord- und dem Südprofil ersichtlich ist, befindet sich bei ca. + 1,70 m eine etwas dunklere, humose Schicht, die eine grob gemagerte prähistorische Scherbe erbrachte. Auf dieser Schicht liegt unmittelbar die leicht in den Boden eingetiefte Mörtelpfanne (+ 1,80 m) auf, deren Westrand bei + 2,00 m auskeilte. Der Rand stieß an eine unten dunklere (+ 1,85 m), oben hellere tuffmörtelige Schicht (+ 1,90 m bis + 1,98 m) an. Darüber lagerte im Nordprofil ein brauner Erdhorizont, der nach oben mit einer rötlichbraunen, einer dünnen, mörteligen und dann einer dunkelbraunen Schicht abschloß (bei etwa + 2,40 m). In diesen letzten drei Horizonten wurden zwei Bruchstücke von Gefäßen der Gruppen K bzw. M gefunden. Nach Osten hin ist dieser Verband der älteren waagerecht liegenden Schichten von schräg fallenden Schichten und einer grauen Füllung bis ca. + 2,00 m hinab gestört. Im Westen überlagern diese schrägen Lagen ein Pfostenloch, das wiederum seinerseits den waagerecht liegenden älteren Schichtenverband stört. Weiter westlich folgt ein Mauerfundament mit dazugehöriger Fundamentgrube, die mit brauner Erde eingefüllt ist. Es sieht so aus, als ob die schräg zum Turm einfallenden Schichten nicht nur das Pfostenloch, sondern auch die Einfüllung der Fundamentgrube mit der Mauer überlagern würden. Das Pfostenloch scheint jünger als die Fundament-

grube zu sein. Einen ähnlichen Befund ergibt auch das Südprofil. Demnach hätten wir folgende Kulturschichtenabfolge:

1. Humus mit prähistorischen Einschlüssen bei + 1,70 m.
2. Malterpfanne mit dazugehörigen Anschlußschichten im Westen bei + 1,80 m bis + 2,00 m.
3. Brauner Erdhorizont bis + 2,25 m, darauf die Reste der waagerechten, rötlichen und weißlichen Mörtelschichten und eines braunen Horizontes mit zwei mittelalterlichen Scherben (+ 2,30 m u. + 2,34 m).
4. Mauer im Westen des Schnittes mit dazugehöriger Fundamentgrube.
5. Pfostenloch.
6. Schräg einfallende Schichten (im Südprofil nicht ausgeprägt) mit Brandresten, die in eine waagerechte, dunkelgraue Lage (+ 2,00 m bis + 2,20 m) einmünden.
7. Waagerechte Strata aus Bauschutt und grauer Erde (bis + 3,20 m).

Somit läßt sich zwar sagen, daß der Turm, die Mauer im Westen des Schnittes und das Pfostenloch jünger als die Mörtelpfanne und die darüberliegenden Schichten mit den beiden Scherben sind, aber nicht, wie ihr zeitliches Verhältnis zueinander ist.

Folgende Funde sind zu verzeichnen:

1. Scherbe eines groben prähistorischen Vorratsgefäßes, außen ockerbraun, innen grau, mit grobem Sandsplitt gemagert, Nr. 1968.
2. Gefäßrandscherbe mit kurzem, weit ausschwingendem Trichterrand mit Formholz abgestrichen, Gruppe K (Taf. 11, 1), Nr. 1969.
3. Wandscherbe eines Gefäßes mit tiefer Halskehlung, auf der Schulter eine wellenartige Rillenlinie, graubraun, Bruch grau, nach außen helle Mantelung, Handarbeit, Gruppe M (Taf. 11, 2), Nr. 1970.

Zwischen dem östlichen und dem westlichen Teil des Schnittes verläuft in Nord-Süd-Richtung das Fundament einer relativ gut gebauten Mauer (Pl. 11). Sie ist etwa 0,90 bis 1,00 m breit. Der Stumpf ist im Osten höher (+ 2,50 m) und nach Westen schräg abfallend (+ 1,80 m) (Pl. 11, 1), so daß der Eindruck entsteht, als ob die Mauer gegen Westen abgestürzt sei (Taf. xxv b). Die weiteren Untersuchungen in diesem Versuchsschnitt zeigten, daß das Gelände stufenartig gegen Westen zu der noch stehenden alten Ufermauer bis fast auf – 1,00 m abfällt. Das Nordprofil zeigt zuerst oben eine etwa 0,60 m mächtige dunkelgraue Humusschicht, die von Osten nach Westen dem Geländeabfall folgt. In dieser Schicht sind zahlreiche Bruchstücke von Dach- und sonstigen Ziegeln, modernem Glas und Tongeschirr gefunden worden. Im unteren Teil dieser Humusschicht häuften sich die Bruchstücke der blaugrauen Vasen der Gruppe A.

Unterhalb des Humus stieß man auf die Reste mindestens dreier Bauperioden; von Osten nach Westen gehend zuerst auf die bereits erwähnte Mauer. Im Fundament derselben lagen größere graue Granitblöcke (Taf. xxv b), die grob bearbeitet waren. Darauf lagerten in dickem Mörtel relativ gleichmäßig geschichtete größere Gerölle, Wacken usw., so daß sich ein waagerechter Linienverlauf andeutet. Die Mauer war zweischalig, wobei nach außen mit größeren Steinen gearbeitet wurde. Wie sich später zeigte, geht das Fundament dieser Mauer über die älteren Gruben und Mauerstücke hinweg. Daraus ist deutlich, daß sie nicht zu der ältesten Bauperiode an dieser Stelle gehören kann.

Vor dieser Mauer stieß man auf die Reste einer nach Westen umgestürzten Mauer (Taf. xxv b), die sauber aus Tuffsteinen mit gutem Mörtel erbaut war (Pl. 11). Im Süden des Schnittes war sie durch eine Grube gestört, die ihrerseits wiederum von der Nord-Süd verlaufenden Mauer überlagert war. Dieselbe Mauer überlagerte z. T auch die Reste der umgestürzten Tuffmauer. Die Tuffmauer überlagerte ihrerseits einen dünnen dunkelgrauen Horizont (Brand?), der mit

Tuff, Mörtel, Lehm usw. durchsetzt war. Darunter folgte eine bräunliche Humusschicht, die Ziegelstücke enthielt. Nach unten ging sie dann in den gewachsenen Boden über. Somit haben wir nachstehende Abfolge:

1. Gewachsener Boden.
2. Brauner Humusboden mit kleinen Ziegelstücken.
3. Dunkelgraue (Brand?) Schicht.
4. Umgestürzte Tuffmauer.
5. Grube mit lockerem Boden, Mörtel und Ziegelbruchstücken.
6. Nord-Süd-Mauer.
7. Humus mit Bauschutt und Ziegeln.

Ungefähr 2,60 m von der Nord-Süd-Mauer entfernt befindet sich eine etwa 0,60 m hohe Stufe im gewachsenen Boden (Pl. 11, 1), die vielleicht auf eine Fundamentgrube zurückgehen könnte. Etwa 1,80 m weiter westlich stieß man auf die Rückwand einer etwa 1,60 m breiten zweischaligen Mauer, die mit Kieseln und Bruchsteinen gefüllt war. Wie die östliche Mauer, so war auch sie gegen Westen abgestützt. Der Größe nach könnte es sich um die Spuren einer Befestigungsmauer handeln, die ohne Mörtel gebaut wurde. Im Osten sind zwei schräge Zuschüttungslagen erkennbar; eine bräunliche im Osten und eine hellere aus lockerem, erdigem Bauschutt im Westen. Dazwischen ist eine dunklere, schräge Lage, in der zahlreiche Knochen, Kohle und Scherben gefunden wurden. Die Mauer selbst ist von bräunlichen, hellen lehmigen und dunklen humosen Kippschichten überlagert. Man hat den Eindruck, daß alle diese schrägen Lagen etwa gleichzeitig nach der Zerstörung der dicken Mauer entstanden sind. Darüber liegt eine etwa 0,80 m mächtige, dunkle humose Schicht, die insbesondere im unteren Teil zahlreiche Bruchstücke der blaugrauen Ware der Gruppe A ergab. Wahrscheinlich sind diese Lagen mit jenen beiden oberen hinter der Mauer im Osten gleichzeitig. Ein eindeutiges Verhältnis zu der gestürzten Mauer war nicht zu ermitteln. Es sah so aus, als ob die Mauer und die schrägen Bauschuttlagen in einem ursächlichen Zusammenhang standen. Das Vorkommen von kleineren Ziegelbruchstücken ist hervorzuheben. Der Ton dieser Ziegelbruchstücke ist stark mit Sand gemagert, schlecht durchgeknetet, die Oberfläche uneben geformt und abgestrichen, hell ockerfarben und weich gebrannt. Diese Ziegelbruchstücke unterscheiden sich eindeutig von den gotischen und sind näher der römischen Art. Von den Funden sind aus dem grauen Humus – abgesehen von vielen jüngeren Resten – folgende Funde aus dem unteren Teil dieses Stratums zu nennen:

Gruppe A (blaugraue Ware):

1. Zwei Vasenbruchstücke mit breitem, umgelegtem Rand, leicht unterschnitten (Taf. 11, 3.4), Nr. 2010 u. 2011.
2. Bruchstück einer flachen, dünnwandigen Schale mit T-förmig gestauchtem Rand (Taf. 11, 5), Nr. 2012.
3. Bruchstück einer viereckigen Ofenkachel (Taf. 11, 7), Nr. 2021.
4. Bruchstück eines flachen Gefäßbodens, Nr. 2015.
5. Wandbruchstück, dünn, Nr. 2020.

Gruppe C 2 (außen blaugraue, innen rotbraune Ware):

1. Gefäßbruchstück mit hohem, umgelegtem, nicht unterschnittenem Rand (Taf. 11, 6), Nr. 2013.
2. Wandungsbruchstück eines bauchigen Gefäßes, dünn, innen weite Rillen, Nr. 2019.

Aus dem Bauschutt, mit dem die Befestigungsmauer zugeschüttet wurde, stammen zahlreiche Gefäßbruchstücke, von denen nur wenige auf der langsam rotierenden Töpferscheibe geformt

worden waren. Die übrigen sind alle handgemacht, wobei jene merkwürdige „Überlappung" des für sich gearbeiteten Bodens und der aufgesetzten Gefäßwandung zu beobachten ist.

Gruppe E 1:

Vier Wandbruchstücke dickwandiger Gefäße aus feinem, ziemlich hart gebranntem Ton, wohl handgemacht, Nr. 2001–2003, 2018.

Gruppe F 2:

Wandstück eines gröberen Gefäßes, handgemacht, dunkelgrau, außen hell braungrau gemantelt, ziemlich hart gebrannt, Nr. 1996.

Gruppe G:

Bodenansatzstück eines bauchigen Gefäßes, mit leichter Scheibenhilfe hergestellt, hellgrau, feiner Ton, ziemlich hart gebrannt, Nr. 1981.

Gruppe K:

Achtzehn Bruchstücke schwärzlichgrauer Ware mit körniger Oberfläche, handgemacht, mitunter leichte Scheibenhilfe, mittelhart gebrannt, darunter Bruchstück eines bauchigen Gefäßes mit steil ausschwingendem Trichterhals (Taf. 11, 8), Nr. 1971 und Bruchstück eines Trichterhalses mit gekantetem Rand, Nr. 1994; fünf Bodenansatzstücke bauchiger Gefäße (Taf. 11, 9) Nr. 1976, Nr. 1977–1979, (Taf. 11, 10) Nr. 2014; eine Bodenscherbe, Nr. 1985. Der Rest besteht aus unverzierten Wandbruchstücken, Nr. 1986 bis 1993, 2016 u. 2017.

Gruppe L:

Wandbruchstück eines dickwandigen Gefäßes, in Ton und Brand wie Gruppe K, auf der Außenseite Drehspuren, Nr. 1982.

Gruppe M:

Wandbruchstück eines gröberen, dickwandigen Gefäßes graubrauner, handgemachter Ware, Nr. 1995.

Gruppe N 2:

Bodenansatzstück eines gröberen Gefäßes, graubraun, innen ziegelrot, handgemacht, Nr. 1980; drei Wandbruchstücke gleicher Beschaffenheit, Nr. 1998–2000.

Gruppe O 1:

Zwei Wandbruchstücke gröberer Gefäße, rotbraun, handgemacht, Nr. 1983 u. 1997.

Gruppe O 2:

Wandbruchstück eines gröberen Gefäßes, im Bruch grau, Oberfläche ziegelrot gemantelt, goldglimmerhaltig, Nr. 1984.

Nach dem keramischen Befund gehört der Humus in die Zeit nach der Einführung der blaugrauen Gruppe A und ihrer Varianten. Der Bauschutt darunter enthielt die Funde der Gruppen K bis O. Diese keramischen Gruppen sind zwischen dem Turm und dem Münster sowie im Turm für die Schichten aus der Zeit vor der Erbauung des Verbindungsganges zwischen Turm und Münster charakteristisch. Die Ablagerung des Schuttes am Hang dürfte in die Zeit vor der Errichtung des Turmes gesetzt werden.

Der Schnitt unmittelbar nördlich vom Turm im Planquadrat N II/87–89 und 97–99

Gegen das Ende der Herbstkampagne von 1961 wurde ein ca. 2,5 auf 2,5 m großer Schnitt an der Nordseite des Turmes angelegt (Taf. XXVI a. b), um das Verhältnis zwischen der äußeren Turmkante und der etwa hier zu erwartenden Nord-Süd verlaufenden Westmauer des „Großen Baues" zu klären (Pl. 10). Zuerst traf man unter dem Rasen auf eine schwärzliche Humusschicht (Pl. 10, 11), die von ca. + 3,20 m bis + 2,90 m hinabreichte. Es folgte dann eine bräunliche Schicht, unter der wiederum eine graue Schicht lagerte. Die letztere war stark mit verwittertem Tuff durchsetzt. Darunter befand sich etwa zwischen + 2,55 m und + 2,40 m eine gelbe Lehmschicht, die eine deutliche Zweiteilung des Profils darstellt. Ihre untere Kante stieß auf die Oberkante des Turmfundamentes, während der obere Teil an die unterste Quaderreihe der aufgehenden Turmwand anschloß (Taf. XXVI b). Diese Lehmschicht dürfte mit der Aushebung der Grube für das Turmfundament zusammenhängen. Das darunterliegende Schichtenpaket zerfällt in zwei Zonen. Es gibt eine obere Zone aus lehmig-aschigen, helleren und dunkleren Strata, die nach unten mit einer dunkleren, Holzkohle enthaltenden Schicht endet. Die untere Zone besteht aus den Resten des „Großen Baues" samt seinen späteren, kümmerlichen Einbauten.

Der Befund zeigt deutlich, daß zwischen dem Untergang des „Großen Baues" und der Errichtung des Turmes eine nicht zu übersehende Zeitspanne liegt, in der sich das etwa 25 cm dicke Zwischenstratum oberhalb der Baureste und des gelben Lehmstratums ausgebildet hat. Die Entstehungszeit des „Großen Baues" selbst muß aber noch früher angesetzt werden, da die kümmerlichen Einbauten eine Verwüstung und provisorische Wiederbenützung des Baues voraussetzen.

Zuunterst im Schnitt stieß man erwartungsgemäß in seinem Westteil auf die Fundamentreste der Westmauer des „Großen Baues" (Taf. XXVI a). Abgesehen vom Fundament, das genau wie im Turm und zwischen dem Turm und der Sakristei aus Rollsteinen mit wenig Mörtel, fast lose gebildet ist, traf man hier auf der dickeren Ausgleichsschicht auf die Reste der aufgehenden Mauer (Pl. 10). Die aufgehende Mauer, auf beiden Seiten etwa 8 cm schmäler als das Fundament, war aus sauber geschnittenen Tuffquadern gebaut und mit gutem Kalkmörtel gebunden. Die Mauer ist etwa 0,85 m breit, wobei die einzelnen Quader etwa 30 bis 35 cm breit und 35 bis 55 cm lang sind. Der in der Mitte befindliche Spalt wurde durch kleine geformte Tuffsteine gefüllt. In N II/88 stieß man auf eine später vermauerte Tür (Taf. XXVI b), die nach Westen aus dem Bau hinausführte. Sie war etwa 1,15 m breit und ihre Konstruktion entspricht genau den Türen desselben Baues in O II/89–90. Links und rechts vom Eingang waren in die Tuffsteinblöcke Rinnen für die Aufnahme des Türrahmens eingelassen. In der Mitte der Türe verlief eine aus Steinen gebaute, etwa 35 cm breite Schwelle. Dieser Schwelle war nach außen und innen ein Schwellenbalken vorgelagert. Darauf war ein Schwellenbrett aufgesetzt, das den Türrahmen versteifte, der von der Mauer durch eine dickere Mörtelschicht getrennt war. Diese solide Bauart der Tür entspricht auch der übrigen Innenausstattung des Baues.

Östlich der Mauer stieß man auf den schon bekannten vorzüglichen roten Terrazzofußboden, dessen Oberfläche allerdings überwiegend zerstört war. Zuunterst war hier eine in Mörtel gesetzte sorgfältige Rollierung, darauf eine Lage feinen, gut gemagerten Mörtels. Endlich folgte als Abschluß die etwa 3 bis 4 mm dicke rote Lage (+ 2,05 m bis + 2,07 m) aus Ziegelmehl, die gut und hart geglättet war. Außerhalb des Baues nach Westen hin schloß ein Gelände an, das mit einer dünnen Lage (+ 2,05 m) von verwittertem Tuff und Mörtel bedeckt war. Ob es sich hier um eingeebneten Bauschutt oder eine Art Estrich handelt, ist ungewiß.

Nach einer gewissen Verfallszeit war die Tür mit Geröllsteinen grob vermauert und unmittelbar an ihre Nordseite anschließend eine West-Ost verlaufende Mauer in den Bau ein-

gesetzt worden (Taf. XXVI b). Die Tuffsteine dieser Mauer lagen unmittelbar auf dem roten Estrich. Die geringe Breite der Mauer (etwa ± 35 cm) und die wenig sorgfältige Bauart derselben zeigen deutlich, daß es um schnelle, wenig sorgfältige Bauveränderungen handelt. Südlich von dieser Mauer lagerte auf dem Estrich zuerst eine graue, aschige Schicht, darauf eine zweite aus verwittertem Mörtel und Tuff, die vom Abbruch des Baues stammen könnte. Nördlich davon war eine lehmige, braune Schicht. Dieser Befund könnte dafür sprechen, daß der „Große Bau" nach der Zerstörung verkürzt wurde und nur der Südteil noch eine Weile nach kümmerlichen Ausbesserungen benutzt wurde. Oberhalb der Mauer endlich folgte eine dunkle, mit Holzkohlen durchsetzte Schicht, die gegen Norden auskeilte. Darauf lag jenes Paket aus dünnen, helleren und dunkleren Schichten, das nach oben von dem gelben Lehmhorizont begrenzt wird. Auch dieses Schichtenpaket keilt nach Norden aus, was dafür spricht, daß südlich davon, unter dem Turm, eine Anlage bestand, die mit der Entstehung dieser Schichten zusammenhängt. Diese Anlage entstand, nachdem der „Große Bau" bereits endgültig verlassen war. Erst nach dem Abbruch dieser Anlage wurde der Turm gebaut, dessen Fundamentgrube in diese Schichten und die darunterliegenden des „Großen Baues" eingetieft wurde.

Der Befund ergibt nachstehende Abfolge:

1. Der „Große Bau".
2. Die Einbauten in den „Großen Bau".
3. Die endgültige Aufgabe des Baues (Brand?).
4. Eine Anlage südlich des Schnittes, wohl unter dem Turm.
5. Die Abtragung derselben.
6. Die Entstehung des gelben, lehmigen Zwischenhorizontes (verstreuter Fundamentaushub).
7. Turmbau.
8. Die Ausbildung der jüngeren, mit dem Turm gleichzeitigen Schichten ab ca. + 2,55 m aufwärts.

Bei der Aushebung des Suchschnittes wurde als erstes ein in die Turmmauer eingebauter römischer Weihstein (Taf. XXVI a) angetroffen. Der Weihstein war mit der Rückseite und den beiden Abseiten in die Turmmauer verbaut, so daß die Inschrift noch lange sichtbar und der Witterung ausgesetzt war. Auf den beiden Abseiten sind schematisiert zwei Delphine mit den Köpfen nach unten dargestellt (Taf. LXXXVI b), die grob behauene Rückseite war wohl auch ursprünglich unsichtbar. Die beiden Abseiten mit den Delphinen tragen dicke Spuren mehrerer Übertünchungen, so daß anzunehmen ist, daß der Stein, bevor man ihn in den Turm einbaute, frei stand und übertüncht wurde (Altarfuß?). Die Inschrift lautet nach H. Pflaum:

SIBI
CENSORIN VE
FIL. T IVL SALvIO
FIL ET CL DECORATO
MARITO ⊙ ANL
DEC ORNATO
APVT MVNIC · P
ALTINATIVM

Die Flächengrabung zwischen Turm und Mesnerhaus in den Planquadraten O I bis O III sowie in P II und Q II

Nachdem die Einheimischen versichert hatten, daß man beim Anlegen der Gräber im Westteil des Friedhofes und weiter westlich hinter der heutigen Friedhofshecke bei der Verlegung von elektrischen und anderen Leitungen auf Mauerreste gestoßen sei, wurden im Herbst 1961 in der Zone nördlich vom Turm bis vor das Mesnerhaus größere Flächen freigelegt. Diese Grabungen wurden dann 1962 fortgesetzt, nachdem die Fläche im Herbst 1961 zugeschüttet werden mußte. So wurden besonders die Bestattungen, bei denen bereits die Schädel 1961 meistens festgestellt waren, erst 1962 herauspräpariert.

Das Hauptergebnis der Grabungen an dieser Stelle war die Entdeckung der nördlichen Hälfte des repräsentativen „Großen Baues" (Pl. 12), dessen Reste bereits um den Turm festgestellt waren (Pl. 10). Weiter traf man unmittelbar am nördlichen Abschluß des „Großen Baues" auf einen später und schlecht angefügten Anbau, der als Küchenraum benützt wurde. Die Anlagen sind einem Brand zum Opfer gefallen und nachher abgerissen worden. Im Westen dieses „Großen Baues" fanden sich die Reste von Mörtelpfannen, Hütten und Befestigungs- oder Umfriedungsanlagen aus verschiedenen Zeiten (Pl. 12). Auf dem eingeebneten Abbruchschutt des „Großen Baues" wurde später ein Haus errichtet, dessen Boden zwei weiße Mörtelestriche aufwies. Nach der Aufgabe dieses Hauses dienten der östliche Teil des Gebäudes und das umliegende Gelände zu Beisetzungen. Über den Gräbern bildete sich nach einer Einebnung des Friedhofes eine dicke schwarze Humusschicht. In der Mitte dieser Humusschicht liegen die Reste eines mit Kieseln ausgelegten Weges, der vom Pfarrhaus zur Kirche führte. Er dürfte aus der Neuzeit stammen.

Die Profile und Flächenabdeckungen in O III zeigen im wesentlichen folgenden Aufbau: von ca. + 2,85 m bis + 2,65 m befindet sich dunkler Humus, der im oberen Teil unvermischt und nach unten zu stellenweise mit feinem Tuff- und Mörtelschutt durchsetzt ist. Die untere Lage dürfte das Ergebnis einer Einebnung des Geländes samt der hier vereinzelt liegenden Gräber sein. Auf der Oberseite dieser unteren Humuslage zieht von Nordwesten gegen Südosten die Kieselrollierung eines Weges (Pl. 12, 5.6). Noch heute verbindet ein ähnlich verlaufender Weg das Pfarrhaus mit der Kirche. Der zweite Schichtenhorizont reicht von ca. + 2,60 m bis + 2,30 m. Im mittleren Teil von O III sind dabei zwei Mörtelestriche eines Ost-West gerichteten Baues zu erkennen. Der eine bei + 2,40 m und der andere bei + 2,30 m (Pl. 12, 6). Die Estriche liegen auf einer groben Lage von Bauschutt mit zahlreichen großen Tuffsteinbrocken. Unter dieser Bauschuttlage befindet sich überall, wo nicht gestört, ab etwa + 2,25 m eine dunkle Aschenschicht mit viel Holzkohle (Pl. 12, 7). Diese Brandschicht lagert nun auf einem roten Ziegelterrazzo bzw. seiner dichten Kieselrollierung in einem weißen Mörtelbett (Pl. 12, 6.7). Die Oberfläche des erhaltenen roten Terrazzos liegt bei ca. + 2,17 m, die Unterseite bei + 2,08 m. Unter diesem Terrazzoboden folgt unmittelbar braune Lehmerde mit prähistorischen Wohnresten bis etwa + 1,80 m. Darunter kommt hell bräunlicher und anschließend gelber Lehm (ab + 1,40 m). Diese Schichtenfolge ist vielfach durch Pfostenlöcher, Gruben und Grabschächte gestört. Sofern sie nicht prähistorisch sind, schneiden sie alle den untersten roten Terrazzo, die Brandschicht und den darüberliegenden Bauschutt samt den beiden Mörtelestrichen, wodurch sich der überwiegende Teil der Störungen als relativ jung erweist.

Aus dem oberen Teil der Humusschicht in O III wurde eine Reihe von Bruchstücken von Porzellan, hellgrün glasierten Tongefäßen, Gasflaschen usw. aufgelesen. Dazu kommen Bruchstücke älterer Gefäßgattungen und Metallgegenstände. Ein Teil dieser Funde zeigt starke Wasserabrollungen. Sie sind offenbar vom Seeufer mit dem Sand bei der Anlage des Weges vom

Pfarrhof zur Kirche mitgeschleppt worden. Die übrigen Stücke lassen sich den Gruppen A, E, G, K und M zuweisen. Im unteren Teil der Humusschicht herrschen nur diese Gruppen vor. Es sei vermerkt, daß vor allem die gotische graublaue Ware (Gruppe A) in den darunterliegenden Bauschuttschichten und Grabschächten vollständig fehlt. Von gewissem Interesse sind nur das Randstück einer Schüssel mit umgelegtem Rand (Taf. 11, 11) (Nr. 1601), das am unteren Teil des Randes leicht gelblichgrün glasiert ist und der Griff eines eisernen Messers mit Bronzebeschlag (Taf. 11, 12) (Nr. 1608).

Nach der Entfernung der Humusschichten samt der Rollierung des Weges zeigten sich vor allem im nördlichen Teil von O III die Reste des mehrere Zentimeter dicken Mörtelestrichs in dem oben erwähnten, etwa Nordwest-Südost gerichteten Bau. Die Oberseite des Estrichs lag bei etwa + 2,40 m. Die Mauern des Baues, der keine Fundamentierung besaß, waren weitgehend abgetragen. Es waren in der billigen Art einer Lehm-Kleinsteinpackung errichtete Mauern gewesen. Der Bau hatte innen eine lichte Weite von 4 m und war nach Osten hin, wo seine Reste heute unter der Friedhofshecke verschwinden, mindestens 4 m lang. Wie die Profile zeigen (Pl. 12, 6.7), lag unter dem Estrich eine Kieselfüllung. Darunter fand man bei etwa + 2,30 m die Reste eines zweiten, gleichartigen Mörtelestrichs, der ein Vorläufer des oberen sein dürfte. Es kamen aus diesem Bau keine nennenswerten Funde zum Vorschein.

Der Estrichboden dieses Baues war von drei Grabschächten durchstoßen, in deren beiden südlicheren jeweils mit einem Erwachsenen je ein bzw. zwei Kinder mitbestattet worden waren (Pl. 12). Die beiden letztgenannten Bestattungen sind in Holzsärgen vorgenommen worden. Bei der nördlichen Einzelbestattung wurden keine Spuren eines Sarges beobachtet. Den Toten waren keine direkten Beigaben mitgegeben. Die Füllung der Grabgruben enthielt jedoch reichlich Streufunde. Bei den Funden aus den Schachtfüllungen fehlen die gotische blaugraue Gruppe A samt all ihren Varianten sowie alle jüngeren Gruppen der Neuzeit vollständig. In den Grabgruben in O III sind folgende Funde gemacht worden.

In der Füllung des Grabschachtes mit einem Erwachsenen und zwei Kindern in O III/44–45 fanden sich:

1. Verschiedene Scherben eines Gefäßes mit gewölbtem Körper, eingebogenem, nur durch eine leichte Treppung abgesetztem Hals und scharfkantig abgesetztem, weit ausgelegtem Rand. Der Hals wird durch eine flache Wellenlinie aus zwei parallelen Rillen verziert. Dunkelgrau, mittelfeiner Ton, mittelhart gebrannt, graphit- und glimmerhaltig, Handarbeit, Gruppe D2 (Taf. 11, 14–15), Nr. 1547.
2. Kleine Randscherbe einer steilwandigen Schale mit gekanteter Randlippe, dunkelbraun, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 11, 13), Nr. 1548.
3. Bodenansatzscherbe eines bauchigen Gefäßes, fleckig braun, grober Ton, Gruppe P, Nr. 1549.
4. Drei unverzierte Wandscherben, Gruppe M, Nr. 1551, 1553, 1554.
5. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe F2, Nr. 1552.
6. Bruchstück eines breiten, starken Gefäßhenkels mit zwei Reihen tiefer Einstiche entlang der Kanten, grau, feiner Ton, mittelhart gebrannt, stark glimmerhaltig, Gruppe E1 (Taf. 11, 16), Nr. 1555.
7. Bei der Wiederfreilegung des 1961 zugeschütteten Schachtes wurden zwei kleine Bruchstücke eines braun glasierten (Nr. 1556) und eines blaugrauen Gefäßes (Nr. 1550) in der obersten Füllung gefunden.

Auch aus der Füllerde des Grabschachtes mit einem Erwachsenen und einem Kind (O III/15, 25, 35) sind Funde zum Vorschein gekommen, von denen die Scheibe einer spätkarolingisch-ottonischen Fibel von besonderem Interesse ist:

1. Gegossene Fibelscheibe aus Bronze mit Spuren einer eisernen Haltevorrichtung auf der Rückseite. Die Oberseite der hutförmigen Scheibe ist treppenartig geformt und von einem plastischen Perlrand eingefaßt. Ein ähnlicher Perlrand trennt das erhabene Mittelteil von der äußeren

Zone. Das Zentrum bilden vier kreuzförmig angeordnete Herzmotive, deren Inneres, wie die sie umgebende Fläche, eingetieft ist. Diese Eintiefungen waren ursprünglich wohl mit verschiedenfarbiger Emailpaste gefüllt. Die äußere Zone ist mit vier eingepunzten Lilienmotiven geziert, die durch über Kreuz angeordnete Balken voneinander getrennt sind. Durchmesser der Fibelscheibe 2,4 cm. Das Stück ist in der Fülle des Holzsarges oberhalb der rechten Schulter des Erwachsenen gefunden worden. Es sei aber ausdrücklich betont, daß diese Fibel nicht auf dem Schulterknochen lag (Taf. 12, 1), Nr. 1567.

2. Abgerollte Randscherbe eines Gefäßes mit Trichterhals und abgeflachter Randlippe, grau, Gruppe M (Taf. 12, 3), Nr. 1562.
3. Spitze einer Bronzenadel, Nr. 1563.
4. Eiserner Nagel mit quadratischem Querschnitt, erh. Länge 2,9 cm, Nr. 1564.
5. desgl., erh. Länge 3,0 cm, Nr. 1565.
6. Eiserner, flacher Stift mit festkorrodierten Holzresten (vom Sarg), Länge 7,3 cm (Taf. 12, 2), Nr. 1566.

Eine weitere Grabgrube ist durch das Südprofil angeschnitten worden (O III/23, 33). Hier ist es wichtig, daß bei der Anlage dieses nicht freigelegten Grabes ein gegen Westen liegendes Pfostenloch (O III/13) angeschnitten wurde (Pl. 12, 4). Das Grab und das Pfostenloch schneiden das Haus mit zwei Mörtelestrichen sowie die Reste des Ziegelterrazzos im „Großen Bau".

Aus der Füllung der Grabgrube stammen folgende Funde:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit Trichterhals und gerundeter Randlippe, graubraun, Gruppe E 1 (Taf. 12, 4), Nr. 1557.
2. Drei unverzierte Wandscherben, Gruppe M, Nr. 1558–1560.
3. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe N1, Nr. 1561.

In der Südostecke des Schnittes O III/43 wurde eine Grube angeschnitten, deren Tiefe der des Pfostenloches in O III/13 entspricht und die deswegen ein Pfostenloch sein könnte. Die Möglichkeit, daß es sich um die Nordwestecke eines Grabes handelt, kann aber nicht völlig ausgeschlossen werden. Auch dieses „Pfostenloch" schneidet bei + 2,40 m und + 2,10 m zwei Bauschuttlagen von Estrichen beider Bauten und gleicht demnach dem Befund des Pfostenloches O III/13. In der Füllung dieser Grube fanden sich einige Gefäßreste:

1. Randscherbe einer steilwandigen Tasse, hellbraun, glimmerhaltig, Gruppe O1 (Taf. 12, 5), Nr. 1569.
2. Randscherbe einer steilwandigen Tasse, hellgrau, Gruppe K (Taf. 12, 6), Nr. 1570.
3. Bodenansatzscherbe eines Gefäßes mit über die Standfläche nach unten verstrichener Wandung, Gruppe M, Nr. 1571.
4. desgl., Gruppe P, Nr. 1572.
5. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe K, Nr. 1573.
6. Zwei unverzierte Wandscherben, Gruppe N1, Nr. 1574 u. 1575.

Im nördlichen Teil der Fläche von Planquadrat O III wurde in O III/49, 58–59 eine Erwachsenenbestattung angetroffen. Weiter im Norden des gleichen Planquadrates (O III/50, 60) lag eine weitere Grabgrube. In beiden Fällen ist es wiederum eindeutig, daß sie die zwei Mörtelestriche des kleinen Hauses durchschneiden und von dem Weg Pfarrhof-Kirche samt dem darunterliegenden Humus überlagert werden. Damit stimmen sie in ihrer stratigraphischen Lage mit den beiden Gräbern mit Kinderbeisetzungen überein.

Aus der Füllung der Grabgrube in O III/49, 58–59 stammen folgende Funde:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit nach außen gebogener, gerundeter Randlippe, hellgrau, glimmerhaltig, Gruppe E1 (Taf. 12, 8), Nr. 1530.
2. Scherbe eines großen, wenig gebauchten Gefäßes mit waagerechtem Rillenband und einem Wellenband darunter, dessen untere Bögen sich überschlagen und Schleifen bilden, hellgrau, feiner Ton, ziemlich hart gebrannt, glimmerhaltig, Gruppe E1 (Taf. 12, 7), Nr. 1531.
3. Wandscherbe vom gleichen (?) Gefäß, Gruppe E1, Nr. 1532.

4. Zwei andere unverzierte Wandscherben der gleichen Gruppe, Nr. 1534 u. 1536.
5. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe K, Nr. 1533.
6. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe M, Nr. 1535.
7. Eiserner Nagel mit rechteckigem Querschnitt, Nr. 1538.
8. Bruchstück einer flachen blasigen Glasscheibe von unregelmäßiger Stärke, 2 mm, Nr. 1537.

Aus der Füllung der Grabgrube in O III/50, 60 stammen folgende Funde:

1. Randscherbe eines Topfes mit steilem Trichterhals und ausgelegter, gerundeter Randlippe, hellgrau, Gruppe E1 (Taf. 12, 9), Nr. 1539 (paßt an das Randstück aus der benachbarten Grabgrube in O III/48, Taf. 12, 8, Nr. 1530).
2. Bodenscherbe, Gruppe E1, Nr. 1545.
3. Zwei unverzierte Wandscherben, Gruppe E1, Nr. 1544 u. 1546.
4. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe F2, Nr. 1543.
5. Zwei unverzierte Wandscherben, Gruppe M, Nr. 1540 u. 1542.
6. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe O1, Nr. 1541.

Schließlich sind noch drei Gruben zu erwähnen, die wahrscheinlich durch Pfostenlöcher entstanden sind.

Die Grube in O III/13 ist insofern interessant, als sie von der östlich von ihr liegenden Grabgrube O III/23, 33 geschnitten wird. Aus dieser Pfostengrube kamen zwei Wandscherben eines scheibengedrehten Gefäßes der Gruppe E1 (Nr. 1522 u. 1523).

Die Grube in O III/18–19 stört eindeutig den roten Estrich des „Großen Baues". Aus ihr stammen ein korrodierter, quadratischer Nagel (Nr. 1529) und eine dunkelbraune Scherbe der Gruppe M (Nr. 1528).

Die letzte Grube in O III/28–29 ist von Wichtigkeit, da sie einmal eindeutig von den Estrichen der Hütte überlagert war, andererseits in ihr die Bruchstücke eines Kapitelles gefunden worden sind (Taf. 31, 4) (Nr. 3389). Das Kapitell ist aus weißlichem, feinkörnigem Kalkstein. Leider stammt aus der Grube nur eine unverzierte Wandscherbe der Gruppe D2 (Nr. 1527).

Wenn wir uns jetzt den Funden aus den Schichten unterhalb des Hauses mit zwei Mörtelestrichen zuwenden, so ist zuerst hervorzuheben, daß nur in der Nordwestecke von O III der rote Ziegelterrazzo bzw. seine Rollierung erhalten war (Pl. 12). Im gesamten übrigen Bereiche war er verrottet oder durch spätere Erdbewegungen zerwühlt. Im Südprofil des Schnittes im nördlichen Teil von O III/27, 37, 47, 57 zeichnen sich unmittelbar neben den Resten des verrotteten Terrazzoestrichs eine Mulde und zwei Pfostenlöcher ab (Pl. 12, 6). Sie ergaben mehrere kleine Bruchstücke hallstattzeitlicher Keramik (Nr. 1495–1498) jedoch keine frühgeschichtlichen Scherben. Auch hier gibt es keine humose Zwischenschicht der römischen Zeit und des frühen Mittelalters, was für eine gründliche Nivellierung des Geländes vor der Errichtung des „Großen Baues" spricht. Über dem roten Terrazzoestrich bzw. seiner Rollierung lag eine dunkle aschige Humusschicht mit viel Holzkohle. Erst darüber liegt der Abbruchschutt mit Tuffsteinen. Im Abbruchschutt lassen sich an manchen Stellen möglicherweise zwei Horizonte erkennen. Auf der Oberseite des obersten Horizontes lagert der ältere Mörtelestrich des schon mehrfach erwähnten Ost-West gerichteten kleinen Hauses. Es ist hervorzuheben, daß in diesen Ablagerungen kein Stück der gotischen blaugrauen Gruppe A bzw. der Gruppe B mit einpolierten Mustern erscheint. Diese Baureste müssen demnach „vorgotisch" sein. Da unter dem roten Estrich keinerlei frühgeschichtliche Scherben zutage kamen, ist die Entstehungszeit der ältesten Scherben, die über dem roten Estrich bzw. im Abbruchschutt des Baues gefunden wurden, die spätest mögliche Zeit der Entstehung des „Großen Baues".

Der Abbruchschutt erbrachte folgende Funde:

1. Randscherben eines steilen, geradwandigen Topfes mit abgeflachtem Rand, darunter eine 1,5 cm breite Zone waagerechter Drehspuren; der Gefäßkörper trägt unregelmäßige, schräge, eingeritzte Linien, hellbraun, feiner Ton, ziemlich hart gebrannt, Gruppe F1 (Taf. 12, 10),

Nr. 1506 u. 1513. Ein ähnliches Stück stammt aus Gröding bei Salzburg (M. Hell, Arch. Austr. 4, 1949, 118 Abb. 2, 2).
2. Randscherbe eines Gefäßes mit kurzem Trichterhals und nach außen leicht verdickter Randlippe, dunkelgrau, glimmerhaltig, die Oberfläche außen trägt Drehspuren, Gruppe K (Taf. 12, 11), Nr. 1507.
3. Randscherbe eines Gefäßes mit dickem, schlichtem Trichterhals, rotbraun, Kern grau, Gruppe O1 (Taf. 12, 12), Nr. 1508.
4. Randscherbe eines Gefäßes mit weit ausschwingendem Trichterhals und kantiger Randlippe, grauer Ton, stark gemagert, Gruppe K (Taf. 12, 13), Nr. 1509.
5. Bodenansatzscherbe, Gruppe G, Nr. 1512.
6. Zwei Bodenansatzscherben, Gruppe K, Nr. 1510 u. 1525.
7. Bodenansatzscherbe, Gruppe P, Nr. 1511.
8. Zwei unverzierte Wandscherben, Gruppe K, Nr. 1514 u. 1515.
9. desgl., Gruppe M, Nr. 1516 u. 1518.
10. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe N1, Nr. 1519.
11. desgl., Gruppe N2, Nr. 1517.
12. Durchbohrtes längliches Schieferstück, grau, vom Wasser abgeschliffen (Taf. 12, 14), Nr. 1520.
13. Bodenscherbe eines Gefäßes mit einem unterschiedlich stark abgedrückten Gittermuster auf der Unterseite, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 12, 15), Nr. 1524.
14. Bodenscherbe, Gruppe K, Nr. 1526.

Während diese Funde der durchwühlten Zone unter dem Estrich des kleinen Ost-West-Hauses entstammen, in der selbst die Unterlage des roten Estrichs im „Großen Bau" zerstört war, fanden sich die nachstehend aufgeführten Stücke im Tuffbrockenschutt über dem erhaltenen roten Estrich. Diese Funde sind wohl beim Abbruch des Baues in den Abbruchschutt geraten.

1. Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit fast zylinderförmigem Hals, Rand einfach gekantet, hellbraun, glimmerhaltig, Rand abgedreht, Gruppe K (Taf. 12, 18), Nr. 1499.
2. Randscherbe eines kleineren Gefäßes mit kurzem Trichterhals, leicht verdickter, nach innen gebogener Randlippe und einer Durchbohrung der Halszone, grau, stark glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 12, 16), Nr. 1500.
3. Randscherbe mit steilem Trichterhals und schlichtem, kantigem Rand, dunkelgrau, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 12, 17), Nr. 1501.
4. Drei unverzierte Wandscherben, Gruppe K, Nr. 1503–1505.
5. Unverzierte Wandscherbe, Gruppe M, Nr. 1502.

Wenn auch die Funde nicht zahlreich sind, so sind sie doch in ihrer Einheitlichkeit eindeutig. Sämtliche Scherben stammen von handgemachten Gefäßen mit recht einfachen Trichterrändern, die höchstens mit Randhölzern abgestrichen und zuweilen leicht gestaucht wurden. In der keramischen Entwicklungsreihe im Bereich der jetzigen Ausgrabungen stellt diese Ware eindeutig eine Frühphase in der Entwicklung aller späteren Gruppen dar. Vergleichbares findet sich, wie angedeutet, im karolingischen Material um Salzburg, aber auch andernorts, wie unten noch gezeigt wird.

Die Fläche westlich vom „Großen Bau" in den Planquadraten O I und O II

Der Befund in der Fläche der Planquadrate O I u. O II ist durch einen etwa Süd-Nord verlaufenden ausgeraubten Fundamentgraben von 1,5 m Breite und 1,0 m Tiefe stark verunklart (Pl. 12, 1.2). Dieser Fundamentgraben, der von O II/33 über 36–37 zu 40 eindeutig zu verfolgen ist (Pl. 12), dürfte die Fortsetzung des Fundamentes im Schnitt westlich vom Turm in N II/33–34 sein (Pl. 11). Bei der Mauer dürfte es sich um eine alte Klosterumfriedung handeln, die allerdings bei ihrer Mächtigkeit von 0,50 bis 0,60 m zugleich auch eine gewisse Wehrbedeu-

tung hatte. Übrigens sind anscheinend die Spuren dieser Mauer bis zum heutigen Gasthaus Inselwirt und darüber hinaus als ein deutlicher Knick im zum See abfallenden Gelände zu beobachten. Dazu kommen im Grabungsbereich noch zwei moderne Kabel- bzw. Kanalgräben, die den Befund noch undeutlicher machen. Angesichts dieses Befundes und der Hanglage der Kulturschichten fällt es schwer, eine genauere Verbindung zwischen den Schichten des westlichen und östlichen Teiles der Ausgrabungsfläche herzustellen.

Betrachten wir zuerst die Profile (Pl. 12, 1.2) der beiden Schnitte in O II bis I, so ist ihnen gemeinsam, daß das Westfundament des „Großen Baues" in den braunen Lehmboden eingetieft war. Etwa mit der Oberkante des Fundamentes, das hier ein Bankett zur Tuffquadermauer bildet, ist zwischen + 2,00 m und + 2,10 m eine alte Lauffläche mit kleinen Holzkohlestücken und wenig Asche zu beobachten, die ihrerseits unmittelbar auf braunem Lehm, der nur prähistorische Einschlüsse enthält, lagert. Diese Oberfläche bestand zur Erbauungszeit des „Großen Baues". Darüber liegt eine 10 bis 20 cm mächtige helle, lehmige Schicht, die bei dem Aushub des Westfundamentes herausgehoben und nach Westen geworfen wurde. Sie keilt etwa 2,5 m weiter im Westen am Hang aus. In diesem Aushub wurden beim Bau die Mörtelpfannen angelegt (Pl. 12). Darüber bildete sich im Westen der Tuffquadermauer eine zweite schwärzliche Lauffläche (Pl. 12, 1). Im Osten der Mauer setzte bei + 2,10 m bis + 2,20 m der rote Estrich des Innenraumes an. Auf diesem roten Estrich liegt eine etwa 10 cm mächtige dunkle Erdschicht, die Asche, Holzkohle und gebrannte Lehmklumpen enthielt. Nach außen hin ist auch, wenn auch etwas höher, eine solche dunkle Schicht mit Brandeinschlüssen zu beobachten. Darauf folgt, über die Mauerstümpfe hinwegziehend, ein etwa 20 bis 30 cm dicker Horizont aus Tuffbrocken und sonstigem Schutt. Dieser ist ganz offenbar der eingeebnete Abbruchschutt des „Großen Baues". Darüber bildete sich dann im Lauf der Zeit eine etwa 30 bis 40 cm mächtige, mit Bauschutt durchsetzte Humusschicht, die verschiedene Störungen zeigt.

Dieses Schichtenpaket, das etwa 3 m nach Westen verfolgt werden konnte, wird zuerst von dem erwähnten ausgeraubten Fundamentgraben geschnitten, und zwar so, daß keine direkte Fortsetzung nach Westen hin zuerst gegeben ist. Unter dem Fundamentgraben, und zwar ihm parallel laufend, liegt eine in den Hang eingeebnete „Plattform", auf der waagerechte Schichten lagern. Diese Plattform ist etwa 2 m breit. Gegen Westen hin keilen die Schichten dieser Plattform aus und überlagern z. T. eine dunkle humose, etwa 30 bis 50 cm mächtige Erdlage. In letzterer Erdlage I wurde nun ein großer Tuffquader von dem Format jener des „Großen Baues" gefunden. Damit ergibt sich, daß die Plattform wahrscheinlich etwas später als die Erbauungszeit des „Großen Baues" anzusetzen ist. Andererseits wird sie von einem Schichtenverband II überlagert, der sehr viele Tuffbruchstücke enthält sowie einen zweiten ähnlichen Horizont III aus Bauschutt und Ziegelpartikelchen. In diesen Verband sind nun der erwähnte Fundamentgraben der Ufermauer sowie die noch zu besprechenden „Brandgruben" eingetieft. Darauf folgen stellenweise die Lagen mit Bauziegelschutt IV und endlich (20 bis 50 cm mächtig) Humus. Ist man geneigt, den Bauschutt der Horizonte II bis III mit dem Abbruchschutt oberhalb des „Großen Baues" zeitlich und herkunftsmäßig gleichzusetzen, so würde die Entstehung der Plattform zwischen den Bau und den Abbruch des „Großen Baues" fallen, wogegen die „Brandgruben" jünger als dieser wären.

Der Fundamentgraben erweist sich somit als eindeutig jünger als die zum „Großen Bau" gehörige Schicht samt dem Abbruchhorizont desselben. Aber er ist auch jünger als die Plattform und die sie überlagernden Schuttschichten II und III. Erst die Schicht IV scheint mit der im Fundamentgraben einst ruhenden Mauer und ihrem Abbruch gleichzeitig zu sein. Was die „Brandgruben" betrifft, so sind sie sicherlich jünger als die Schichten I und II. So weit der stratigraphische Befund.

Was den Befund in der Fläche betrifft, so haben wir zuerst unter dem Humus (+ 2,90 m)

zwischen + 2,65 m und +2,45 m eine Lage von Steinbruch zu verzeichnen, die im oberen Teil mit dem kleinen Ost-West-Haus und seinem Estrich oberhalb des „Großen Baues" zusammenhängen dürfte. Diese Lage zeigte an verschiedenen Stellen Löcher, die von Obstbäumen und Wäschepfosten stammen dürften. Nach der Beseitigung dieses Bauschuttes stieß man auf die streckenweise gut erhaltene Krone (+ 2,43 m bis + 2,11 m) der Westmauer des „Großen Baues" (Taf. XXVII a). Die zweischalige und etwa 0,80 m breite Mauer ist aus sauber geschnittenen Tuffquadern gebaut. Die Tuffquader sind bis 65 cm lang und 40 cm breit. Die Mitte der Mauer ist mit kleinen Tuffbrocken gefüllt, die gut in Kalkmörtel eingebettet liegen. Nach außen hin machte die Mauer einst den Eindruck einer Quadermauer mit verschobenen, waagerechten Steinreihen. Der Tuff ist ausnahmslos hellgelb und läßt sich möglicherweise von einer jüngeren, heute grau gefärbten Art unterscheiden. In O II/88–90 zeigten sich in dieser Mauer die Reste einer Tür, vor der gegen Westen ein Schotterpflaster (+ 2,35 m bis + 2,30 m) lag (Pl. 12). Sonst war der Boden eine graubräunliche Fläche, in die einzelne Pfosten eingetieft waren. Nach der Entfernung dieser aschigen, mit Kohle und Brand angereicherten Schicht, die über die Steinpackung und die Schwelle bis ins Innere des „Großen Baues" hineinreichte, stieß man im Inneren, wie erwartet, auf die Reste des roten Ziegelterrazzos (um + 2,18 m) in O II/97–100 (Pl. 12, 1.2). In O II/94–96 war er durch eine Störung entlang der Innenseite der Mauer zerstört. In der Störung lagen Lehm, Holzkohle und verglühter Lehm vermischt. Darauf folgte eine Lage von Wandputz und Mörtelschutt, der wiederum von Brandschutt überlagert war.

Im Westen des „Großen Baues" (Pl. 12) waren in O II/57–58 und in O II/65–66 in den ausgeworfenen Lehmboden zwei Mörtelpfannen eingetieft. Der Rand dieser Pfannen wurde bei + 2,22 m und der Boden bei + 2,07 m ermittelt. Sie waren mit dem tiefsten Teil in die Lauffläche (+ 2,00 m bis + 2,10 m) der Erbauungszeit des „Großen Baues" eingetieft und später einnivelliert. Unterhalb dieser Lauffläche begann unmittelbar der bräunliche Lehm mit Kohlen, gebranntem Wandverputz und prähistorischen Scherben, der allmählich in den grünlichgelben gewachsenen Lehm überging.

Von den Konstruktionen weiter westlich läßt sich z. Z. kein eindeutiges Bild ermitteln. Wir haben hier zuerst das schon öfters erwähnte ausgeraubte Mauerfundament, das die östlich von den westlich liegenden Schichten trennt. Die Einfüllung des ausgeraubten Fundamentgrabens enthält z. T. recht junges Material aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Darunter liegt ein waagerechter Schichtenverband (Pl. 12, 1.2), der im Osten durch einen Fundamentgraben von 40 bis 50 cm Breite gestört wird. Dieser Schichtenverband aus brandigem und gelbem Lehm ist mit zahlreichen Kulturabfällen durchsetzt. Man fragt sich, ob es sich dabei nicht um die Reste einer Holzkastenbefestigung handeln könnte, deren Westteil allerdings nicht mehr erhalten ist. Andererseits machen die waagerechten Lehm-Aschen-Humusschichten den Eindruck, als ob es sich um mehrmals erneuerte Fußböden handeln würde, so daß man an die Reste eines langgestreckten Holzschuppens entlang der Uferlinie denken könnte. Die geringe Größe der Ausgrabungsfläche ließ hier in dieser Hinsicht keine eindeutige Entscheidung zu. Ähnlich verhält es sich mit zwei großen runden „Brandgruben" (O I/97, 100) (Pl. 12) von ca. 1,30 m Durchmesser. Sie sind kesselförmig (Pl. 12, 2). Ihre äußere Hülle besteht aus feuerrot verziegeltem Lehm, auf dessen Boden sich die Lagen von Lehm, Asche und Holzkohle muldenartig eingelagert fanden; darüber ruhte dunkler Lehm mit Holzkohleeinschlüssen. Von der Seite her konnten keine Feuerungsöffnungen beobachtet werden, jedoch sind vor allem in der Grube in O I/100 relativ viele Scherben gefunden worden. Die Bedeutung dieser „Brandgruben" bleibt vorerst unklar, jedoch ist sicher, daß sie jünger sind als die dunkle Humusschicht I, die Tuffbrockenschicht II und ein Teil der lehmigen Schicht mit Bauschutt III.

Wenn wir jetzt die Funde aus den einzelnen Fundhorizonten betrachten, so stammt die Masse aus der Humusschicht, die nach unten immer stärker mit Tuffbrocken und anderen Arten von

Schutt durchsetzt ist. Wir finden in diesem Horizont sämtliche Gruppen, angefangen vom Porzellan bis zu der frühmittelalterlichen Ware. Eine Unterscheidung des Älteren vom Jüngeren im etwa 35 cm hohen Horizont war wegen der geringen Mächtigkeit, aber vor allem wegen der vielen Obstbaumgruben, Pfosten- und ähnlicher Löcher sowie sonstiger Störungen durch Gräben nicht möglich. Aus der Schicht stammen insgesamt 178 Fundstücke (Nr. 1300, 1301, 1318–1494), die hier im einzelnen vorzuführen keinen besonderen Wert hat. Es genügt eine Auswahl der interessanteren Stücke.

Abgesehen vom Porzellan fällt die verschiedenfarbig glasierte Ware auf, wobei ein dunkles Grün bei der Glasur vorherrscht. Es kommt aber auch Hellgrün, Weiß, Lichtgelb, Lederbraun und schließlich Blau vor. Hellblau sind einige Bruchstücke verziert, deren Ton weißlich ist und an Steingut erinnert. Bei dem übrigen glasierten Geschirr ist der Ton rötlich-bräunlich bis hell ockerfarben. Zum Teil handelt es sich um Bruchstücke von Kachelöfen. Diese Funde zeigen, daß zumindest der obere Teil des Humus relativ jung ist (Fundtabelle siehe S. 145).

Erwähnenswert sind nur zwei Bruchstücke:

1. Randscherbe einer Schale mit umgelegtem, dikkem Rand, innen grün glasiert (Taf. 13, 1), Nr. 1365.
2. Randscherbe von ähnlicher Schale, innen dunkelgrün glasiert (Taf. 13, 2), Nr. 1366.

Eine zweite charakteristische Gruppe aus dem Humus bildet die blaugraue Ware (Gruppe A). Sie begegnet bei zwei Grundtypen von Gefäßen, nämlich bei breitmundigen, glockenförmigen Töpfen mit abwärts schwingenden Rändern und bei Krügen oder Bechern mit kantig umgelegten, mehr oder weniger unterschnittenen Rändern.

Folgende Stücke können den ersten Grundtypus charakterisieren:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit abwärts schwingendem, breitem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 3), Nr. 1356.
2. Randscherbe eines Gefäßes mit Trichterhals und abwärts schwingendem, umgelegtem, abstehendem, unten gekantetem Rand, geglättete Oberfläche, Gruppe A (Taf. 13, 4), Nr. 1322.
3. Randscherbe eines Gefäßes mit ausschwingendem, unten gekantetem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 5), Nr. 1357.
4. Randscherbe eines Gefäßes mit abgesetztem Hals und stark abwärts gebogenem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 6), Nr. 1444.
5. Randscherbe eines ähnlichen, aber weitmundigen Gefäßes mit abwärts gebogenem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 7), Nr. 1442.

Die folgenden Stücke mögen zur Umschreibung des zweiten Grundtypus genügen:

6. Randscherbe eines größeren Gefäßes mit nach außen verdickter, schräg abgeflachter Randlippe. Ein kantiger, waagerechter Wulst gliedert den Hals, dunkelgrau, Gruppe A (Taf. 13, 8), Nr. 1359.
7. Randscherbe eines Gefäßes mit umgelegtem, wenig unterschnittenem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 9), Nr. 1350.
8. Randscherbe eines ähnlichen Gefäßes mit hohem, unterschnittenem, umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 10), Nr. 1351.

Dazu kommen mehrere Bruchstücke von mehr oder weniger flachen Tassen, Tellern und Schalen, die in der Machart der Gruppe A gearbeitet sind:

9. Randscherbe einer flachen, kalottenförmigen Schale mit verdicktem, schräg gekantetem Rand, Gruppe A (Taf. 13, 11), Nr. 1360.
10. Randscherbe einer flachen Schale mit gekantetem, wenig verdicktem Rand, Bruch weißlich, Oberfläche grausilbern, sehr feiner Ton, Gruppe A (Taf. 13, 12), Nr. 1364.

Aus diesen Beispielen sehen wir, daß für den dunklen Humushorizont die gotische blaugraue Ware (Gruppe A) durchaus charakteristisch und in größeren Mengen vorhanden ist. Es fehlt

aber auch nicht an Scherben der älteren Gruppen. Dabei fallen relativ viele Stücke der E-Gruppen auf. Unter diesen wiederum treten kleine steilwandige Becher, Schalen mit eingezogenem Rand (wohl Öllampen) und ein Henkel mit Eintiefungen hervor:

1. Randscherbe eines steilwandigen Napfes mit leicht nach außen gedrückter Lippe, auf der Innen- und Außenseite typische Drehspuren, Gruppe E3 (Taf. 13, 13), Nr. 1325.
2. Randscherbe eines ähnlichen Napfes, Gruppe E3 (Taf. 13, 14), Nr. 1324.
3. Wulsthenkel eines Topfes mit tiefen Einstichen auf der Schauseite, Gruppe E1 (Taf. 13, 15), Nr. 1456.
4. Randstück einer flachen Schale mit steiler Wandung und schräg abgekantetem Außenrand, Gruppe E1 (Taf. 13, 16), Nr. 1435.
5. desgl., mit Ansatz einer Ausgußkerbung, Gruppe E1 (Taf. 13, 17), Nr. 1438.
6. desgl., mit schräg abgeplattetem Rand, Gruppe E1 (Taf. 13, 18), Nr. 1440.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß auch die der graublauen gotischen Ware vorausgehende Gruppe E gut vertreten ist. Es fehlt allerdings auch nicht an Bruchstücken der Gruppe K, wie einige Beispiele andeuten mögen. Jedoch sind nur wenige Stücke davon gefunden worden:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit steilem Trichterhals und oben abgeplatteter, verdickter Randlippe, Gruppe K (Taf. 14, 1), Nr. 1320.
2. Randscherbe eines Gefäßes mit Zylinderhals und einer für einen Deckelaufsatz gefalzten Randlippe, Gruppe K (Taf. 14, 2), Nr. 1319.
3. Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit ausladendem Trichterhals und gekantetem Rand, Gruppe K (Taf. 14, 3), Nr. 1346.
4. Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit kurzem, steilem Trichterhals und gerundetem Rand, Gruppe K (Taf. 14, 4), Nr. 1347.

Aus dem Einfüllungsschutt der ausgeraubten Fundamentgrube der Umfassungsmauer, die in den Schutt des „Großen Baues" eingetieft ist, kam eine ganze Reihe von Gefäßbruchstücken zutage, die zeigen, daß diese Mauer sicherlich nicht vor der gotischen Zeit abgebrochen wurde. Auch hier mögen einige typische Beispiele genügen. Neben mehreren Bruchstücken der graublauen Ware (A) mit waagerechter Riefung (Nr. 1289, 1291–1294) sowie einigen der Gruppe M (Nr. 1288, 1295, 1296) und K (Nr. 1297) sind zu erwähnen:

1. Bruchstück eines flachen Napfes mit abgeflachter Randlippe und nach innen gewölbtem Boden, Gruppe O1 (Taf. 14, 5), Nr. 1287.
2. Eisenhaken mit schmaler, langer, hinten umgelegter Zunge und großer Öse auf ihrer Unterseite, Länge 7,1 cm (Taf. 14, 6), Nr. 1299.

In der mittleren Lage des Fundamentgrabens herrscht wiederum die graublaue gotische Ware vor. Dazu kommen Bruchstücke helltoniger, beigefarbener Ware, eines davon mit dunkelbrauner Glasur (Nr. 1282) sowie Bruchstücke einer rottonigen, im Wasser abgerollten Ofenkachel mit dunkelbrauner Glasur (Nr. 1283).

Zu erwähnen sind hier:

1. Bruchstück einer außen gerippten Ofenkachel, Gruppe A (Taf. 14, 10), Nr. 1284.
2. Wandscherbe eines Gefäßes mit einpolierten „Graphit"-Mustern, dunkelgrauer, feiner Ton, Gruppe B (Taf. 14, 7), Nr. 1274.
3. Randscherbe eines Napfes mit kaum verstärkter Randlippe, Außenseite treppenartig gerippt, Gruppe E1 (Taf. 14, 9), Nr. 1270.
4. Standring eines kleineren Gefäßes, auf der Unterseite ein Drehzapfen, beiger, sehr feiner Ton (Taf. 14, 8), Nr. 1271.

Aus der untersten Lage des ausgeraubten Fundamentgrabens haben wir einige typische Bruchstücke der blaugrauen Ware (A), dann einige Ofenkacheln, zwei der Gruppe K und mehrere Bruchstücke der Gruppe M.

Es sind zu beschreiben:

1. Randscherbe eines hohen Topfes mit gestrecktem, S-förmigem Profil und umgebogenem, rundem Rand, Gruppe A (Taf. 14, 11), Nr. 1252.
2. Zwei Bruchstücke von außen gerillten Ofenkacheln, Gruppe A, Nr. 1267 und E1, Nr. 1268 (Taf. 14, 13–14).
3. Randscherbe einer flachen Schale mit kurzer, steiler Wandung und kleiner, gestauchter Randlippe, Gruppe M (Taf. 14, 12), Nr. 1253.

Aus dem lehmig-erdigen Tuffquaderschutt stammen fünf Scherben, die einheitlich durch den starken Glimmergehalt des Tones gekennzeichnet sind. Davon gehören der Gruppe K zwei, der Gruppe M drei an. Von den jüngeren Gruppen, die im ausgeraubten Fundamentgraben gefunden wurden, gibt es hier bezeichnenderweise keine Proben. Es bestätigt sich somit wieder, daß der „Große Bau" und sein Abbruch in die Zeit vor der Gruppe A bzw. in die Zeit der Gruppen K und M fallen.

Es sind anzuführen:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit kurzem Trichterhals, stark glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 14, 15), Nr. 1154.
2. Bodenansatzscherbe des gleichen Gefäßes, stark glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 14, 16), Nr. 1155.

In der Mörtelpfanne in O II/65 wurde ein recht charakteristischer bronzener Schreibgriffel (Taf. 15, 1) gefunden. Ähnliche Stücke wurden in den Ablagerungen des 8. und 9. Jahrhunderts in Fulda und in Hersfeld in Hessen gefunden [13]. Neben einer prähistorischen Scherbe und einem Putzbruchstück ist eine stark glimmerhaltige Scherbe trotz der hellen Färbung den beiden oben soeben beschriebenen Stücken (Nr. 1154 u. 1155) sehr ähnlich.

1. Schreibgriffel aus Bronze mit löffelartigem, umgebogenem Ende, einem Knoten und gleichmäßig auslaufender Nadel, Länge ca. 12 cm (Taf. 15, 1), Nr. 1153 b.
2. Wandscherbe eines bauchigen Gefäßes, außen lederbraun, innen grau, stärker glimmerhaltig, Gruppe F2, Nr. 1153 a.
3. Randscherbe eines prähistorischen Vorratsgefäßes mit Trichterhals und waagerechtem Rand, der mit Tupfen verziert ist, hellbraun bis grau, grob gemagert, schlecht gebrannt, Innenseite geglättet, stark ausgelaugt, Nr. 1152.

Endlich sind die wenigen ähnlichen Scherben zu nennen, die aus dem lehmigen Boden in der Höhe der Fundamentoberkante (Lauffläche) stammen und mit den Funden aus der Mörtelpfanne wohl gleichzeitig sind. Es handelt sich dabei um die Bruchstücke von handgemachten Gefäßen, von denen eines stark glimmerhaltig ist, ein zweites recht charakteristische waagerechte Riefen hat.

1. Schulterscherbe eines kugeligen Gefäßes mit Halsansatz, leicht glimmerhaltig, handgemacht, Gruppe K (ins Hellgraue) (Taf. 15, 3), Nr. 1149.
2. Kleine Wandscherbe, waagerecht gerillt, handgemacht, grau, Gruppe L (Taf. 15, 2), Nr. 1151.
3. Wandscherbe eines größeren Gefäßes, hell rötlichbraun, stark glimmerhaltig, Gruppe O1, Nr. 1150.

Schließlich wurden unter oder in dieser Lauffläche siebenundzwanzig Scherben prähistorischer Machart gefunden (Nr. 1121–1147). Die meisten sind mit Sand grob gemagert, auf der Oberfläche korrodiert, im Bruch grau, sienabraun bis ockerrot; zuweilen haben sie einen rötlichen Überfang. Einige Stücke sind graubraun und gut geglättet.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß aus der Lauffläche der Erbauungszeit des

[13] J. Vonderau, Die Ausgrabungen an der Stiftskirche zu Hersfeld. 18. Veröffentl. d. Fuldaer Geschichtsvereins 1925, S. 45, Taf. 16, 2; ders., Die Ausgrabungen am Domplatz zu Fulda. 26. Veröffentl. d. Fuldaer Geschichtsvereins 1946, S. 23, Abb. 14, I.

„Großen Baues", abgesehen vom auffälligen Schreibgriffel, ausschließlich die handgemachten Gruppen K und O vorkommen, wobei der starke Glimmergehalt des Tones besonders auffällt. Damit ist die Erbauungszeit des „Großen Baues" spätestens in dem ausgehenden 9. Jahrhundert zu suchen.

Wir haben noch die Funde zu beschreiben, die in der Hangkonstruktion, besonders um die „Brandstelle" in O II/38–40 sowie in den beiden „Brandgruben" in O I/97, 100 gefunden wurden. Wie oben gesagt, spricht alles dafür, daß die Hangkonstruktion etwas jünger als die Erbauungszeit des „Großen Baues" und älter als sein Abbruch ist. Die beiden Brandgruben stammen eindeutig aus der Zeit nach dem Abbruch des „Großen Baues".

Die Funde aus der Hangkonstruktion können in folgende Komplexe zergliedert werden.

Aus dem Steinkranz der Brandstelle in O II/39–40 kamen:

1. Randscherbe eines Gefäßes mit ausschwingendem Trichterhals und mäßig verstärkter Lippe, Gruppe L (Taf. 15, 4), Nr. 1160.
2. Sieben Scherben gleicher Machart, innen z. T. grau und mit Arbeitsrillen, sehr hart gebrannt, Oberfläche körnig, vielleicht auf langsam rotierender Töpferscheibe gearbeitet, Gruppe K und drei der Gruppe L, Nr. 1161–1167.

Aus dem aschig-brandigen Boden um die Brandstelle kam eine Menge von Gefäßbruchstücken zutage, die alle grau bis schwärzlich sind; die meisten wirken wie handgemacht. Eine Anzahl der Scherben ist in der Art der Oberfläche mit jenen aus der Brandstelle verwandt.

Besonderer Erwähnung wert sind:

1. Randscherbe mit eingebogener Schulter und Trichterhals sowie hoher, verdickter Randlippe, innen weißlichgrau, Gruppe L (Taf. 15, 5), Nr. 1190.
2. Zwei Wandbruchstücke mit waagerechten, breiten Riefen bzw. Rippen, das eine Stück innen ockerfarbig (Nr. 1194), vielleicht Import, Gruppe O1 und K (Nr. 1197) (Taf. 15, 6).
3. Wandscherbe mit horizontaler Rillung in größeren Abständen, Gruppe E1, innen stark versintert (Taf. 15, 7), Nr. 1193.
4. Dreizehn Gefäßbruchstücke der Gruppe K, neun der Gruppe L, vier der Gruppe M und zwei der Gruppe E1, Nr. 1191, 1192, 1195, 1196, 1198–1221.

Aus der dunklen, mit Brandresten angereicherten Schicht westlich der ausgeraubten Mauer unterhalb des Tuffquaderschuttes, die aus den Resten der Hangkonstruktion gebildet wird, stammt eine Reihe von Scherben von ähnlichem Charakter (Gruppe K u. M), wie die aus den oben beschriebenen beiden Komplexen, wodurch ihr Bestand bereichert wird. Drei helle bräunlich-rötliche sowie zwei graue Scherben unterscheiden sich beträchtlich von den übrigen ([Taf. 15, 11. 12] Nr. 1168, 1169; Nr. 1173, 1174, 1176) und sind vielleicht spätere Beimengungen.

Besondere Erwähnung verdienen:

1. Randscherbe mit kantigem Rand, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 15, 8), Nr. 1170.
2. Randscherbe mit kaum verdicktem, scharfkantigem Rand, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 15, 9), Nr. 1171.
3. Randscherbe mit kräftiger, im Querschnitt dreieckiger Randlippe, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 15, 10), Nr. 1172.
4. Sieben Gefäßbruchstücke der Gruppe K (Nr. 1175, 1177, 1178–1182) und eines der Gruppe N 2, Nr. 1179.
5. Drei Bruchstücke von flachen Schälchen mit fast gerade aufsteigendem, gerundetem oder gekantetem Rand, Gruppe O 1, O 2 (Taf. 15, 11.12) Nr. 1168, 1169; Nr. 1174.
6. Randscherbe einer flach kalottenförmigen Schale mit umgelegtem und verstrichenem Rand, Gruppe E 1 (Taf. 15, 13), Nr. 1173.
7. Teil eines eisernen Sporens mit dünnem, im Querschnitt D-förmigem Bügel und einem kurzen, nach oben gebogenen Dorn, Bügelhöhe 0,7 cm (Taf. 15, 14), Nr. 1183.

Wir wenden uns den beiden Brandgruben in O I/97, 100 zu, die in den Tuffquaderschutt vom

Abbruch des „Großen Baues" eingetieft waren. Ihr Inhalt ergibt den wichtigen Zeitansatz für die Abbruchzeit des „Großen Baues". Es fällt auf, daß die Benützung der Drehscheibe jetzt eindeutiger ist sowie, daß die grauen Brände bei dem Tongeschirr hervortreten. Dazu kommen noch die Pseudo-Kugeltöpfe mit wulstig verdickter Lippe. Die Machart der Oberfläche des Tongeschirrs ist sehr ähnlich wie bei jenem aus der Hangkonstruktion, bei dem allerdings auffälligerweise alle Kugeltopfformen noch fehlen.

Folgende Funde sind erwähnenswert.

Grube A (O I/97):

1. Randscherbe eines Gefäßes mit kantig abgedrehtem Rand, Henkelansatz, Gruppe E I (Taf. 15, 15), Nr. 1222.
2. Randscherbe mit wulstförmig verdickter Randlippe, abgerollt, Gruppe K (Taf. 15, 16), Nr. 1223.
3. Randscherbe mit sehr kurzem Trichterhals, gekantetem und gestauchtem Rand, Gruppe K Taf. 15, 17), Nr. 1224.
4. Bodenscherbe mit starken, breiten Drehriefen auf der Innenseite, außen Töpfermarke: Rad mit vier Speichen. Innen hell- außen dunkelgrau, glimmerhaltig, Gruppe E I (Taf. 15, 18), Nr. 1225.
5. Vier Wand- und Bodenscherben der Gruppe K und drei der Gruppe M, Nr. 1226–1232.
6. Eiserner Schlüssel mit Ring(?)-Griff, der Bart ist beiderseits durch tiefe Einschnitte gegliedert, erh. Länge 7,1 cm (Taf. 15,19), Nr. 1233.

Grube B (O I/100):

1. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit kurzem, stark ausladendem Trichterhals und schlichtem, mäßig abgerundetem Rand, große Glimmerstücke, Gruppe K (Taf. 15, 20), Nr. 1234.
2. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit kurzem, konkav geschwungenem Trichterhals und wenig verstärktem Rand, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 15, 21), Nr. 1235.
3. Schulterscherbe eines Kugeltopfes mit kurzem, stark ausladendem Hals, Gruppe K (Taf. 15, 22), Nr. 1245.
4. Randscherbe eines ausladenden Trichterhalses, durch einen Absatz auf der Innenseite setzt sich der wenig verdickte Rand ab, glimmerhaltig, Gruppe E I (Taf. 15, 23), Nr. 1236.
5. Neun Wandbruchstücke der Gruppe K und je eines der Gruppen E I, M, O I, P, des weiteren eines prähistorischer Technik, Nr. 1237–1250 sowie ein Stück von einem korrodierten Eisennagel, Nr. 1251.

Der Nordanbau
in den Planquadraten P II und P III sowie in Q II und Q III

An die nördliche Schmalseite des „Großen Baues" schließt ein Anbau (Pl. 12 u. 13), der durch eine große offene Herdstelle in seiner Nordostecke besonders charakterisiert wird (Taf. XXVII b). Dieser Anbau ist nicht in einem Zuge erbaut worden. Es sieht so aus, als ob eine gewisse, noch nicht näher bestimmbare Zeit zwischen der Errichtung des „Großen Baues" und der des Anbaues verflossen sei. Sein Untergang erfolgte im gleichen Zuge wie der des „Großen Baues".

Die Schichtenabfolge im Anbau ist im Prinzip die gleiche wie im Bereich des „Großen Baues". Zuoberst liegt etwa 30 cm schwarzer Humus. Darin ist der Weg aus Kieselsteinen (Pl. 13, 1–5) eingebettet, der vom Vikarhaus am Mesnerhaus vorbei zum Turm führt. Darunter folgt nun eine etwa 40 cm starke Bauschuttzone mit vielen gut zugeschlagenen, hell gelblichen Tuffsteinen (Pl. 13, 1–4). Die Tuffsteine lassen zuweilen noch in ihrer Sturzlage, wenn auch locker, Mauerverband erkennen. Es waren ein Wandeinsturz von Norden gegen Süden und einer von Süden gegen Norden zu beobachten, die sich als schräge Schichtungszonen in den Profilen abzeichnen.

In diese Schuttzone sind, abgesehen von einem modernen Kabelgraben in P III/51, 52, zwei Ost-West orientierte Bestattungen gesenkt worden. Die Humuszone zieht über diese Gräber

Fläche westlich des „Großen Baues“

Fundstelle	Keramische Gruppen A	B	C_1	C_2	D_1	D_2	D_3	E_1	E_2	E_3	E_4	F_1	F_2	G	H	I	K	L	M	N_1	N_2	O_1	O_2	P
Humus	50	4	1	1	—	—	—	20	—	3	—	2	—	—	—	—	9	1	2	—	1	4	—	1
Fundamentgraben ob. Lage	5	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	3	—	—	1	—	—
Fundamentgraben mitt. Lage	3	1	—	—	—	—	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—
Fundamentgraben unt. Lage	5	—	—	1	—	—	—	4	—	1	—	—	—	—	—	—	2	—	5	—	—	—	—	—
Brandgrube A (OI/97)	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	8	1	1	—	1	1	2	—
Brandgrube B (OI/100)	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	3	—	—	—	—	—
Hangkonstruktion Steinkranz	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4	—	—	—	—	—	—
Hangkonstruktion um die Brandstelle	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	14	10	4	—	—	1	—	—
Hangkonstruktion Reste der Konstruktion	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	8	1	1	—	1	1	2	—
Abbruch des „Großen Baues“	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	3	—	—	—	—	—
Mörtelpfanne	①	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
alte Lauffläche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—

① Bronzener Schreibgriffel (Taf. 15, 1).

hinweg. Eine andere Störung liegt in P III/65 und eine zweite mit dem Zentrum in P III/67–68.

Unter der Schuttzone folgt eine etwa 20 bis 30 cm dicke graubraune Erde-Aschen-Schicht, die mit Holzkohle, Mörtel und Tuffbrocken durchsetzt ist. Im Norden des Raumes, besonders in der Nordostecke, befanden sich die mächtigen Aschenablagerungen eines Herdes unterhalb der soeben erwähnten graubraunen Erdschicht (Taf. XXVIII a). Die graubraune Brandschicht sowie der Herd liegen unmittelbar auf dem gelblichen gewachsenen Boden bei + 2,18 m bis + 2,20 m. Dieses Niveau entspricht etwa der Höhe des roten Estrichs im „Großen Bau“. Wichtig ist, daß außerhalb des Anbaues im Norden (Pl. 13, 2) die Spuren einer Brandschicht nur zwischen + 2,50 m und + 2,40 m feststellbar sind und sie auch hier unmittelbar auf dem gewachsenen Boden liegen. Es war somit im Anbau der gewachsene Boden offensichtlich etwa 20 cm tiefer abgegraben als nördlich von ihm. Die lehmige Oberfläche wurde im Anbau direkt als Estrich benutzt.

Aus der brandigen Erdschicht und den Aschenmassen des Herdes reichten einige Pfostengruben sowie mehrere Tiergruben (Ratten usw.) in die Tiefe. Aus der Verteilung der Pfostengruben läßt sich keine Konstruktion erkennen. In P III/54–56 befand sich eine wannenartige, Nord-Süd gerichtete Eintiefung (Pl. 13, 1). Sie entstand, bevor die Wände einstürzten und dürfte gleichzeitig mit den tiefen Störungen sein, denen der rote Ziegelterrazzo des „Großen Baues“ weitgehend zum Opfer fiel. So weit die stratigraphischen Beobachtungen.

Der Anbau selbst zeigt keine einheitlichen Fundamente. Im Süden bildet die Nordmauer des „Großen Baues“ zugleich die Südmauer des Anbaues. Die Mauer ist fast restlos abgetragen bis zur Mörtelausgleichsschicht oberhalb der aus Bachgeröllen gebauten Fundamentkrone. Im Profil oberhalb des Fundamentes zeichnet sich im Bauschutt des „Großen Baues“ ein späterer Raubgraben ab. Aus diesem stammt eine ganze Reihe recht interessanter keramischer Funde (Taf. 17, 8–20) (Nr. 970–1025), die einen guten Ansatz für die Datierung des Abbruches des „Großen Baues“ geben.

Die Nord-Süd verlaufende Ostwand des Anbaues bildet eine weit weniger sorgfältig gebaute Mauer aus Tuffquadern, die hier bereits in zweiter Verwendung (sic!) sind (Taf. XXVII b). In Q III/72 biegt sie im rechten Winkel nach Osten ab. An diese Ecke ist aus relativ kleinen Steinen ein Ost-West verlaufendes Fundament angebaut, das mit recht mürbem Mörtel gebunden ist (Taf. XXVII b). Auf dem Fundament ruhen heute keine Tuffquader mehr (Pl. 13, 6). Von Norden her steigt gegen dieses Fundament eine Art Rampe aus Tuffsteinen und lehmiger Erde (Pl. 13). Es scheint sich dabei um eine Art Schutz des Fundamentes gegen die Regenwassereinwirkung zu handeln. Dieses Ost-West-Fundament stößt an die Ecke der Nord-Süd-Mauer und überreitet sie zum Teil (Taf. XXVII b). Es besteht kein Zweifel, daß letztere um einiges älter ist (Pl. 13, 6).

Wir haben uns demnach vorzustellen, daß an die Nordostecke des „Großen Baues" in der Verlängerung seiner Ostwand nach Norden eine Umfriedungsmauer (oder ein Ost-West orientierter Bau?!) angebaut wurde, die in Q III/72 nach Osten abwinkelte. Wegen der heutigen Friedhofshecke konnte diese Mauer weder nach Osten noch nach Süden in den Friedhof hinein bis zur Nordostecke des „Großen Baues" verfolgt werden. Die Versuche, sie zwischen den modernen Gräbern in schmalen Schnitten zu fassen, erbrachten zwar im Bereiche der zu erwartenden Mauerzungen Steinanhäufungen und „Gruben", die Fundamentreste sein könnten, aber es fehlt an Eindeutigkeit (siehe unten). Vielleicht könnte eine Grabung im Bereiche des Weges, der durch den Friedhof zum Münster führt, noch Klarheit schaffen. Nachdem diese Mauer schon längst errichtet war, hat man von ihrer Nordwestecke aus eine Mauer gegen Westen gezogen und damit in dem „toten" Winkel einen Anbau geschaffen. Die Anschlußstelle der Westmauer dieses Anbaues konnte bei der Nordwestecke des „Großen Baues" P II/82 ermittelt werden (Pl. 12). Sie ist recht unsorgfältig unter Benützung von Findlingen in wenig guter Art errichtet worden.

Der Anbau besaß nur die nackte Lauffläche auf dem gewachsenen Lehm, der im Anbau etwa 20 cm tiefer abgetragen war als im Freien (Norden!). In der Nordostecke des so wenig sorgfältig erstellten Anbaues war auf dem gewachsenen Boden eine etwa 2 × 3 m große Herdstelle errichtet (Taf. XXVIII a). In ihrer Mitte befand sich eine Eintiefung voll von rötlichweißer Asche, in der zwei größere Findlinge staken, darum herum ein Kranz von grauschwarzer Asche mit Gefäßbruchstücken und Essensabfällen (Knochen) (Pl. 13, 7). Man hatte den Eindruck, als ob direkt in der Ecke in die Tuffsteine der Mauer etwas wie der Anfang eines offenen Rauchabzuges eingeschlagen war (Taf. XXVIII a; Pl. 13). Etwa 2,5 m weiter westlich wurden die Reste eines zweiten Herdes, der an der Nordmauer des Anbaues lehnte, angeschnitten (Q III/11) (Pl. 13, 3.4).

Von den Funden sind jene aus der Herdstelle von besonderem Interesse. Sicherheitshalber sondern wir die Funde aus der obersten Zone des Herdes, die von gestürztem Bauschutt direkt überlagert wurde, aus, denn möglicherweise könnte das eine oder andere Stück aus der Abbruchzeit stammen.

In den tieferen Aschenmassen des Herdes wurden folgende Funde angetroffen:

1. Zusammensetzbare Scherben eines bauchigen Topfes mit kurzem, abgesetztem Trichterhals und schlichter Randlippe, außen fleckig braun bis dunkelgrau, innen hellbraun, gemagert, handgemacht, Gruppe K (Taf. 16, 1), Nr. 892 bis 897.
2. Randscherbe mit eingezogener Schulter und sehr kurzem Trichterhals, gestauchter, gekanteter Randlippe, Gruppe K (Taf. 16, 2), Nr. 898.
3. Kleine Randscherbe eines Topfes mit kaum verdickter, kantiger Randlippe, Gruppe O 1 (Taf. 16, 3), Nr. 899.
4. Randscherbe mit kurzem Trichterhals und wenig gestauchter Randlippe, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 16, 4), Nr. 911.
5. Trichterrandscherbe, gekantete Lippe mit einer flachen Wellenlinie in tiefer Ritztechnik darunter, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 16, 5), Nr. 912.

6. Drei Randscherben mit eingezogener Schulter und gekantetem Rand, Gruppe K (Taf. 16, 6), Nr. 913 u. 919.
7. Zwei Bodenscherben, Gruppe K (Taf. 16, 7), Nr. 914 u. 915.
8. Vierzehn Wandscherben der Gruppe K, kein Stück zeigt eindeutige Spuren von Benützung einer Töpferscheibe, Nr. 900–905, 907, 916 bis 919, 921–923.
9. Vier Scherben der Gruppe M, Nr. 906, 908, 909, 920.
10. Unverzierte Wandscherbe, hellbraun, gröberer Ton, mittelhart gebrannt, Gruppe O 1, Nr. 924.
11. Unverzierte Wandscherbe, hellbraun bis grau, Gruppe F 2, Nr. 910.

Aus der obersten Zone des Herdes, die mit dem Abbruchschutt zugedeckt und z. T. vermengt war, haben wir folgende Funde:

1. Randscherbe eines Trichterhalses mit gerundeter, nach innen leicht verdickter Lippe, glimmerhaltig, Gruppe O 1 (Taf. 16, 8), Nr. 925.
2. Randscherbe mit kurzem Trichterhals, schlichtem Rand, hellbraun, glimmerhaltig, Gruppe O 1 (Taf. 16, 9), Nr. 926.
3. Bodenansatzscherbe eines bauchigen Topfes, braungrau, Gruppe N 1 (Taf. 16, 10), Nr. 927.
4. Wandscherbe verziert mit sich überwerfenden Wellenlinien, Gruppe P (Taf. 16, 11), Nr. 932.
5. Drei unverzierte Scherben der Gruppe K (Nr. 929–931) sowie je eine der Gruppen M (Nr. 933) und O 1 (Nr. 935). Hellgraue, hartgebrannte Scherbe einer sonst unbekannten Gruppe (Nr. 928), möglicherweise eine Scherbe der Gruppe K, die einen zweiten Brand im Herde erfahren hat (vgl. oben S. 146, Nr. 2, 898).
6. Eiserne Pfeilspitze mit langer Tülle, Spitze nach Abschuß verbogen (Taf. 16, 12), Nr. 934.

In der Zone um den Herd unterhalb des Abbruchschuttes wurde folgendes gefunden:

1. Schulterbruchstück eines kugeligen Gefäßes mit dem Ansatz eines Trichterhalses, abgedreht, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 16, 14), Nr. 937.
2. Sechs Gefäßbruchstücke, Gruppe K, Nr. 938 bis 943.
3. Kleines, intensiv blaues Glasringlein mit D-förmigem Querschnitt (Taf. 16, 13), Nr. 944.

Aus dem Herd in Q III/11:

Großes Wandbruchstück eines bauchigen, gestreckten Topfes mit einziehender Schulter, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 16, 15), Nr. 968.

Die Funde aus dem Anbau unterhalb des Abbruchschuttes sind in Form und Herstellungsart in sich einheitlich. Es handelt sich vorwiegend um bauchige, gestreckte Formen mit überwiegend schlichtem, mäßig abgebogenem Trichterrand. Nur wenige Ränder sind ganz leicht gestaucht oder gar verdickt. Nur einmal kommt eine etwas kugelige Form vor. Die Verzierung ist äußerst selten und auf spärliche, eingeritzte wellige Linien beschränkt. Das Vorkommen einer abgeschossenen Pfeilspitze aus Eisen (Spitze abgebogen) in der obersten Lage der Wohnschicht, die übrigens starke Spuren eines Brandes zeigt, legt die Vermutung nahe, daß die Zerstörung der Bauten mit der überlieferten Ungarnkatastrophe von 907 zusammenhängt. Damit können wir den Anbau und den „Großen Bau" und ihre Funde in das späteste 9. bzw. das früheste 10. Jahrhundert datieren. Diese Datierung birgt freilich gewisse Schwierigkeiten, da sie für eine Reihe der keramischen Funde, die bisher früher datiert wurden, einen recht späten Ansatz fordern würde.

Im Abbruchschutt innerhalb des Anbaues wurde eine größere Anzahl von Scherben gefunden, die z. T., sofern sie unter + 2,30 m gefunden sind, noch der Wohnschicht darunter angehören könnten. Anders ist es freilich in P III/54–56, wo eine Störung unterhalb des Abbruchschuttes vorliegt. Sicherheitshalber sind die hier gefundenen Stücke zu der Abbruchzone gerechnet wor-

den. Die Masse der Keramik ist grob handgemacht und jener aus dem Herd verwandt. Neu sind stärker gestauchte, leicht verdickte Ränder.

Eine Erwähnung verdienen folgende Stücke:

1. Randscherbe eines leicht kugeligen Gefäßes mit kurzem, schlichtem Trichterhals, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 17, 1), Nr. 945.
2. Randscherbe eines Napfes mit schwachem, gestauchtem Randwulst, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 17, 2), Nr. 962.
3. Randscherbe mit stark schräg nach außen ragender, leicht wulstförmiger Randlippe, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 17, 3), Nr. 1026.
4. Zwei Bodenansatzstücke verschiedener Töpfe, Gruppe K u. M (Taf. 17, 5) Nr. 951, Nr. 950.
5. Schulterbruchstück eines kugeligen Gefäßes mit Drehspuren, Gruppe M (Taf. 17, 4), Nr. 1029.
6. Vier Scherben der Gruppe K (Nr. 947, 954, 957, 1027), fünf der Gruppe M (Nr. 946, 952, 955, 1028, 1029), zwei der Gruppe P (Nr. 949 u. 960) und je eine der Gruppen E 1, G, O 1 und N 1 (Nr. 956, 953, 958, 959).
7. Kleines eisernes Ringlein (Taf. 17, 6), Nr. 936.
8. Hohle bronzene Nadelspitze (Taf. 17, 7), Nr. 1031.
9. Kleines Bruchstück einer planen Glasscherbe mit feinen Bläschen durchsetzt, Nr. 961.

Zwar sind die Funde aus der Abbruchzone nicht sehr zahlreich, doch sind die drei Randscherben recht instruktiv; bei + 2,26 m fand sich eine Scherbe mit schlichtem, mäßigem Trichterrand (Taf. 17, 1), bei + 2,49 m ein gestauchter, verdickter Rand (Taf. 17, 2) und ganz oben bei + 2,57 m eine Scherbe mit stark abgewinkeltem, leicht wulstigem Rand (Taf. 17, 3).

Auffällig ist, daß die Randstücke aus den Raubgräben der Fundamente viel entwickelter und gegliederter sind, wodurch der Eindruck entsteht, als ob der Abbruch der Mauern und das Ausrauben der Fundamente sich über längere Zeit hingezogen hätte. Wenden wir uns zuerst den Funden zu, die über dem Fundament im Raubgraben an der Nordmauer des „Großen Baues" gemacht wurden.

Funde aus dem Raubgraben der Nordmauer des „Großen Baues":

1. Randscherbe eines kugeligen Gefäßes mit kurzem, stark abgewinkeltem Trichterhals mit gekantetem, verbreitertem Rand, an der Schulter leichter Kammstrich sowie Wellenband, Gruppe K (Taf. 17, 8), Nr. 970.
2. Randscherbe eines kugeligen Gefäßes mit steilem Trichterhals, nach oben verdickter, kantig abgestrichener, oben gekehlter Rand, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 17, 9), Nr. 971.
3. Randscherbe mit Trichterhals und gekantetem Wulstrand, rotbraun, Gruppe O 1 (Taf. 17, 13), Nr. 972.
4. Randscherbe einer steilwandigen Schüssel mit verdicktem, oben waagerecht abgeflachtem Rand, Gruppe M (Taf. 17, 14), Nr. 973.
5. Vier Bodenansatzstücke verschiedener Töpfe (Taf. 17, 15–18); zwei gehören der Gruppe K und je eines den Gruppen M und O 2 an, Nr. 974–977.
6. Randscherbe eines kugeligen Gefäßes mit gekanteter, schräg abgestrichener, leicht gestauchter Randlippe und waagerechter Rillenverzierung auf der Schulter. Ein ca. 8 mm großes Loch ist nach dem Brand in die Schulter gebohrt worden, Gruppe K (Taf. 17, 10), Nr. 1013.
7. Randscherbe eines sehr ähnlichen Gefäßes, Gruppe K (Taf. 17, 11), Nr. 1014.
8. Randscherbe eines kugeligen Gefäßes mit niedrigem Trichterhals und einer Wellenlinie an der Schulter, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 17, 12), Nr. 1015.
9. Wandscherbe mit feiner paralleler Rillenverzierung, Gruppe F 2 (Taf. 17, 19), Nr. 1003.
10. Scherbe der Gruppe F 2, achtundzwanzig der Gruppe K, acht der Gruppe M, vier der Gruppe O 1 und je eine der Gruppen N 1 und P, Nr. 978–1002, 1004–1012, 1016–1024.
11. Teil eines breiten, sehr stark korrodierten, eisernen Messergriffes mit zwei (?) Nieten (Taf. 17, 20), Nr. 1025.

Diese zwei Fundkomplexe sind in sich recht einheitlich und charakteristisch. Wenn die Da-

tierung der Zerstörung des „Großen Baues" samt dem nördlichen Anbau in das beginnende 10. Jahrhundert richtig ist, wären die Anfänge dieser Fundkomplexe frühestens gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts anzusetzen und jene aus dem Raubgraben dürften bis in das 11. Jahrhundert reichen.

Folgende Funde sind über dem ausgeraubten Nordmauerfundament des Anbaues gemacht worden:

1. Trichterhalsscherbe mit verdickter, abgeplatteter Randlippe, grob geformt, Gruppe K (Taf. 18, 1), Nr. 1032.
   Diese Scherbe ist in ihrer etwas fetten, sorglosen Machart jener, die beim Westfundament der Torhalle gefunden wurde, nicht unähnlich (Taf. 24, 15).
2. Drei Scherben der Gruppe K (Nr. 1034–1036) und eine der Gruppe O 1 (Nr. 1033).
3. Graphitgußform für Bänder und geperlte Stäbe (Taf. 18, 2), Nr. 1038.

Interessant ist eine Gefäßscherbe, die aus einer Grube, die in den Schutt des Raubgrabens eingetieft war, stammt:

Randscherbe eines Kugeltopfes mit wulstiger Randlippe und Deckelfalz, Gruppe E 4 (Taf. 18, 3), Nr. 1038 a.

In der Füllerde der beiden Gräber in P III/51, 52 (Taf. XXVIII b) wurden nur wenige Funde angetroffen, die alle frühen Gattungen angehören.

Bereich des „Großen Baues" und des Küchenanbaues

Fundstelle	Keramische Gruppen																						
	A	B	C_1	C_2	D_1	D_2	D_3	E_1	E_2	E_3	E_4	F_1	F_2	G	H	I	K	L	M	N_1	N_2	O_1	O_2	P
Grab OIII/44–45	—	—	—	—	—	5	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	1
Grab OIII/15; 25	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Grab OIII/23; 33	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	1	—	—	—	—
Grab OIII/43	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	1	2	—	1	—	1
Grab OIII/49; 59	—	—	—	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—
Grab OIII/50;60	—	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—
Grab OIII/51	①	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Grab OIII/52	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Grube OIII/13	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Grube OIII/18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Grube OIII/28; 29	②	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Abbruch mit Störungen des „Großen Baues"	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	1	—	—	8	—	2	1	1	1	—	1
Abbruch des Anbaues	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	7	—	7	1	—	1	—	2
„Großer Bau", Raubgraben des Nordfundamentes	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	35	—	10	1	—	5	1	1
Anbau, Raubgraben des Nordfundamentes	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	1	—	—
Abbruch des „Großen Baues"	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	1	—	—	—	—	—
Herd im Anbau, Asche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	25	—	4	—	—	2	—	—
Herd, obere Lage	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	1	1	—	3	—	1
Zone um den Herd	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	—	—	—	—	—	—	—
Herd QIII/17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—

① Glasbecherbruchstück (Taf. 18, 4) ② Kapitellbruchstück (Taf. 31, 4).

Im ersten Grab wurden gefunden:

1. Bruchstück eines gläsernen Bechers (?) (Taf. 18, 4), Nr. 964.
2. Scherbe der Gruppe K, Nr. 963.

Im zweiten Grab wurden gefunden:

1. Scherbe der Gruppe K (Nr. 967).
2. Scherbe der Gruppe P mit sehr fein eingetieftem Wellen- und Streifenband (Taf. 18, 5), Nr. 966.

Der Schnitt im Planquadrat Q III/73–76 nördlich vom Anbau

Unmittelbar an der Nordmauer des Anbaues wurde gegen Norden hin ein etwa 4,00 auf 5,50 m großer Schnitt geöffnet, um festzustellen, ob es noch weitere Baulichkeiten in Richtung zum heutigen Vikarhaus gab (Pl. 13). Dieser Schnitt ergab, wie auch die weiter nördlich angelegten Schnitte, keine Reste von Bauten in der Art des „Großen Baues". Trotzdem ist der Befund stratigraphisch interessant (Pl. 13, 2.5).

Zuoberst (etwa ab + 3,20 m) haben wir bis + 3,10 m dunklen Humus, dann die Rollierung des mehrmals erwähnten Weges bis + 2,90 m, von da bis etwa + 2,65 m einen dunklen, erdigen Boden. Unter diesem Boden liegt ein Horizont (von + 2,65 m bis + 2,50 m) aus verwittertem Tuff, Bauschutt und Lehm mit Tuffbrocken. Unmittelbar darunter lagert zwischen + 2,50 m und + 2,45 m eine dunkle Brandschicht mit Holzkohle und Mörtelgrus, die mit der Zerstörung des nördlichen Anbaues in Zusammenhang stehen dürfte. Darunter ist eine mehr oder weniger ausgeprägte, dunkle, lehmig-erdige Lauffläche. Nun ist wichtig, daß in dem Abbruchhorizont zwischen + 2,65 m und + 2,50 m über der Brandschicht eine Ansammlung von sehr charakteristischen Gefäßbruchstücken gefunden wurde.

Aus dem Horizont zwischen + 2,90 m und + 2,65 m stammen:

1. Mehrere Bruchstücke der graublauen, gotischen Ware (Gruppe A u. B) (Taf. 18, 7–9), Nr. 1100, 1101, 1103.
2. Mehrere Bruchstücke der grauen Ware E 1, Nr. 1084, 1093, 1110, 1111 und E 3, Nr. 1114.
3. Zwei Bruchstücke der graphithaltigen Gruppe D 2, Nr. 1049 (Taf. 18, 10), Nr. 1058.

In dem Horizont zwischen + 2,65 m und + 2,50 m fand sich in klarer stratigraphischer Lage über der Brandschicht eine größere Menge von charakteristischen Gefäßbruchstücken, die in sich geschlossen wirken.

Es sind folgende Stücke zu erwähnen:

1. Randscherbe mit kurzem, stark umgebogenem, gerundetem Rand, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 18, 11), Nr. 1042.
2. Randscherbe mit kurzem Trichterhals, Randlippe mit Formholz gekantet und nach unten gestaucht, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 18, 13), Nr. 1047.
3. Randscherbe mit leicht geschwungenem Trichterhals, Rand mit Formholz gerade gestrichen, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 18, 12), Nr. 1048.
4. Bodenansatzscherbe, glimmerhaltig, Gruppe M, Nr. 1055.
5. Randscherbe mit kurzem Trichterhals und schräg abgekantetem, gestauchtem Rand, leicht glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 18, 14), Nr. 1041.
6. Randscherbe mit scharfwinkelig gekanteter,

wenig verstärkter und gestauchter Randlippe, fein glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 18, 15), Nr. 1043.
7. Randscherbe von steilem Trichterhals mit abgekantetem Rand, glimmerhaltig, Gruppe K (Taf. 18, 16), Nr. 1046.
8. Bodenansatzscherbe mit über die Arbeitsscheibe herausgedrücktem Rand, Gruppe M (Taf. 18, 17), Nr. 1052.
9. Unverzierte Schulterscherbe eines kugeligen Gefäßes, Gruppe H (Taf. 18, 18), Nr. 1057.
10. Randscherbe mit ausschwingendem Rand und Falzlippe, Gruppe M (Taf. 18, 19), Nr. 1044.
11. Randscherbe eines ähnlichen Gefäßes, Gruppe K (Taf. 18, 20), Nr. 1045.
12. Der Rest der Scherben verteilt sich folgendermaßen: siebenundzwanzig auf die Gruppe K; fünf auf die Gruppe M; zwei auf die Gruppe E 1; je eine auf die Gruppen L, N 1, N 2, O 2 u. P; eine ist von prähistorischer Machart, Nr. 1053–1056, 1059–1094.

Diese Scherben erweisen sich als z. T. identisch mit den Scherben, die im Abbruchschutt des Anbaues gefunden wurden. Wir dürfen somit die Datierung dieser Scherben in die Zeit nach 907, frühestens aber gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts ansetzen.

Für die Frage der prähistorischen Besiedlung ist wichtig, daß in einer kleinen Grube in Q III/65 bei + 2,48 m das Bruchstück eines typischen spätlatènezeitlichen Graphittopfes mit Kammstrichverzierung gefunden wurde (Taf. 18, 6) (Nr. 1039). Das Stück ist das einzige seiner Art und befand sich in sekundärer Lage.

Die Schnitte im Friedhofsgelände

Nachdem bei der Grabung in Q III festgestellt worden war, daß die West-Ost-Mauer des Anbaues sich über die Nordostecke der Grabungsfläche gegen Osten fortsetzt, und daß die angetroffene Mauerecke eigentlich die Nordwestecke einer östlich liegenden Umfriedungsmauer oder eines Baues sein könnte, bemühten wir uns, diese Mauer jenseits der Friedhofshecke im heutigen Friedhof weiter zu verfolgen. Freilich sind den Grabungen hier durch die neuzeitlichen Gräber und die öffentlichen Zugangswege zum Münster Grenzen gesetzt. So konnten wir nur an zwei Stellen zwischen den Gräbern versuchen, die Mauer durch schmale Schnitte zu fassen. Über dem vermutlichen Verlauf der Mauer wurden in P IV – Q IV sowie in Q V/81–84 zwei Suchgräben angelegt, die keine eindeutigen Befunde ergaben. Eine Mauer oder ein Fundadent konnte wegen der Enge des Schnittes nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Das Gelände ist durch Bestattungen stark zerwühlt, jedoch fiel besonders im westlichen Schnitt eine Häufung von Steinen auf.

Im westlicheren Schnitt P IV – Q IV fällt auf, daß im Planum sowie den beiden Profilen im Westen und Osten etwas wie zwei „Mauerschalen" mit aufeinandergeschichteten Steinen zu beobachten ist. Die eine „Schale" zieht durch P IV/20 und die zweite durch Q IV/12–22. Die dazwischenliegende dunklere Zone war vorwiegend mit Tuffbrocken in dunklem Humus gefüllt, der aber Splitter von Menschenknochen enthielt. Wegen der Breite von 1,60 m können diese „Schalen" schwerlich die Reste nur einer Mauer oder gar die östliche Fortsetzung der Mauer in Q III sein. Der südliche Teil des Schnittes war durch zwei Gräber restlos zerstört. In seiner Südostecke wurde wiederum eine Häufung von Steinen angetroffen, die man als Rest einer Nord-Süd-Mauer, und zwar als den einer Fortsetzung der Mauer in P IV/11–13, ansprechen könnte. Freilich gehört dazu viel Phantasie.

Im östlichen Schnitt (Q V/71–73) war in der freigelegten Fläche und dem Ostprofil des Schnittes der Rest einer Mauer nicht mehr festzustellen. Dagegen waren im Westprofil, und zwar in Q V/71, wiederum die „Schalen" einer Mauer (?), die etwa 0,60 m breit war, zu erkennen. Leider erlaubten auch hier die modernen Gräber keine völlig sichere Entscheidung. Es liegt somit

bisher kein bündiger Beweis vor, daß die West-Ost verlaufende Mauer aus Q III eine Fortsetzung in Q IV und Q V hatte, aber die auffällige Häufung der Steine scheint für ihre Existenz zu sprechen. Die einzige Möglichkeit wäre noch, unter dem Gemeindeweg nach der Klärung des Problems zu suchen. Sämtliche Funde aus diesen beiden Suchschnitten stammen aus Gräbereinfüllungen und sind deswegen bedeutungslos.

Des weiteren galten die Bemühungen dem Ziel, im heutigen Friedhof die Ostmauer des „Großen Baues" zu fassen. Auch hier konnten nur zwischen den modernen Gräbern Schnitte angelegt werden, was keineswegs ohne Schwierigkeiten verlief, da die angetroffenen Bestattungen von Einheimischen als neuzeitlich betrachtet wurden. Es wurden drei Schnitte auf der Linie der Ostmauer des Anbaues gegen Süden hin in N III und O III gelegt und überall Spuren von Nord-Süd verlaufenden Mauerfundamenten oder ihren Gruben gefunden, die sich aber nicht auf eine einheitliche Linie bringen ließen (Pl. 2 u. 10). Die Differenzen im Verlauf und in Breite und Tiefe der Fundamente sind zu groß, als daß sie wegen der größeren Entfernungen der Schnitte voneinander und der Kleinheit derselben lediglich auf Vermessungsfehler zurückgeführt werden könnten. Auch hier wäre die einzige Möglichkeit, die Gemeindewege in größerer, zusammenhängender Fläche zu öffnen, um eventuell noch den Verlauf der Ostmauer des „Großen Baues" exakt zu fassen.

Beginnen wir mit dem Schnitt in O III/73, der 1,20 m breit und 1,90 m lang war. In der Mitte der heute noch unbelegten Grabstelle stießen wir leider bei ca. + 1,53 m auf ein in Ost-West-Richtung liegendes Skelett. Zwei weitere Grabgruben wurden in den Westecken angeschnitten. Damit war keine Hoffnung mehr, hier auf Fundamentreste stoßen zu können. Im Nordprofil allerdings zeigte sich in der östlichen Hälfte eine etwa 1,10 m breite (Fundament-?) Grube, in der Bruchstücke von Mörtel und anderem Bauschutt zu beobachten waren. Die Ostkante der Grube war nicht faßbar. Diese Grube liegt zu weit östlich von dem vermuteten Zug der Ostmauer des „Großen Baues". Es wird sich wohl um eine Grabgrube handeln, deren Südwestseite angeschnitten wurde.

Besser war der Befund in dem Schnitt in N III/68–69, wo wir zwar auch in der Mitte auf drei übereinanderliegende Bestattungen stießen, jedoch im Süd- und im Nordprofil auch eindeutige Reste eines Mauerfundamentes antrafen (Taf. XXIX a). Das Nordprofil zeigt eine 1,10 m breite Fundamentgrube, die etwa 0,60 m tief von ca. + 1,40 m bis + 2,00 m in den Lehm mit prähistorischen Einschlüssen und schließlich in den gewachsenen Boden eingetieft war. Im Süden war der Befund ähnlich, nur war im Westen des Profils ein Teil des Fundamentes durch ein Grab etwa 20 cm zerstört. Die Fundamentsteine, Bachkugeln und Geschiebe sind dicht gepackt. Die Zwischenräume sind heute mit dunkler Erde gefüllt. Die Mauer samt einem Teil des Fundamentes war abgetragen worden, so daß eine Mulde entstand. Die Mulde war mit Tuffbruch, Mörtel und Lehm gefüllt. Nach Westen ließ sich in den „Großen Bau" hinein eine ca. 10 cm starke mörtelige Masse zwischen + 2,00 m und + 2,10 m verfolgen. Diese Lage entspricht in ihrer Höhe etwa jener der Rollierung des roten Estrichs. Gegen Osten lief auf der Höhe von + 2,00 m eine dünnere Schicht aus Tuffbruch, Mörtel und Lehm die wohl vom Abbruch des Baues stammt. Es ist wichtig, daß in diesem Fundament kein grünlicher Gneis oder Nagelfluhgestein angetroffen wurde. Das Vorkommen von Gneis oder Nagelfluh ist ein Merkmal, das durchaus für den Anbau und die Mauer in O IV u. P IV charakteristisch ist, jedoch beim „Großen Bau" nicht beobachtet wurde. Beide Schnitte erbrachten keine datierenden Funde.

Der dritte und größte Schnitt wurde östlich vom Turm in N III/51–52 plaziert (Pl. 10). Dieses war aus zwei Gründen notwendig. Einmal, um eventuell die Ostwand des „Großen Baues" zu ermitteln, zum anderen, um nachzusehen, ob sich die oben behandelte, im Turm aufgefundene, West-Ost gerichtete Mauer im Osten weiterverfolgen läßt (siehe S. 121). Leider war der Befund durch zahlreiche Überbauungen so undeutlich, daß kein klares Bild zu gewinnen

war. Dafür wird es notwendig sein, diesen Schnitt nach Norden und Süden sowie nach Osten zu erweitern, um Anschluß an die anderen Grabungsflächen zu gewinnen.

Von oben ausgehend haben wir zuerst den Humus (I), der an die verputzte Turmwand stößt (Pl. 10, 10). Darunter liegt eine stellenweise bis 20 cm dicke Schicht aus verfallenem Kalk und kleinen Steinen (II), die offenbar beim Verputzen der Turmmauer entstanden ist. Es folgt eine Lage aus Bauschutt, Ziegelsplitt und lehmiger Erde (III). Darunter liegt ein feinerer, eingeebneter Bauschutthorizont (IV), der allmählich in viel gröberen Abbruchschutt (V) übergeht. Derselbe liegt in einer wannenartigen Eintiefung. Die ganze Abbruchwanne ist eingetieft in einen Komplex von Schichten (VI–X), die an den Turm stoßen oder von ihm geschnitten werden. Bleiben wir zuerst beim Abbruchschutt (V), der seinerseits auf einem Estrich 1 bzw. oberhalb einer völlig ausgeraubten Fundamentgrube ruht. Der Estrich 1 sowie die dazugehörige jüngere Fundamentgrube sind Süd-Nord gerichtet. Sie sind die Reste einer Vorhalle, die der noch heute stehenden von 1472 vorausgegangen ist. Die abgebrochene Vorhalle hat ihrerseits bereits einen etwas schmaleren Vorläufer gehabt, zu dem die Estriche II und III zu rechnen sind. Es handelt sich dabei um reine Kalkmörtelestriche, die auf eine eingeebnete Erdunterlage aufgetragen wurden. Die mindere Qualität dieser Estriche ist auffallend. Zwischen den Estrichen 1 und II lag eine schwarze humose Einfüllung mit Ziegelbruchstücken und vor allem zahlreichen Bruchstücken der gotischen blaugrauen Gruppe A. Das Fundament der älteren Vorhalle steigt bis + 1,25 m hinab. Unter den Estrichen befanden sich zahlreiche Gräber, wie insbesondere ein Schnitt in N III/95–97 zeigte. Durch diese Beobachtung steht fest, daß sich in diesem Bereich ein Gräberfeld befunden hat, bevor die beiden sehr langen Vorhallen erbaut wurden. Die Vorhallen waren rund 14,5 m lang und übertrafen also die heutige 7 m lange Vorhalle in der Länge um das Doppelte (Pl. 2 u. 10).

Die Abfolge der Schichten in dem Stumpf, der einst zwischen dem Turm und der älteren Vorhalle stehen blieb, zeigt zuerst eine Lage von schwärzlicher Erde mit Kieseleinbettungen (VI); darunter die Reste eines mit lehmiger Erde gefüllten Gräbchens (VII) (Pl. 10, 10). Es überlagert im Süden und auch im Norden eine aschige, Holzkohle enthaltende Erdschicht (VIII), sowie eine ältere Abbruchschicht mit viel Tuffbruch (VIII a). Darunter befindet sich nur im südlichen Teil des Schnittes oberhalb des mächtigen, in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Fundamentes eine mehr lehmige, bräunliche Schicht (IX), die Holzkohle und Mörtelbruchstücke enthält. Zum Teil massiert sich dann bei + 2,00 m der Mörtelbruch zu einer richtigen Lage (X), die eindeutig mit dem z. T. abgebrochenen Fundament zusammenhängt. Dieses Fundament haben wir oben mit der Ost-West-Mauer im Turm in Zusammenhang gebracht. Es entsteht somit auch hier der Eindruck, als ob vor der Errichtung des Turmes einst unter Ausnützung der Reste des „Großen Baues" an der Nordwestecke des Münsters ein viereckiger Anbau errichtet gewesen wäre.

Unterhalb dieser Abbruchschicht (X) liegt zuerst eine etwa 10 cm mächtige erdige, mit mehr oder weniger Mörtel durchsetzte Schicht (XI). Diese waagerechte Schicht lagert auf den Resten eines Mörtelestrichs aus einer guten Rollierung in dickem Mörtel. Die Mörtelrollierung wiederum liegt unmittelbar auf dem „gewachsenen" Boden, der nur noch prähistorische Einschlüsse enthält. Die beschädigte Oberseite dieses Estrichs liegt heute bei + 2,02 m im Norden und bei + 1,90 m im Süden des Schnittes. Es ist wahrscheinlich, daß es sich hierbei um die Reste des roten Estrichs im „Großen Bau" handelt, dessen Teile in M III und N III zwischen Sakristei und Turm bei + 1,85 m bis + 1,88 m und im Turm bei + 1,95 m bis + 1,98 m liegen. Die Nordmauer der einstigen gotischen Vorhalle liegt ziemlich genau auf der Linie des gesuchten Fundamentes der Ostmauer des „Großen Baues". Im Südprofil des Schnittes ist der Rest eines ausgeraubten älteren Fundamentes (XIII) eindeutig sichtbar, das fast 40 cm unter den Estrich II reicht. Hier sind also die Reste eines Fundamentes, das mindestens 0,80 m breit und mit dem

Fundament der älteren Vorhalle mit den Estrichen II und III nicht identisch war, wenn es auch nachträglich für diese mitbenützt worden sein kann. Im Nordprofil ist leider der Befund durch eine Grabgrube zerstört; jedoch ist zu erkennen, daß auch hier das Fundament der älteren Vorhalle (mit Estrich II u. III) eindeutig auf den Resten eines älteren Fundamentes reitet. Sind das nun die Reste eines Fundamentes der Ostmauer des „Großen Baues"?

Von den Funden sind zuerst aus dem „gewachsenen" braunen Lehm drei hallstattzeitliche Scherben (Nr. 2834–2836) zu nennen. Aus einer Pfostengrube, die die Zerstörung des roten Estrichs im „Großen Bau" voraussetzt, kommt das Wandstück eines Gefäßes der Gruppe K (Nr. 2837). Weiter haben wir nachstehend genannte Funde.

Aus Schicht IX:

Randscherbe einer Schale mit breitem, schräg nach unten gerundetem Rand, dessen Oberseite mit zwei parallelen Einstrichreihen verziert ist, Ton stark graphithaltig, Gruppe D 1 (Taf. 19, 1), Nr. 2908.

Aus Schicht VII:

Henkelbruchstück mit längsovalem Querschnitt und einer tiefen Einstrichreihe, Gruppe E 1 (Taf. 19, 2), Nr. 2911.

Aus Schicht VI:

1. Bodenstück mit schräger Wandung, Gruppe A (Taf. 19, 3), Nr. 2909.
2. Unverzierte Wandscherbe der Gruppe A, Nr. 2910.

Die Abfolge dieser wenigen Scherben deckt sich mit der von an Funden reicheren anderen Stellen um den Turm. Für uns ist hierbei lediglich wichtig, daß Schicht VI, die von dem Abbruch der einstigen Vorhalle überlagert wurde, in die Zeit der blaugrauen Gruppe A gehört. Da diese Vorhalle der jetzigen von 1472 vorausgegangen ist, haben wir durch die blaugraue Ware A für den Abbruch der Halle ein Datum „ante quem non". Noch wichtiger ist, daß zwischen den Estrichen I und II der Vorhallen in der schwarzen Einfüllung zahlreiche Gefäßbruchstücke gefunden wurden.

Aus der Füllerde zwischen den beiden Estrichen stammen folgende Funde:

1. Fünf Scherben der Gruppe K (Taf. 19, 4) Nr. 2852, Nr. 2864, 2885–2887.
2. Zwei Scherben der Gruppe L, Nr. 2868, 2888.
3. Eine Scherbe der Gruppe N1, Nr. 2884.
4. Zwei Scherben der Gruppe O 1 (Taf. 19, 5) Nr. 2853, Nr. 2863.
5. Vier Gefäßfragmente der Gruppe E1 (Taf. 19, 6) Nr. 2854, Nr. 2867, 2880, 2881 und zwei Ofenkachelbruchstücke dieser Gruppe (Taf. 19, 13) Nr. 2901, Nr. 2900.
6. Randscherbe mit umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 19, 7), Nr. 2855.
7. Randscherbe eines ähnlichen, kleineren Gefäßes, Gruppe A (Taf. 19, 8), Nr. 2856.
8. Randscherbe eines Topfes mit einziehendem Hals und umgelegtem, gerundetem Rand, Gruppe A (Taf. 19, 9), Nr. 2857.
9. Randscherbe mit gerundetem, leicht abgesetztem Rand, Gruppe A (Taf. 19, 10), Nr. 2858.
10. Randscherbe eines Gefäßes mit einziehendem Oberteil und sehr dickem, umgelegtem, gerundetem Rand, auf der Oberseite elliptischer Stempelabdruck: Doppelkreuz, Gruppe A (Taf. 19, 11), Nr. 2859.
11. Wandscherbe mit waagerecht eingeritzten Linien, Gruppe A (Taf. 19, 14), Nr. 2869, drei weitere Stücke gleicher Art, Nr. 2870–2872 sowie sieben unverzierte Scherben, Nr. 2873 bis 2879.
12. Acht Bruchstücke von Ofenkacheln, hergestellt in der Art der Gefäßgruppe A (Taf. 20, 2), Nr. 2892; (Taf. 20, 3), Nr. 2893; (Taf. 20, 1), Nr. 2894 und 2895–2899.
13. Randscherbe mit sehr hohem, ausschwingen-

dem und profiliert umgelegtem Rand, Gruppe C1 (Taf. 19, 12), Nr. 2860.
14. Drei Scherben, Gruppe E3 (Taf. 19, 15) Nr. 2865, Nr. 2882, 2883.
15. Vier Ofenkachelbruchstücke, Gruppe I (Taf. 19, 16) Nr. 2902, Nr. 2903–2905.

Dazu kommen noch folgende Bruchstücke von glasierter Ware:

16. Bruchstück eines Henkelgefäßes mit verdicktem, gerundetem Rand, innen dunkelgrün glasiert (Taf. 19, 17), Nr. 2861.
17. Je eine grün bzw. grün und braun glasierte Scherbe, Nr. 2890 u. 2891.

Somit ergeben die Funde einen recht anschaulichen Überblick über die Gruppen, die vor dem Bau des zweiten, jüngeren langen Vorhofes üblich waren. Um wie viele Jahre dieser Vorhof dem viel kürzeren, heute noch stehenden von 1472 vorausging, wissen wir nicht. Die Zusammensetzung der Funde aus der Aufschüttung spricht für die Zeit des 14./15. Jahrhunderts.

Es sind endlich noch kurz die Funde zu behandeln, die in dem Schutt gefunden wurden, mit dem die ausgeraubte Fundamentgrube der jüngeren Vorhalle angefüllt war.

1. Randscherbe mit ausschwingendem Oberteil und umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 20, 4), Nr. 2838.
2. Vier Wandstücke mit waagerechten Rillen sowie zwei unverzierte Stücke der gleichen Gruppe, Nr. 2839–2844.
3. Je ein Stück der Gruppen E3, I, K, L und M, Nr. 2845–2849.

Das Vorkommen von Scherben der Gruppe A im Abbruch zeigt, daß diese Gruppe bis zur Erbauung der kleineren Vorhalle um das Jahr 1472 noch voll in Verwendung war. Der Topf der Gruppe A (Taf. 1, 3) im Bauschutt aus der Erbauungszeit des gotischen Gewölbes im Sanktuarium vom Jahre 1476 beweist, daß diese Ware bis in das späte 15. Jahrhundert erzeugt wurde.

Ein etwa 23 m langer und 2 m breiter Nord-Süd-Schnitt wurde 1963 zwischen der westlichen Gräberreihe und dem heutigen Kirchenweg geöffnet, in der Hoffnung, daß hier ergänzende Befunde zum Vorschein kommen würden (Pl. 2 u. 14). Der Schnitt brachte zwar manche Baureste zutage, die aber arg durch die späteren Gräber (Taf. XXIX b–XXX b) gestört waren. Wegen dieser Störungen gelang es nicht, die Baureste in einen Zusammenhang zu bringen. Trotzdem ergaben sie Hinweise auf die Existenz von Gebäuden auch unmittelbar östlich des „Großen Baues", deren Gleichzeitigkeit mit diesem Bau sich vorerst nicht erweisen läßt. Freilich weist die Tatsache, daß diese Baureste, wie der „Große Bau", durch die vorgotischen Gräber gestört werden, darauf hin, daß der Zeitunterschied zum „Großen Bau" nicht sehr groß ist und sie wohl als Erweiterungen und Anbauten an den „Großen Bau" betrachtet werden könnten.

Das Westprofil des gesamten Schnittes bietet wenige Informationen. Abgesehen vom äußersten Süden haben wir nachstehende Abfolge der Ablagerungen:
Zuoberst liegt eine bis 20 cm mächtige Schicht von Kies und schwarzem Humus mit vereinzeltem Ziegelbruch, darunter eine bis 30 cm mächtige, dunkle, humose Schicht, die stark mit Tuff-, Ziegel- und Mörtelbruch sowie kleineren Feldsteinen durchsetzt ist. Aus dieser Zone reichen ganze Reihen nebeneinanderliegender Grabschächte bis auf + 1,50 m hinunter in den helleren, im unteren Teil ungestörten gewachsenen Boden. Es konnten dabei die Reste von bis zu vier Bestattungen übereinander festgestellt werden. Abgesehen davon wurden in allen Grabschächten bereits zertrümmerte Menschenknochen angetroffen, so daß ohne Zweifel das Gelände durch längere Zeit als Begräbnisstätte gedient haben muß. Vier bis fünf Generationen ist die unterste Grenze für die Belegung.

Wo das Profil nicht durch Gräber zerstört ist, finden sich Gesteinsanhäufungen; so in P IV/3

bei + 2,30 m. In O III/96 bei + 2,05 m liegen die Reste eines Kieselpflasters, das südlich und nördlich von den Gräbern zerstört wurde. Wie wir sehen werden, gehört dieses Kieselpflaster zum Bodenbelag eines Ganges, in dessen Ruinen die Gräber angelegt worden waren. Unter den Resten dieses Baues lag unmittelbar – ohne eine schwarze Humusschicht – brauner Lehmboden mit prähistorischen Einschlüssen. Dieser ging in den gelben gewachsenen Lehmboden über.

Ganz anders war die Situation im äußersten Süden des Schnittes (Pl. 10, 12). Auch hier liegt zuoberst eine aus mehreren Lagen bestehende Kieselschicht des noch heute begangenen Kirchenweges, aus dem ein Kanalschacht hinabsteigt. Darunter ist eine dünnere dunkle Schicht mit Kieseln, Ziegelbruch usw. Aus dieser gehen wiederum zwei Störungen hinab, die jedoch keine Gräber waren. Südlich davon befand sich eine bis 0,60 m mächtige Lage aus hellgrauem, z. T. grobem Bauschutt aus Mörtelbruchstücken und Ziegelbruch. Diese Lage ruht auf einem einfachen Mörtelestrich (1), der langsam von Süden (+ 1,85 m) gegen Norden (+ 1,95 m) anstieg und in N III/87 an eine schlecht gebaute Treppe stieß, die mit drei Stufen bis auf die Höhe von + 2,12 m hinaufführte. Die Höhe von + 2,12 m entspricht etwa der unteren Hälfte des anderen dunklen Stratums, das über den Gräbern liegt. Diese Beobachtung ist wichtig, da sie uns den spätesten Zeitpunkt der Aufgabe des Friedhofes in diesem Gebiet andeutet. Wie das Profil (N III/76, 86) zeigt, befindet sich unter dem Estrich 1 eine etwa 15 cm mächtige lockere Auffüllungslage aus braunschwarzer, humoser Erde, die auf einem älteren Mörtelestrich II liegt. Dieser Estrich II stößt nach Norden an einen Schwellenbalken. Dieser Estrich II steigt von Süden (+ 1,70 m) gegen Norden (+ 1,80 m) an und überlagert im Bereich des Westprofils den Schwellenbalken bei + 1,95 m, wo er an den Treppenaufbau stößt. Unter diesem Treppenaufbau sind die Reste eines älteren aus Steinen im Mörtelverband erkennbar. In der Tat zeigt das Ostprofil (Pl. 10, 13), daß wir auch unter dem Estrich II noch ältere Estriche (III u. IV) haben. Wir können die Feststellung vorwegnehmen, daß es sich hier um die Reste des Einganges in die einstige Vorhallenkapelle handelt, die, wie wir bereits oben sahen, viel länger als die jetzige von 1472 war.

Das Ostprofil des langen Schnittes ist ergiebiger, weil es wesentlich weniger durch Gräber gestört ist (Pl. 14, 1). Auch hier ist die Situation zuerst ähnlich; oben eine bis 30 cm mächtige Lage aus Humus und Kies, dann eine dunklere, humose Schicht, die relativ viel Ziegel- und Mörtelbruchstücke enthält. Sie reicht im Norden bis etwa + 2,40 m, im Süden bis + 2,20 m. Wie heute, fiel also auch schon früher das Gelände von Norden nach Süden leicht ab. Unmittelbar aus dieser Schicht stoßen die Gräber in O IV/1–4, 14–16 bis + 1,30 m hinab. In O IV/17–20 sowie in P IV/21–25, 35–38 ist die Situation anders, da hier die Gräber fehlen. Hier stößt man bei + 2,45 m bzw. bei + 2,35 m auf eine bis 20 cm mächtige Abbruchschicht, die aus Tuffbrocken und verwitterter Tuffmörtelmasse besteht. Im Norden liegt unmittelbar darunter in etwas humoser Erde eingebettet bei + 2,30 m eine Kieselpflasterung (P IV/35–38), unter der die braune „gewachsene" Erde mit prähistorischen Einschlüssen folgt. In P IV/21 wird das Fundament einer Ost-West verlaufenden Mauer geschnitten, an die gegen Süden wiederum eine Kieselpflasterung anschließt (Taf. XXX a). Sie liegt etwa 10 cm tiefer als die Pflasterung weiter im Norden. Zwischen diese Pflasterung und den Abbruch schiebt sich ein etwa 5 cm dickes lehmiges Erdband. Dies erweckt den Eindruck, als ob der Bauschutt nicht direkt auf das Kieselpflaster zu liegen gekommen sei. Es sei hier vermerkt, daß dieses Kieselpflaster nicht identisch ist mit den Kieselrollierungen im Mörtelbett der hervorragend ausgeführten Mörtelestriche im „Großen Bau", im Münster und in der Torhalle. Hier handelt es sich um einen minderen Ersatz. In O IV/14, 15 lagern die Reste eines zweiten Mauerstumpfes, an den im Westen eine Kieselpflasterung anschließt. Sie sind von Gräbern im Süden, Norden und Westen geschnitten (Taf. XXX b). Aus diesem Befund können wir schließen, daß die Baureste, das Kieselpflaster und die Abbruchschicht älter als die Gräber sind. Im Süden des Schnittes zeigt

sich, daß sich zwischen die Gräber und den obersten Horizont aus Kies-Humus-Ziegelsplitt die Reste der Vorhallen schieben (Pl. 10, 13 u. 14, 1).

Wie im Westen folgt auch im Osten im Bereiche der Vorhalle auf die oberste Schicht mit Humus und Ziegelsplitt (von ca. + 2,60 m bis + 2,45 m) zuerst eine feinere Schicht (bis 20 cm) aus Erde und Bauschutt (Pl. 10, 13), dann eine bis 40 cm mächtige Schuttschicht aus Mörtel, Wandputz und Ziegelbrocken. Die letztere lagert auf dem Estrich I, der im Süden bei + 1,86 m liegt und bis + 1,94 m gegen Norden ansteigt. Hier stößt er zuerst an eine Schwellengrube (1). Dahinter beginnt eine unsaubere, verschliffene Treppe, die aus gestampfter Erde und Mörtel gebaut war. In drei Absätzen steigt sie bis auf + 2,16 m und erreicht damit den unteren Teil des Horizontes mit Ziegelsplitt, der über die Gräber hinwegführt.

Unter dem Estrich I befand sich eine dunkle, humose, lockere Füllung, die auf dem Estrich II (+ 1,70 m bzw. + 1,80 m) liegt. Auch dieser Estrich stieß an eine mächtige Holzschwelle (II) (Taf. XXXI a). Darunter lagen die Reste der Estriche III (+ 1,60 m) und IV (+ 1,50 m), die nicht mit der Konstruktion der Schwelle II in Verbindung standen. Es ist also anzunehmen, daß es eine eigene Schwellenkonstruktion für Estrich III und vielleicht auch für Estrich IV gegeben hat. Estrich IV scheint durch die beiden im äußersten Norden liegenden Bestattungen gestört worden zu sein. Die beiden Bestattungen sind eindeutig vom Estrich III überlagert. Wie oben vermerkt, wurde die Vorhalle mit Estrich I und Schwelle I kurz vor 1472 abgebrochen. Man muß für die vier Vorläufer eine angemessene Zeit in Rechnung stellen. Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß auch unter dem Estrich IV einige Gräber angetroffen wurden. Die Befunde zeigen, daß bevor die letzten Bestattungen in dieser Zone angelegt wurden, bereits andere Bestattungen hier waren, da in der Einfüllerde der noch erhaltenen Gräber zahlreiche Knochenbruchstücke lagen. Aus dem stratigraphischen Befund ergibt sich folgende Situation:

1. Zuunterst gewachsener, heller Lehm.
2. Darüber bräunlicher Lehm mit prähistorischen Einschlüssen.
3. Unmittelbar darauf – ohne eine Zwischenschicht aus Humus – die Kieselpflasterungen mit dazugehörigen Mauern.
4. Abbruchschutt dieser Bauten.
5. Die Gräber (Taf. XXX).
6. Über den Gräbern die Reste von vier Vorhallen mit dazugehörigen Estrichen und Schwellen. Im Norden entsteht zur gleichen Zeit ein Horizont aus humoser Erde und Ziegelsplitt; die jüngste Vorhalle wird um 1472 abgebrochen.
7. Darüber neuzeitliche Reste.

Wenden wir uns der Betrachtung der Befunde und Funde im Planum zu. Beginnen wir mit dem Bereich der einstigen langen Vorhalle. Nach der Entfernung der Kiesschicht stieß man auf den Abbruchschutt, der auf dem Estrich I lag. Der Estrich war fast unbeschädigt und stieß im Norden auf eine Schwellengrube, die im Verhältnis zum Vermessungsnetz etwas nach Südosten abwich. Durch diese Beobachtung ergibt sich, daß die Vorhalle ziemlich genau zu den Kirchenachsen orientiert war (Pl. 2 u. 10). Der Estrich war aus sehr feinem, grauweißem Kalk unter Beimischung von scharfem Sand hergestellt. Der Schwellenbalken war nur als Negativ im hier einige Zentimeter tiefer liegenden Estrichmörtel zu erkennen. Nördlich davon schloß eine Erdschichtung aus lehmiger und humoser Erde an, die wiederum an eine Rollsteinpackung anschloß. Sie ging stufenförmig nach oben bis + 2,16 m. Der Estrich der Vorhalle fiel leicht von Norden nach Süden (+ 1,94 m bis + 1,86 m) ab. Im Westen des Schnittes (N III/87, 88) war das Ende einer „Mauerzunge" zu erkennen, die im rechten Winkel zur Schwelle stand. Sie war aus Steinen und Mörtel gemauert.

Nach der Entfernung des Estriches stieß man auf die bis etwa 20 cm hohe Erdeinfüllung, die

bereits im Schnitt in N III östlich des Turmes beobachtet wurde. Aus dieser Einfüllung stammt eine Reihe von Abfallfunden von ähnlicher Art wie die aus dem eben erwähnten Schnitt in N III.

Als Ergänzung sind folgende Stücke zu erwähnen:

1. Randscherbe mit umgelegtem Rand, der in der oberen Zone eine gekerbte Rille hat, Gruppe A (Taf. 20, 5), Nr. 2912.
2. Wandscherbe mit parallel eingeritzten Linien, Gruppe A (Taf. 20, 6), Nr. 2922.
   Dazu drei weitere Scherben der gleichen Art, Nr. 2919–2921.
3. Bruchstück einer enggerippten Ofenkachel, Gruppe A (Taf. 20, 7), Nr. 2948.
4. Bruchstück einer Ofenkachel, Gruppe I (Taf. 20, 8), Nr. 2949.
   Dazu drei weitere Stücke der gleichen Gruppe, Nr. 2950–2952.
5. Die übrigen Funde verteilen sich folgendermaßen: Gruppe A zwölf, Gruppe E1 drei, Gruppe K vier, Gruppe M sechs, Gruppe N2 zwei und Gruppe F2, O1, P1 je ein Bruchstück.
6. Sieben Eisennägel.

Die Entfernung der Einfüllung brachte einen zweiten Kalkmörtelestrich (II) mit einer dem oberen ähnlichen Struktur zum Vorschein. Seine Oberfläche war durch längere Benützung sehr wellig geworden und an verschiedenen Stellen konnten Ausbesserungen beobachtet werden. Auch dieser Estrich stieß gegen Norden an einen älteren Schwellenbalken (II), von dem noch die braune Holzfaserung erhalten war (Taf. XXXI a). Nördlich der Schwelle war eine humose Einfüllung, auf die die Steinpackung einer Stufe folgte, an die sich wiederum die Schotterschicht anschloß (+ 2,17 m). Der Estrich lag bei der Schwelle bei + 1,83 m und fiel gegen Süden auf + 1,72 m ab. So ergibt sich zwischen der ersten Stufe und dem Inneren der Vorhalle auf 5 m Länge eine Höhendifferenz von 45 cm. Nach der Entfernung des zweiten Estrichs in der Osthälfte des Schnittes kamen zuoberst wieder eine Füll-Lage aus grauem Mörtelgrus und Wandputzbruchstücken sowie die Bruchstücke eines dicken Mörtelestrichs mit Rollierungsabdrücken auf der Unterseite. Der darunterliegende Kalkmörtelestrich (III) hatte nach Norden einen Abschluß in Form eines Schwellenbalkens, der in den hellbraunen Lehm mit prähistorischen Einschlüssen eingelassen war. Unter der weiter nördlich liegenden Steinpackung traf man auf eine lockere graue Schicht mit vielen Bruchstücken eines Wandverputzes mit dickem, rotem Überzug. Weiter nördlich stieß man auf eine flach gewölbte Granitplatte, die als Schwelle diente. Ursprünglich mag sie eine Grabplatte gewesen sein. Unter dem Estrich III kam wieder Mörtelgrus, der mit Humus durchsetzt war. Im äußersten Süden traf man bei + 1,52 m die Reste eines vierten Estrichs (IV) an, ohne daß die dazugehörige Schwelle beobachtet werden konnte. Darunter lagen Grabgruben, in die, wie die Skelette zeigen, mindestens drei Bestattungen übereinander in voneinander abweichenden Richtungen gebettet waren. Wichtig ist, daß die Estriche (I–III) darüber unbeschädigt waren, daß also die Vorhalle über einem aufgegebenen Friedhof errichtet worden war. Es ist von Bedeutung, daß in der Füllmasse zwischen Estrich II und III eine unverzierte Scherbe der Gruppe A (Nr. 2966) und das Bruchstück einer beigefarbenen Ofenkachel der Gruppe I (Nr. 2967) gefunden wurden. Dazu kommen zwei Bruchstücke der Gruppe K (Nr. 2962 u. 2965) sowie je ein Stück der Gruppen F2 (Nr. 2964) und M (Nr 2963) und weiter fünf Eisennägel (Nr. 2968–2972). Aus dem Vorkommen der Scherben der Gruppe A ist ersichtlich, daß die Vorhalle III auch aus der Zeit der gotischen blaugrauen Gruppe A stammt. Da das romanische Portal, das den südlichen Abschluß der Vorhalle darstellt, aus dem späten 12. Jahrhundert stammt und dort wohl nicht ursprünglich war, dürfte selbst die Vorhalle IV kaum vor dem frühen 13. Jahrhundert entstanden sein. Dies würde freilich bedeuten, daß die jüngsten Gräber unter der Vorhalle spätestens im frühen 13. Jahrhundert angelegt wurden. Wir werden allerdings sehen, daß die sog. romanische Keramik aus dem 12. und 13. Jahrhundert in den Gräbern vollständig fehlt. Mit dieser Feststellung können wir die Vorhalle verlassen und uns wieder dem nördlichen Teil des Schnittes zuwenden.

Beherrschend sind nördlich der Vorhalle im Schnitt in O III–IV bis P III–IV zweiunddreißig West-Ost orientierte Bestattungen, bei denen bis zu vier Skeletten in situ übereinander lagen (Taf. XXXI b). Dazu fanden sich die Reste weiterer zerstörter Gräber in der Füllerde. Die Schächte dieser Gräber beginnen bei + 2,20 m im Norden und bei + 2,00 m im Süden und sind von der unteren Humusschicht (+ 2,60 m bzw. + 2,40 m bis + 2,20 m im Norden bzw. + 2,00 m im Süden) überlagert, ohne daß festgestellt werden konnte, daß sie aus dieser Schicht in den gewachsenen Boden (bis + 1,50 m) eingetieft worden sind. Im Gegenteil, man hat den Eindruck, als ob ursprüngliches Friedhofsgelände z. T. abgetragen worden sei, wodurch die Oberfläche des einstigen Friedhofes verlorengegangen ist.

Die heute über den Gräbern liegende dunkle Humusschicht zeigt zwei Horizonte: einen unteren zwischen etwa + 2,00 m bis + 2,40 m im Süden bzw. zwischen + 2,20 m bis + 2,60 m im Norden und einen zweiten oberen zwischen etwa + 2,40 m bis + 2,60 m im Süden bzw. + 2,60 m bis + 2,80 m im Norden. Die Zusammensetzung der Funde aus dem unteren Horizont zeigt, daß sie mit vieler blaugrauer Ware bereits dem hohen Mittelalter angehören und daß die Entstehung des Horizontes im Zusammenhang mit den soeben beschriebenen Vorhallen zu sehen ist. Im völligen Gegensatz dazu stehen die Funde aus der Füllerde der Gräber. Es wurde nämlich nicht ein einziges Stück der blaugrauen Gruppe A oder anderer hochmittelalterlicher Gruppen in der Füllerde der Gräber gefunden. Dies kann nur bedeuten, daß die Gräber – genau wie diejenigen, die in den Abbruchschutt des „Großen Baues" eingetieft wurden – vor der Zeit des Aufkommens der blaugrauen Ware angelegt worden sind und ihre Belegung im Hohen Mittelalter aufgehört hat.

Der lange Schnitt im Friedhof

Fundstelle		Keramische Gruppen																										
		Porzellan	glasiert grau-schwarz	glasiert blau	glasiert gelb	glasiert goldocker	glasiert rotbraun	glasiert braun	glasiert olivengrün	glasiert grün	glasiert hellgrün	A	B	C	D	E	E_3	G	H	I	K	L	M	N_1	O_1
Südteil des Schnittes	Humus +2,50–+2,40	①	—	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—
	Humus +2,40–+2,20	②	—	2	—	1	1	3	2	11	10	13	1	—	2	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—
	zwischen den Gräbern		—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	1	—	—	—	—	2	—	2	1	—
	aus den Gräbern		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	4	—	4	2	—
Nordteil des Schnittes	Humus +2,75–+2,58	2	1	3	3	4	2	9	2	15	4	13	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Humus +2,58–+2,40	③	—	—	—	—	—	—	1	4	3	15	—	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—
	Humus +2,40–+2,30	④	—	—	—	—	—	—	—	5	2	19	4	—	—	2	1	—	1	—	2	2	—	—	—
	zwischen den Gräbern	⑤	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	—	1	—	—	6	—	5	2	1
	oberhalb der Ruinen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—

① Münze: Eine Deutsche Mark, 1875 (Nr. 3177) + 2,42 m.
② Münze: Federico Gonzaga, 1519–1540 (Nr. 3168) + 2,31 m.
③ Münze: Maximilian, Österreich-Tirol, 1490–1519 (Nr. 3271) + 2,56 m.
④ Münze: Regensburg-Stadt, 1572 (Nr. 3240) + 2,39 m.
⑤ Münze: Maximilian I, 1624 (Nr. 3239) + 2,31 m.

Bei der Beschreibung der Funde können wir uns bei denen aus dem Humus weitgehend mit summarischen Angaben begnügen. Die Tabellen auf S. 159 und 160 geben über die Funde ausreichende Übersicht.

Der lange Schnitt (Gräberfüllung)

Fundstelle	Keramische Gruppen D_1	I	K	M	N_1	Prähistor.
Grab Nr. 6	—	—	1	—	1	5
Grab Nr. 17	—	—	—	—	—	3
Grab Nr. 18	—	—	—	—	—	8
Grab Nr. 19	—	—	—	2	—	—
Grab Nr. 20	—	—	—	—	—	6
Grab Nr. 21	—	—	—	—	—	—
Grab Nr. 22	—	—	—	—	—	1
Grab Nr. 24	—	—	—	—	—	1
Grab Nr. 27	—	—	1	—	—	4
Grab Nr. 28	—	—	—	—	—	—
Grab Nr. 30	—	—	—	—	—	—
Grab Nr. 33	1	1	2	2	1	—
Insgesamt	1	1	4	4	2	28

Die Tabelle über den Fundinhalt des Schnittes entlang dem Friedhof zeigt eindeutig, daß:

1. Überall die Reste prähistorischer Besiedlung vorhanden waren.
2. Die Reste der Bauten in die Zeit gehören, die durch die keramischen Gruppen K und M gekennzeichnet ist.
3. Gräber in einer Zeit angelegt wurden, als auf der Friedhofsoberfläche nur die Scherben der Gruppen D, I, K und M verstreut lagen, so daß nur diese Gruppen in die Füllerde der Gräber gerieten.
4. Die Erde zwischen und über den Gräbern, mit Ausnahme von zwei kleinen Scherben der blaugrauen Ware A und einer der Gruppe C, Scherben der Gruppen K, M, N und O (19 Stücke) sowie drei Bruchstücke der Gruppe E und eines der Gruppe G enthält.
5. Erst im älteren Humus das massenweise Aufkommen der blaugrauen Gruppe A und anderer verwandter Gruppen sowie der glasierten Ware einsetzt. Die Lage der gefundenen Münzen zeigt, daß dieser Humus dem 15. bzw. dem 16. und späteren Jahrhunderten zuzuweisen ist. Auffällig ist das Fehlen einer Schicht mit keramischen Gruppen und anderen Funden der „romanischen" Zeit.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich, daß die angetroffenen älteren Baureste, aber auch die Gräber, der Zeit angehören, in der die keramischen Gruppen K und M dominierend waren. Erst im späten Mittelalter begannen sich im Zusammenhang mit der Errichtung der langen Vorhalle über den Gräbern spätmittelalterliche und neuzeitliche Humusschichten auszubilden. Mit dieser Feststellung können wir die Beschreibung der Beobachtungen und Funde aus dem Friedhofsgelände beenden.

Die Schnitte in den Planquadraten Q III und Q IV sowie in R II bis R V

In der heute unbebauten Fläche zwischen dem Vikarhaus im Norden und dem Mesnerhaus sowie der Friedhofshecke im Süden wurden vor allem in R II bis R V systematische Suchschnitte angelegt. Das Ziel war, festzustellen, ob sich in diesem Bereich die Reste von Bauten befinden,

die als Fortsetzung und Verbindung zwischen dem sogenannten „Großen Bau" und dem heutigen Vikarhaus angesprochen werden können. Es wurden zwar überall eingeebnete Baureste angetroffen, aber nirgends sorgfältig angelegte Fundamente oder gar Mauern beobachtet. Trotzdem war das Gelände ganz offensichtlich mit leichteren und kleineren Anlagen bebaut (Pl. 2).

In dem 1,5 m breiten und 7,5 m langen Schnitt in Q III/88–98 u. Q IV/8, 58 traf man auf zwei moderne Störungen, die den Schnitt einmal von Norden nach Süden in Q IV/37–38 und zum anderen von Nordwesten gegen Südosten in Q III/88 u. Q IV/26 störten. Die dazwischenliegende Erdmasse war von etwa + 3,10 m bis + 2,70 m gleichmäßig schwärzlich humos und ließ keinerlei deutliche Trennung zu. Zwischen ca. + 2,75 m (z.T. bereits bei + 2,80 m) bis + 2,60 m stieß man auf eine Bauschuttschicht, die unmittelbar auf dem bräunlichen Boden mit prähistorischen Einschlüssen aufsaß. Auffallend ist, daß östlich der Nord-Süd-Störung keine geschlossene Bauschuttschicht angetroffen wurde. Die Mehrzahl des Schuttes bestand aus stark verwitterten Tuffbrocken und großen länglichen Tuffquadern, wie sie bei der Errichtung des „Großen Baues" bzw. des sog. Torbaues verwendet wurden. Unter dem Bauschutt stieß man auf die Reste eines Nord-Süd gerichteten Gräbchens in Q III/98 sowie auf eine Grube in Q IV/58. Mit Ausnahme einiger neuzeitlicher Scherben und der Spitze eines Blitzableiters wurden keine Funde in diesem Schnitt gemacht.

Die Beschreibung der Schnitte in R II bis R V können wir mit dem Schnitt in R II im Westen beginnen. Man stieß zuerst auf eine etwa 40 bis 50 cm mächtige Humusschicht, deren Oberfläche im Osten etwa bei + 2,60 m und im Westen bei + 1,90 m lag. Eine Unterteilung der gleichmäßigen schwärzlichen Schicht war nicht möglich; auf der Unterseite dieser Schicht stieß man auf verstreuten Bauschutt, der unmittelbar auf dem braunen Lehm auflagerte. In R II/65–70 zeigte sich eine stärkere Anhäufung von Bauschutt, der ganz offensichtlich von einer ausgeraubten, in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Mauer stammte. Eine lokale Erweiterung des Schnittes gegen Süden in R II/65 erbrachte den Stumpf einer Tuffsteinmauer, die auf einem Geröllfundament aufsaß. Die Mauer liegt ungefähr auf der Linie der Umfriedungsmauern in O II, deckt sich aber nicht mit der Westmauer des heutigen Vikarhauses. Westlich dieser größtenteils ausgeraubten Mauer wurde in der Südwestecke eine Vertiefung angetroffen, die voll von schwarzer, humoser Erde war. Die Grube, die gegen Norden keine gebaute Begrenzung hatte, war nach oben mit einer etwa 5 bis 10 cm dicken Schuttschicht aus Mörtel und Baubruch zugedeckt. Der halbkreisförmige Graben einer Leitung störte den Schnitt.

In dem östlich anschließenden Schnitt in R III/5, 8, 95, 98 war der Befund ähnlich. Unmittelbar unter der Oberfläche des Schnittes, der 9 auf 3 m groß war, stieß man entlang seiner Nordseite auf die Südbegrenzung des Weges vor dem Garten des Vikarhauses. In R III/35–38 schnitt man den Nord-Süd-Weg vom Vikarhaus zum Münster an, der im Bereiche des „Großen Baues" mehrfach geschnitten worden war. Von diesen Wegen waren mehrere Lagen erhalten, wobei die Rollierung in der Mitte der Packung besonders auffiel. Zwischen + 2,90 m und + 2,40 m traf man auf eine kompakte, dunkle Humusschicht, in deren unterem Teil sich verschiedene Steinpackungen befanden. In R III/65–68 wurde eine Nord-Süd verlaufende Packung aus Tuff- und Konglomeratsteinen angetroffen. Sie war lediglich mit humoser Erde gefüllt. Die allgemeine Nord-Süd-Richtung spricht dafür, daß es sich wohl um die Unterlage für einen „Blockbau" aus Holz gehandelt haben kann. Vom Südende dieser Unterlage bog gegen Westen eine ähnliche Packung bis in R III/25, wo sie anscheinend gestört wurde. In R III/15, 16, 17 wurden drei kranzförmig angelegte Steinhaufen gefunden, die wohl Versteifungen dicker Holzpfosten waren. In R III/36 zeigte sich eine ähnliche Anhäufung, bei der neben den Steinen auch flache „römische" Ziegel für die Verstärkung mitverwertet waren. Die Ostflucht dieses Baues deckt sich nur annähernd mit der Ostflucht des Küchenbaues in P III.

Der Schnitt in R IV war 7,5 auf 3,0 m groß. Auch hier ist der Schichtenaufbau ähnlich. Zuoberst im Nordteil des Schnittes liegt teilweise der Kies des heutigen Pfarrhofweges, darunter etwa 8 bis 10 cm dicker Humus. Dann folgt nach unten die dichte Rollierung eines Ost-West laufenden Weges, die durch die Wasserleitung gestört worden ist. Entlang der Südseite dieses Weges standen einst jeweils einen Meter voneinander entfernte Holzpfosten (wohl die Reste eines Obstspaliers oder Zaunes). Südlich davon war reiner feiner Humus, in dem nur wenige ganz kleine Gefäßscherben gefunden wurden. Bei etwa + 2,85 m stieß man auf eine sattelförmige, Nord-Süd verlaufende Kiesel- und Tuffbruchschüttung, die gegen Westen und Osten auskeilte. Es handelt sich hier ganz offensichtlich um die Reste eines Weges, der vom später aufgegebenen Aufgang zur Michaelskapelle und dem Pfarrhof zur Kirche führte. Östlich dieses Weges lagen drei Kindergräber, die anscheinend während der Existenz des Weges angelegt wurden. Ihre Grabgrube beginnt sich bereits bei + 2,80 m bzw. bei + 2,70 m im Humus abzuzeichnen. Unter der Nord-Süd gerichteten Wegschüttung folgt ab ca. + 2,70 m noch eine 20 bis 30 cm dicke Humuslage, aus der in den gewachsenen Boden flache Gruben bzw. Pfostenlöcher hinabreichen. Wichtig ist, daß in zwei von diesen Gruben (in R IV/5, 17) Bruchstücke von flachen Ziegeln „römischer" Art gefunden wurden. Eines davon ist mit Kammstrich verziert (Taf. 20, 9) (Nr. 2735), ein anderes stammt von einem Leistenziegel (Taf. 20, 10) (Nr. 2736).

Durch die Überlagerungen des modernen Weges, des Humus, des rollierten Weges, des Humus der Nord-Süd-Steinpackung, des älteren Humus und der Gruben lassen sich die Funde hier stratigraphisch deutlich fassen. Deswegen sollen sie eingehender beschrieben werden, obwohl sie sich in keiner Weise von den schon vorgelegten Funden unterscheiden.

Aus dem schwarzen Humusboden stammen grün, gelbocker und dunkelgrau glasierte Scherben sowie zwei Bruchstücke der blaugrauen Gruppe A üblicher Art. Dazu kommt noch je ein Stück der Gruppen K, M und P. Der spärliche Befund zeigt eindeutig, daß der feine Humusboden südlich des Weges zum Vikarhaus als Gartenerde gedient hat.

Viel mehr Funde stammen auch nicht aus der obersten Zone der in Nord-Süd-Richtung führenden Steinpackung. Es sind:

1. Zwei hellgrün und zwei dunkelbraun glasierte Gefäßbruchstücke, Nr. 2724 u. 2725.
2. Tonkugel, dunkelbraun glasiert (Taf. 21, 2), Nr. 2727.
3. Zwei Scherben von denen eine einen umgelegten, abgerundeten Rand hat, Gruppe A (Taf. 21, 1) Nr. 2717, Nr. 2716.
4. Sechs Bruchstücke stammen von Töpfen der handgemachten Gruppe K (Taf. 21, 3.4) Nr. 2716 a, 2718; Nr. 2719–2722.

Die letzteren dürften mit dem Baubruch angefahren worden sein. Der Weg ist somit bis in die hochgotische Zeit benützt worden.

Von größtem Interesse sind in ihrer Einheitlichkeit und der charakteristischen Form wegen die Funde unterhalb dieser Steinpackung.

Es sind hier folgende Stücke zu nennen:

1. Randscherbe eines großen Gefäßes mit kantiger, leicht gestauchter Randlippe. Eine eingeritzte Wellenlinie ziert die Schulter, Gruppe O 1 (Taf. 21, 10,), Nr. 2702.
2. Randscherbe eines Topfes mit kurzem, stark ausschwingendem, schräg abgekantetem Rand, Gruppe K (Taf. 21, 5), Nr. 2703.
3. Randscherbe des gleichen Gefäßes der Gruppe K (Taf. 21, 6), Nr. 2704. Ein weiterer Teil dieses Gefäßes wurde in der benachbarten Grube in R IV/25 gefunden (Taf. 21, 11), Nr. 2750.
4. Randscherbe eines Topfes mit scharfkantig abgesetztem, sich zum kantigen Rand hin verdikkendem Trichterhals, Gruppe E 1 (Taf. 21, 7), Nr. 2705.
5. Bodenansatzscherbe, Standfläche durch groben Sandeinschluß aufgerauht, Gruppe K (Taf. 21, 8), Nr. 2706.

6. Bodenansatzscherbe von dem gleichen Gefäß (Taf. 21, 9), Nr. 2707.
7. Drei Wandscherben der Gruppe K, Nr. 2708 bis 2710.
8. Zwei Gefäßscherben der Gruppe N 1, Nr. 2711 u. 2712.
9. Drei prähistorische Gefäßbruchstücke, Nr. 2713 bis 2715.

Von den Gruben ist zuerst die in R IV/25 zu erwähnen.

Aus dieser Grube stammt:

Randscherbe eines Topfes mit ausschwingendem Rand und gekanteter, einfacher Randlippe, Gruppe K, Wandstärke 0,6 cm (Taf. 21, 11), Nr. 2750. Das Stück paßt an die Scherbe oben (Taf. 21, 5.6), Nr. 2703–4.

Weiter ist die Grube in R IV/5 wichtig, da in ihr sechs Bruchstücke von „römischen" Flachziegeln gefunden wurden:

1. Unverzierte Randscherbe der Gruppe K, Nr. 2733.
2. Bruchstück einer farblosen runden Butzenscheibe mit verdicktem Rand, Nr. 2734.
3. Bruchstück eines feingeschlämmten und hart gebrannten Flachziegels mit Kammritzungen, Stärke 2,8 cm (Taf. 20, 9), Nr. 2735.
4. Bruchstück eines Randleistenziegels, Stärke 2,8 cm (Taf. 20, 10), Nr. 2736.
5. Vier weitere Bruchstücke von ähnlichen Ziegeln, Nr. 2737–2740.

Dieser Komplex ist wegen der Geschlossenheit seiner Formen recht bemerkenswert und wird für uns Bedeutung erhalten bei der Betrachtung der Funde aus dem Bereich des Torbaues und des Vikarhauses.
Der kleine Schnitt östlich vom heutigen Münsterweg in R IV und R V ist trotz relativ vieler keramischer Funde ergebnislos geblieben, da das Erdreich durch die neuzeitlichen Kindergräber vollständig aufgewühlt war.

Die Schnitte um den Torbau

Schon im Frühjahr 1961 wurden fünf Schnitte um den Torbau (Taf. XXXII; Abb. 1 u. 2) angelegt (1–5). Im nächsten Jahr folgten dann die Schnitte in der Nordwestecke des Vorraumes zur Nikolauskapelle, auf die ein weiterer folgte, der sich über die östliche Hälfte des Sanktuariums in der gleichen Kapelle erstreckte (Pl. 15).

Schnitt 1 bei der Südostecke der Durchfahrt war 2,0 zu 1,2 m groß und erbrachte keine Befunde, da das dunkle humose Erdreich durch Kindergräber bis zum gewachsenen Boden durchwühlt war. Lediglich bei der aufgehenden Mauer des Torbaues zeigte sich ein der Mauer vorgelagerter „Schutzkranz" aus Beton. Unter dieser Betonplattierung stieß man bei ca. + 2,50 m auf die Oberkante des bis 30 cm vorspringenden Fundamentes. Dieses „Bankett" ist für die Fundierung des Torbaues, wie für den „Großen Bau", etwas Charakteristisches (Pl. 15). Das Fundament selbst war aus kleineren und größeren Feldsteinen, die aufeinandergeschichtet lagen, errichtet. Es ist auffallend, daß das Fundament, wie auch das im Münster ohne Mörtel gebaut und nur mit bräunlichem Sand eingeschlämmt war. Oberhalb des so beschaffenen Fundamentes, und zwar nur in der Zone, in der die Tuffquader des Baues aufsetzen, wurde eine dicke Mörtelschicht aufgetragen, auf der verschieden lange Tuffquader liegen. Sie bilden Lagen, ohne daß es aber zu einer sauberen Quaderbauart gekommen wäre (Pl. 16).

Die wenigen Funde aus diesem Schnitt waren unstratifiziert.

Schnitt 2 wurde bei dem südwestlichen Ansatz des Sanktuariums gegen Süden angelegt und war etwa 1,10 zu 4,5 m groß. Auch hier war der Humus durch Gräber und Störungen durch-

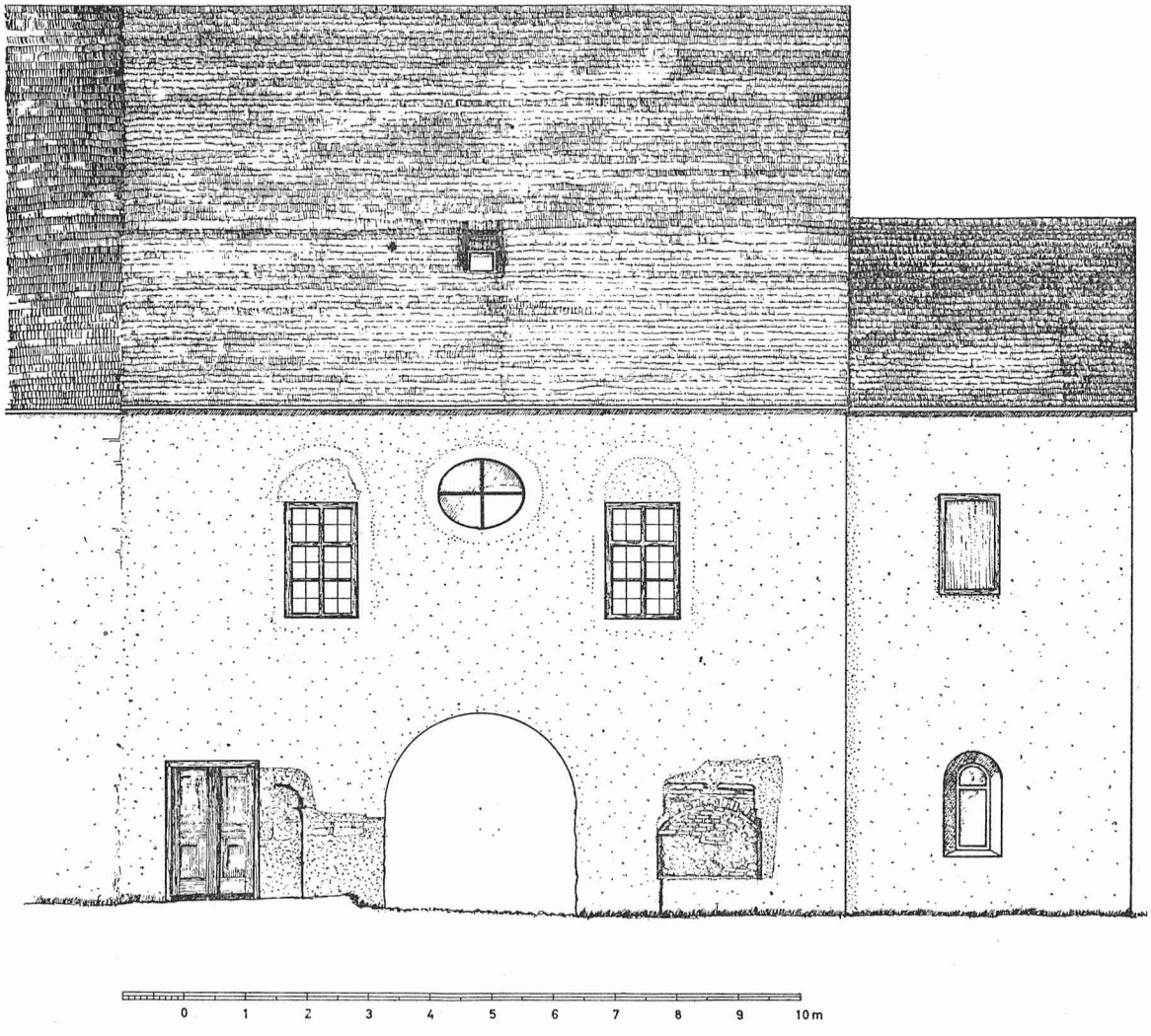


Abb. 1. Frauenchiemsee, Torbau. Ansicht von Süden, Zustand 1961 (Darstellung E. Rothweiler).

wühlt. In der östlichen Hälfte des Schnittes stieß man bei ca. + 2,95 m auf eine mächtige Bauschuttschicht aus Steinen, Ziegeln und Wandverputz mit gotischer und barocker Bemalung. Bei der Südostecke des Torbaues war unterhalb einer Regenwasserrinne eine Sickergrube aus Ziegeln und Steinen angelegt worden (Pl. 15, 1). Die Ecke zwischen dem Torbau und dem zurückspringenden Sanktuarium war mit einer Steinpflasterung ausgelegt, die offenbar das Regenwasser von der Wand abhalten sollte. Sie lag bei etwa + 2,70 m. Auf dieser Pflasterung, die älter als der Bauschutt zu sein scheint, wurden drei Scherben der Gruppe B mit einpolierten Mustern gefunden (Taf. 21, 12–14) (Nr. 722–724). Weiter fanden sich hier drei Scherben der blaugrauen Gruppe A, davon eine von einem viereckigen Kachelstück (Taf. 21, 15) (Nr. 727, Nr. 725 u. 726) sowie der Schnabelteil einer offenen Tonlampe (Taf. 21, 16) (Nr. 720). Das letztgenannte Stück ist aus rötlichgelbem Ton, innen matt hellgrün glasiert und hart gebrannt. Unter diesem Pflaster und dem Bauschutt ergab die dunkle Erde bis zum gewachsenen Boden nur eine Mischung von Scherben der glasierten Waren sowie der Gruppen A, B, K und M. Auf dem Übergangsniveau zum gewachsenen Boden, in das einzelne Grabschächte eingetieft waren, fand

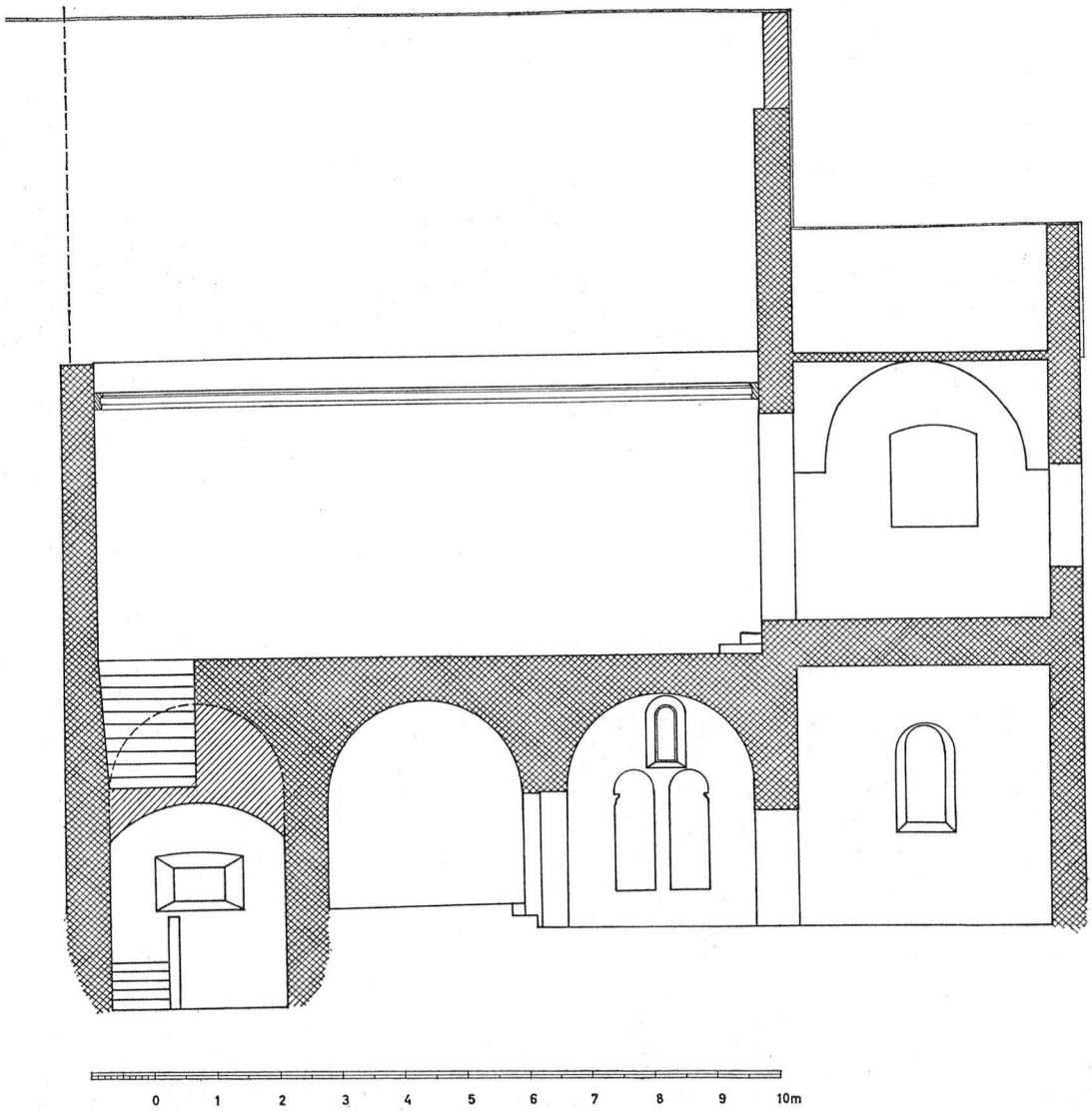


Abb. 2. a) Frauenchiemsee, Torbau. Längsschnitt von Süden gesehen, Zustand 1961 (Darstellung E. Rothweiler).

sich die Randscherbe eines Gefäßes der Gruppe C mit wulstförmig verdickter Randlippe (Taf. 21, 17) (Nr. 721).

Wichtiger als die unstratifizierten Funde ist die Beobachtung, daß die Südostecke des Torbaues eine Beschädigung zeigt; offenbar war die ganze Ecke einmal neu unterfangen worden (Pl. 15, 1). Entlang der Ostseite bis zum Ansatz der Südmauer des zurückspringenden Sanktuariums wurde dabei eine Fundamentverstärkung angebracht. Hierdurch entstand zwischen der Mauer und der Verstärkung ein 4 cm breiter Spalt (vom Stützbrett?), in den dunkle Erde einsickerte. Die Fundamentverstärkung ist von der aufgehenden Mauer gerechnet bis 0,60 m breit (Pl. 15) und war nach oben mit Mörtel abgestrichen. Für die Errichtung dieser Fundamentverstärkung wurden große Steine und Quader benützt, einer aus Tuff, ein zweiter aus Gneis (66 cm lang, 28 cm hoch und bis 20 cm tief) war sauber mit dem Pickel bearbeitet. Unter dieser Flickung befanden sich in üblicher Art geschichtete Bachkugeln und Bruchsteine.

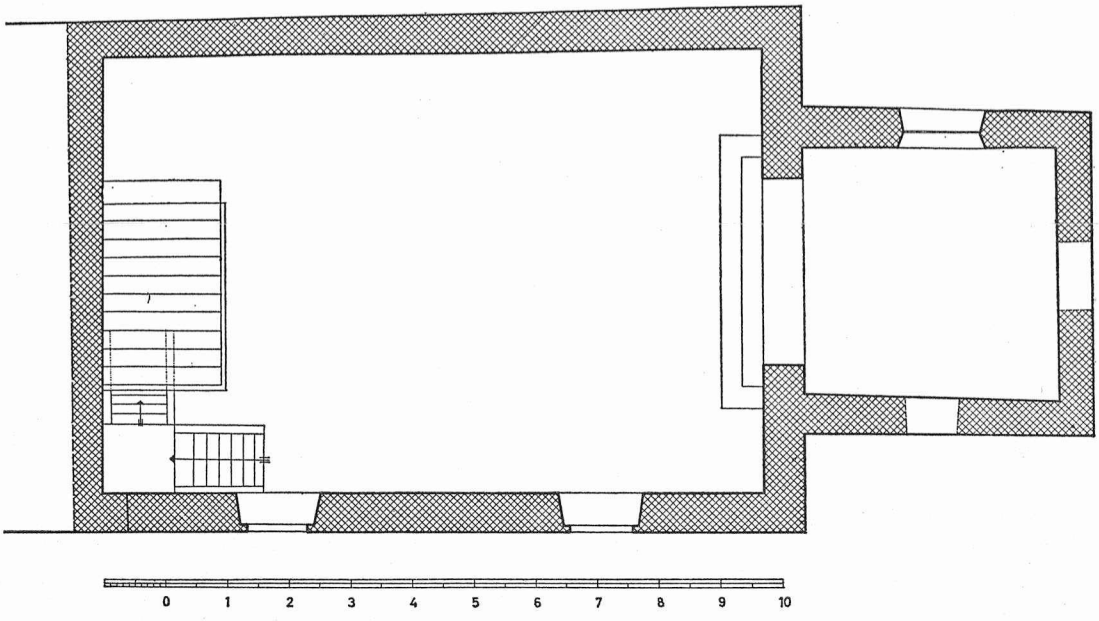


Abb. 2. b) Frauenchiemsee, Torbau. Grundriß der Michaelskapelle (Darstellung E. Rothweiler).

Auf dem mit Sand eingeschlämmten Fundament und einem Mörtelbett sitzt in üblicher Weise die aufgehende Mauer aus Tuffquadern (Pl. 15, 1). Wichtig ist, daß zwischen der Ostwand des Torbaues und der zurückspringenden Südwand des Sanktuariums keine Verzahnung zu beobachten war. Dieses Fehlen der Verzahnung führt oft zu der irrtümlichen Annahme, daß es sich in jedem Falle um zwei Bauperioden handele. Bei der Südwand des eingezogenen Sanktuariums springt das Fundament wiederum bis 30 cm nach vorne.

Schnitt 3 wurde von der Nordostecke des Torbaues bis zur Mitte der nördlichen Doppelarkade angelegt. Leider war der Befund im engen Zwickel zwischen dem Torbau und der betonierten Mistgrube durch einen Graben für ein elektrisches Kabel gestört. Auch hier liegt die Oberkante des Fundamentes, das bis 30 cm vorspringt, bei ca. + 2,50 m. Wichtig war hier die Feststellung, daß die Doppelarkadenbank bei + 2,86 m und die äußere Lauffläche im Norden des Torbaues bei ca. + 2,72 m liegt (Pl. 15). Die Fundamentierung und die Mauerart sind identisch mit jener im Süden. Stratifizierbare Funde wurden nicht angetroffen. Neben Porzellan gab es viele glasierte Scherben und einige Stücke der Gruppe A.

Schnitt 4 wurde vor der Osthälfte der nordwestlichen Doppelarkade angelegt. Der 1,20 zu 2,20 m große Schnitt zeigte das übliche Bild: ein etwa 30 cm vorspringendes Fundamentbankett, dessen Oberfläche bei ca. + 2,60 m lag und hier der Lauffläche um den Bau entsprach. Die Bank der Doppelarkade lag hier bei + 2,80 m. Es ist möglich, daß einiges bei der Neugestaltung eines Kellereinganges von der Bank abgebrochen wurde. Vor der Ostseite der Doppelarkade wurde ein Pfostenloch festgestellt, das vielleicht mit einem Holzdach oder Aufgang zusammenhängt, der zeitweilig dem Torbau hier vorgelagert war. Aus diesem Pfostenloch stammt eine unverzierte Wandscherbe der Gruppe D 2. Aus dem einheitlich verfärbten Humus kamen Scherben der Gruppen A, B, E, K, M und O sowie grün und braun glasierte Kachelbruchstücke.

Schnitt 5 wurde erst 1962 an der Nordwestecke des Torbaues angelegt um festzustellen, wie sich der angefügte Anbau zu ihm verhält (Taf. xxxv b). Dabei zeigte sich, daß die beim Abschlagen des Putzes festgestellte Fuge (Taf. xxxv b) bis zum Fundament durchgeht und auch in

der Fundamentzone vorhanden ist (Pl. 15, 2). Allerdings springt hier das Torbaufundament die üblichen ca. 25 cm nach Westen vor. Das anschließende Fundament des Anbaues reicht etwa 15 cm tiefer als das des Torbaues. Das Fundament des Torbaues hat hier seine Oberkante bei ca. + 2,62 m und die Unterkante bei ca. + 2,20 m, so daß eine gewisse Steigung des Fundaments von Osten gegen Westen beobachtet werden kann. Die Fläche war durch die neuzeitlichen Abwasseranlagen stark gestört. Die unstratifizierbaren Funde sind fast ausschließlich neuzeitlich.

Die Schnitte in der St.-Nikolaus-Kapelle

Der Schnitt in der Nordwestecke der St.-Nikolaus-Kapelle gewährte einen guten Einblick in die Abfolge der Böden in diesem Raum. Der Schnitt war 1,50 zu 1,20 m groß. Die Oberfläche des heutigen Ziegelbodens liegt bei + 2,92 m und ist somit ca. 0,55 m tiefer als in der heutigen Durchfahrt. Die etwa 29 × 29 cm großen Ziegel des Bodens sind mit Zement eingegossen und dürften somit in zweiter Verwendung sein. Nach der Entfernung dieses Bodens und des dazugehörigen Bettes stieß man auf einen Boden aus länglichen Ziegeln, die Nord-Süd gerichtet waren (Taf. xxxvi a). Die Oberfläche dieses Bodens lag bei + 2,83 m bis + 2,86 m. Die Ziegelformate dieses Bodens sind 30 (bzw. 31) × 16 × 6 cm; 31 × 15 × 6 cm; 30,5 × 15,5 × 5,5 cm und 31,0 × 15,5 × 6,0 cm. Ähnliche Ziegelformate sind im Münster nur um den Kenotaph der sel. Irmingard von 1641 verwendet worden. Wir dürfen daraus schließen, daß dieser Boden in der St.-Nikolaus-Kapelle um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden ist. Nach der Entfernung des Mörtelbettes dieses Bodens fand man im Süden des Schnittes die Reste eines Stuckbodens, dessen geglättete Oberfläche im Süden noch erhalten war und ziemlich gleichmäßig bei + 2,77 m im Osten und bei + 2,78 m im Westen lag. Dieser Stuckestrich ruhte auf einer sehr sorgsam ausgeführten Rollierung aus ei- bis handgroßen Kieselsteinen (Taf. xxxvi b). Die Kieselsteine waren in ein dünnes Mörtelbett eingelagert und dabei ganz offensichtlich in einen estrichartigen Trampelboden aus brauner Erde eingestampft. Die Oberfläche dieses Trampelbodens lag bei + 2,67 m, in den Eintiefungen die Unterkante bei + 2,66 m. Somit war dieser Boden nur wenige Zentimeter dick. Daß es sich dabei um einen wirklichen Erdestrich handelt, ist daraus ersichtlich, daß er überall die Fundamentgrube überlagert und an die aufgehende Wand stieß (Taf. xxxvi b). Der Stuckboden mit Rollierung, wie auch der Erdestrich waren entlang der Nordmauer durch eine wannenartige Grube gestört, die relativ viel Keramik und sonstige Funde ergab. Diese Störung der Rollierungspflaster war mit einem Erdestrich ausgebessert, bevor darüber das Mörtelbett des Ziegelbodens kam. In der Grube haben sich offenbar Ratten eingenistet, da aus ihr Kanäle hinunter in den gewachsenen Boden führten. Der Erdestrich und der Stuckboden sind demnach älter als die Störung mit ihrem Inhalt. In der Störung wurden, wie die Tabelle zeigt, folgende Funde gemacht:

Gruppe	A	B	E 1	K	L	O 1	grün. glas.	Schnalle
Zahl d. Stücke	63	2	2	3	3	1	3	1

Der Befund zeigt, daß die graublaue gotische Ware (Gruppe A) absolut dominiert. Mit ihr gleichzeitig ist eine lokale Ware, die als Gruppe L bezeichnet wurde sowie die Gruppe B und die grün glasierten Scherben. Die übrigen sechs Scherben sind atypisch.

Folgende Funde verdienen, wegen ihrer charakteristischen Merkmale erwähnt zu werden:

1. Randscherbe mit scharfkantig umgelegtem Rand, Gruppe A (Taf. 22, 1), Nr. 445.
2. desgl., Gruppe A (Taf. 22, 2), Nr. 446.
3. desgl., Gruppe A (Taf. 22, 3), Nr. 447.
4. Randscherbe einer kleinen kalottenförmigen Schale mit eingebogenem Rand, Gruppe A Taf. 22, 4), Nr. 448.
5. Randscherbe eines trichterförmigen Napfes mit schlichtem, schräg gekerbtem Rand, Gruppe K (Taf. 22, 5), Nr. 449.
6. Randscherbe des gleichen Napfes, Gruppe K (Taf. 22, 5), Nr. 518.
7. Trichterförmiger Napf mit Riefelung. Auf dem Boden befindet sich außen eine erhabene Kreuzmarke, im Inneren ein Buckel mit einem Loch in der Mitte, Gruppe L, Höhe 5,8 cm (Taf. 22, 6), Nr. 517.
8. Wandscherbe eines Kruges mit eingezogenem Hals und getreppt abgesetzter, breiter Schulterzone, hellgrau, Gruppe A (Taf. 22, 7), Nr. 455.
9. Wandscherbe mit Henkelansatz, der Hals ist mit zwei Rillen vom kugeligen Körper abgesetzt, Gruppe A (Taf. 22, 8), Nr. 458.
10. Wandscherbe mit waagerechten Rillen, Gruppe A (Taf. 22, 9), Nr. 460.
11. Wandscherbe eines ähnlich gerieften Gefäßes, Gruppe A (Taf. 22, 10), Nr. 462.
12. Henkelbruchstück von einem Krug, Gruppe A (Taf. 22, 14), Nr. 450.
13. Bodenscherbe eines hellgrauen Gefäßes, Gruppe A (Taf. 22, 11), Nr. 453.
14. Bodenscherbe, hellgrau, grober Ton, Gruppe E 1 (Taf. 22, 12), Nr. 452.
15. Bruchstück einer Ofenkachel mit gerieftem Rand, grau, Gruppe A (Taf. 22, 13), Nr. 515.
16. Bronzene Gürtelschnalle mit eisernem Dorn (Taf. 22, 15), Nr. 516.

Aus den vorgeführten Funden ergibt sich, daß der Stuckboden und der Erdestrich vor der Zeit der entwickelten graublauen Ware entstanden sind. Das relativ seltene Vorkommen der glasierten Ware und ihre Beschränkung auf die grüne Variante spricht dafür, daß wir uns wohl im frühen Abschnitt der blaugrauen Gruppe A bewegen. Es dürfte sich hier um Funde aus dem 14. Jahrhundert handeln. Zum Fundament des Torbaues ist zu vermerken, daß es auf dieser Stelle nach innen bis 10 cm vorspringt. Wie schon außen beobachtet wurde, besteht es nur aus Bachkugeln und ist mit feinem Sand eingeschlämmt.

In der St.-Nikolaus-Kapelle im Torbau wurde die östliche Hälfte des Sanktuariums untersucht (Pl. 15). Der hier angelegte Schnitt ist von wesentlich größerer Bedeutung, da hier eindeutig nachgewiesen werden konnte, daß die Fundamente des Sanktuariums in schon hier vorliegende Kulturabfälle eingetieft wurden. Die darin gefundenen zahlreichen Kulturreste geben für die Entstehung des Torbaues ein eindeutiges Datum „ante quem non". Zuerst aber zu der Abfolge der Fußböden: zuoberst befand sich ein Boden aus in Ost-West-Richtung verlegten Ziegeln, der mit Zement ausgegossen war (Taf. XXXVII a). Demnach dürfte dieser Ziegelboden aus dem 20. Jahrhundert stammen. Darunter lag sein Mörtelbett, das wiederum auf einer 5 cm starken Sandschicht ruhte. Dann kamen zuerst stellenweise erhaltene Abdrücke eines Bodens aus quadratischen Ziegeln (19 × 19 cm) (Taf. XXXVII b). Dieses Ziegelformat begegnet in der Kirche bei den Böden, die vor 1631 und nach 1467 zu datieren sind. Unmittelbar unter diesem Mörtelbett lag ein zweites, dessen längliche Ziegel in Nord-Süd-Richtung verlegt waren. Sie waren um ein viereckiges Altarpostament mit gekappten Ecken verlegt, von dem sich allerdings auch nur Abdrücke erhalten haben. Im Ostteil des Altarpostaments zeichnete sich die quadratische, 1 zu 1 m große Grube des einstigen Altarfußes ab, die voll von Bauschutt war (Taf. XXXVIII a.b). Durch die Fugen und den darin liegenden Schmutz um das Altarpostament war erkennbar, daß der Ziegelboden verlegt wurde, nachdem das Ziegelpostament für den Altar bereits eine Weile aufgestellt war (Pl. 15, 7). Bei der Errichtung des Altars, aber auch des Ziegelbodens wurden, soweit im Mörtelbett noch meßbar, nur Ziegel des Formates 31 × 15 cm verwendet. Das gleiche Ziegelformat kommt in der Kirche nicht vor. Ziegel ähnlicher Formate sind als Altmaterial bei der Ausmauerung der Sarggrube des Kenotaphs von 1641 verwendet worden.

Nach der Entfernung des Mörtelbettes dieses dritten Bodens zeigte sich die mindestens fünf-

mal geflickte Oberfläche eines Stuckbodens (Taf. XXXVIII a. Die Flickungen 3 bis 5 sind älter als das aus Ziegeln gebaute Altarpostament (Pl. 15, 8). Nachdem das Mörtelbett des Altarpostamentes entfernt worden war, zeigten sich die Spuren eines älteren Altarunterbaues, der etwa 1,70 m lang und 1,10 m breit war. In seiner Mitte lag die viereckige Grube eines Altarfußes von ca. 0,90 × 1,06 m. Der Stuckboden bildete hier weitgehend eine scharfe Kante, die zeigt, daß der Altarstein bereits stand, als der Stuckboden errichtet wurde (Taf. XXXVIII b). In der Altargrube begegnete jetzt eine lockere erdige Füllung. Der Stuckboden selbst sitzt auf einer sehr sorgfältigen Rollierung aus größeren Kieselsteinen (Pl. 15, 9), die ihrerseits in ein Mörtelbett gelagert sind. Wichtig ist, daß diese Rollierung an einigen Stellen gegen die verputzte Wand des Sanktuariums stößt. Somit ist sie in einen verputzten, bereits benützten Raum hineingelegt worden. Entsprechend dem bis dahin unterschiedlichen Niveau im Sanktuarium sind im Südteil größere Rollierungssteine verwendet worden, um das Niveau auszugleichen.

Der erwähnte Wandverputz, an den die Rollierungsschicht anstößt, sitzt mit seiner Unterkante auf einer groben, kalkigen, weißen Mörtelschicht, die an das aufgehende Mauerwerk geschmiert ist (Pl. 15, 10.11). Somit handelt es sich hier um die Reste eines einfachen Mörtelestrichs. Darunter folgt ein bis 8 cm dickes Paket aus mindestens zwei Mörtelschichten übereinander, in die einzelne Schmutzlagen eingebettet sind. Sie besteht oben aus einer grauen, unten aus einer bräunlichgelblichen Tuffmalterlage. Die beiden Estriche setzen an die unverputzte Wand an. Die untere, aus Tuffmörtel bestehende Lage stößt überall an die Oberkante der dicken Ausgleichsschicht, die das Fundament vom aufgehenden Mauerwerk trennt.

Unterhalb des Tuffmörtelestrichs stieß man auf eine etwa 30 bis 40 cm dicke, schwärzliche humose Schicht, die sich von Norden nach Süden leicht senkte (von + 2,35 m auf + 2,10 m bei 3,60 m Entfernung!) (Taf. XXXIX b). Die Oberfläche dieser humosen Schicht war festgetreten und sah aus wie ein Laufboden. Wahrscheinlich ist diese Lauffläche beim Bau des Sanktuariums entstanden. Unter der dunklen humosen Schicht (Pl. 15, 3), die verschiedene Funde ergab, erstreckte sich eine von Norden gegen Süden abfallende, stellenweise bis 20 cm mächtige Schicht aus Tuff- und sonstigem Bauschutt. Ihr folgte eine 30 bis 40 cm dicke braune Schicht, die noch immer Tuffbrocken, Steine, Kleinfunde und Knochen enthielt. Auch sie fällt leicht von Norden nach Süden ab, um im Süden unter dem Fundament zu verschwinden.

Die Frage ist, wie sich das Fundament zu diesen Kulturschichten verhält. An vier Schnittpunkten war eindeutig zu erkennen, daß die Fundamentgrube in die untere braune Schicht mit Tuffschutt eingegraben war. Somit ist der Inhalt dieser Schichten eindeutig älter als das Sanktuarium. Die Schichten müssen sogar um einiges älter sein, da die untere braune Schicht auf der Südseite des Sanktuariums unter dem Fundament durchzieht. Schwieriger ist die Situation bei der oberen schwarzen Schicht. Nur an einer Stelle war eindeutig zu erkennen, daß sich zwischen ihrem Unterteil und den Fundamentsteinen ein Spalt befindet, der mit dem Sand des Fundamentes eingeschlämmt war (Taf. XXXIX b). An allen anderen Stellen preßte sich schwarze Erde an die Fundamentsteine (Taf. XXXIX a; Pl. 15, 4.6). Nach oben war das Fundament von der dicken Ausgleichsmörtelschicht überlagert. Stellenweise schob sich diese Ausgleichsschicht tropfenartig zwischen das Fundament und die schwarze Erde (Pl. 15, 4.6). Somit ist an diesen Stellen jedenfalls die schwarze Erde dagewesen, als die Ausgleichsschicht auf das Fundament aufgetragen wurde. Im Südprofil des Nord-Süd-Schnittes ist die Situation allerdings unklar. Hier senken sich die Oberkante der Ausgleichsschicht und das Fundament stufenweise um fast 30 cm. Auch die Fundamentunterkante scheint im Durchschnitt um 15 cm tiefer ausgehoben zu sein. Zwar stößt auch hier die schwarze Erde ans Fundament unterhalb der Ausgleichsschicht, aber sie reicht auch über sie hinauf und stößt noch an die Quader der aufgehenden Mauer. Man ist versucht, daraus zu schließen, die Schicht sei nachträglich in den Bau eingebracht worden. Jedoch gerade hier zeichnet sich in dem unteren Teil der schwarzen Schicht deutlich der Fundamentgraben ab,

der mit feinem Sand ausgefüllt ist. Somit muß mindestens die untere Hälfte der schwarzen Schicht älter sein als der Fundamentgraben. Es mag sein, daß eine Einebnung des Geländes bei der Fertigstellung des Baues stattgefunden hat, und zwar bevor der Estrich aufgetragen wurde. Übrigens stößt er hier nicht an die Ausgleichsschicht der Mauer, wie bei der Ostwand des Sanktuariums. Alle diese Beobachtungen scheinen dafür zu sprechen, daß die Masse der dunklen Humusschicht bereits an Ort und Stelle lag, als das Fundament errichtet wurde. Sie wurde jedoch eingeebnet, bevor der Tuffmörtelestrich verstrichen wurde. Dies bedeutet, daß die Errichtung des Sanktuariums frühestens in die Zeit der Entstehung der jüngsten Funde aus der Humusschicht gehört und umgekehrt die Funde aus der Humusschicht nicht jünger als das Sanktuarium sein können.

Bevor wir zur Besprechung der stratigraphisch so wichtigen Funde übergehen, einige Bemerkungen noch zu dem Fundament und der aufliegenden Mauer. Die fast senkrecht ausgehobene Fundamentgrube reicht bis etwa + 1,90 m. Im Süden senkt sie sich bis auf + 1,80 m. Sie war etwa 0,50 m tief. Zuunterst wurde eine Reihe relativ kleiner Bachsteine ziemlich unregelmäßig gelegt und mit feinem Sand überschüttet; darauf kamen größere Gerölle (bis 45 × 20 cm) in einer oder zwei Schichten, wobei reichlich Sand beigemengt wurde. Nach oben wurde das Fundament mit kleineren Bachsteinen abgeglichen. Darauf kam eine bis 5 cm dicke Mörtelschicht, die z. T. wohl auch als Ausgleichsschicht für die aufsitzende Mauer gedacht war (Taf. XXXIX a). Auf sie wurden sauber längliche Tuffquader gelegt, wobei der Mörtel manchmal tropfenartig in den noch offenen Schlitz der Fundamentgrube geriet. Die Mauer ist schmäler als das Fundament, und zwar im Inneren etwa 8 bis 10 cm, wogegen das Bankett draußen normalerweise bis 30 cm breit sein kann. Die Fundamentoberkante liegt bei + 2,40 m bis + 2,50 m. Die Quader sind ziemlich sauber aus gelblichem Tuff zugeschlagen, aber nicht gleichmäßig groß. Es entsteht somit kein sauberes Quadermauerwerk. Einzelne Steinreihen sind durchaus erkennbar, jedoch nicht durchgehend. Es entstehen dadurch Sprünge in den Steinreihen und der Gesamteindruck der Mauer ist etwas unruhig. Wichtig ist, noch einmal zu vermerken, daß die ersten drei Estriche an die noch unverputzte Mauer stoßen. Erst an ihre Oberseite schließt der erste Verputz. An diesem bereits stark abgenützten Wandverputz lehnt der Stuckboden mit Rollierung. Daraus ist ersichtlich, daß der rollierte Boden erst nach einem gewissen Zeitabstand in dem Bau zur Ausführung kam. Dieser Putz ist 15 cm darüber restlos abgeschlagen und erst oberhalb des neuzeitlichen Ziegelfußbodens setzt wiederum ein allerdings moderner Putz an. Damit ist die Beschreibung der Befunde beendet und wir können zu der Besprechung der Funde übergehen.

In dem Bauschutt, mit dem die Grube des Altarfußes zugeschüttet wurde, sind lediglich zwei Eisennägel mit rundem Querschnitt und ein rechteckiges Porzellanstück von einem Kruzifix mit der Beschriftung INRI gefunden worden. Somit erweist sich, daß die Zuschüttung aus dem 19. Jahrhundert stammt.

Aus der schwarzen und der lehmigen braunen Schicht unterhalb der Estriche wurden die auf Seite 172 f. aufgeführten Funde gehoben.

Das absolute Überwiegen der Gruppe K mit 102 Gefäßbruchstücken ist sehr charakteristisch. Nicht minder ist, wenn auch stark zurücktretend, das starke Vorkommen der Gruppe M mit 30 Stück bemerkenswert. Sonst fällt nur noch die Gruppe E 1 mit 16 Bruchstücken ins Gewicht. Die anderen Bruchstücke haben nur Seltenheitswert und stammen vielleicht z. T. von importierten Gefäßen. Auffallend ist das Vorkommen von Eisengeräten (Taf. 24, 9), Eisenkuchen, Eisenschlacke, die zeigen, daß Eisen auf der Insel bearbeitet wurde. Freilich wissen wir zur Zeit noch nicht, von wo das Rohmaterial bezogen wurde. Es spricht manches dafür, daß wir etwas weiter westlich, heute unter dem Vikarhaus, die Reste von Eisenschmelzöfen angeschnitten haben (Abb. 3). Es kommen weiter Bruchstücke „römischer" Ziegel vor, von denen einige von Tubuli (Taf. 24, 12) stammen. Die braune Kulturschicht ergab wenige Scherben, jedoch ließ das

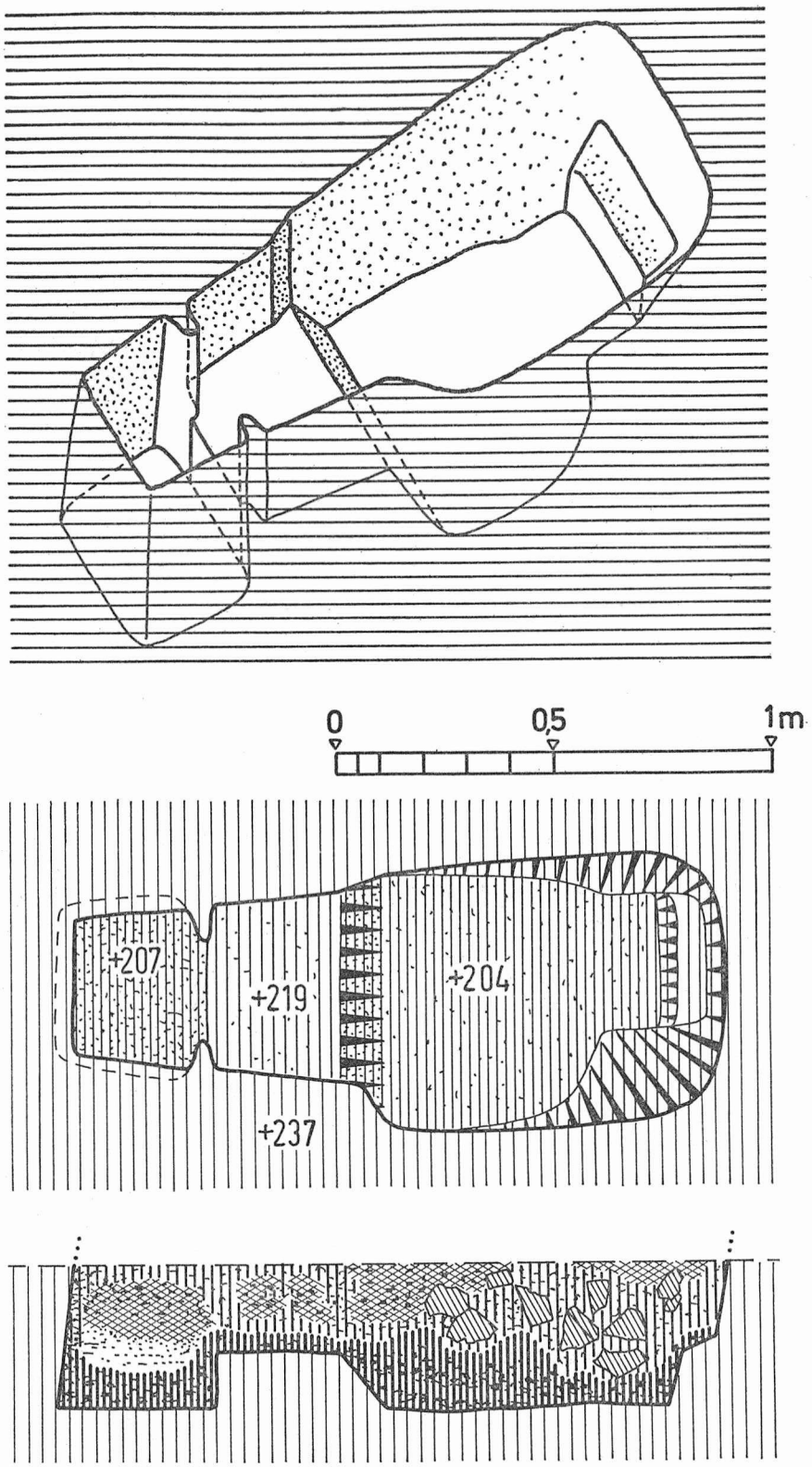


Abb. 3. Frauenchiemsee, Torbau (Anbau). Brennofen (Projektion, Grundriß und Querschnitt).

Wenige erkennen, daß sich die Gefäßscherben nicht von dem Befund oberhalb dieser Schicht unterscheiden.

Von den Funden verdienen folgende genauere Beschreibung. Sämtliche Gefäßbruchstücke stammen von handgearbeiteten bis auf langsam drehender Scheibe – vielleicht nur mit Formholz? – hergestellten Töpfen.

1. Bruchstück eines Topfes mit kugeligem Leib und kurzem, anschwellendem, leicht abgewinkeltem Trichterhals, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 1), Nr. 697.
2. Randscherbe mit stark abgewinkeltem, kurzem Trichterhals und runder Lippe, hellgrau, Gruppe K (Taf. 23, 2), Nr. 549.
3. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit fast waagerecht ausgelegtem Rand, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 3), Nr. 538.
4. Randscherbe mit kurzem, abgesetztem Trichterhals und abgerundetem Rand, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 4), Nr. 545.
5. Randscherbe mit kurzem Trichterhals und schräg gekantetem, oben gekehltem Rand, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 5), Nr. 555.
6. Randscherbe mit kurzem, ausschwingendem Trichterhals und schräg gekantetem Rand, fleckig grau, Gruppe K (Taf. 23, 6), Nr. 548 u. 551.
7. Randscherbe mit abgesetztem, kurzem Trichterhals sowie verdickter, schräg gekanteter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 7), Nr. 699.
8. Randscherbe mit abgesetztem Trichterhals und gestauchter, schräg gekanteter Randlippe, hellbraun, glimmerhaltig, Gruppe O 1 (Taf. 23, 8), Nr. 550.
9. Randscherbe eines kugeligen Topfes mit kurzem, abgesetztem Trichterhals und leicht gestauchtem Rand, hell- und dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 9), Nr. 542.
10. Randscherbe mit kurzem, scharf abgesetztem Trichterhals und gestauchter, wenig verdickter, abgeplatteter Randlippe, Gruppe M (Taf. 23, 10), Nr. 546.
11. Randscherbe mit stark abgewinkeltem, kurzem Trichterhals mit kantigem, gestauchtem Rand, braun bis dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 11), Nr. 539.
12. Randscherbe mit leicht konkavem Trichterhals und verdickter, außen senkrecht gekanteter Randlippe, schwarzgrau, Gruppe L (Taf. 23, 12), Nr. 554.
13. Randscherbe mit abgesetztem, leicht gewölbtem Trichterhals und verdickter, T-förmiger Randlippe, grau, Gruppe K (Taf. 23, 13), Nr. 543.
14. Randscherbe mit leicht gewölbtem Trichterhals und verdickter, hochstehender Randlippe, ockerfarben, Gruppe O 1 (Taf. 23, 14), Nr. 544.
15. Randscherbe mit geschweiftem, kurzem Trichterhals und wulstiger, nach innen gedrückter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 15), Nr. 553.
16. Randscherbe mit flach gestelltem Trichterhals und nach innen stark verdickter und gerundeter Randlippe, grau, Gruppe K (Taf. 23, 16), Nr. 552.
17. Randscherbe mit kurzem, leicht gewölbtem Trichterhals und verdickter, gerundeter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 17), Nr. 547.
18. Randscherbe mit kurzem Trichterhals und schräg gekanteter, nach innen gedrückter Randlippe, rötlichbraun, Gruppe O 1 (Taf. 23, 18), Nr. 698.
19. Randscherbe mit Trichterhals und dicker, nach innen verbreiterter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 19), Nr. 557.
20. Randscherbe mit kurzem, abgesetztem Trichterhals und dicker, gerundeter Randlippe, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 23, 20), Nr. 556.
21. Randscherbe eines hohen, wenig gebauchten Gefäßes mit leicht ausschwingendem Trichterhals und abgekanteter, T-förmiger Randlippe, außen rotbraun, innen hellgrau, Gruppe N 1 (Taf. 23, 21), Nr. 540.
22. Randscherbe eines bauchigen Topfes mit abgesetztem Trichterhals und T-förmiger, schräg abgekanteter Randlippe, hellgrau, Gruppe E 1 (Taf. 23, 22), Nr. 541.
23. Wandscherbe eines kugeligen Gefäßes mit ausschwingendem Hals und Fingertupfen am Halsansatz, grau, Gruppe K (Taf. 23, 23), Nr. 575.
24. Kleine Wandscherbe mit Rillenverzierung, dunkelgrau, Gruppe K (Taf. 24, 7), Nr. 560.
25. Gefäßboden mit wenig über dem Boden nach unten verstrichener Wandung, wodurch fast ein Standring gebildet wurde, Gruppe O 1 (Taf. 24, 1), Nr. 561.

26. desgl., Gruppe M (Taf. 24, 2), Nr. 562.
27. Gefäßboden mit verstrichener Wandung und Standring, Gruppe M (Taf. 24, 3), Nr. 564.
28. Gefäßboden mit schwach abgesetzter Standfläche, Gruppe O 1 (Taf. 24, 6), Nr. 563.
29. Gefäßboden, platt, Gruppe K (Taf. 24, 4), Nr. 565.
30. Bodenscherbe mit leicht abgesetzter Standfläche, besonders grob gearbeitet, Gruppe M (Taf. 24, 5), Nr. 569.
31. Bruchstück einer quadratischen Tonröhre, hell- bis dunkelgrau, Gruppe E 1 (Taf. 24, 8), Nr. 559.
32. Eiserner Meißel mit gerundeter, verbreiterter Schneide und langem Stiel, Länge 13,3 cm (Taf. 24, 9), Nr. 696 A.
33. Bruchstück eines Tubulus mit tiefer, welliger Kammverzierung, Wandstärke 1,5 cm (Taf. 24, 12), Nr. 709.
34. Bruchstück eines Wandziegels, Stärke 1,4 cm (Taf. 24, 11), Nr. 718.
35. Bruchstück eines gewölbten Dachziegels (Nönnchen) mit Längsriefen, Stärke 1,9 cm (Taf. 24, 10), Nr. 716.
36. Eisenkuchen.
37. Glasbruchstück, Nr. 713.

Der keramische Befund ist insofern wichtig, als er einmal zeigt, daß verschiedene Gefäßtypen – und zwar von jenen mit ganz einfachem Trichterrand über die mit gestauchter „T"-förmiger Randlippe bis zu jenen mit verdickter Randlippe – nebeneinander vorkommen. Wir müssen also damit rechnen, daß die typologisch einfachen Formen, die man gerne als besonders alt betrachtet, neben den fortgeschrittenen weiterexistiert haben. Auffällig ist, daß die echten entwickelten Wulstrandkugeltöpfe fehlen, es sei denn, man sieht die unter Nr. 14, 16, 19 und 20 (Taf. 23, 14.16.19.20) beschriebenen Bruchstücke als Reste solcher Töpfe an. Der Befund fügt sich gut in das Bild der Keramik aus den frühesten Schichten in Q III aus dem Küchenbau in P III und vom roten Terrazzoboden des „Großen Baues". Dieser Befund dürfte dafür sprechen, daß der Torbau etwas jünger als die Erbauungszeit des „Großen Baues" und der Anbauten ist. Andererseits fehlen im keramischen Bestand aus der St.-Nikolaus-Kapelle sämtliche entwickelteren Gefäßformen, die wir aus der oberen Lage des Abbruchschuttes des „Großen Baues" und darüber kennengelernt haben. Somit dürfte der eigenartige Torbau vor der endgültigen Einebnung des „Großen Baues" entstanden sein.

Die Grabung im Ostteil des Vikarhauses

Nachdem die Eigenart des Torbaues erkannt wurde, stellte sich die Frage, ob er einst selbständig, frei im Gelände stand oder ob er von Anfang an mit dem heute im Westen anschließenden Vikarhaus verbunden war. Die senkrechten Fugen vom Dach bis zum Boden an der Südwest- und der Nordwestecke des Torbaues sprachen für einen selbständigen Baukörper. Etwa 4,5 m weiter westlich zeichneten sich in der Nord- und Südwand des Vikarhauses ähnliche Fugen ab, wodurch der Eindruck entstand, daß das ursprünglich kleinere Vikarhaus erst nachträglich durch einen Zwischenbau mit dem Torbau verbunden wurde. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die bekannte Nachricht, daß die Äbtissin Magdalena Auer nach dem Klosterbrand von 1491 vom heutigen Vikarhaus „einen gedeckten Gang und eine Stiege auf die Emporkirche der St.-Michaels-Kapelle" errichten ließ. Abgesehen davon läßt die Lage der jetzigen barocken Treppe leicht erkennen, daß der Zugang zu der St.-Michaels-Kapelle ursprünglich von anderswo erfolgt sein mußte. Die Frage war, ob er nicht ursprünglich im Westen lag. Im Jahre 1963 wurden die beiden östlichsten Räume im Erdgeschoß des Vikarhauses deshalb einer Untersuchung unterzogen.

Im nordöstlichen Raum, dem Zugang zum Keller, befand sich bei ca. + 3,20 m zuerst ein Ziegelboden auf einem Zementbett, darunter eine lehmig-erdige Schicht, die auf einem zweiten Zementbett auflag, das Ziegelabdrücke zeigte. Darunter stieß man auf eine lockere Schutt-

schicht, deren nördliche Hälfte aus einer Packung von faustgroßen Geröllsteinen ohne Mörtelbindung bestand. Neben gefärbtem Wandverputz kamen viele Bruchstücke von Steinzeug, glasierten Ofenkacheln sowie verschiedenfarbig glasierte Gefäßscherben zum Vorschein. Darunter folgte zwischen ca. + 2,50 m und + 2,40 m eine bis etwa 10 cm starke, moderige, dunkelbraune erdigaschige Schicht. Sie enthielt ebenfalls noch glasierte Scherben und Ofenkachelbruchstücke. Diese Schicht schließt im Süden und Norden an die Ost-West verlaufenden Mauern. Entlang dieser beiden Mauern zogen etwa 0,50 bis 1,00 m breite, gegen die Mitte des Raumes auskeilende Mörtellagen. In der Mitte des Raumes lag die dunkle braune Schicht unmittelbar auf dem gewachsenen Boden. Im Norden lag unter der Mörtelschicht an einer Stelle neben dem Fundament der Nordwand eine Grube mit erdig-lehmigem, fettigem Boden feiner Struktur. Es wurden hier keine Funde gemacht. Gegen Norden bis zum Fundament erstreckte sich eine dünne Lage von dunklem Humus mit Ziegelbruchstücken.

Im Südostraum des Vikarhauses war der Aufbau der ebenfalls etwa 0,90 m mächtigen Ablagerung ähnlich. Unter dem Dielenboden ruhte eine ca. 15 cm starke Kiesschüttung auf einem 15 cm dicken Betonboden. Darunter stieß man auf eine dünne Sandschicht, unter der lockerer Bauschutt in feineren und groben Lagen sich überschichtete. In dem unteren Teil dieses Bauschuttes war ein Nord-Süd verlaufender Mauerstumpf eingebettet, der sich an die Südwand des Vikarhauses anlehnte und damit jünger als die letztere ist (Taf. XL a.b). Zuunterst, oberhalb des gewachsenen gelben Lehms, lagerte die moderige dunkelbraune Schicht, wobei entlang der Ostseite des Mauerstumpfes ein Holzbalken angetroffen wurde. Im Ostteil des Raumes wurden zwei weitere, gegen Nordosten verschobene Holzbalken freigelegt. Sie dürften von der Balkenlage eines zusammengebrochenen Fußbodens stammen. Diese dunkelbraune Schicht schließt an die Oberkante des Torbaufundamentes an, wird aber von der Westwand des Raumes und durch den Mauerstumpf im Südwestteil des Raumes durchstoßen. Somit müssen diese beiden Mauern jünger sein als die Moderschicht mit Balken. Der Mauerstumpf und die Westmauer haben zur Errichtung einer Treppe gedient. Unter der moderigen Schicht wurden einige Gruben, die in den gewachsenen gelben Lehm eingelassen waren, angetroffen. Ein Grubenkomplex erwies sich als der Rest eines Brennofens. Die Humusschicht fehlte.

Zuerst wurde in der Nordostecke eine flache Grube angetroffen, bei deren Errichtung das Fundament des Torbaues beschädigt worden war. In der Grube kam eine blaugraue Scherbe (Gruppe A) eines gotischen Gefäßes zum Vorschein. Durch diesen Fund erweist sich die moderige Schicht als frühestens aus dem späten Mittelalter stammend. In einer weiteren Grube vor der Mitte der Südwand des Raumes, die mit schwarzer, brandiger Erde und Steinen gefüllt war, fand sich ein stark korrodierter Eisenhaken (Taf. 24, 13). Östlich benachbart lag eine zweite Grube mit ähnlicher Füllung. Von Wichtigkeit ist, daß diese Gruben vom Fundament der Südwand des Raumes geschnitten werden. Eine dritte mit Steinen gefüllte Grube lag etwa 1 m westlich der Grube mit dem Eisenhaken. Auch sie war vom Fundament des Vikarhauses und gleichfalls von der Mauerzunge für den Unterbau der Treppe geschnitten. Diese Mauerzunge überlagerte in ihrem Nordteil eine flache, etwa 1 m breite Grube. Unmittelbar nördlich davon begann ein stark mit Brandmaterial vermengter Grubenkomplex, der sich als Rest eines Brennofens erwiesen hat.

Der Brennofen bestand aus einer Feuerungsöffnung (Abb. 3) im Süden, die steil abgeböscht war und aus einer unten rechteckigen, ebenen Brennkammer, die sich stark, vor allem gegen Westen, bauchartig erweiterte. Hier hatte der Ofen auch seine tiefste Stelle. Dann verengte er sich und stieg schräg auf einen sich gegen Norden verjüngenden Rücken. Auf diesem Rücken saß eine kreisrunde Öffnung, deren Ränder völlig rot, die Mitte voll von schwarzer Asche war. Dahinter lag eine größere Kammer in der Form eines Pyramidenstumpfes. Östlich davon befand sich eine annähernd runde, etwa 0,60 m große Grube mit einem Pfostenloch. Im

Feuerungsteil und der Brennkammer dieses insgesamt 1,50 m langen und bis 0,60 m breiten Ofens fanden sich Steine sowie sehr viele Bruchstücke von Ziegeln, Falzziegeln, gewölbten Dachziegeln und einige Gefäßscherben. Im Bereiche des Luftkanals und der pyramidenförmigen Abzugsanlage fand sich sehr feine Asche, unten schwarz, dann grau und anschließend rot. Was die Zeitstellung dieser Anlage betrifft, so ist zuerst eindeutig, daß nur der unterste Teil der Anlage gefunden wurde. Der obere Teil samt der dazugehörigen Humusschicht war nicht mehr vorhanden. Die Moderschicht mit den Resten des Holzbodens lag unmittelbar oberhalb des gelben, gewachsenen Bodens samt der in ihm eingetieften Gruben. Dieser Moder stößt an das Fundament des Torbaues, und zwar etwa 10 bis 20 cm unterhalb der Oberkante desselben. Andererseits ist der Moder jünger als die Grube in der Nordostecke des Raumes, in der die gotische Scherbe gefunden wurde (Pl. 15). Dies kann nur bedeuten, daß vor der Errichtung des vermoderten Fußbodens der ganze Raum tiefer, unter die Oberkante des Torbaufundamentes gelegt wurde.

Was das Verhältnis des Torbaues zu dem Trakt des Vikarhauses betrifft, so ist zu bemerken, daß die Südmauer des Vikarhauses mit ihrem Fundament an das schon vorhandene Fundament und die Mauer des Torbaues anlehnt, also jünger ist (Taf. XLI b). Das Fundament dieser Mauer ist genau wie jenes der Torhalle aus Bachkugeln gebaut, die in Sand eingebettet sind. Nach oben schließt das Fundament eine dicke Mörtelausgleichsschicht ab. Die daraufsitzende Mauer ist zurückgesetzt, so daß ein Bankett von etwa 20 cm Breite entsteht. Die Mauer selbst ist aus hellen, relativ großen Tuffquadern gebaut. Unmittelbar in der Südostecke befand sich ursprünglich eine Tür mit zwei Kämpfern. Die letzern sind ähnlich geformt wie jene der Torhalle, jedoch haben sie je zwei Platten oben und unten (Taf. XXXIV a). Dieselbe Situation zeigte sich auch bei der Nordmauer des Vikarhauses (Taf. XXXV b; Pl. 16 b), die genauso an den schon vorhandenen Torbau anschließt (Pl. 15, 2). Die Westmauer des Torbaues ließ, vom Vikarhaus aus betrachtet, keine Spuren ehemaliger Durchlässe oder Anbauten im Parterre erkennen (Taf. XLI a). Im ersten Geschoß allerdings befand sich eine ursprüngliche Türanlage, die aus der Michaelskapelle hinaus in den Bereich des heutigen Vikarhauses führte.

Sämtliche Zwischenmauern innerhalb des östlichen Teiles des Vikarhauses sind spätere Einbauten in einen schon existenten Bau, wobei zum Teil sich mehrere Bauperioden abzeichnen (Pl. 15). Über die Funktion dieses Anbaues läßt sich auf Grund der bisherigen Freilegungen nichts Gewisses sagen.

Es bleibt nur noch der Vergleich der im gewachsenen Boden vorgefundenen Gruben innerhalb des Vikarhauses mit den ähnlich mit Steinen und Asche gefüllten Gruben südlich vom Vikarhaus übrig. Wie oben gesagt, waren diese Gruben von der Südmauer des Vikarhauses geschnitten worden. Somit wären die Gruben und der Ofen älter als der Anbau; sie müssen aber auch älter als der Torbau selbst sein, da der ursprüngliche Zugang zur St.-Michaels-Kapelle nur von dieser Westseite her möglich war. Er hätte sonst über dem Ofen gestanden, was weniger wahrscheinlich ist. Berücksichtigt man die Funde aus der St.-Nikolaus-Kapelle (Ziegel, Eisen, Schlacke usw.) sowie jene aus den Gruben in R IV, die auch mit Ziegeln und schwarzer, aschiger Erde gefüllt waren, und die Gruben sowie den Ofen im Vikarhaus, dann wird es wahrscheinlich, daß in diesem gesamten Gelände zuerst Handwerkeranlagen vorhanden waren, bevor hier der Torbau und seine westliche Verlängerung angelegt wurden.

Von den Funden sind zu erwähnen.

Aus der Einfüllung des Ofens:

1. Randscherbe eines Gefäßes (Kachel?) mit gekanteter, fast waagerecht ausgelegter Randlippe, außen graubraun, innen schwärzlichgrau, glimmerhaltig, Gruppe M (Taf. 25, 1), Nr. 853.
2. Bodenscherbe eines ähnlichen Gefäßes, Gruppe K (Taf. 25, 2), Nr. 854.

3. Zwei unverzierte Wandscherben von Gefäßen der Gruppe K, Nr. 855 u. 856.
4. Fünf Bruchstücke von verschiedenen längsgerieften, gewölbten Dachziegeln, 2 cm dick (Nönnchen) (Taf. 25, 7–11), Nr. 857–861.
5. Bruchstück eines Randleistenziegels mit Rillenbogen, 3,1 cm dick (Taf. 25, 5), Nr. 862.
6. Drei Bruchstücke von Flachziegeln mit Rillenbogenverzierung, 2,7 cm dick (Taf. 25, 3.4) Nr. 863, 864; Nr. 865.
7. Bruchstück eines schlichten Tubulus, 1 cm dick (Taf. 25, 6), Nr. 866.
8. Achtzehn Bruchstücke von schlichten Plattenziegeln, Nr. 867–884.

Aus der obersten Zone der Pfostengrube vor der Mitte der Südwand des südöstlichen Raumes im Vikarhaus:

Stark korrodierter, eiserner Haken o. ä., Länge des Dornes 10,7 cm (Taf. 24, 13), Nr. 887.

Aus einem in den gelben Lehm eingetieften Rattengang:

Wandscherbe eines Topfes mit schwach waagerecht geriefter Außenseite und einer breiten Wellenlinienritzung, Gruppe K (Taf. 24, 14), Nr. 887 a.

Bereich nördlich des „Großen Baues", Torbau und Vikarhaus (Anbau)

Fundstelle	Keramische Gruppen																						
	A	B	C	D_1	D_2	D_3	E_1	E_2	E_3	E_4	F_1	F_2	G	H	I	K	L	M	N_1	N_2	O_1	O_2	P
Schnitt Q III/73–76 (+ 2,90 m – + 2,65 m)	2	1	—	—	2	—	4	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Torbau, St. Nikolaus-Kapelle	63	2	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	3	3	—	—	—	1	—	—
Schnitt Q III/73–76 (+ 2,65 m – + 2,50 m)	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	33	1	10	1	1	—	1	1
Torbau, St. Nikolaus-Kapelle, Sanktuarium	—	—	—	—	—	—	16	—	—	—	—	—	—	—	—	102	—	30	5	1	15	—	—
Torbau (Anbau) Vikarhaus, Ofen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	1	—	—	—	—	—

Schließlich haben wir noch einen wichtigen Fund aus der Fundamentgrube des Torbaues zu erwähnen. Bei der Freilegung des Fundamentes der westlichen Mauer des Torbaues im nordöstlichen Raum des Vikarhauses stieß man bei + 2,30 m Tiefe, etwa 30 cm unter der Oberkante des Fundamentes auf eine Napfscherbe, die zwischen der Wand der Fundamentgrube und den Fundamentsteinen in der Sandfüllung stak:

Randscherbe eines konischen, geradwandigen Napfes mit breiter Rillenverzierung unterhalb der dreieckigen, oben abgeplatteten Randlippe, dunkelgrauer, dichter, feiner Ton, seifig wie bei der minyschen Keramik, hart gebrannt, auffallenderweise handgearbeitet. Das Stück ist keiner der bekannten Gruppen zuzuordnen (Taf. 24, 15), Nr. 839.

Mit dieser Scherbe wäre die Datierung der Entstehung des Torbaues gegeben, wenn der gewachsene Boden vor dem Fundament nicht sehr stark von Rattengängen zerwühlt gewesen wäre und wenn sich die Scherbe genauer datieren ließe, was z. Z. noch nicht möglich ist. Die zuletzt oben angeführte Scherbe zeigt eindeutig, wie solche durch Wühltiere verschleppt werden können. So besitzt die Scherbe nicht jenen eindeutigen Aussagewert, den man sich wünschen möchte.

Damit können wir die Beschreibung der durchgeführten Ausgrabungen und der dabei beobachteten Befunde sowie der angetroffenen Funde beenden.

BESCHREIBUNG DER KERAMISCHEN GRUPPEN

BERNHARD HÄNSEL

Die Gliederung der Gefäßreste in Gruppen ist unabhängig von den stratigraphischen Beobachtungen nur auf Grund der Tonbeschaffenheit vorgenommen worden. Innerhalb der einzelnen Gruppen sind die Randprofile sowie die für die Rekonstruktion der Gefäße wichtigeren Boden- und Henkelstücke systematisch in numerierte Formengruppen gegliedert und auf Typentafeln (Taf. 26–30) zusammengestellt worden. Unverzierte Wandstücke sowie Streufunde sind nicht besonders berücksichtigt. Die Anordnung der Tafeln 1–25 korrespondiert mit der Aufzählung im Text von V. Milojčić, sie entspricht also nicht der hier vorgenommenen Gruppen- und Formengliederung. Deshalb ist hier bei allen Stücken die Inventarnummer mit aufgeführt, die auch im fortlaufenden Text erscheint.

GRUPPE A (TAF. 26)

Der Gruppe gehört die blaugraue Ware an, die ausnahmslos auf der schnell rotierenden Töpferscheibe hergestellt ist. Der Ton ist sehr fein und nur mit kleinkörnigen Magerungsmaterialien durchsetzt. Gelegentlich findet sich Glimmer dabei. Die Oberfläche ist meist sorgfältig bearbeitet. Ihre Farbe schwankt zwischen einem intensiven schwärzlichen Grau und einem hellen Blaugrau, oft zeigt sie einen silbergrauen Glanz. Die Innenseiten der Gefäße sind häufig im Farbton heller als die Außenseiten. Ein unverziertes Wandstück trägt innen eine grüne Glasur (Nr. 361). Im Bruch erscheint das Material weniger einheitlich. Es überwiegen Scherben, die die gleiche Farbtönung wie auf den Außenflächen besitzen, doch wirkt der Bruch vieler Scherben wesentlich heller und nimmt sogar weißliche Tönung an. In solchen Fällen ist die Struktur des Tones besonders fein. Seltener treten bräunliche Brüche auf.

Gefäßformen:
Die meisten Fragmente gehören hohen Krügen und Töpfen mit leicht eingebogener Halspartie und wenig ausschwingender Randzone an. Schüssel- und Tellerformen begegnen seltener.

Die verschiedenen Gefäßreste lassen sich in folgende hauptsächliche Formen gliedern:

Form 1:
Niedrige, scharfkantig umgelegte Ränder; die Unterseite des Randes führt absatzlos in den Gefäßkörper über. Z. B. (Taf. 26, 2), Nr. 2230; (Taf. 26, 1), Nr. 2306; (Taf. 26, 3), Nr. 2428.

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I.

Form 2:
Hohe, scharfkantig umgelegte Ränder, die Unterseite des Randes mündet in stumpfem Winkel in der Gefäßwandung. Z. B. (Taf. 26, 4), Nr. 797; (Taf. 26, 6), Nr. 2044; (Taf. 26, 5), Nr. 3253.

Vorkommen: Friedhof, älterer Humus; Kalkfußboden der Michaelskapelle.

Form 3:
Scharfkantig umgelegte Ränder mit etwa horizontaler Unterseite, nicht untergriffig. Z. B. (Taf. 9, 5), Nr. 161; (Taf. 26, 8), Nr. 886; (Taf. 1, 3), Nr. 1623.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I, Grube B und C; Kirche, Sanktuarium, zwischen den Wandverputzstücken der Salzburger Art; Nikolauskapelle, Nordwestecke, Grube.

Form 4:
Hohe, scharfkantig umgelegte Ränder mit horizontaler, nicht untergriffiger Unterseite und konkav geschwungener Außenseite. Z. B. (Taf. 26, 10), Nr. 420; (Taf. 26, 11), Nr. 2579; (Taf. 26, 12), Nr. 2788.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II und I; Friedhof, älterer Humus.

Form 5:
Hohe, scharfkantig umgelegte, untergriffige Ränder mit konkav geschwungener Außenseite. Z. B. (Taf. 5, 1), Nr. 366; (Taf. 3, 3), Nr. 395; (Taf. 3, 8), Nr. 400.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II und I.

Form 6:
Sehr hohe, scharfkantig umgelegte, meist untergriffige Ränder mit ausgeprägter Schweifung. Z. B. (Taf. 3, 5), Nr. 399; (Taf. 3, 1), Nr. 422; (Taf. 26, 18), Nr. 2580.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Friedhof, älterer Humus.

Form 7:
Hohe, scharfkantig getreppte Ränder. Z. B. (Taf. 26, 19), Nr. 2194.
Vorkommen: Nur durch Streufunde bekannt.

Form 8:
Überaus hohe, scharfkantig umgelegte Ränder mit konkav geschwungener Außenseite. Z. B. (Taf. 13, 8), Nr. 1359; (Taf. 26, 21), Nr. 2313; (Taf. 26, 22), Nr. 2431.
Vorkommen: Aus dem Humus westlich des „Großen Baues".

Form 9:
Dicke, scharfkantig umgelegte und unterschnittene Ränder mit konkav geschwungener Außenseite. Z. B. (Taf. 26, 24), Nr. 139; (Taf. 26, 23), Nr. 174; (Taf. 3,13), Nr. 419.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I, Grube C.

Form 10:
Dicke, scharfkantig umgelegte, unterschnittene und geschweifte Ränder. Z. B. (Taf. 26, 27), Nr. 185; (Taf. 22, 1), Nr. 445; (Taf. 26, 28), Nr. 1352.
Vorkommen: Nikolauskapelle, Nordwestecke, Grube; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 11:
Sehr hohe, schlanke, tief unterschnittene, scharfkantig umgelegte Ränder mit ausgeprägter Schweifung. Z. B. (Taf. 5, 2), Nr. 367; (Taf. 3, 7), Nr. 398; (Taf. 26, 30), Nr. 3190.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II und I; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 12:
Hohe, schlanke, scharfkantig umgelegte und unterschnittene Ränder mit waagerecht gerippter Außenseite. Z. B. (Taf. 26, 34), Nr. 787; (Taf. 26, 32), Nr. 1351; (Taf. 26, 33), Nr. 2430.

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 13:
Dicke, scharfkantig umgelegte und unterschnittene Ränder mit waagerecht gerippter Außenseite. Z. B. (Taf. 26, 35), Nr. 2120; (Taf. 26, 36), Nr. 2318; (Taf. 26, 37), Nr. 2396.
Vorkommen: Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 14:
Breite, facettierte, umgelegte und meist unterschnittene Ränder. Z. B. (Taf. 2, 11), Nr. 390; (Taf. 26, 38), Nr. 1302; (Taf. 26, 39), Nr. 2140.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 15:
Breite, scharfkantig profilierte, tief untergriffige oder unterschnittene Schüsselränder. Z. B. (Taf. 26, 41), Nr. 2234; (Taf. 26, 43), Nr. 2581; (Taf. 26, 42), Nr. 2787.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 16:
Scharfkantig profilierte, verdickte Schalenränder. Z. B. (Taf. 13, 11), Nr. 1360; (Taf. 13, 12), Nr. 1364; (Taf. 11, 5), Nr. 2012.
Vorkommen: Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 17:
Flache, scharfkantig umgelegte und leicht konvex verdickte Ränder. Z. B. (Taf. 19, 9), Nr. 2857; (Taf. 26, 49), Nr. 2913; (Taf. 26, 48), Nr. 3207.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht 1; Grube in R IV; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 18:
Breite, wulstartig umgelegte Ränder. Z. B. (Taf. 2, 9), Nr. 404; (Taf. 26, 50), Nr. 2316; (Taf. 26, 52), Nr. 3211.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 19:
Verdickte, nach unten schwingende Ränder. Z. B. (Taf. 13, 5,), Nr. 1357; (Taf. 26, 53), Nr. 2238; (Taf. 26, 55), Nr. 2240.
Vorkommen: Vikarhaus, Nordostraum, aus dem Schutt; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 20:
Sehr große, weit nach unten schwingende Ränder. Z. B. (Taf. 4, 1), Nr. 383; (Taf. 2, 4), Nr. 1700; (Taf. 26, 56), Nr. 1756.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem Schutt über dem Grab der sel. Irmingard; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 21:
Dicke, weit nach unten schwingende Ränder. Z. B. (Taf. 13, 6), Nr. 1444; (Taf. 26, 61), Nr. 2584; (Taf. 19, 11), Nr. 2859.

Vorkommen: Aus dem ausgeraubten Fundamentgraben der alten Ufermauer; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 22:
Hohe, scharfkantig umgelegte und konvex verdickte Ränder mit abgesetztem, schmalem Mundsaum. Z. B. (Taf. 26, 64), Nr. 801; (Taf. 26, 63), Nr. 2235; (Taf. 26, 65), Nr. 2785.
Vorkommen: Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 23:
Hohe, umgelegte, außen konvexe und unterschnittene Schüsselränder. Z. B. (Taf. 4, 4), Nr. 382; (Taf. 26, 68), Nr. 2310; (Taf. 26, 67), Nr. 2315.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I.

Form 24:
Schalen mit eingebogenem Rand. Z. B. (Taf. 4, 5), Nr. 389; (Taf. 22, 4), Nr. 448.
Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei; Nikolauskapelle Nordwestecke, Grube.

Form 25:
Teller mit verdicktem oder schräg abgekantetem Rand. Z. B. (Taf. 26, 71), Nr. 2197.
Vorkommen: Nur durch Streufunde bekannt.

Henkelformen:
Breite bandförmige – z. B. (Taf. 5, 3), Nr. 368; (Taf. 2, 7), Nr. 385; (Taf. 22, 14), Nr. 450 – mitunter facettierte – z. B. (Taf. 18, 7), Nr. 1100; Nr. 2321 und 2793 – begegnen neben wulstförmigen (z. B. Nr. 800, 1457, 3127).
Eine Scherbe trägt eine kurze Tülle (Taf. 3, 14), Nr. 405.

Bodenformen:
Die Bodenansätze stammen zum größten Teil von steilen Gefäßen, bei denen das Unterteil leicht konkav zur Standfläche einschwingt. Z. B. Nr. 188, 210; (Taf. 5, 15), Nr. 351.
Durch eine Rille ist der Boden bei einem Stück abgesetzt (Nr. 3124).
Bei den genannten Typen kommen häufig an der Standfläche kleine, unregelmäßige Wülste vor, die beim Ablösen des Gefäßes von der Drehscheibe entstanden sind (z. B. Nr. 157, 186, 187, 189. Die Standflächen selbst sind meist waagerecht, jedoch mitunter leicht aufgewölbt. Ihre Außenseite ist oft schlecht geglättet und zeigt tiefe, unregelmäßige Risse im Material, innen sind Drehspuren in Form von Wülsten oder Treppungen sichtbar. Einige Gefäße tragen in der Mitte ihrer Innenseite einen hohlen Zapfen. Z. B. (Taf. 5, 17), Nr. 350; (Taf. 3, 15), Nr. 408.

Verzierung:
Waagerechte Rillen umlaufen sowohl vereinzelt, meist als Betonung des Halsansatzes – z. B. Nr. 375; (Taf. 22, 7), Nr. 455; Nr. 456, 457, 1176) – als auch in dichter Folge die Schulter vieler Gefäße. Häufig sind sie tief eingegraben, aber auch flüchtig eingekratzte Rillen kommen vor. Z. B. Nr. 23, 171, 176; (Taf. 1, 3), Nr. 1623.

Ofenkacheln:
Kacheln sind in dieser Gruppe besonders häufig. Es handelt sich zumeist um becherförmige mit quadratischem Mundsaum, verdicktem oder nach innen geschlagenem Rand und gerillter oder getreppter Außenseite. Z. B. (Taf. 7, 12), Nr. 262; (Taf. 6, 2), Nr. 308; (Taf. 6, 3), Nr. 328; (Taf. 4, 6), Nr. 406. Auch glatte Stücke kommen vor. Z. B. Nr. 725, 1269, 1483.

Gruppe B (Taf. 27)

Der Gruppe gehört gleichfalls blaugraue Ware an, die sich jedoch von der vorangehenden durch besonders feinen, kaum gemagerten Ton sowie sehr harten Brand unterscheidet. Das wichtigste Kennzeichen der Gattung besteht in einpolierten Streifenmustern, die sich in ihrer glänzend schwarzsilbrigen Farbe von dem blaugrauen Grund des Tones abheben. Der Bruch ist einheitlich grau gefärbt, jedoch meist etwas heller als die Oberfläche. Ein Wandstück trägt auf der Innenseite eine grüne Glasur (Nr. 1854).

Gefäßformen:
In die Gruppe gehören meist schlanke Becher und Töpfe mit schwach gewölbter Leibung und konkav einschwingendem Halsteil. Z. B. (Taf. 14, 7), Nr. 1274; (Taf. 1, 7), Nr. 1664; (Taf. 27, 5), Nr. 2248. Die gerundete verdickte Randlippe schwingt meist nach unten aus – z. B. (Taf. 27, 2), Nr. 802; (Taf. 27, 1), Nr. 2237 – kann aber auch einfach umgelegt sein, z. B. (Taf. 27, 3), Nr. 2241. Ansätze von steil stehenden feinen Henkeln sind bekannt (Taf. 14, 7), Nr. 1274; (Taf. 27, 5), Nr. 2248. Die Böden sind sorgfältig gearbeitet, sie wölben sich geringfügig zur Mitte hin auf (Taf. 4, 12), Nr. 410; (Taf. 21, 12), Nr. 722; Nr. 3122.

Verzierung:
Die einpolierten Muster bestehen aus senkrechten, mehr oder weniger dicht beieinander liegenden Linien, die seltener schräg verlaufen oder durch Zickzacklinien begleitet werden. Z. B. (Taf. 1, 7; 4, 12; 21, 13). Die Halszone und die Ränder tragen oft waagerechte Politurornamente in unregelmäßiger Ausführung.

Vorkommen:
Kirche, Taufkapelle, aus dem Störungshorizont im unteren Ziegelplattenboden; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem ausgeraubten Fundamentgraben der alten Ufermauer; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe C (Taf. 27)

Die Gruppe setzt sich aus gleichgearteter Keramik wie die Gruppe A zusammen, sie entspricht ihr in der Tonzusammensetzung, der Härte des Brandes und ist nur bisweilen stärker gemagert. Der entscheidende Unterschied besteht in der Brenntechnik. Während die durch den reduzierenden Brand verursachte Blaugraufärbung der Gruppe A meist auf der Außenseite erscheint, ist der innere Teil der Gefäße im oxydierenden Brandverfahren rot gefärbt. Zwei Erscheinungsformen lassen sich bei diesen rot gefärbten Innenseiten feststellen:

Untergruppe C 1

Die geglättete Innenseite (selten auch die Außenseite) zeigt eine gleichmäßig ziegelrote Farbe, die höchstens 1 mm bis 2 mm stark im Bruch sichtbar ist.

Gefäßformen:
Randprofile gibt es nur von einer tiefen Schüssel – (Taf. 27, 8), Nr. 224 – Bodenansatzscherben stammen von steilwandigen Gefäßen (Nr. 2390) wobei bei einem Stück das Unterteil des Gefäßes konkav einschwingt (Nr. 2164). Ofenkachelbruchstücke – gerippt und ungerippt – begegnen häufig (Taf. 4, 11), Nr. 407; Nr. 1290.

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I; Aus dem ausgeraubten Fundamentgraben der alten Ufermauer; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe C 2

Die ziegelrot gebrannte Seite trägt einen feinen Überzug, der häufig stark beschädigt ist, sich aber durch seine intensive Farbe deutlich vom Tongrund abhebt.

Gefäßformen:
Ofenkacheln machen den Hauptanteil aus, Nr. 152; (Taf. 5, 8), Nr. 369; Nr. 374, 1485, 2691. Ein Randprofil stammt von einem steilen Topf mit kantig umgelegtem Rand (Taf. 11, 6), Nr. 2013. Eine Bodenansatzscherbe gehört zu einem bauchigen Gefäß (Nr. 124).

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II, Grube C; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe D (Taf. 27)

In dieser Gruppe sind Scherben zusammengefaßt, die sich durch einen starken Zusatz an Graphit auszeichnen.

Untergruppe D 1

Der Ton ist verhältnismäßig fein, bisweilen sind gröbere Magerungszusätze zu sehen, sein Graphitanteil ist sehr hoch. Der Brand ist nicht besonders hart; im Bruch erscheinen die Fragmente schwärzlichsilbern, die Oberfläche zeigt die gleiche Farbe, manchmal ist sie jedoch rötlichbraun. Wahrscheinlich gehören die Scherben – wenigstens teilweise – der Latène-Zeit an.

Gefäßformen:
Ein weitmundiger Topf mit kurzer einschwingender Halszone und hoher Randlippe – (Taf. 18, 6), Nr. 1039 – findet sich neben bauchigeren Töpfen mit Trichterhals und mehr oder weniger stark verdickter und deutlich abgesetzter Randlippe – (Taf. 27, 12), Nr. 2138; (Taf. 27, 11), Nr. 3116; (Taf. 27, 10), Nr. 3250 – und einer großen flachen Schale mit sehr starkem und breitem Rand (Taf. 19, 1), Nr. 2908.

Verzierung:
Eng gestellte und tief eingeschnittene senkrechte Rillen auf dem Gefäßkörper – Nr. 748; (Taf. 18, 6), Nr. 1039 – und Rillen in Furchentechnik auf dem Hals der Schale – (Taf. 19, 1), Nr. 2908 – zieren die wenigen Stücke der Gruppe.

Vorkommen:
Grube nördlich vom Anbau; Schnitt östlich des Turmes, Schicht IX; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe D 2

Die Gefäße dieser Gruppe sind dickwandig, silbrigschwarz, bestehen jedoch aus feinem Ton, der nicht mehr so viel Graphit wie in der Gruppe D 1 enthält, körnige Magerungszusätze sind wenig festzustellen, der Brand ist mittelhart.

Gefäßformen:
Das einzige erhaltene Randprofil der Gruppe gehört einem bauchigen Gefäß mit abgesetzter, steiler Schulterzone und abgewinkeltem, flachem Trichterhals an (Taf. 11, 15), Nr. 1547. Bodenstücke sind nur im Beispiel eines Gefäßes mit flach ansteigender Wandung vertreten (Taf. 18, 10), Nr 1049. Die Tonqualität weist eine flache Gußform für Perlen und andere Gegenstände dieser Gruppe zu (Taf. 18, 2), Nr. 1038.

Verzierung:
Sehr häufig begegnet ein flaches Wellenlinienmuster in breiter Ritztechnik, Nr. 1330; (Taf. 11, 14.15), Nr. 1547; Nr. 3088. Aber auch breite, waagerechte Rillen kommen vor (Nr. 1330, 1547, 2323, 3088).

Vorkommen:
Aus dem Tuffbrockenschutt nördlich des Anbaues; Aus Grabgruben und anderen Gruben im Bereich des „Großen Baues"; Aus dem Raubgraben über dem Nordfundament des Anbaues; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe D 3

Die Gruppe umfaßt ziemlich stark, wenn auch fein gemagerten Ton mit verhältnismäßig geringem Graphitzusatz. Er ist hart gebrannt und wirkt in der Oberfläche porös. Seine Farbe ist silbrig bis grau.

Gefäßformen:
Nur ein Typ von hohen Gefäßen mit mehr oder weniger verdicktem Rand und nach unten gebogenem Rand begegnet in der Gruppe – z. B. (Taf. 4, 10), Nr. 363; (Taf. 27, 16), Nr. 384; 1578 – wobei einige Stücke aber eine beträchtliche Randstärke besitzen können, Nr. 2398; (Taf. 27, 15), Nr. 2554. Die Bodenscherben gehören steilen – z. B. Nr. 162; (Taf. 5, 18), Nr. 356; Nr. 2862 – bis bauchigen Gefäßen an (Nr. 433, 2204, 2334), die Standfläche kann leicht abgesetzt sein. Eine kleine Scherbe zeigt den Abdruck eines Kreuzes als Töpfermarke (Nr. 1327). Verzierung ist keine bekannt. Eine Wandscherbe ist von einem Nagel durchbohrt (Nr. 2521).

Vorkommen:
Kirche, Westjoch, Schnitt II, vom Rand der Kalkmörtelpfanne; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II und I, Grube C; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe E (Taf. 27 u. 28)

Der Gruppe gehören hellgraue Scherben von mittlerem bis hartem Brand an.

Untergruppe E 1

Diese Untergruppe umfaßt bei weitem den größten Teil des Fundmaterials innerhalb der Ware E. Sie wird durch meist stark mit feinem Sand gemagerten Ton charakterisiert. Gelegentlich finden sich in ihm Glimmerspuren. Im Bruch zeigt sich meist die gleiche monochrom hellgraue Farbe wie auf der Oberfläche, selten ist diese heller oder auch dunkler. Mitunter begegnen

Gefäßbruchstücke mit einer bräunlichen Oberflächenfärbung. Der Brand ist ziemlich hart. Die Mehrzahl der Stücke ist handgemacht, doch findet sich gelegentlich auch Drehscheibenware in der Gruppe.

Gefäßformen:
Neben Töpfen und Krügen treten Schalen und Näpfe (Lampen) besonders zahlreich auf; sie sind in folgende Formen zu gliedern:

Form 1:
Bauchige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals
a) mit schlichtem, gekantetem Rand (Taf. 27, 18), Nr. 2036; (Taf. 21, 7), Nr. 2705
b) mit konvex geschwungenem Hals (Taf. 27, 19), Nr. 2303
c) mit nach außen gelegtem Randwulst (Taf. 12, 8), Nr. 1530; (Taf. 12, 9), Nr. 1539
d) mit T-förmig verdicktem Rand (Taf. 23, 22), Nr. 541.

Form 2:
Kugelige Töpfe mit ausschwingendem Trichterhals
a) mit kantiger, kaum verdickter Randlippe (Taf. 7, 13), Nr. 114; (Taf. 6, 4), Nr. 133; (Taf. 27, 23), Nr. 3187
b) mit nach außen gelegtem Randwulst (Taf. 27, 29), Nr. 799; (Taf. 27, 27), Nr. 2189; (Taf. 27, 25), Nr. 2191; (Taf. 27, 26), Nr. 2192; (Taf. 27, 28), Nr. 3210
c) mit nach innen verdickter Randlippe (Taf. 27, 31), Nr. 2136; (Taf. 27, 30), Nr. 2784
d) mit hoher, nur innen abgesetzter Randlippe (Taf. 15, 23), Nr. 1236
e) mit gerundetem, nach außen gelegtem Randwulst (Taf. 7, 7), Nr. 113; (Taf.12, 4), Nr. 1557; (Taf. 27, 33), Nr. 2228
f) mit dickem, senkrecht stehendem Randwulst (Taf. 21, 17), Nr. 721.

Form 3:
Steilwandige Gefäße mit nach außen verdickter, profilierter Randleiste (Taf. 6, 10), Nr. 326; (Taf. 27, 39), Nr. 364; (Taf. 5, 11), Nr. 365.

Form 4:
Tiefe, geradwandige Schüsseln
a) mit spitz endendem, außen schwach abgesetztem Rand (Taf. 7, 8), Nr. 115; (Taf. 5, 19), Nr. 345
b) mit spitz endendem, getrepptem Rand (Taf. 9, 9), Nr. 85; (Taf. 15, 15), Nr. 1222.

Form 5:
Schüsseln und Schalen profilierter Form
a) mit eingebogenem, verdicktem Rand (Taf. 6, 9), Nr. 130; (Taf. 27, 44), Nr. 2572; (Taf. 19, 6), Nr. 2854
b) mit breitem, nach schräg oben ausgelegtem Rand (Taf. 27, 47), Nr. 2303
c) mit dicker, runder Randlippe und abgesetzter Halszone (Taf. 8, 6), Nr. 12
d) mit senkrecht stehendem, ovalem Randwulst (Taf. 27, 49), Nr. 2117.

Form 6:
Flache, steilwandige Schalen meist mit kleiner Ausgußkerbe (Lampen)
a) mit schräg abgekantetem Rand (Taf. 13, 17), Nr. 1438; (Taf. 27, 50), Nr. 2187; (Taf. 27, 51), Nr. 2319
b) mit leicht einbiegendem, gerundetem Rand (Taf. 6, 5), Nr. 129; (Taf. 13, 16), Nr. 1435
c) mit oben abgeflachtem Rand (Taf. 27, 55), Nr. 2571.

Henkelformen:
Die Henkel sind relativ klein und dick, ein Bruchstück ist sehr breit (Taf. 11, 16), Nr. 1555. Sie zeigen einen ovalen Querschnitt. Ihre Schauseite zeigt eine oder zwei Reihen von tiefen Einstichen in Punktform oder als schräge, lange Kerben (Taf. 7, 10), Nr.123; (Taf. 13, 15), Nr. 1456; Nr. 1850; (Taf. 19, 2), Nr. 2911.

Bodenformen:
Flache, sauber gearbeitete Böden, die in einem stumpfen Winkel in den bauchigen Gefäßkörper abknicken, finden sich am meisten. Wenige Stücke gehören zu den Gefäßen mit konkav einziehendem Unterteil, bei ihnen ist die Standfläche durch einen sehr kleinen, unregelmäßigen Wulst im Profil des Gefäßes betont. Z.B. Nr. 263; (Taf. 5, 20), Nr. 353; (Taf. 22, 12), Nr. 452. Bei einigen Exemplaren ist die Wand über die Standfläche nach unten um weniges verlängert, so daß ein kleiner Standring entstanden ist. Ihre Bodenfläche ist außen meist nur flüchtig geglättet und besonders grob gemagert. Z.B. (Taf. 9, 11), Nr. 52; (Taf. 9, 10), Nr. 77; Nr. 241, 264, 269.

Verschiedene Böden zeigen auf ihrer Unterseite Töpfermarken. Zwei Formen treten auf: das vierspeichige Rad – (Taf. 15, 18), Nr. 1225; Nr. 1371, 2435 – und das einfache Kreuz (Nr. 2439, 2606).

Verzierung:
Neben den erwähnten Henkel- und Bodenmustern tragen verhältnismäßig wenige Scherben Ornamente. Drei Motive treten auf, die alle frei in waagerechten Zügen komponiert sind: die einfache, paarige oder auch mehrfache Rille begegnet vorzugsweise auf Stücken, die auf der Drehscheibe gearbeitet sind, Nr. 1193; (Taf. 12, 7), Nr. 1531; Nr. 1532. Daneben finden sich tief eingeritzte Wellenlinien – z. B. (Taf. 8, 6), Nr. 12; (Taf. 27, 47), Nr. 2303; Nr. 2867, 2917 – die in einem Fall Schleifen bilden (Taf. 12, 7), Nr. 1531. Dann begegnen noch die von den Henkeln bekannten punktförmigen Einstichreihen auf dem Rand einer Schale (Taf. 8, 6), Nr. 12.

Ofenkacheln:
Alle zahlreichen Kachelbruchstücke gehören dem Typ der Becherkachel an. Die Ränder sind verdickt (bis auf eine Ausnahme, Nr. 2695).

Einige Stücke sind mehr oder weniger dicht mit waagerechten Rillen überzogen. Z. B. (Taf. 14, 9), Nr. 1270; Nr. 2388, 2820.

Ein Bruchstück einer quadratischen Tonröhre besitzt keine Vergleichsstücke in dieser oder einer anderen Gruppe (Taf. 24, 8), Nr. 559.

Vorkommen:
Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen (einige Stücke); Aus Grabgruben im „Großen Bau"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht IV, III, II, Grube 7; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Aus den Brandgruben (A u. B) in O I; Unter der Steinpackung (Weg) in R IV; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe E 2

Die Gruppe umfaßt hellgraue, ziemlich hart gebrannte Ware, deren Ton fein ist. Charakterisiert wird sie durch eine feine Sandmagerung, die die Oberfläche bedeckt. Die wenigen Stücke stammen von auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefäßen.

Gefäßformen:
Nur ein Randstück einer geradwandigen Schüssel mit ausschwingendem, gerundetem Rand ist bekannt (Taf. 6, 6), Nr. 131. Bodenansatzscherben stammen von steilwandigen, ziemlich schlanken Gefäßen (Nr. 268, 2207).

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe E 3

In der Untergruppe sind hellgraue Gefäßreste zusammengefaßt, die sich durch einen besonders feinen, kaum gemagerten Ton sowie eine glatte Oberfläche und harten Brand auszeichnen. Alle Stücke sind auf der Drehscheibe hergestellt. Die Gruppe ist der Gattung A verwandt.

Gefäßformen:
Randstücke liegen vor von zwei einfachen, tiefen Schüsseln mit verdickter, gerundeter Randlippe – (Taf. 13, 13), Nr. 1325 – bzw. innen schräg abgekanteter Randlippe – (Taf. 13, 14), Nr. 1324 – sowie einem Topf mit ausbiegendem, nach unten gezogenen Rand – (Taf. 28, 2), Nr. 1354 – und einer kleinen kalottenförmigen Schale mit eingebogenem, schräg nach innen abgekantetem Rand (Taf. 28, 5), Nr. 1450. Ein Wandstück stammt von einer bauchigen Flasche (Nr. 2845). Die Bodenstücke gehören schlanken Gefäßen mit kleiner Standfläche und konkav einschwingendem Unterteil an, Nr. 2336, 2341; (Taf. 19, 15), Nr. 2865.

Ofenkacheln:
Ein Bruchstück mit schlichtem, gerundetem Rand ist bekannt (Nr. 1300).

Vorkommen:
Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Schnitt östlich des Turmes, aus dem ausgeraubten Fundament der großen Kirchenvorhalle; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe E 4

Die Untergruppe enthält hellgraue Keramik, die sich durch ihre Grobheit von der übrigen Ware der Gruppe E unterscheidet. Der grobe Ton ist stark gemagert, als Magerungsmittel findet sich, neben anderen, Kalk, der den Scherben eine charakteristische, weiße gesprenkelte Oberfläche gibt. Der Brand ist mittelhart bis hart. Im Bruch zeigen die Scherben die gleiche Farbe wie auf der Oberfläche.

Gefäßformen:
Größere Töpfe mit ausschwingendem, kurzem Trichterhals und dickem, rundem Randwulst (Taf. 18, 3), Nr. 1038 a; (Taf. 28, 7), Nr. 2190. Es sind dies die einzigen erkennbaren Gefäßformen dieser Gruppe. Ein dicker, im Querschnitt runder Gefäßhenkel – (Taf. 10, 7), Nr. 1961 – sowie die Henkelansatzscherbe eines Korbgefäßes mit breitem Henkel, dessen Schauseite drei Reihen tiefer Einstiche trägt – (Taf. 9, 8), Nr. 76 – gehören gleichfalls hierher.

Vorkommen:
Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Fläche zwischen Turm und Sakristei Schicht IV und III, Grube C und F; Aus einer Grube im Schutt des Raubgrabens über dem Nordfundament des Anbaus; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe F (Taf. 28)

Die Gruppe kennzeichnet ein ziemlich feiner, mit feinkörnigem Sand gemagerter Ton, der hart gebrannt ist. Die Farbe der Fragmente geht von einem hellen rötlichen Braun bis zu hellem Ocker. Die Mehrzahl der Stücke stammt von auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefäßen.

Untergruppe F 1

Die erste Variante der Gruppe besitzt besonders hellen, rötlichen glimmerhaltigen Ton, in dessen Bruch ein schmaler grauer Kern erhalten geblieben ist.

Gefäßformen:
Die wenigen Randprofile dieser Gruppe gehören folgenden Gefäßen an: zylindrische Becher oder Töpfe mit waagrecht gekantetem Rand (Taf. 12, 10), Nr. 1506; Bodenstück eines solchen Gefäßes, Nr. 1451; flache Lampe mit schräg nach innen gekantetem Rand (Taf. 28, 11), Nr. 1439; Töpfe und Schüsseln mit ausschwingendem Trichterhals und stark verdicktem Randwulst, der entweder nach außen gelegt ist – (Taf. 28, 8), Nr. 2229 – oder T-förmig gestaltet wurde (Taf. 8, 8), Nr. 13.

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht V; Tuffbrockenschutt des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe F 2

Die zweite Variante zeigt eine weniger intensive Braunfärbung, auch erscheinen hier die Scherben im Bruch, mit Ausnahme der dünnen Mantelung, grau. Der Ton entspricht der ersten Variante.

Gefäßformen:
Gefunden wurde nur ein Randprofil eines Kugeltopfes mit Trichterhals und waagerecht abgekanteter Randlippe (Taf. 28, 13), Nr. 2565. Ein Bauchstück eines kugeligen Gefäßes mit Trichterhals trägt auf der Schulter ein waagerechtes Band aus mehreren Rillen und darüber ein etwas breiteres Wellenband in gleicher Technik (Taf. 10, 14), Nr. 1904. Andere Wandscherben zeigen eine einfache Rille (Nr. 51) oder eine doppellinige unsymmetrische Wellenverzierung (Nr. 2633). Ein Bodenstück gehört zu einem steileren Gefäß (Nr. 1328), ein anderes zu einem bauchigen (Nr. 1583). Eine Wandscherbe trägt ein waagrechtes Band feiner Rillen (Taf. 17, 19), Nr. 1003.

Vorkommen:
Aus dem Raubgraben über dem Nordfundament des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Grube F; Turm, Schicht XII; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II: Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe G (Taf. 28)

Der Gruppe gehören Gefäßfragmente aus grauem bis dunkelgrauem, mit feinem Sand stark gemagertem und ziemlich hart gebranntem Ton an. Ein Teil der Gefäße ist auf der Drehscheibe

gearbeitet, andere mit der Hand geformt. Die Gruppe nimmt eine Zwischenstellung zwischen den großen Gattungen E und K ein.

Gefäßformen:
Töpfe mit ausschwingendem, kurzem Trichterhals und gekantetem oder gerundetem Rand – (Taf. 10, 15), Nr. 1903; (Taf. 28, 16), Nr. 1937; (Taf. 28, 15), Nr. 2429 – begegnen neben Schalen bzw. Schüsseln in Kalottenform mit T-förmig verdicktem, innen unregelmäßig starkem Rand – (Taf. 8, 10), Nr. 137 – und Trichterschüsseln mit gerader Wandung und breitem, oben abgeflachtem Rand, die innen tiefe Rillen tragen (Taf. 6, 11), Nr. 128; (Taf. 28, 19), Nr. 3254.

Die Bodenstücke sind auf der Standfläche weniger gründlich geglättet als an den übrigen Gefäßpartien. Sie gehören bauchigen Gefäßen an (z. B. Nr. 10, 953, 1512).

Eine Wandscherbe ist durch flache, waagrechte Rillen und Wellenlinien verziert (Nr. 1938).

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht VIII, VII und III; Turm, Schicht XII; Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues" und des Anbaues; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe H (Taf. 28)

Die Gruppe ist durch sehr wenige Stücke vertreten, die in ihrer Technik von allen übrigen Gattungen stark unterschieden sind, so daß sie als Import angesprochen werden können. Es handelt sich um monochromen, ziegelroten, feinen Ton, der sehr wenig, jedoch grobkörnig gemagert und sehr hart gebrannt ist. Alle Scherben stammen von auf der Drehscheibe gefertigten Gefäßen.

Gefäßformen:
Nur ein Randprofil eines halslosen kugeligen Gefäßes mit umgelegtem, rundem Rand ist bekannt (Taf. 6, 12), Nr. 121.

Unverzierte Wandscherben: Nr. 46, 322, 2030, 3234.

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe I (Taf. 28)

Die Gruppe kennzeichnet ein weißlicher bis beigegrauer Ton, der wenig, aber grob gemagert ist, so daß die Oberfläche körnig erscheint. Alle Stücke sind hart gebrannt und stammen von auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefäßen. Die Beschaffenheit des Tones ist der der Gruppe H verwandt, so daß auch in dieser, nur durch wenige Scherben vertretenen Gattung Importware gesehen werden sollte.

Gefäßformen:
Ein Bruchstück gehört zu einem Topf mit gering ausschwingendem Hals und umgelegtem, konkav eingezogenem Rand (Taf. 28, 21), Nr. 223, ein anderes zu einer geradwandigen, trichterförmigen Schale mit gerundetem Rand (Taf. 9, 4), Nr. 173. Die meisten der Scherben stammen von Becherkacheln, die eine breite verdickte Randzone besitzen. Z. B. Nr. 1951, 2846; (Taf. 19, 16), Nr. 2902; Nr. 2903–2905.

Unverzierte Wandscherben: Nr. 126, 2752, 3084.

Vorkommen:
Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Turm, Schicht VI; Schnitt östlich des Turmes, aus dem ausgeraubten Fundament der großen Kirchenvorhalle; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe K (Taf. 29)

Die Gruppe umfaßt schwärzlichgraue Scherben handgearbeiteter Gefäße, deren Randpartien meist mit dem Formholz oder auf einer langsam rotierenden Scheibe bearbeitet sind. Sie bestehen aus mittelfeinem Ton, der mäßig mit Sand und Glimmer durchsetzt ist. Kalkmagerung kommt seltener vor. Die Oberfläche kann geglättet sein, sehr oft zeigt sie aber eine körnige Struktur. Der Brand ist mittelhart; im Bruch zeigen die Scherben meist die gleiche Färbung wie auf der Außenseite.

Ein großer Teil der Randprofile erweckt beim ersten Betrachten des Randes den Eindruck, als stammten sie von einer schnell rotierenden Scheibe, da deutliche Drehspuren den Hals und bisweilen auch den Schulteransatz bedecken. An tiefer gelegenen Stellen der Wandung läßt sich jedoch erkennen, daß der eigentliche Gefäßkörper ohne Töpferscheibe hergestellt und lediglich der Rand abgedreht ist. Dies gilt besonders für die Stücke: (Taf. 9, 12), Nr. 49; (Taf. 7, 15), Nr. 117; (Taf. 29, 63), Nr. 136; (Taf. 6, 14), Nr. 323; (Taf. 23, 3), Nr. 538; (Taf. 23, 9), Nr. 542; (Taf. 23, 13), Nr. 543; (Taf. 23, 2), Nr. 549; (Taf. 23, 5), Nr. 555; (Taf. 17, 8), Nr. 970; (Taf. 17, 9), Nr. 971; (Taf. 17, 10), Nr. 1013; (Taf. 17, 11), Nr. 1014; (Taf. 17, 12), Nr. 1015; (Taf. 18, 20), Nr. 1045; (Taf. 15, 10), Nr. 1172; (Taf. 15, 20), Nr. 1234; (Taf. 12, 18), Nr. 1499; (Taf. 12, 17), Nr. 1501; (Taf. 12, 11), Nr. 1507; (Taf. 1, 4), Nr. 1642; (Taf. 10, 17), Nr. 1899; (Taf. 10, 16), Nr. 1925; (Taf. 11, 1), Nr. 1969; (Taf. 11, 8), Nr. 1971; (Taf. 29, 86), Nr. 2115; (Taf. 29, 94), Nr. 2118; (Taf. 29, 96), Nr. 2193; (Taf. 29, 6), Nr. 2550; (Taf. 29, 68), Nr. 2568; (Taf. 29, 98), Nr. 2573; (Taf. 21, 5), Nr. 2703; (Taf. 21, 6), Nr. 2704; (Taf. 21, 3), Nr. 2716; (Taf. 21, 11), Nr. 2750. Die Gruppe ist durch so viele Stücke vertreten, daß hier nur die auf der Typentafel zusammengestellten Randprofile aufgenommen sind. Wand- und Bodenstücke begegnen in allen älteren Schichten und sind auch durch Umlagerung in jüngere Horizonte gelangt.

Gefäßformen:
Die überwältigende Mehrheit der Fragmente gehört bauchigen bis kugeligen Töpfen mit kurzem Trichterhals an, der mehr oder weniger scharf abgesetzt ist. Näpfe und flache Schalen sind sehr selten.

Form 1:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit kurzem Trichterhals und verstärktem, gerundetem Rand.

a) mit klar abgesetztem, geradwandigem Trichterhals (Taf. 10, 1), Nr. 101; (Taf. 23, 2), Nr. 549; (Taf. 16, 1), Nr. 892–897; (Taf. 17, 1), Nr. 945; (Taf. 17, 12), Nr. 1015; (Taf. 15, 20), Nr. 1234; (Taf. 10, 16), Nr. 1925; (Taf. 11, 8), Nr. 1971; (Taf. 29, 6), 2550; (Taf. 29, 11), Nr. 3355

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Herd im Anbau; Tuffschutt des „Großen Baues"; Raubgraben über der Nordmauer des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Grube G; Turm, Schicht XIII bis XII; Brandgrube B westlich des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

b) mit flach ausschwingendem Rand (Taf. 23, 3), Nr. 538

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium unter den Estrichen

c) mit konvex geschwungenem Hals (Taf .14, 4), Nr. 1347

Vorkommen: Aus dem Humus im Bereich des „Großen Baues"

d) mit ausschwingendem, steil stehendem Hals (Taf. 17, 3), Nr. 1026; (Taf. 29, 14), Nr. 2043

Vorkommen: Tuffschutt des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich des „Großen Baues".

Form 2:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit kurzem Trichterhals und unverstärktem, gekantetem Rand

a) mit leicht konvexem Hals und waagerecht abgeplattetem Rand (Taf. 15, 8), Nr. 1170; (Taf. 12, 18), Nr. 1499; (Taf. 29, 17), Nr. 2564

Vorkommen: Westlich des „Großen Baues" unter dem Tuffschutt; Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

b) mit geradem, scharf abgesetztem Hals und schräg abgekantetem Rand (Taf. 23, 4), Nr. 545; (Taf. 23, 1), Nr. 697; (Taf. 16, 6), Nr. 913; (Taf. 16, 6), Nr. 919; (Taf. 17, 10), Nr. 1013; (Taf. 18, 16), Nr. 1046; (Taf. 18, 12), Nr. 1048; (Taf. 14, 3), Nr. 1346; (Taf. 12, 17), Nr. 1501; (Taf. 11, 1), Nr. 1969; (Taf. 29, 22), Nr. 2549

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Herd im Anbau; Raubgraben über dem Nordmauerfundament des „Großen Baues"; Tuffschutt nördlich vom Anbau und im Bereich des „Großen Baues"

c) mit ausschwingendem Hals und schräg abgekantetem Rand (Taf. 6, 4), Nr. 323; (Taf. 5, 23), Nr. 343; (Taf. 23, 6), Nr. 548; (Taf. 23, 6), Nr. 551; (Taf. 16, 5), Nr. 912; (Taf. 17, 11), Nr. 1014; (Taf. 12, 13), Nr. 1509; (Taf. 10, 8), Nr. 1960; (Taf. 29, 33), Nr. 2425; (Taf. 21, 11), Nr. 2750

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium unter den Estrichen; Herd im Anbau; Raubgraben über der Nordwestmauer des „Großen Baues"; Tuffbrockenschutt im Bereich des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht II; Turm, Schicht IV; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 3:

Bauchige Töpfe mit kurzem Trichterhals, der sich zum Rande verjüngt und innen mehrfach gekantet ist, außen jedoch absatzlos ausschwingt (Taf. 9, 13), Nr. 50; (Taf. 29, 41), Nr. 138; (Taf. 4, 14), Nr. 388; (Taf. 29, 39), Nr. 744; (Taf. 29. 43), Nr. 2047; (Taf. 29, 42), Nr. 2114.

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht I, Grube F; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 4:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit Trichterhals und gekantetem, nach außen verdicktem Rand

a) mit abgesetztem Hals (Taf. 17, 8), Nr. 970; (Taf. 18, 13), Nr. 1047; (Taf. 29, 45), Nr. 2515; (Taf. 29, 47), Nr. 2551

Vorkommen: Raubgraben über der Nordmauer des „Großen Baues"; Tuffbrockenschutt im Bereich des Anbaues; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

b) mit ausschwingendem Hals (Taf. 29, 50), Nr. 843; (Taf. 29, 49), Nr. 3356

Vorkommen: Vikarhaus, Südostraum, torfartige Schicht; Älterer Humus, Schnitt längs des Friedhofweges.

Form 5:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals, der sich zum Rand hin stark verbreitert

a) mit waagerecht abgeplattetem Rand (Taf. 14, 1), Nr. 1320; (Taf. 29, 52), Nr. 2496; (Taf. 29, 53), Nr. 2570

Vorkommen: Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

b) mit schräg abgekantetem Rand (Taf. 7, 17), Nr. 260; (Taf. 18, 1), Nr. 1032

Vorkommen: Raubgraben über der Nordmauer des Anbaues; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

c) mit gesatteltem Rand (Taf. 23, 5), Nr. 555; (Taf. 17, 9), Nr. 971

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Raubgraben über der Nordmauer des „Großen Baues".

Form 6:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit mehr oder weniger stark abgesetztem Trichterhals und wulstartig verdickter Randlippe

a) mit sehr starkem, nach außen gelegtem, unten abgeflachtem Randwulst (Taf. 23, 11), Nr. 539; (Taf. 15, 10), Nr. 1172; (Taf. 29, 61), Nr.1348; (Taf. 29, 60), Nr. 2139; (Taf. 29, 58), Nr. 2574

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter dem Estrich; Westlich des „Großen Baues" unter dem Tuffschutt; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

b) mit im Querschnitt ovalem Randwulst (Taf. 29, 63), Nr. 136; (Taf. 15, 16), Nr. 1223; (Taf. 29, 65), Nr. 2566

Vorkommen: Westlich des „Großen Baues", Brandgrube A; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III

c) mit im Querschnitt rundem Randwulst (Taf. 12, 11), Nr. 1507; (Taf. 29, 67), Nr. 2304; (Taf. 29, 68), Nr. 2568

Vorkommen: Tuffschutt des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte

d) mit kleinem, gerundetem Randwulst (Taf. 7, 14), Nr. 116; (Taf. 7, 15), Nr. 117; (Taf. 23, 9), Nr. 542; (Taf. 23, 7), Nr. 699; (Taf. 29, 75), Nr. 2113; (Taf. 29, 72), Nr. 2305; (Taf. 19, 4), Nr. 2852

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter dem Estrich; Große Kirchenvorhalle, zwischen Estrich I und II; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 7:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und nach innen gelegtem, rundem Randwulst (Taf. 23, 17), Nr. 547; (Taf. 23, 16), Nr. 552; (Taf. 23, 19), Nr. 557; (Taf. 12, 16), Nr. 1500.

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues".

Form 8:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und T-förmig verdicktem Rand

a) mit gerundetem Randwulst (Taf. 23, 13), Nr. 543; (Taf. 23, 15), Nr. 553; (Taf. 23, 20), Nr. 556; (Taf. 29, 84), Nr. 2757

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Aus dem Humus in R IV

b) mit abgeflachtem, schräg abgekantetem Rand (Taf. 16, 4), Nr. 911; (Taf. 18, 14), Nr. 1041; (Taf. 29, 86), Nr. 2115

Vorkommen: Herd im Anbau; Tuffschutt nördlich des Anbaues; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 9:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit konkav ausschwingendem Trichterhals und spitz zulaufendem Rand mit Deckelfalz

a) mit außen senkrecht abgekantetem Rand (Taf. 18, 20), Nr. 1045; (Taf. 15, 17), Nr. 1224; (Taf. 14, 2), Nr. 1319; (Taf. 29, 89), Nr. 2500; (Taf. 29, 91), Nr. 2553; (Taf. 29, 88), Nr. 2567
Vorkommen: Tuffschutt nördlich des Anbaues; Westlich des „Großen Baues", aus der Brandgrube A; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte
b) mit unterschnittenem hohem Randwulst (Taf. 29, 94), Nr. 2118
Vorkommen: Nur in Streufunden überliefert.

Form 10:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit Trichterhals und stark verdicktem und kompliziert profiliertem Rand (Taf. 9, 12), Nr. 49; (Taf. 1, 4), Nr. 1642; (Taf. 29, 96), Nr. 2193.
Vorkommen: Kirche, Sanktuarium, aus einer Grabgrube; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Grube F; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 11:
Flache Schalen mit schwach einbiegendem Rand (Taf. 29, 98), Nr. 2573.
Vorkommen: Nur als Streufund bekannt.

Form 12:
Steilwandige Schüsseln mit leicht verdicktem Rand (Taf. 22, 5), Nr. 449 und Nr. 518; (Taf. 12, 6), Nr. 1570.
Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Aus Grabgruben im Bereich des „Großen Baues".

Form 13:
Flache Schalen mit steiler Wandung (Lampen)
a) mit schräg abgekantetem Rand (Taf. 29, 101), Nr. 2783
Vorkommen: Humus, R IV
b) mit gerundetem Rand (Taf. 29, 102), Nr. 2426
Vorkommen: Nur als Streufund bekannt.

Henkel:
Sämtliche Gefäßfragmente sind henkellos. Lediglich Durchbohrungen der Gefäße – wohl zum Anbringen organischer Handhaben – begegnen seltener (Taf. 17, 10), Nr. 1013; (Taf. 12, 16), Nr. 1500.

Bodenformen:
In der Regel läßt sich feststellen, daß die Standfläche schlechter geglättet ist als die übrigen Gefäßpartien. Bodenansatzstücke von flachen, bauchigen oder kugeligen Gefäßen ohne abgesetzte Standfläche überwiegen (z. B. Nr. 79, 143, 207, 211, 226).
Steilere Gefäße sind in einer Reihe von Bodenstücken überliefert. Z. B. Nr. 72, 915; (Taf. 16, 15), Nr. 968; (Taf. 17, 15), Nr. 974; Nr. 1525.
Bei einigen Gefäßen ist die Wandung etwas über die Standfläche nach unten gezogen, so daß eine Art Standring entstanden ist (z. B. Nr. 571, 1050, 1185, 2592).
Seltener kommen leicht abgesetzte Füße vor: Nr. 332, 334; (Taf. 5, 24), Nr. 354; (Taf. 21, 9), Nr. 2707.
Einige Gefäße zeigen deutlich abgesetzte Wülste an der Standfläche (Taf. 11, 9), Nr. 1976; Nr. 2194.
Einige Bodenstücke tragen auf der Standfläche Töpfermarken:
Einfaches, gleicharmiges Kreuz: (Taf. 7, 19), Nr. 291; Nr. 1962
Gitterfeld: (Taf. 12, 15), Nr. 1524
Vierspeichiges Rad: Nr. 172
Doppelfelgiges Rad: Nr. 204.

Verzierung:
Auffallend wenige Stücke sind verziert. Auch der Motivschatz ist spärlich.

Eingeritzte, unsymmetrische Wellenlinien – (Taf. 6, 16), Nr. 329; (Taf. 5, 22), Nr. 360; (Taf. 24, 14), Nr. 887a; (Taf. 17, 12), Nr. 1015; Nr. 1265 – die sich auch überlagern können, treten auf Gefäßschultern – z. B. (Taf. 6, 16), Nr. 329 – und auf der Innenseite des Halses (z. B. Nr. 2425) auf.

Einfache waagerechte Ritzlinien (Nr. 2636, 2918) sowie waagerechte Strichgruppen – (Taf. 17, 10), Nr. 1013; (Taf. 17, 11), Nr. 1014 – und auch schlecht ausgeführte waagerechte Kannelur begegnet – (Taf. 6, 16), Nr. 329 – auf wenigen Stücken. Feine, enge Einritzungen aus parallelen Linien bestehend (Nr. 664), die sich auch tangential berühren können (Nr. 560) kommen vereinzelt vor. Desgleichen sind als Unika feine Einkerbungen am Rand einer Schale (Taf. 29, 101), Nr. 2783 und eine Grübchenreihe am Halsansatz eines Topfes (Taf. 23, 23), Nr. 575) bekannt.

Gruppe L (Taf. 28)

Der Gruppe gehört der soeben beschriebenen Gattung K in ihrer Tonbeschaffenheit verwandte Ware an. Sie ist dunkelgrau, fein bis mittelfein mit Sand gemagert, der Bruch zeigt die gleiche Farbe wie die Oberfläche. Im Brand ist die Gruppe um weniges härter als die Gattung K. Der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Gruppen liegt in der Herstellungstechnik der Gefäße. Die Stücke der Gruppe L stammen von der schnell rotierenden Drehscheibe, sie zeigen auf der Außenseite feine Drehspuren, innen jedoch die charakteristischen Drehwülste. Die Ränder sind klar gekantet; in ihrer Form leiten sie zu der blaugrauen Ware der Gruppe A über.

Gefäßformen:
Alle Randstücke gehören bauchigen Gefäßen mit eingebogener Schulter und abgesetztem oder ausschwingendem Trichterhals an. Henkel fehlen. Fast vollständig erhalten ist eine tiefe henkellose Tasse.

Form 1:
Töpfe mit eingebogener Schulter und kurzem, ausschwingendem Hals und mäßig gerundetem, nach außen gelegtem Rand (Taf. 7, 1), Nr. 132; (Taf. 7, 16), Nr. 259; (Taf. 28, 24), Nr. 1348; (Taf. 28, 25), Nr. 2139.

Form 2:
Töpfe mit abgesetztem oder ausschwingendem Trichterhals und verdicktem, außen senkrecht abgekantetem Rand (Taf. 4, 13), Nr. 387; (Taf. 15, 4), Nr. 1160; Taf. 28, 28), Nr. 2116; (Taf. 28, 31), Nr. 3208; (Taf. 28, 29), Nr. 3209.

Form 3:
Töpfe mit ausschwingendem Trichterhals und kleinem, umgelegtem Rand mit Deckelfalz (Taf. 23, 12), Nr. 554; (Taf. 15, 5), Nr. 1190; (Taf. 29, 33), Nr. 2119.

Form 4:
Tiefe, henkellose Tasse mit waagerecht abgeflachtem Rand (Taf. 22, 6), Nr. 517.

Bodenformen:
Neben einfachen flachen Böden – (Taf. 8, 12), Nr. 40; Nr. 3194 – zeichnet sich der Napf – (Taf. 22, 6), Nr. 517 – durch eine kreuzförmige Töpfermarke auf der ungeglätteten Unterseite und eine kleine, in der Mitte hohle Warze auf der Innenseite aus.

Vorkommen:
Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Westlich des „Großen Baues" unter dem Schutt (gleichzeitig mit diesem); Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei Schicht VII, III, I; Große Vorhalle der Kirche, ausgeraubtes Westfundament zwischen Estrich E I und E II; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe M (Taf. 30)

Die Gruppe umfaßt bräunlichgraue Scherben handgearbeiteter Gefäße, bei denen höchstens einige Ränder auf einer langsam rotierenden Scheibe abgedreht sind (Taf. 23, 10), Nr. 546; (Taf. 18, 19), Nr. 1044; (Taf. 30, 11), Nr. 1321; (Taf. 30, 9), Nr. 2082; (Taf. 30, 18), Nr. 2196. In der Tonqualität, dem Brand sowie der Oberflächenbehandlung entspricht die Gruppe ganz der früher behandelten Gruppe K. Der Unterschied besteht lediglich in der Farbe der Oberfläche, die hier bräunlich, bei der Gruppe K jedoch schwärzlichgrau ist. Die Gruppe ist fast so häufig wie die beschriebene Gruppe K.

Gefäßformen:
Die Masse der Formen beschränkt sich auf bauchige bis kugelige, henkellose Töpfe mit Trichterhals, daneben finden sich aber Schalen und Schüsseln in reicherem Maße als in der Gruppe K.

Form 1:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und schlichtem, gerundetem Rand (Taf. 30, 1), Nr. 2517; (Taf. 30, 2), Nr. 2552.
Vorkommen: Nur als Streufunde bekannt.

Form 2:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit ausschwingendem Trichterhals und senkrecht abgekantetem Rand (Taf. 25,1), Nr. 853; (Taf. 18, 11), Nr. 1042; (Taf. 15, 9), Nr. 1171; (Taf. 30, 4), Nr. 2135.
Vorkommen: Tuffschutt im Bereich des Anbaues; Ofen im Südostraum des Vikarhauses; Hanglage westlich des „Großen Baues" unter dem Tuffschutt; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Form 3:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem und ausschwingendem Trichterhals und Randlippe
a) mit gestauchtem Rand und nach außen gering verdickter Lippe (Taf. 23, 10), Nr. 546; (Taf. 30, 9), Nr. 2082; (Taf. 30, 8), Nr. 2773
Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte
b) mit sehr starker gekanteter Randlippe (Taf. 30, 11), Nr. 1321; (Taf. 30, 10), Nr. 2576
Vorkommen: Nur durch Streufunde bekannt.

Form 4:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem, leicht konvex geschwungenem Trichterhals und gestauchtem, nach innen verdicktem Rand (Taf. 17, 2), Nr. 962; (Taf. 14, 15), Nr. 1154; (Taf. 12, 3), Nr. 1562
Vorkommen: Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues"; Tuffschutt im Bereich des Anbaues; Grabgrube im Bereich des „Großen Baues".

Form 5:

Bauchige Töpfe mit sehr kurzem Trichterhals und gekantetem Rand

a) mit außen schräg abgekantetem Rand, der innen eine Hohlkehle bildet (Taf. 16, 2), Nr. 898; (Taf. 30, 15), Nr. 1043

Vorkommen: Herd im Anbau; Tuffschutt im Bereich nördlich des Anbaues

b) mit nur innen abgesetzter Randlippe (Taf. 18, 19), Nr. 1044

Vorkommen: Tuffschutt im Bereich nördlich des Anbaus.

Form 6:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und hoher, nur innen abgesetzter Randlippe (Taf. 30, 18), Nr. 2196.

Vorkommen: Nur durch Streufunde bekannt.

Form 7:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem, sich zum gekanteten Rand hin verdickendem Trichterhals (Taf. 11, 13), Nr. 1548; Taf. 30, 19), Nr. 3357.

Vorkommen: Grabgrube im Bereich des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich des Schnittes im Friedhof.

Form 8:

Bauchige bis kugelige Töpfe mit sich zum Rand hin verjüngendem Trichterhals (Taf. 8, 2), Nr. 112; (Taf. 30, 22), Nr. 3188.

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Aus dem Humus im Bereich des Schnittes im Friedhof.

Form 9:

Schüsseln verschiedener Varianten

a) flache geradwandige Schüssel mit spitz zulaufendem Rand (Taf. 7, 5), Nr. 321

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III

b) kleine bauchige Schüssel mit leicht S-förmig geschweifter Randzone (Taf. 30, 24), Nr. 258

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III

c) tiefe Schüssel mit sich nach oben allmählich verdickender Wandung und waagerecht abgeflachtem Rand (Taf. 17, 14), Nr. 973

Vorkommen: Raubgraben über Nordmauer des „Großen Baues"

d) geradwandige Schüssel mit kompliziert profilierter Randlippe (Taf. 8, 3), Nr. 119

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III

e) geradwandige Schüssel mit schlicht gerundetem Rand (Taf. 7, 3), Nr. 127

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III

f) flache Schüssel mit nach außen verdickter Randlippe (Taf. 7, 4), Nr. 324

Vorkommen: Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III.

Form 10:

Flache Schalen mit steiler Wandung (Lampen)

a) mit spitz zulaufendem Rand (Taf. 30, 29), Nr. 2242

Vorkommen: Nur als Streufund bekannt

b) mit schräg abgekantetem Rand (Taf. 14, 12), Nr. 1253

Vorkommen: aus dem ausgeraubten Fundamentgraben der alten Ufermauer.

Bodenformen:

Es dominieren flache, häufig unten schlicht geglättete Böden bauchiger Gefäße. Z.B. (Taf. 10,

3), Nr. 102; Nr. 107, 145, 270, 312; (Taf. 24, 3), Nr. 564.

Ein abgesetzter Fuß begegnet nur einmal (Nr. 569).

Häufiger sind dagegen solche bauchigen Gefäße, bei denen die Wandung über die Standfläche nach unten gestrichen ist, so daß eine Art Standring entsteht. Z. B. Nr. 53, 562, 950; (Taf. 18, 17), Nr. 1052; Nr. 1288.

Eine Bodenscherbe trägt ein gleicharmiges Kreuz als Töpfermarke (Taf. 7, 2), Nr. 311.

Wandscherben:

Sämtliche profilierten Wandscherben stammen von bauchigen Gefäßen mit abgesetztem oder ausschwingendem Trichterhals. Z. B. (Taf. 10, 2), Nr. 100; Nr. 577, 946; (Taf. 17, 4), Nr. 1029.

Verzierung:

Auch in dieser Gruppe sind Ornamente sehr selten. Waagerechte Rillen in mehr oder weniger großem Abstand finden sich (Nr. 2616, 2963, 3198, 3199) neben einer Scherbe mit einer Wellenlinie (Nr. 29).

Gruppe N (Taf. 30)

Die Scherben dieser Gruppe entsprechen in ihrer Beschaffenheit ganz der vorher besprochenen Gruppe M. Sie unterscheiden sich lediglich in der Brenntechnik, denn sie sind entweder auf der Außenseite oder innen ziegelrot bis ockerbraun gefärbt. Im Bruch zeigen sie die graubraune Farbe der Gruppe M. Die außen ziegelroten Fragmente sind als Gruppe N 1, die innen gleichgefärbten Stücke als Gruppe N 2 bezeichnet.

Untergruppe N 1

Gefäßformen:

Randprofile sind nur von bauchigen bis kugeligen Töpfen mit Trichterhals erhalten. Die Ränder sind entweder einfach abgerundet – (Taf. 30, 31), Nr. 3377 – oder T-förmig gestaucht (Taf. 23, 21), Nr. 540.

Die erhaltenen Bodenstücke gehören fast alle zu bauchigen Gefäßen mit schlecht geglätteter Standfläche, Nr. 225; (Taf. 16, 10), Nr. 927; Nr. 1586. Ein Fragment stammt von einem fast zylindrischen Gefäß (Nr. 21). Ein anderes zeigt einen deutlich abgesetzten Fuß (Nr. 1585).

Vorkommen:

Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Herd im Anbau; Tuffschutt im „Großen Bau", im Anbau und nördlich vom Anbau; Aus dem Raubgraben über dem Nordfundament des „Großen Baues"; Grabgrube im Bereich des „Großen Baues";Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III; Turm, Schicht XII; Große Vorhalle der Kirche, zwischen den Estrichen I und II; Unter dem Weg in R IV; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe N 2

Gefäßformen:

Es gibt nur eine Randscherbe eines bauchigen oder kugeligen Topfes mit steilem, ausschwingendem Trichterhals und gerundeter Randlippe (Taf. 8, 4), Nr. 118.

Die Bodenscherben stammen fast ausschließlich von sehr bauchigen Töpfen – Z. B. Nr. 20; (Taf. 10, 4), Nr. 108; Nr. 277, 1980 – nur ein Stück gehört zu einem Gefäß, das zur Standfläche hin konkav einschwingt (Nr. 1060).

Eine Wandscherbe unterscheidet sich von der Masse der Gruppe, indem sie auf der Innenseite Wülste trägt, die auf eine Herstellung auf der Drehscheibe schließen lassen (Nr. 2938).

Vorkommen:
Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Herd im Anbau; Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues"; Tuffschutt im Bereich nördlich des Anbaues; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht IX, V, III; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe O (Taf. 30)

Die Gruppe umfaßt monochrome rotbraune bis ockerfarbene Ware. Diese besteht aus mittelfeinem, mit feinem bis grobem Sand gemagertem Ton, der mittelhart gebrannt ist. Die Oberfläche der Gefäße ist häufig sorgfältiger geglättet als bei den auf Grund der Gefäßformen verwandten Gruppen K, M und N. Eindeutige Anzeichen für eine Herstellung auf der Drehscheibe zeigen jedoch nur die Wandscherben Nr. 1194 und Nr. 1460 und das Gefäß mit dem kompliziert profiliertem Rand (Taf. 30, 47), Nr. 2022. Viele der Randprofile aber sind deutlich abgedreht, dürften jedoch zu Gefäßen gehören, die von Hand gearbeitet sind (Taf. 8, 9), Nr. 14; (Taf. 17, 13), Nr. 972; Nr. 1436; (Taf. 1, 6), Nr. 1640; (Taf. 30, 37), Nr. 2394. Fast alle Bruchstücke haben Glimmerspuren in ihrem Ton. Besonders mit Goldglimmer angereicherte Stücke werden ausgesondert und als Gruppe O 2 von der Masse der Stücke (O 1) getrennt aufgeführt. Diese zeichnen sich außerdem durch ihren feinen Ton und die sorgfältige Oberflächenbehandlung aus.

Untergruppe O 1

Gefäßformen:
Neben Kugeltöpfen mit Trichterhals dominieren Schüsseln und Schalen in reichen Varianten wie in sonst keiner der Gruppen.

Form 1:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und schlicht gerundetem Rand (Taf. 1, 6), Nr. 1640.
Vorkommen: Kirche, Sanktuarium, aus einer Grabgrube.

Form 2:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit ausschwingendem Trichterhals und schlicht gerundetem Rand (Taf. 30, 35), Nr. 1576; (Taf. 30, 36), Nr. 1974.
Vorkommen: Nur durch Streufunde bekannt.

Form 3:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit abgesetztem Trichterhals und gekantetem Rand
a) der Rand ist schräg abgekantet (Taf. 12, 12), Nr. 1508; (Taf. 30, 37), Nr. 2394
Vorkommen: Tuffbrockenschutt im Bereich des „Großen Baues"; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte
b) der Hals verdickt sich zum Rand hin wenig, letzterer ist waagerecht oder schräg gekantet (Taf. 16, 3), Nr. 899; (Taf. 16, 9), Nr. 926; (Taf. 17, 13), Nr. 972
Vorkommen: Herd im Anbau; Raubgraben über dem Nordfundament des „Großen Baues".

Form 4:
Bauchige bis kugelige Töpfe (?) mit sich zum Rand hin verjüngendem Hals (Taf. 30, 42), Nr. 2083.
Vorkommen: Nur als Streufund bekannt.

Form 5:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit Trichterhals und gestauchtem, leicht verdicktem Rand (Taf. 8, 9), Nr. 14; (Taf. 23, 8), Nr. 550; (Taf. 21, 10), Nr. 2702.

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht VII; Unter dem Weg R IV.

Form 6:
Bauchige bis kugelige Töpfe mit gestauchtem, kantigem, außen schräg abgekantetem Rand (Taf. 23, 18), Nr. 698.

Vorkommen: Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen.

Form 7:
Bauchige Töpfe mit ausschwingendem Trichterhals und kompliziert profilierter, dicker Randlippe (Taf. 30, 47), Nr. 2022.

Vorkommen: Nur als Streufund bekannt.

Form 8:
Tiefe Schüsseln mit gestauchtem, waagerecht abgeplattetem Rand (Taf. 12, 5), Nr. 1569; (Taf. 10, 13), Nr. 1902; (Taf. 30, 50), Nr. 3106.

Vorkommen: Grabgrube im Bereich des „Großen Baues"; Turm, Schicht XII; Aus dem Humus im Bereich des Friedhofschnittes.

Form 9:
Dickwandige Schüsseln mit gerundetem, leicht verstärktem Rand (Taf. 8, 1), Nr. 120; (Taf. 9, 15), Nr. 155; (Taf. 16, 8), Nr. 925.

Vorkommen: Herd im Anbau; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III, Grube F.

Form 10:
Flache Schalen mit steiler Wandung (Lampen)

a) mit schräg abgekantetem Rand (Taf. 30, 54), Nr. 1168

Vorkommen: Westlich des „Großen Baues" unter dem Tuffschutt

b) mit Standring und gerundetem Rand (Taf. 14, 5), Nr. 1287; (Taf. 19, 5), Nr. 2853

Vorkommen: Ausgeraubter Fundamentgraben der alten Ufermauer; Große Vorhalle der Kirche, zwischen Estrich I und II.

Henkel:
Eine Wandscherbe zeigt den Ansatz eines dicken Wulsthenkels (Nr. 1975).

Bodenformen:
Steilwandige Gefäße mit starkem Boden sind in der Minderzahl (Nr. 2863, 3197).

Bauchige Gefäße mit häufig sehr schlecht geglätteter und geebneter Standfläche dominieren (Taf. 24, 1), Nr. 561; (Taf. 24, 6), Nr. 563; Nr. 701; (Taf. 17, 16), Nr. 975; Nr. 1033, 2332.

Wandscherben:
Die profilierten Fragmente stammen alle von kugeligen Gefäßen mit Trichterhals (Nr. 1541, 2165, 2656, 3369).

Verzierung:
Ornamente sind spärlich vertreten. Es findet sich nur die einfache Wellenlinie in Ritztechnik auf der Schulter der Kugelgefäße, Nr. 227; (Taf. 21, 10), Nr. 2702.

Vorkommen übriger Scherben:
Nikolauskapelle, Sanktuarium, unter den Estrichen; Herd im Anbau; Westlich des „Großen Baues" (gleichzeitig mit diesem); Tuffschutt im Bereich des „Großen Baues" und des Anbaues; Raubgraben über der Nordmauer des „Großen Baues"; Grabgrube im Bereich des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht VII und III; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Untergruppe O 2

Gefäßformen:
Es gibt eine Randscherbe eines bauchigen Gefäßes mit ausschwingendem Trichterhals und schräg abgekanteter, gestauchter Randlippe – (Taf. 8, 7), Nr. 8 – sowie Reste von flachen Schalen mit steiler Wandung, von denen die eine einen schlicht gerundeten Rand besitzt – (Taf. 15, 12), Nr. 1169 – die andere den Ansatz eines überrandständigen Henkels zeigt (Taf. 30, 58), Nr. 1174. Bodenscherben stammen alle von steilwandigen Gefäßen (Nr. 969, 1056).

Vorkommen:
Zwischen den Fundamentsteinen der Nordmauer des Anbaues; Tuffschutt nördlich des Anbaues; Westlich des „Großen Baues" unter dem Schutt; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht V; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

Gruppe P (Taf. 30)

Die Gruppe enthält grobe Ware. Der Ton ist stark und grob gemagert, der Brand häufig sehr schlecht. Die Oberfläche der Gefäße zeigt eine dunkelrote bis bräunliche Färbung, bei einigen Stücken erscheint die Innenseite in verschiedenen Grautönen. Im Bruch jedoch sind alle Scherben grau bis schwärzlich. Einigen Stücken ist Glimmer beigemengt. Alle Gefäßreste stammen von handgeformten Gefäßen.

Gefäßformen:
Der Kugeltopf mit Trichterhals ist in einem Stück vertreten, das einen schwach gekanteten Rand besitzt (Taf. 8, 5), Nr. 111.

Daneben fand sich eine kalottenförmige Schale mit breitem, waagerecht abgeplattetem Rand (Taf. 5, 25), Nr. 344. Auch ein Teller mit unregelmäßig gearbeitetem kleinem Randwulst gehört in die Gruppe (Taf. 30, 62), Nr. 1582. Ein kugeliges, besonders grobes Gefäß trägt eine lange, nach oben geneigte Tülle (Taf. 9, 7), Nr. 86.

Bodenformen:
Bodenformen gehören zu steilwandigen – (Taf. 5, 21), Nr. 355; Nr. 1158, 2915 – oder bauchigen (Nr. 1511, 1572, 1549, 1587) Gefäßen. Ihre Standflächen sind noch schlechter als die Wandlung geglättet. Ein Stück trägt ein Radkreuz als Töpfermarke (Taf. 5, 21), Nr. 355. Ein Fragment besitzt einen deutlich abgesetzten Fuß (Nr. 2764).

Verzierung:
Verhältnismäßig viele Exemplare dieser Gruppe sind verziert. Es begegnen einfache gleichförmige – (Taf. 5, 25), Nr. 344; (Taf. 18, 5), Nr. 966 – wie unregelmäßig und unsymmetrische – (Taf. 16, 11), Nr. 932 – Wellenlinien in Ritztechnik. Waagerechte Linien – (Taf. 18, 5), Nr. 966 – wie unregelmäßige, tiefe, lange Einstiche treten an Hals und Schulter der bauchigen Gefäße auf (Taf. 8, 5), Nr. 111; (Taf. 7, 6), Nr. 330.

Wandscherben:
Eindeutig kugeligen Gefäßen mit Trichterhals gehören die Stücke Nr. 330 (Taf. 7, 6), Nr. 932 (Taf. 30, 64) und Nr. 966 (Taf. 18, 5) an.

Vorkommen:
Tuffschutt des „Großen Baues" und des Anbaues; Grabgrube im Bereich des „Großen Baues"; Fläche zwischen Turm und Sakristei, Schicht III und II, Grube F; Westlich des „Großen Baues", Brandgrube B; Aus dem Humus im Bereich verschiedener Schnitte.

BERICHT ÜBER DIE ARBEITEN UND UNTERSUCHUNGEN DER RESTAURATOREN VON 1961 BIS 1965

JOHANNES TAUBERT

Die Auswahl der auf der Fraueninsel arbeitenden Restauratoren und die verantwortliche Leitung ihrer Arbeit lag in verschiedenen Händen. Es erscheint deshalb zweckmäßig, in einer Vorbemerkung die einzelnen Arbeitsabschnitte aufzuzählen und die jeweils beteiligten Restauratoren zu nennen.

Während des ersten und zweiten Arbeitsabschnittes (1961 und 1962) waren an den mittelalterlichen Wandmalereien im Münster und im Torbau zwei Arbeitsgruppen unabhängig voneinander tätig. Die eine Gruppe unter Führung von W. Glaise, Restaurator beim Landeskonservator Rheinland, arbeitete oberhalb der Gewölbe im Frauenmünster. Dieser Gruppe gehörten F. Buchenrieder, Restaurator am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Frau Brigitte Glaise, und zeitweilig R. Pracher, letztere beide freischaffende Restauratoren, an. Der zweiten Gruppe oblagen die Untersuchungen und Freilegungen im Torbau. Die Restauratoren dieser Gruppe untersuchten 1961 und 1962 innerhalb des Münsters die Nordwand des östlichen Mittelschiffsjochs, die Gurtbögen mit den bereits 1928 freigelegten Wandmalereien sowie zwei der Pfeiler, die das südliche Seitenschiff vom Mittelschiff trennen. Die zweite Arbeitsgruppe bestand aus dem freischaffenden Restaurator Th. Sprenzinger, dem der freischaffende Restaurator G. Doll beigeordnet war.

Bis zum 10. Mai 1961 zeichnete der Berichterstatter verantwortlich für die Zusammenstellung und die Arbeit der ersten Gruppe, dann übernahm Landeskonservator W. Bertram, der die Arbeiten im Torbau von Beginn an überwachte, die Leitung beider Arbeitsgruppen.

Zu Beginn des dritten Arbeitsabschnittes (1963) wurde der Berichterstatter mit der Leitung beider Arbeitsgruppen, Münster und Torbau, beauftragt. Zu diesem Zeitpunkt schied Restaurator Th. Sprenzinger wegen schwerer Erkrankung aus. An seiner Stelle übernahm der freischaffende Restaurator R. Harzenetter die weiteren Untersuchungen und Freilegungen im Torbau, dem angrenzenden Verbindungsbau zum Vikarhaus und den bemalten Gurtbögen im Münster. Unter seiner Führung arbeiteten zeitweilig E. Oellermann, angestellter Restaurator beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, sowie die freischaffenden Restauratoren Sophie Gräfin Waldburg-Zeil, D. Schütz und H. Zernickel. Nach dem vorläufigen Abschluß der Arbeiten an den Wandmalereien oberhalb der Gewölbe im Münster löste sich die erste Arbeitsgruppe (unter W. Glaise) im Herbst 1963 auf. Während des vierten und fünften Arbeitsabschnittes (1964 und 1965) arbeitete auch der Restaurator F. Buchenrieder im Torbau und im Münster.

Die photographische Dokumentation der Arbeiten im Torbau oblag bis 1962 dem Amtsphotographen J. Sowieja. Ab 1963 besorgte sie Restaurator F. Buchenrieder, der bereits seit 1960 die Arbeiten auf dem Dachboden des Münsters photographisch dokumentierte.

Im Folgenden wird über die Arbeit und die Untersuchungen der Restauratoren zusammenhängend berichtet. Dabei folgt der Berichterstatter den Protokollen, die von Restaurator

W. Glaise (für die Arbeiten oberhalb der Gewölbe im Münster) und von Restaurator Th. Sprenzinger und nach ihm von Restaurator R. Harzenetter (für die Arbeiten im Torbau) abgefaßt worden sind. Um die Kontinuität und den inneren Zusammenhang der Arbeiten oberhalb der Gewölbe im Münster und im Münster selbst, sowie im Torbau und dem angrenzenden Verbindungsbau deutlich werden zu lassen, bezieht sich der Berichterstatter hier nicht im einzelnen auf die zwei Vorberichte, die in Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1960 S. 145 f. und 1961 S. 95 f. erschienen sind.

Das Doerner-Institut, München (Dr. H. Kühn und Fräulein Ch. Starmanns) untersuchte Putze und Malmaterialien, fertigte Farbschnitte an und photographierte die Wandmalereien im Torbau im filtrierten ultravioletten Licht. Probenentnahmen zur Untersuchung von Malmaterial und Maltechnik hatten sich auf Bruchstellen und diejenigen Partien zu beschränken, die ohnehin beschädigt waren.

Die Bemerkungen über die Zusammensetzung der verschiedenen Putze und über den technischen Aufbau der Malereien beruhen auf Untersuchungen des Doerner-Institutes und eigenen Beobachtungen. Für die eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle standen zur Verfügung: Lupen, ein Stereo-Mikroskop, elektrische Lampen, mit denen die Malereien in Auf- und Seitenlicht betrachtet werden konnten und eine Analysenlampe, mit der die Malereien in filtriertem ultraviolettem Licht betrachtet werden konnten. Allerdings war es nicht möglich, das Mikroskop in den engen Taschen oberhalb der Gewölbe aufzustellen.

Beim Beschreiben der Farben wird von ihrer jetzigen Erscheinung ausgegangen. Einzelne Farben haben sich im Verlauf der Jahrhunderte nachweislich verändert.

In Raum I oberhalb der Gewölbe des Münsters ist die Farbigkeit der Deckenfriese (Taf. XLVII) auf der Nordseite undifferenzierter geworden gegenüber der Südseite. – Der jüngere Deckenfries im Raum II oberhalb der Gewölbe des Münsters (Taf. LIII) ist in Tasche S 3 insgesamt stark vergilbt. Dabei hat sich das Rot der unteren Bordüre in ein Braunrot verändert; die Farbe ist zudem so durchsichtig geworden, daß der Pinselstrich erkennbar ist. Das Violett dieses Deckenfrieses ist fleckweise verschwärzt. Die weißen und rot-weißen Bandabschnitte in diesem Deckenfries haben gegenüber den andersfarbigen Bandabschnitten den Charakter einer Untermalung. Sie könnten ursprünglich von einer anderen Farbe gedeckt gewesen sein, doch läßt sich das nicht nachweisen. Bemerkenswert ist, daß nur an diesen Bandabschnitten die sonst gut erhaltenen Weißhöhungen nicht mehr zu erkennen sind. – Diesen Bandabschnitten sind die senkrechten Bandabschnitte des Deckenfrieses im nördlichen Seitenschiff (Taf. XLVI, s. Abschnitt III) im Charakter sehr ähnlich. Auch dort sind die sonst gut erhaltenen Weißhöhungen dieses Frieses nicht mehr festzustellen. In der Mitte der Ostwand des nördlichen Seitenschiffes, an einer geschützten Stelle unmittelbar über dem Gewölbe, konnte beobachtet werden, daß der senkrechte Bandabschnitt ehemals rot-hellrot war (jetzt rot-weiß). Unmittelbar oberhalb dieser geschützten Stelle setzt sich zwar die Struktur des roten Anstrichs fort, nicht aber die Farbigkeit. Hier könnte die Ausbleichung eines roten Pigments vorliegen. In unmittelbarer Nähe dieser Stelle wurde im Gewölbeschutt ein Bruchstück dieses Frieses gefunden, das ebenfalls rot-hellrot bemalt ist.

Ob diese Beobachtungen am Deckenfries des nördlichen Seitenschiffes verbindlich gemacht werden können für die im Charakter sehr ähnlichen Bandabschnitte im jüngeren Deckenfries von Raum II oberhalb der Gewölbe des Münsters, sei dahingestellt. Die waagerechten Bandabschnitte des Deckenfrieses im nördlichen Seitenschiff haben sich von braun in grauviolett verfärbt; die obere zweifarbige Bordüre dieses Frieses hat sich zu einem Rostrot verändert.– Im älteren Deckenfries von Raum III oberhalb der Gewölbe des Münsters hat sich das Gelb partienweise in ein Hellrot verwandelt.

Alle diese Verfärbungen werden wahrscheinlich auf verschiedene Ursachen (Brände, Wassereinbrüche usw.) zurückzuführen sein; ihnen ist bisher nicht nachgegangen worden.

Absichtlich wird darauf verzichtet, die Malvorgänge an Hand der überlieferten Schriftquellen zur Technik mittelalterlicher Wandmalereien zu rekonstruieren. Wenn ein Tatbestand beobachtet wurde, der in den Schriftquellen oder in der Sekundärliteratur bereits vermerkt ist,

wird darauf verwiesen. Ebenso werden fallweise eigene Beobachtungen an anderen Wandmalereien angeführt. Von den Schriftquellen zur Technik mittelalterlicher Wandmalerei werden allerdings nur diejenigen berücksichtigt, die *vor* der Entstehung der Wandmalereien auf der Fraueninsel oder gleichzeitig mit ihnen datieren. Sinngemäß gilt das auch für den Gebrauch von Sekundärliteratur und das Anführen eigener Beobachtungen. Die Schedula diversorum artium des Theophilus Presbyter ist bei der kunsthistorischen Beschreibung der figürlichen Wandmalereien oberhalb der Gewölbe des Münsters bereits ausgiebig benutzt worden (siehe unten S. 265). Deshalb bezieht sich der Berichterstatter nicht noch einmal auf diese einzigartige Schriftquelle zur hochmittelalterlichen Maltechnik.

1. Wandmalereien oberhalb der spätgotischen Gewölbe im Münster (Taf. XLVII–LV sowie Taf. C–L)

a) Beschreibung der Arbeiten

Das 1476 in das Mittelschiff der alten Kirche eingezogene Netzrippengewölbe ist aus weich gebrannten Ziegeln aufgemauert worden. Dabei ist die Mauerkrone um ca. 1,60 m erhöht worden. Diese Erhöhung liegt nicht in der gleichen Ebene wie die ältere Mauer, sondern ist um ca. 10 cm zurückgesetzt, einen deutlichen Absatz bildend. Zur Erhöhung der Mauerkrone wurden Tuff und Ziegel benutzt; an der Nordmauer wurde dabei mehr Tuff, an der Südmauer mehr Ziegel verwendet. Zur Mauererhöhung der Nordwand ist auch ein älterer Profilstein verwendet worden, er befindet sich in Tasche N 3 etwa in der Mitte. Dort liegt er direkt auf der alten Mauerkrone. Der Stein ist maximal 29 cm breit, 16,5 cm hoch und 43 cm tief. Das Profil besteht aus Platte, Rücksprung, Hohlkehle. Auf dem Profil liegt ein dünner Putz mit mehreren Tüncheschichten.

Die jüngere Aufmauerung liegt auf einer älteren Mörtelschicht, die die alte Mauerkrone gleichmäßig bedeckt. Diese Putzabdeckung der älteren Mauerkrone ist auf der Südwand besser erhalten als auf der Nordwand. Direkt oberhalb der älteren Mauer sind beim Hochziehen der spätgotischen Aufmauerung in regelmäßigen Abständen viereckige Löcher ausgespart worden. Die Löcher sind zwischen 20 und 24 cm hoch, zwischen 18 und 25 cm breit und 30–40 cm tief[1]. Die ältere Mauer ist verputzt, auf dem Putz befinden sich die Malereien.

Die Gewölbetaschen waren bei Entdeckung der Wandmalerei 1960 bis zur Hälfte mit Schutt angefüllt. Der Schutt bestand aus zerbrochenen Dachziegeln, Glasscherben, Holzstücken, z. T. verkohlt, Ruß usw. Aus den östlichen Taschen wurde der Schutt durch die Restauratoren, aus den restlichen Taschen, in denen sich keine figürlichen Malereien befanden, durch zuverlässige Bauhandwerker unter Aufsicht der Restauratoren entfernt. Die einzelnen Taschen wurden nacheinander ausgeräumt. Um die Malerei zu schonen, wurde mit dem Aushub des Schuttes in größtmöglicher Entfernung von der bemalten Wand begonnen. Der Schutt rutschte also von der Malerei weg in die so entstandene Grube. Der Schutt wurde sorgfältig auf evtl. vorhandene Brocken alten Putzes mit Malereiresten durchsucht. Die dabei gefundenen Putzbrocken wurden taschenweise gesammelt. Unterhalb dieses Schuttes fanden sich regellos angehäufte Bruchziegel und Mörtelbrocken, die mit reinem Kalk gebunden waren. Sie wurden ebenfalls entfernt. Unter dieser Bruchziegelschicht hinwieder befand sich die regelmäßig aus Ziegeln gemauerte Sohle des Gewölbes, die mit einem Estrich bedeckt ist. Die unvermeidbare

[1] Diese Aussparungen im spätgotischen Mauerverband erklären sich u. E. wie folgt: beim Erhöhen der Mauerkrone sind die Tragbalken einer älteren Flachdecke ummauert und erst später entfernt worden.

Staubentwicklung beim Schuttaushub wurde durch öftere Besprengung der Gewölbe und des Schuttes gemindert; nach dem Aushub wurde der gesamte Raum oberhalb der Gewölbe vorsichtig mit dem Staubsauger gereinigt.

Die spätgotischen Gewölbe binden in das ältere Tuffsteinmauerwerk ein (Taf. LI b u. LIII). Sie sind von Gewölbeansatzverstärkern begleitet, die an den älteren Putz nur angelehnt sind und größere Partien der Malerei verdecken. Aus den Gewölbeansatzverstärkern wurden einzelne Ziegel ausgebrochen, um wichtige Teile der Malerei sichtbar zu machen. Aus dem gleichen Grund wurden zwei Lagen Ziegel aus der ebenfalls an den alten Putz nur angelehnten Gewölbesohle ausgehoben. Vor diesen Eingriffen in die Bausubstanz wurde die Genehmigung des Statikers eingeholt.

Die Malerei ist nicht mehr bis zur älteren Mauerkrone erhalten (Taf. LI). Besonders stark beschädigt ist ihr oberer Rand. Dort fehlen größere Partien des die Malerei tragenden Putzes. Die Malerei zeigt Brandspuren in allen Taschen, besonders entlang der Gewölbeansatzverstärker.

Zu Beginn der Arbeiten klaffte der Putz bis zu 6 cm von der Wand weg. Teilweise wurde der gelockerte Putz nur vom Schutt an der Wand gehalten. Um zu verhindern, daß der Putz während des Schuttaushubes abfiel, mußten besonders gefährdete Partien vor und während des Schuttaushubes gesichert werden. Der besonders gefährdete klaffende Rand des Verputzes wurde mit Gipsplomben gesichert. Bei der später folgenden durchgehenden Sicherung des gesamten Putzes wurde wie folgt verfahren: nach sorgfältigem Reinigen der Hohlräume, Risse und Kavernen mittels Staubsauger, Pinzetten, Nadeln usw. wurden die Putzrückseite und das Mauerwerk dahinter gründlich mit Wasser unter Zusatz einer geringen Menge Alkohol durchnäßt. Die nur losen, aber noch eng an der Wand anliegenden Putzpartien sowie sämtliche Risse wurden mit stark verdünnter Kalkmilch von gut abgelagertem Sumpfkalk unter Zusatz einer ganz geringen Menge Caparol, ca. 5 % von der Festsubstanz, hinterspritzt. Die klaffenden Putzpartien wurden mit einem Kalkmörtel hinterfüllt, dem Caparol, 5–10 % der Festsubstanz, zugesetzt worden war. Als Füllstoff wurden feinkörniger Sand und, zur Angleichung an die alte Putzsubstanz, zerstoßene alte Mörtelreste benutzt. An besonders gefährdeten Stellen wurde diesem Mörtel noch 20 % Trierer Kalk (% in bezug auf die Frischkalkmenge) beigegeben. Weit abstehende Putzpartien wurden nach dem Hinterspritzen und Hinterfüllen mit einer Freskopresse vorsichtig an die Wand gedrückt.

In Tasche N 1 wurden durch die Restauratoren zwei große Löcher in der Mauer mit Steinen zugesetzt und verputzt. Der neu angetragene Kalkputz hält sich ca. ½ cm hinter dem Niveau des alten Putzes. In der gleichen Weise wurden je ein Loch in den Taschen N 2 und N 3 zugesetzt.

An den Putzrändern und an den alten groben Verletzungen der obersten Putzschicht hatte der Putz in sich seine Bindung verloren und sandete ab. Diese Partien wurden vorsichtig mit destilliertem Wasser getränkt und anschließend mit einer wasserklaren Kalium-Silikat-Lösung gefestigt. Je nach Saugfähigkeit der zu härtenden Partien wurde das Kalium-Silikat im Verhältnis 1 : 2 bis 1 : 5 mit destilliertem Wasser verdünnt.

Die Haftung des Putzes an die Mauer wurde in allen 18 Taschen auf die beschriebene Weise verbessert, ebenso wurden sandende Partien des Putzes durchgehend gefestigt. Die Abbruchkanten des Putzes wurden, wo notwendig, durch Antragen von Kalkmörtel zusätzlich gesichert.

Durch das Herausräumen des Schuttes aus den Gewölbetaschen wurden die atmosphärischen Bedingungen, unter denen sich Putz und Malerei jahrhundertelang befanden, geändert. Putz und Malerei sind trockener geworden. 1962 mußten die Restauratoren feststellen, daß der Putz die Bindung zur Mauer an einigen Stellen verloren hatte, an denen er sie im Vorjahr noch

besaß. An diesen Stellen wurde der Putz auf die oben genannte Weise wieder an der Mauer befestigt. Um die Haftung des Putzes künftig kontrollieren zu können, wurden von jedem Zwickel sog. „Schallskizzen" angefertigt, in denen die verschiedenen Schwingungsgeräusche, die bei der Perkussion des Putzes entstehen, jeweils mit besonderen Farben bzw. Schraffuren eingetragen wurden. 1963 und 1964 wurde die Haftung des Putzes an Hand dieser Schallskizzen überprüft.

Beim Aufmauern der Gewölbe war die Malerei mit Kalkmörtel bespritzt worden (Taf. LI u. LV), der unterschiedlich fest haftete. An der Gewölbesohle war die Malerei mit einer dünnen, aber dichten Kalkmörtelschicht fast völlig bedeckt. Die Mörtelspritzer bzw. die Mörtelschicht ließen sich im allgemeinen verhältnismäßig leicht mechanisch von der Malerei trennen, ohne daß dabei das gefürchtete „Teilen" der Malschicht auftrat. Die Malerei ist also weitgehend bis in ihre Oberfläche hinein fest mit dem Putz verbunden. Allerdings war in einigen Partien eine innige Verbindung zwischen den Kalkmörtelspritzern und der Malerei zustandegekommen. An solchen Stellen war das mechanische Freilegen sehr mühsam und nur unter der Lupe möglich.

Die Malerei war in einzelnen Partien unterschiedlich stark vergraut; stellenweise war die Malerei bis zur Unkenntlichkeit verschleiert. Von solchen Vergrauungen waren besonders die Partien nahe der Mauerkrone betroffen (Taf. LII). Die Vergrauungen sind Folgen einer Aussinterung von Kalk. An einzelnen Partien konnten sie ohne Schaden für die Malerei mechanisch entfernt werden, an anderen Stellen widerstand die sehr harte Sinterschicht allen Schabversuchen. An zwei Stellen wurden die Vergrauungen deshalb chemisch entfernt. Dazu wurde eine fünfprozentige Salzsäurelösung in Alkohol verwendet. Die Aussinterungen wurden durch Betupfen mit einem in der Salzsäure-Alkohollösung angefeuchteten Wattebausch angelöst und anschließend mit Ammoniak neutralisiert. Der dadurch mürbe gewordene Kalksinter konnte dann mit dem Skalpell entfernt werden. Bereits während der Voruntersuchung im Januar 1961 wurde die Vergrauung in einer kleinen Partie der roten Bildbegrenzung in Tasche N 3 chemisch entfernt. Während des ersten Arbeitsabschnittes 1961 wurden die starken Vergrauungen der Friespartie in Tasche S 3 chemisch entfernt.

An einzelnen Stellen besaß die Malschicht in sich nur noch schwache Bindung; mit rot und schwarz gemalte Partien neigten besonders zum „Bluten". Bemerkenswert ist, daß diejenigen Partien, die von den Gewölbeansatzverstärkern verdeckt waren, weniger wischfest als andere Partien der gleichen Malerei sind. Die „blutenden" Stellen in der Malerei wurden durch Abrollen bzw. Abtupfen eines mit Alkohol leicht befeuchteten Wattebausches von anhaftendem Staub gereinigt und anschließend zweimal mit Kalium-Silikat-Lösung fixiert. Das Kalium-Silikat war dazu im Verhältnis 1 : 4 mit destilliertem Wasser verdünnt worden.

Im Januar 1961 wurde in Tasche N 3 die linke Gesichtshälfte Christi nach der mechanischen Freilegung durch Abrollen eines mit Alkohol leicht befeuchteten Wattebausches gereinigt. Die rechte Gesichtshälfte wurde während des ersten Arbeitsabschnittes im Frühjahr 1961 in der gleichen Weise freigelegt und gereinigt[2].

[2] Die in Deutsche Kunst und Denkmalspflege 1961 S. 67 reproduzierte Farbaufnahme zeigt die freigelegte und gereinigte linke Gesichtshälfte in noch feuchtem Zustand. Der Unterschied zwischen gereinigter und ungereinigter Gesichtshälfte wirkt daher besonders kraß. Das gleiche gilt von der Abb. 7 in R. Hootz, Deutsche Kunstdenkmäler. Ein Bildhandbuch, Bayern südlich der Donau 1962, S. 77. – Die Abb. bei P. R. Bauerreiß, Die neuentdeckten Fresken in Frauenchiemsee, in: Rhaeten-Herold 33. Jg. 1964 S. 7, sowie bei P. v. Bomhard, Frauenwörth, ein Führer durch das Münster, o. J. (1964) S. 8, bei H. Schindler, Große Bayerische Kunstgeschichte 1963 Bd. 1 S. 123 und bei R. Pörtner, Die Erben Roms 1964 Abb. gegenüber S. 381 zeigen den Christuskopf nach der mechanischen Freilegung der rechten Gesichtshälfte, *vor* dem Reinigen mit dem Alkohol getränkten Wattebausch.

In den Taschen N 2 bzw. S 2 (Taf. LII) bricht die Putzschicht mit der Malerei nahezu senkrecht ab. Neben diesem Abbruch erscheint beschädigtes Tuffsteinmauerwerk. An der Bruchkante ist der Putz besonders stark, stellenweise ragt er über die Wandebene vor. Der Putzabbruch wird begleitet von der gemalten senkrechten Begrenzung eines Bildfeldes, die ca. 14 cm breit ist. Mauerwerk, Bruchkante des Putzes und senkrechte Begrenzung des Bildfeldes weisen aus, daß an dieser Stelle Nord- und Südwand durch eine Zwischenwand verbunden waren. Zwischen der äußersten Begrenzung des Bildfeldes und einem kleinen Stück Putz, das schon zum östlichsten Raum gehört – das Stück Putz befindet sich direkt neben dem Gewölbeansatzverstärker – liegen 75 cm. Die Zwischenwand war also ca. 75 cm stark.

Ca. 8,40 m westlich davon verbindet jetzt eine Ziegelmauer Nord- und Südwand (Taf. XLIX a). Diese Ziegelmauer ist ca. 67 cm stark. Sie lehnt sich an die alten Tuffsteinmauern und die spätgotischen Mauererhöhungen an, ist also erst nach den spätgotischen Mauererhöhungen eingebracht worden. Beim Aufziehen dieser jüngeren Verbindungswand ist auf der alten Nord- und auf der Südwand Putz mit Malerei abgeschlagen worden. Noch vorhandene Farbreste an Nord- und Südwand weisen aus, daß die Bildfelder hier ebenfalls durch einen ca. 14 cm breiten, gemalten senkrechten Rahmen begrenzt waren. Von diesem Rahmen ist ein ca. 12 cm breiter Streifen verloren gegangen. Ein Maueransatz aus Tuffsteinen in Tasche N 4 b (Taf. XLVI a) und die gemalten senkrechten Begrenzungen von Bildfeldern in den Taschen N 4 und S 4 weisen aus, daß an dieser Stelle eine ältere Zwischenwand war, vergleichbar der zwischen den Taschen N 2 und S 2. Die Stärke dieser älteren Zwischenwand läßt sich mit Hilfe des Maueransatzes in der Gewölbetasche N 4 b (19 cm), der jüngeren Ziegelmauer (67 cm) und der jetzt fehlenden gemalten Bildfeldbegrenzung errechnen; sie betrug ca. 74 cm.

Durch diese beiden Zwischenwände wurde der obere Teil der Kirche in drei Räume geteilt. Diesen oberhalb der spätgotischen Gewölbe erkennbaren älteren Raumabschnitten entsprechen im Münster selbst die sog. Institutskapelle, das Sanktuarium und das Mittelschiff. Im Folgenden wird lediglich Verputz und Ausmalung der drei Raumabschnitte oberhalb des Gewölbes beschrieben. Dabei wird Putz und Ausmalung jeder dieser Raumabschnitte für sich besprochen.

b) Beschreibung der Malereireste in Raum I (Taf. XLVII u. XLVIII)

Die Ostwand von Raum I ist die östliche Giebelwand der Kirche. Sie steht im Mauerverband mit der älteren Nord- und der Südwand und ist ebenfalls aus Tuffsteinen gemauert. Zwei Rundbogenöffnungen in der Ostwand werden von dem spätgotischen Gewölbe überschnitten (Taf. XLVII). Die schräge Laibung dieser Öffnungen ist ca. 35 cm, maximal 40 cm tief. Die Rundbogenöffnungen sind von außen zugesetzt. Die erhaltenen drei Wände des Raumes (Ost-, Nord- und Südwand) sind verputzt.

Als Putz ist ein Mörtel aus etwa gleichen Teilen Kalk und groben, verschiedenfarbigen Sanden verwendet worden. Der Putz ist durchschnittlich ca. 25 mm stark. Die oberste Lage wurde mit der Kelle geglättet.

An der Ostwand läuft der Putz in Höhe der alten Mauerkrone der Nord- und Südwand aus. An der Laibung der Rundbogenöffnungen bildet der Putz eine scharfe Kante. Der Putz geht in die Laibung hinein und bricht dort unregelmäßig ab.

Der Raum I war oben durch einen gemalten Deckenfries geschmückt[3], von dem sich umfangreiche Reste an den drei Wänden erhalten haben (Taf. XLVIII; Taf. 37 a).

[3] Die Beschreibung der gemalten tektonischen Ornamente und ihre Benennung folgt K. Hecht, Die sog. perspektivischen Mäander. Diss. Masch. Stuttgart 1945. Hecht hat die einzelnen Ornamentformen u. E. am

Der Deckenfries ist ca. 42 cm breit. Er besteht aus einem sog. perspektivischen Mäander[4] vor gelbem Hintergrund.

Der Mäander (Taf. 37 a; Abb. 7, II) besteht aus zwei je 6 cm breiten Zügen, die einander schneiden. Als Schnittfiguren entstehen sich nach links drehende Swastika-Kreuze. Zwischen die Swastika-Kreuze ist ein quadratisches Feld eingeschoben. Die dadurch abgewandelte Mäanderform wird Metopen-Mäander genannt[5]. Die zwei Mäanderzüge sind gespalten und haben eine schwarz-dunkelgraue Außenseite und eine rot-hellgraue Innenseite[6]. Die Stege des Mäanders sind weiß gehöht. Die Weißhöhung ist relativ breit und unpräzise aufgetragen. Das Metopenfeld ist ockergelb wie der Hintergrund und mit einem roten Kreis gefüllt. Den Kreis wiederum schmückt ein Muster, das einer vierflügeligen grauen Turbine ähnelt. Jeder Flügel ist von schwarz über grau bis zu weißen Lichthöhungen modelliert[7]. Den Mäander begleiten oben und unten Bordüren. Die obere besteht aus einem gelben Band, das mit hellgrauen Punkten verziert ist, unten ist der Mäander mit einem hellgrauen weißgerandeten und einem ockergelben schwarzgerandeten Zungenband begrenzt. Das hellgraue Zungenband liegt auf einem roten Streifen, das Rot wird in den Zwickeln des Zungenbandes sichtbar. Jedes Band hat etwa die Breite eines Mäanderzuges. – Der Mäander ist auf dem Putz mit dem Pinsel und hellroter Farbe vorgezeichnet. In den entsprechenden Quadraten geben hellrote Diagonalen das Knicken der Züge an. Der Mäander ist in reiner Kalkmalerei ausgeführt.

Die Wandflächen unterhalb des Mäanders waren unbemalt.

Diese erste in Raum I feststellbare Wanddekoration ist in Breite des Deckenfrieses angespitzt worden, um einem neuen Putz genügend Haftung zu geben.

Dieser jüngere Putz besteht aus ca. 50 % Kalk und ca. 43 % feinkörnigem hellen Sand. Der jüngere Putz ist ca. 15 mm stark, er deckt den darunterliegenden Putz nur in Breite des Deckenfrieses. Nach unten hin läuft der jüngere Putz weich gegen die unbemalte Wand aus und bildet eine unregelmäßige Kante.

Der jüngere Putz hat trotz der Anspitzung des älteren nicht gut gehalten (Taf. XLVII). Er ist, besonders an der Oberkante, an vielen Stellen ausgebrochen. Auf diesen Putzstreifen ist ebenfalls ein ca. 46 cm breiter Deckenfries gemalt. Der Fries besteht aus einem sog. perspektivischen T-Mäander[8]. Der Mäander steht vor hellgrauem Hintergrund.

Der Mäanderzug (Taf. 38 a; Abb. 7, III) ist gespalten, die senkrechten Stäbe sind rot-grau, die waagrechten sind braun-gelb gegeben. Die Stege des Mäanders sind weiß gehöht. Oben und unten ist der Mäander von den gleichen Bordüren begrenzt. Sie bestehen aus je zwei roten Bändern, die durch eine

präzisesten definiert. Seiner Terminologie folgt deshalb der Berichterstatter auch dann, wenn für einzelne Formen bereits andere Definitionen gebraucht wurden. – Mit Deckenfries werden im Folgenden jene Friese bezeichnet, die eine Wand unmittelbar unterhalb einer flachen Decke schmücken.

[4] Hecht a.a.O. S. 5.

[5] Hecht a.a.O. S. 3 Abb. 7. Für die spezielle Form des Mäanders vgl. Hecht a.a.O. S. 19 Abb. 45 u. S. 31 Abb. 89; außerdem Fries unter der Apostelreihe im Chor der Schloßkirche zu Spiez, vgl. Beat Brenk, Die romanische Wandmalerei in der Schweiz. Bern 1963 S. 154 f. Abb. 58. 59; Augsburg, Dom Mittelschiff, mit rechteckigen Metopen. – Beim Verweisen auf die gleiche Mäanderform gilt jedoch Paul Clemens Bemerkung: „In der ganzen Geschichte der Kunst pflanzt sich nichts leichter fort, überspringt nichts rascher große Zwischenländer, wird nichts gedankenloser aufgenommen, als eben das einzelne Ornamentmotiv" = P. Clemen, Die romanische Monumentmalerei in den Rheinlanden 1916 S. 675.

[6] Die Farbbeschreibung folgt hier und im folgenden der sog. Perspektive dieser Bandzüge: die am weitesten zurückliegenden, in der Regel dunkel gehaltenen Abschnitte werden zuerst genannt, dann die weiter vorn liegenden, in der Regel helleren Abschnitte und zum Schluß die Stege der Bänder, die meist mit weiß gehöht sind. Hecht a.a.O. S. 5.

[7] Für die spezielle Form des Wirbelmusters vgl. G. Panazza, La chiesa de S. Salvatore in Brescia. Atti dell'ottavo congresso di studi sull'arte dell'alto medioevo. Milano 1962.

[8] Hecht a.a.O. S. 3 Abb. 5; für die spezielle Form des Mäanders vgl. Hecht, S. 12, S. 15 und S. 22 Abb. 34, 39, 55; Deckenfries im nördlichen Seitenschiff von St. Emmeram, Regensburg.

weiße dünne Linie voneinander getrennt sind. Jedes rote Band ist so breit wie der Mäanderzug. Das untere Band der unteren Bordüre verdeckt den unregelmäßigen Übergang des jüngeren Putzes zum älteren. Das Konstruktionsgerippe des Mäanders besteht aus senkrechten Linien, die in regelmäßigen Abständen von ca. 6 cm in den feuchten Putz geritzt sind. In dieses Gerippe wurden die Waagerechten und Diagonalen mit hellroter Farbe und Pinsel vorgezeichnet. Die Dreiecke, die mit grauer Hintergrundfarbe gefüllt werden sollten, wurden durch einen Pinseldrucker mit hellroter Farbe markiert[9]

Die Wandflächen unterhalb des jüngeren Deckenfrieses sind weiß getüncht worden. Auf der Tünche befindet sich figürliche Malerei in kräftiger roter Farbe (Taf. XLVIII); die Malerei erstreckt sich über die erhaltenen drei Wände. Im Zuge dieser Zweitausmalung sind die Rundbogenöffnungen in der Ostwand durch Malerei hervorgehoben worden: ein ca. 5 cm breites rotes Band umrahmt diese Öffnungen und stößt gegen ein ca. 6 cm breites rotes Band in der Laibung. In der Laibung sind außerdem Spuren einer roten Zeichnung festzustellen.

Die figürliche Malerei an den Wänden und die Laibungen der Rundbogenöffnungen sind später mit einer weißen Tünche übermalt worden. Diese Tünche deckt auch das untere Band der Mäanderbordüre und schneidet dort waagerecht ab. Die dritte Ausmalung von Raum I übernimmt also den Deckenfries der zweiten Ausmalung, gibt aber die figürliche Malerei auf. Die Tünche ist stellenweise abgeblättert, an diesen Stellen kann man beobachten, daß die rote Malerei zum „Teilen" neigt. Aus diesem Grunde ist von einer Freilegung der roten Malerei bisher Abstand genommen worden.

c) Beschreibung der Malereireste in Raum II *(Sanktuarium)* (Taf. XLIX–LV)

In Raum II befindet sich die 1960 entdeckte figürliche Malerei. Sie bedeckt große Flächen der Nord- und Südwand. Oberhalb der figürlichen Malerei befindet sich ein gemalter Deckenfries (Taf. 35 a). Dieser Fries ist durchgehend stark beschädigt, es fehlen größere Partien des die Malerei tragenden Putzes.

In Tasche N 3, oberhalb des Engels, deckte dieser Putz den Rest eines älteren Putzes, der ebenfalls Malerei trägt (Taf. XLIX). Die beiden Putzschichten klafften voneinander. 1964 wurde ein Stück des jüngeren Putzes vorsichtig abgehoben. Der dabei zutage tretende ältere Putz ist sehr fragmentarisch erhalten. Er trägt Malerei.

Der Putz ist angespitzt. Die Malerei darauf läßt sich als ein rechteckiges, ca. 24 cm langes, ca. 18 cm hohes rosa Feld erkennen (Taf. 35 b). In das rosa Feld ist eine hellrote Raute eingeschrieben, deren Ränder konkav gewölbt sind. Die Raute wird von einem weißen Vierblatt-Muster überlagert, dessen Spitzen die Ecken des rechteckigen Feldes berühren. Das Vierblatt-Muster ist rot vorgezeichnet. An der linken Seite des rosa Feldes, genau in der Mitte, schließt ein kleines rosa Dreieck an. Links neben und unter diesem Feld lassen sich hellgraue und dunkelgraue Malereireste feststellen. Durch die Malerei des rosa Feldes schimmern die senkrechten und waagerechten roten Linien eines vorgezeichneten Quadratnetzes, das eine Maschenweite von ca. 6 cm besitzt.

Aus dem vorgezeichneten Maschennetz, den hell- und dunkelgrauen Malereiresten sowie dem kleinen rosa Dreieck neben dem rechteckigen rosa Feld ist zu schließen, daß der ältere Putz mit einem Metopen-Mäander vor rosa Hintergrund bemalt war, dessen Metope mit einem Binnenmotiv sich hier erhalten hat. Der Abstand von der Mauerkrone bis zum unteren Rand der Metope beträgt ca. 30 cm. Die Gesamtbreite des Frieses läßt sich daraus mit minimal 42 cm

[9] Vgl. K. List, S. Cyriak in Sulzburg 1964 S. 123; Deckenfries der kathol. Kirche in Keferloh, Lkr. München; Deckenfries im nördlichen Seitenschiff von St. Emmeram, Regensburg.

errechnen. In den Taschen S 2 und S 4 haben sich ebenfalls geringe Reste eines älteren angespitzten Putzes mit Spuren von Malerei erhalten.

Der Malereirest in Tasche S 4 zeigt mit einer roten Raute und einem Stück des weißen Vierblattmusters die gleichen Ornamentformen, die in der Metope auf der Nordwand festgestellt wurden. Der Abstand von der Mauerkrone bis zum unteren Rand der Metope beträgt hier 29 cm. Die Metope wird unten von einem grauschwarzen Band begrenzt, das weiß gehöht ist. Unter diesem Band befinden sich Reste eines grauen Zungenbandes, das schwarz konturiert ist. Dieses graue Zungenband liegt auf einem waagerechten roten Streifen, das Rot wird in den Zwickeln des Zungenbandes sichtbar[10]. In Tasche S 2 findet sich ein weißer zungenförmiger Farbrest, der schwarz konturiert ist. Der maximale Abstand dieses schwarzen Konturs von der alten Mauerkrone beträgt ca. 42 cm. Der Malereirest befindet sich also etwa in der gleichen Höhe wie das ebenfalls schwarz konturierte graue Zungenband in Tasche S 4[11].

Die Reste des älteren Putzes auf der Nord- bzw. Südwand von Raum II sind so wenig umfangreich, daß aussagefähige Materialuntersuchungen über eine evtl. Gleichheit der Putze nicht gemacht werden konnten.

Wie in Raum I liegt über dem angespitzten älteren Fries eine jüngere Putzschicht.

Der jüngere Putz besteht aus ca. 37 % Karbonaten und ca. 55 % feinkörnigem Sand. Er ist durchschnittlich ca. 10–20 mm stark. Die im Vergleich zu dem glatten älteren Putz in Raum I sehr rauhe Struktur dieses Putzes läßt sich vielleicht damit erklären, daß dieser Putz mit einem hölzernen Putzhobel verstrichen wurde.

Dieser Putz ist in zwei Arbeitsabschnitten angetragen worden. Der eine, zuerst angetragene Arbeitsabschnitt reicht von der Mauerkrone bis etwa zum unteren Rand des gemalten Frieses. Gegen ihn hin ist in einem zweiten Arbeitsgang jener Putz angetragen worden, auf den die Figuren gemalt wurden. In Tasche S 2 ist in einem Ausbruch deutlich zu erkennen, wie der zuerst angetragene Putz der Frieszone von dem danach angetragenen Putz der Bildzone überlappt wird. Das Aneinanderstoßen der beiden Arbeitsabschnitte markiert sich durch eine unregelmäßig verlaufende Putznaht in sämtlichen Taschen des Raumes II. Die gemalte Bildfeldrahmung und ein schmaler Streifen des blauen Hintergrundes liegen noch auf dem zuerst angetragenen Putz. Ein dünnes Häutchen weißen Kalkes liegt auf dem Putz und bildet eine Unterlage sowohl für die Friesmalerei als auch für die figürlichen Darstellungen.

Auch bei der zweiten Ausmalung ist Raum II oben durch einen ca. 61 cm breiten Deckenfries geschmückt worden (Taf. 35a; Abb. 7, 1). Der Deckenfries besteht aus einem komplizierten Bandmuster, dem das rückläufige Moment des Mäanders fehlt. Dieses Zinnenmuster[12] ist in scheinbarer Perspektive, wie die sog. perspektivischen Mäander gegeben.

Das Zinnenmuster wird von zwei je 8 cm breiten Bändern gebildet (Abb. 7, 1), die in der Art eines Metopen-Mäanders quadratische Felder einschließen. Die Metopen haben verschiedene Binnenmotive ein kleeblattartiges und ein aus der Raute entwickeltes, die im Rhythmus a b wechseln. Das oberhalb der Metope verlaufende Band knickt rechts neben der Metope um und fällt dann senkrecht nach unten. Jedoch bereits in Höhe des unteren Randes der Metope knickt das Band wieder um und verläuft drei Bandbreiten waagerecht. Dann steigt es bis zum oberen Rand senkrecht empor, verläuft dort eine Bandbreite waagerecht und fällt wieder eine Bandbreite tief – damit eine Zinne von einer Bandbreite bildend. Es läuft dann wieder eine Bandbreite waagerecht, steigt auf bis zum oberen Rand und beginnt dann mit der Waagerechten über der folgenden Metope das Muster zu wiederholen.

Das Band unterhalb der Metope knickt erst eine Bandbreite nach der Metope, um dann senkrecht in

[10] Vgl. die untere Bordüre des ältesten Deckenfrieses in Raum I, S. 207.

[11] Das untere Zungenband des ältesten Deckenfrieses in Raum I befindet sich in der gleichen Höhe.

[12] Hecht a.a.O. S. 3 Abb. 2.

die Höhe bis zum oberen Rand zu steigen, dabei überlagert das untere Band die Waagerechte des oberen Bandes. Am oberen Rand verläuft das untere Band eine Bandbreite waagerecht, knickt um und fällt bis zum unteren Rand – so eine hohe schmale Zinne bildend, dabei schlüpft das untere Band unter der Waagerechten des oberen Bandes hindurch. Die beiden Bänder verflechten sich also in diesem Abschnitt[13]. Dann verläuft das untere Band zwei Bandbreiten waagerecht, steigt zwei Bandbreiten hoch, knickt um und fällt wieder senkrecht bis zum unteren Rand, die zweite kleinere Zinne bildend. Mit der Waagerechten unter der folgenden Metope wiederholt sich das Muster.

Der komplizierten Form entspricht einer reiche Farbigkeit; die beiden durchlaufenden Bänder sind abschnittsweise verschieden farbig. Jeder Abschnitt beginnt mit der einen Metope und endet an der nächsten Metope.

Das *untere* Band, beginnend mit der Metope mit dem Kleeblattmuster, ist violett; die waagerechten Bandstücke sind in dunkel- und hellviolett gespalten, die senkrechten sind einfarbig violett (= a). Unter den nächsten Metopen wechselt die Farbigkeit des unteren Bandes nach rot, die waagerechten Bandstücke sind wieder gespalten, in ein dunkleres und ein helleres Rot, die senkrechten wieder einfarbig (= b). Der nächste, dritte Bandabschnitt ist violett wie der erste (= a). Ihm folgt ein vierter, dessen waagerechte Bandstücke in hellgrau und weiß, die senkrechten in rot und weiß gespalten sind (= c). Mit der nächsten Metope beginnt der farbige Rapport wieder.

Das *obere* Band, beginnend mit der Metope mit dem Rautenmuster, ist in den waagerechten Bandstücken hellgrau-weiß gespalten, in den senkrechten rot und weiß (= c). Dieser Bandabschnitt hat also oben die gleiche Farbigkeit wie der zuletzt genannte des unteren Bandes. Über der nächsten Metope wechselt die Farbigkeit des oberen Bandes nach blau; die waagerechten Bandstücke sind in dunkel- und hellblau gespalten, die senkrechten einfarbig (= d). Bereits mit der nächsten Metope beginnt der farbige Rapport des oberen Bandes. Die Farbigkeit des oberen Bandes wechselt im gleichen Rhythmus wie die Binnenmotive der Metopen, a b a b.

Die Farbigkeit des unteren und des oberen Bandes bewegt sich also in verschiedenem Rhythmus, unten wechseln die Bandabschnitte im Rhythmus a b a c a b a c, oben im Rhythmus c d c d. Mit der Aufnahme der Farbigkeit eines unteren Bandabschnittes (= c) in das obere Band ergibt sich eine farbige Verflechtung, vergleichbar ihrer Verflechtung in der Zeichnung. Für das Zinnenmuster insgesamt ergibt sich damit ein Vierer-Rhythmus: a b a c a b a c.

Die Stege der Bänder sind weiß gehöht. Das Zinnenmuster steht vor rötlichgrauem Grund. Die bei der Knickung der Bänder sich ergebenden kleinen Zwickeldreiecke des Hintergrundes sind mit je drei weißen Punkten ausgefüllt.

Binnenmotiv a in den Metopen besteht aus weißen Stäben, die ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden. Dieses Quadrat wird von blauen, sich kreuzenden Stäben mit lilienförmigen Enden überlagert, deren Spitzen in die Ecken des Metopenfeldes zeigen. Die Lilien sind weiß konturiert. Der Kreuzungspunkt der blauen Stäbe und der Ansatz der Lilien sind durch weiße Punkte betont. Motiv b besteht aus einem blauen Band, das ein kleeblattförmiges Muster um einen ebenfalls blauen Kreis bildet. Die Binnenfelder der vier Kleeblätter sind mit je einer weißen Lilie ausgefüllt, die nach dem Mittelpunkt des Musters weist. In den Ecken des Metopenfeldes berührt je eine weiße blütenblattähnliche Form das Kleeblattmuster. Alle Ansatzstellen sind durch weiße Punkte betont, ebenso der Mittelpunkt der Metope[14].

Das Zinnenmuster wird unten von einer Bordüre begrenzt, die aus zwei je 6 cm breiten roten Bändern besteht. Die Bordüre ist in der Mitte mit einer weißen Punktreihe geschmückt. Sie wird oben und unten von einem schmalen grauen Streifen begleitet; der obere graue Streifen ist durch eine weiße Linie von der roten Bordüre getrennt. Für den oberen Abschluß des Zinnenmusters läßt sich aus den vorhandenen Maßen ein Abschlußstreifen von ca. 4 cm lediglich errechnen.

[13] Ähnlich verflochten ist der Mäander im Deckenfries der Johanneskapelle in Pürgg, vgl. Hecht a.a.O. S. 24 Abb. 60. In Hechts Abb. zwei kleine Fehler vgl. die Abb. 181 und 187 bei W. Frodl, Die romanischen Wandgemälde in Pürgg nach der Entrestaurierung, in: Österr. Zeitschr. für Denkmalpflege Jg. II, 1948 S. 147 f.

[14] Die gleichen Binnenmotive im gleichen Rhythmus wechselnd finden sich im Deckenfries der Johanneskapelle in Pürgg, s. vorhergehd. Anm.

Das Zinnenmuster ist aus den Friesresten auf Süd- und Nordwand ermittelt worden. Die hier angegebene Farbigkeit ist auf Süd- und Nordwand im wesentlichen gleich. Lediglich das Band unter der Metope mit dem kleeblattförmigen Binnenmotiv ist auf der Nordwand rot- hellrot gespalten, während das Band unter der gleichen Metope auf der Südwand stets violett-hellviolett gespalten ist. Warum und wo die Farbigkeit in dem offenbar umlaufenden Friesband wechselte, ist wegen des Fehlens der Ost- und Westwand und wegen des fragmentarischen Zustandes des Friespartie auf der Nordwand nicht mehr zu ermitteln.

Das Zinnenmuster ist durch waagerechte Schnurschläge mit rotem Pigment angelegt. In der gleichen Weise sind sämtliche waagerechten Linien bis zum Bildfeldrand gegeben. Die Senkrechten und Diagonalen des Zinnenmusters sind mit Pinsel und roter Farbe vorgezeichnet. Beim Ausmalen der Bänder sind die Hintergrunddreiecke nicht ausgespart, sondern mit den jeweiligen Bandfarben gedeckt worden. Erst in einem späteren Arbeitsgang sind die Dreiecke mit der rötlichgrauen Hintergrundfarbe ausgelegt und dann mit den weißen Punkten verziert worden. Die blauen und dunkelroten Bandabschnitte sind zuerst einfarbig angelegt worden, in einem zweiten Arbeitsgang ist die eine Hälfte des Bandes mit einer halbopaken helleren Farbe aufgelichtet worden[15].

Die Metopen sind durchgehend rot gestrichen. Das Weiß der Stäbe im Motiv a ist halbopak gemalt, davon heben sich die pastos darauf gesetzten weißen Punkte deutlich ab .

Unter dem Fries befindet sich ein weißes Schriftband von ca. 12 cm Breite, die roten Buchstaben sind 9 cm hoch.

Die Buchstaben sind mit Pinsel und roter Farbe vorgezeichnet, z. T. liegt diese Vorzeichnung etliche Zentimeter neben den ausgeführten Buchstaben (Taf. LXXXIII d). Der Buchstabe C in Tasche S 3 ist in den Putz vorgeritzt worden (Taf. LIII). Bei den anderen Buchstaben konnte keine Vorritzung festgestellt werden.

Die figürlichen Malereien sind oben und an den Seiten von einem ca. 14 cm breiten gemalten Rahmen begrenzt (Taf. LII).

Der Rahmen besteht aus einem ca. 8,5 cm breiten roten, einem ca. 3,5 cm breiten grauvioletten und einem ca. 2 cm breiten grauen Streifen. Ein weißer Strich trennt den grauen Streifen von dem violetten.

Die Darstellungen überschneiden zum Teil den Rahmen. An diesen Stellen ist deutlich zu erkennen, daß der zeichnerischen Vorbereitung des Rahmens unmittelbar die Unterzeichnung der figürlichen Darstellungen folgte. Die dann erst folgende Ausmalung des Rahmens sparte die Unterzeichnung der figürlichen Darstellungen aus.

Die Bildfläche von Nord- bzw. Südwand kann in etwa errechnet werden. Legt man den Figuren den Athoskanon[16] zugrunde, so ergibt sich aus einer Kopfgröße von 24 cm die gesamte Höhe der Figuren mit 2,16 cm. Der Abstand vom Bildrand bis zum Scheitel der Figuren beträgt ca. 15 cm. Das Bildfeld einer Seite mißt also ca. 2,31 × 8,36 cm oder 19,13 qm. Davon haben sich in den Gewölbezwickeln der Südseite nur ca. 1,61 qm, der Nordseite ca. 1,60 qm erhalten: das sind noch nicht ein Zehntel der Bildfläche. Bei dieser Berechnung wurde außer acht gelassen, daß in der Bildzone Fensteröffnungen gewesen sein können.

[15] Zur möglichen Verfärbung der weißen und rotweißen Bandabschnitte s. Vorbemerkung S. 202.

[16] Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, übersetzt von G. Schäfer, Trier 1855 = zitiert: Hermeneia, § 52.

Exkurs: Zur Maltechnik der figürlichen Malereien (Taf. C–L)

Vorbemerkung: Die niemals übermalte Malerei ist, gottlob, bis in die Oberfläche hinein gut erhalten. Die Abfolge der einzelnen Malvorgänge ist einmal wegen des vorzüglichen Zustandes der erhaltenen Partien, zum anderen wegen des Fehlens des überwiegenden Teils der Bildfläche nicht mehr ganz zu klären.

Vorbereitung der Malerei

Vor der eigentlichen Unterzeichnung der Figuren dürften die Architekturmotive durch senkrechte Linien angegeben worden sein. Rote senkrechte Schnurschläge findet man in Tasche N 3 als Begrenzung und Mittelsenkrechte der Aedicula (Taf. LIb). Die Mittelsenkrechte der Aedicula liegt genau in der Mitte des Bildfeldes. Die Senkrechten kreuzen sich mit den waagerechten roten Schnurschlägen, die den gemalten Rahmen der Bildfläche vorbereiten. Durch Schnurschläge sind auch die senkrechten Bildfeldrahmungen vorbereitet (Taf. LII).

Die Darstellungen selbst sind mit einem harten Gegenstand mit flüchtigen Strichen in die noch weiche Kalkschicht eingeritzt worden. In den dadurch entstandenen Vertiefungen hat sich beim späteren Malen die Farbe gesammelt. Die geritzten Striche markieren sich deshalb deutlich. Besonders gut erkennbar sind sie an denjenigen Stellen, an denen die spätere Ausmalung der Ritzung nicht folgte, z. B. im blauen Hintergrund neben und in den Haaren des Ieroboam. Die Senkrechten der Aedikula sind nicht vorgeritzt, wohl aber die Waagerechten [16a].

Eine Unterzeichnung mit roten Pinselstrichen präzisiert die Formen. Die Nimben sind mit einem Zirkel, in den ein Pinsel mit roter Farbe gespannt war, angelegt worden. Es sind konzentrische Kreise mit verschiedenem Durchmesser zu erkennen. Der größte Kreis (Radius 20,8 cm) gibt den äußeren Rand des Nimbus an. Ihn begleitet im Abstand von nur 2,3 cm ein kleinerer Kreis. Beide Kreise bezeichnen die später eingetragene dunkelrote Begrenzung und die schmale weiße Linie um die Nimben. Ein dritter wesentlich kleinerer Kreis ist in den Köpfen von Christus, Aaron und Moyses zu erkennen. Diesem nicht ganz durchgezogenen Kreis folgt der später gemalte Kopfumriß genau [17]. Sämtliche Zirkeleinsätze markieren sich als Vertiefungen im Putz. Der Zirkeleinsatz für den Nimbus der Christusfigur liegt auf der Mittelsenkrechten der Aedicula. 11 cm unter diesem Einsatzpunkt liegt der Zirkeleinsatzpunkt für die Bogenöffnung der Aedicula, deren Radius 24 cm mißt.

Bei den frontal gegebenen Köpfen sitzen die Zirkeleinsatzpunkte genau in der Nasenwurzel (vgl. Anm. 17). Bei den im Dreiviertelprofil gegebenen Köpfen befindet sich der Zirkeleinsatz stets an der gleichen Stelle: im Oberlid des äußeren Auges [18]. Eine Ausnahme bildet der Engel in Tasche N 3, dort sitzt der Zirkeleinsatz im Unterlid des äußeren Auges. Die nichtnimbierten Köpfe, Gedeon und Ieroboam, haben keine Zirkeleinsatzpunkte.

Die rote Unterzeichnung der figürlichen Malerei ist mit dem Pinsel zügig hingeschrieben, die Form mitunter suchend, umschreibend. Die spätere Ausmalung hält sich nicht immer genau an die Unterzeichnung. In Tasche S 2, rechts neben Ieroboam, kreuzen zwei rote Unterzeichnungslinien die Unterzeichnung des Rahmenbandes, sie führen von dort schräg nach unten und ver-

[16a] Vgl. Hermeneia § 39.

[17] Hermeneia § 52, insbes. Anm. 4. – A. v. Reitzenstein, Romanische Wandmalereien in Frauenchiemsee, in: Münchner Jahrbuch d. bildenden Künste Neue Folge Bd. IX, 1932 S. 229. – K. Swoboda, Geometrische Vorzeichnungen zu romanischen Wandmalereien, in: Alte und Neue Kunst 1953 S. 81 f. – B. Degenhard, Autonome Zeichnungen bei mittelalterlichen Künstlern, in: Münchner Jahrbuch d. bildenden Künste 3. Folge Bd. I, 1953 S. 129 f.

[18] Degenhard a.a.O. S. 130.

schwinden hinter dem Gewölbeansatzverstärker. Die Linien sind mit blauer Hintergrundfarbe bedeckt. Es ist nicht zu ermitteln, ob mit diesen Linien ein Gegenstand angelegt ist, der in der Ausmalung weiter rechts gegeben und nun also verdeckt ist, oder ob die roten Unterzeichnungslinien bei der späteren Ausmalung nicht mehr berücksichtigt wurden. An Kopf, Gesicht, Hals und Schultern Ieroboams liegt der gemalte Kontur innerhalb des unterzeichneten Umrisses. An Aarons Stab sind sechs Blätter unterzeichnet, die einander gegenüberstehen, in der Malerei ist aber nur ein Blatt ausgeführt. Dieses Blatt deckt sich mit keinem der unterzeichneten. Die Unterzeichnung von Aarons Mitra sitzt ca. 2 cm höher als die ausgeführte Malerei (Taf. I). Der gemalte Schädelkontur des Moyses weicht ebenfalls von dem unterzeichneten ab. Der Kopfkontur scheint hier ca. 2 cm tiefer gesetzt worden zu sein. Der rechte Mittelfinger dieser Figur ist in der Unterzeichnung stärker abgewinkelt als in der ausgeführten Malerei. Der rechte Daumen ist während des Malvorganges näher an die Hand herangerückt worden. Die übrigen Formen dieser Figur folgen genau dem unterzeichneten Umriß. Die Funktion einer senkrechten Unterzeichnungslinie in der Kuppel neben Moyses kann nicht ermittelt werden.

Rechts neben dem nimbierten Mann in Tasche S 4 sind senkrechte und waagrechte Unterzeichnungslinien zu sehen, die später nicht ausgemalt, sondern mit blauer Hintergrundfarbe gedeckt wurden. Welchen Gegenstand diese Linien anzeichnen sollten, ist wegen der Schäden im Putz nicht mehr zu erkennen. Eine wesentliche Veränderung hat auch der Nimbus dieses Mannes erfahren. Im Streiflicht zeichnet sich deutlich die in den Putz geritzte Anlage eines Kreuznimbus ab. Ob die rote Ausmalung des Nimbus mit den bei der Ausmalung nicht befolgten Unterzeichnungslinien neben der Schulter dieses Mannes zusammenhängt, ist nicht zu entscheiden.

Die rote Unterzeichnung des Gedeon erscheint wenig außerhalb der Konturen von Haar, Schulter und Arm. Mittel- und Ringfinger der rechten Hand des Ezechiel sind, wie der Mittelfinger des Moyses, in der Unterzeichnung stärker abgewinkelt als in der ausgeführten Malerei (Taf. LXXVII b). Gerade in dieser Figurengruppe um die Aedicula kann man die sichere und schnelle Strichführung des zeichnenden Künstlers gut studieren und bewundern. Der Flügel des Engels ist in einer weitausholenden, schwungvollen und bis in das Schriftband hineinreichenden Linie unterzeichnet (Taf. L). Ebenso aus der schönen Linie heraus entwickelt ist die Unterzeichnung der linken Hand des Engels. Gerade in dieser Gruppe ist aber auch zu beobachten, wie durch die endgültige Ausmalung die Form gestrafft und zusammengerafft wird.

Die Ausmalung

Die Inkarnate sind – ausgenommen das des Esaias (?) in Tasche N 4 (Taf. C) – mit einer leuchtend hellroten Farbe flächig unterlegt. Darauf liegt eine weißliche halbopake Farbschicht, die die Schattenpartien unter und über den Augen ausspart. Durch die optische Mischung der leuchtend roten Untermalung mit der weißlichen halbopaken Farbe wird der eigentümlich rote Inkarnatton erreicht. Die Schattenpartien sind dann mit dunkelroter Farbe teils flächig, teils zeichnerisch vertieft, bei einzelnen Figuren sind die Übergänge von den Schatten zum eigentlichen Inkarnatton wiederum mit weißlich halbopaker Farbe modelliert. Die einzelnen Formen des Gesichtes, wie Augen, Nase, Mund, Hautfalten sind mit einem dunklen, fast braunen Rot gezeichnet. Zeichnerisch mit breiteren weißen Pinselstrichen sind auch die den Schatten parallel laufenden Lichthöhungen gegeben. Die höchsten Lichter sind mit pastosem Weiß aufgesetzt. Mit einer kühlen rötlichen Farbe sind die kreisrunden Wangen und der Mund hervorgehoben.

Auch Bart und Haare sind mit der leuchtend hellroten Farbe flächig unterlegt. Darauf sind

die einzelnen Haarsträhnen mit dunkelroter und milchig-grauer Farbe gezeichnet. Blaue Striche geben Bart- und Haupthaar der älteren Männer zusätzlich Struktur. Spärliche weiße Lichter sind, z. T. als Kreuzschraffur zum Schluß aufgesetzt. Ein schwarzer Kontur begrenzt den Kopf gegen den Nimbus hin.

Es ist bemerkenswert und charakteristisch, daß bei der Ausmalung der Köpfe nur sehr wenige Farben gebraucht wurden: nämlich drei einander sehr ähnliche Rot, Weiß und das bläuliche Rot für Mund und Wangen, zusätzlich in den Haaren Blau und Grau. Alle weicheren Übergänge werden durch weiße, halbopake Schichten geschaffen. Diese Malschichten sind durchweg mit sehr wässriger Farbe aufgetragen, die ein zügiges Malen gestattet. Beim zügigen Auftrag dieser flüssigen halbdurchsichtigen Farbe ist an der Stirn der Aaron (Taf. I) ein unregelmäßiger undurchsichtiger Rand entstanden. Auch die dunkelrot gezeichneten Einzelformen des Gesichtes sind mit dünner flüssiger Farbe flott hingeschrieben. Nur in den lichttragenden Partien wird die Konsistenz der Farbe dichter, die höchsten Lichter sind dann sehr pastos. Die schnelle spontane Malweise entspricht der farbig wenig differenzierten äußeren Erscheinung der Köpfe. Die z. B. im Bart des Moyses (Taf. K) zuletzt aufgesetzten weißen Kreuzschraffuren, die zur eigentlichen Struktur des Bartes keine Beziehung haben, sind ein bezeichnendes Beispiel für die Spontanität und die Großzügigkeit dieser Malerei.

Das Inkarnat des Esaias (?) in Tasche N 4 ist wie das der anderen Figuren mit leuchtend roter Farbe flächig unterlegt (Taf. C). Im Gegensatz zu den anderen Köpfen wird jedoch der eigentliche Inkarnatton mit einer gelblich-rötlichen Fleischfarbe gegeben, die fast deckend auf der roten Untermalung liegt. Die Halbschatten sind mit einer eigens ausgemischten hellbraunen Farbe deckend gemalt bzw. gezeichnet; mit dieser Farbe ist auch der Umriß des Gesichtes noch einmal konturiert. Die Lichthöhungen auf der Stirn und den Wangen sind teils mit halbopaken weißlichen Farben modelliert, teils mit dichterem Weiß gezeichnet. Dunkelrote fast braune Linien bilden den Kontur der einzelnen Formen des Gesichtes, Nase, Augen, Mund. Teilweise sind sie mit Blau oder bläulichem Weiß nachgefahren. Bemerkenswert sind die blauen Linien unter den Brauenbögen; sie finden sich nämlich auch im Christuskopf im östlichen Bogen des Sanktuariums (Taf. A), sowie in einzelnen Köpfen in Pürgg und auf dem Nonnberg[19]. Die Wangen und der Mund sind mit der gleichen bläulichroten Farbe gegeben wie bei den anderen Figuren. Das graue Haupt- und Barthaar sind in einem kühlen hellen Ton flächig angelegt, mit einem verwandten lila Ton sind die Haarsträhnen gezeichnet. Gehöht sind sie mit langen weißen Strichen. Zusammenhängende Haarpartien sind mit blauen Strichen konturiert und in sich gegliedert. Zuletzt sind feine hakenförmige leuchtend-rote Striche locker über das Barthaar gezeichnet.

Gegenüber den anderen Köpfen zeichnet sich dieser Kopf nicht nur durch die andere Farbe des Inkarnats und durch den viel dichteren technischen Aufbau aus. Auch die stärkere Differenzierung der Einzelformen dieses Kopfes, die Feinheit und Sorgfältigkeit der Malerei und die ausgesprochene Schönlinigkeit der Zeichnung unterscheiden diesen Kopf von den anderen Köpfen. Der Vergleich etwa eines Auges dieses Propheten mit dem des Moyses (Taf. K) oder ein Vergleich der Haarpartien verdeutlicht diesen Unterschied. In Moyses' Auge ist die Pupille mit rotbrauner Farbe auf dem Inkarnat gezeichnet, die Wölbung des Augapfels ist mit einem grauen Mittelton und das Licht wird mit einer großzügigen Weißhöhung um die Pupille herum angedeutet. Eine dünnere halbkreisförmige blaue Linie könnte als Kontur der Iris angesprochen werden. Im Auge des Esaias (?) in Tasche N 4 ist der Augapfel neben der dunkelrot

[19] Vgl. W. Frodl, Die romanischen Wandgemälde in Pürgg nach der Entrestaurierung, in: Österr. Zeitschr. für Denkmalpflege II. Jg. 1948 S. 157.

gezeichneten Pupille mit einem rötlich-weißen Ton aufgehellt, daneben erst liegt die sehr sorgfältig gemalte Weißhöhung des Augapfels, der äußere Augenwinkel erst zeigt den Inkarnatton. Haupthaar und Bart Moyses' sind summarisch angedeutet, die einzelnen Haar- bzw. Bartpartien sind nicht deutlich voneinander geschieden (Taf. K). Eine sehr flotte Zeichnung erweckt zwar den Eindruck von Haarstruktur, doch wird dieser Eindruck von den hellen Kreuzschraffuren aufgehoben, die zu dieser Struktur, ja eigentlich zu Haar überhaupt, keine Beziehung haben. Im Gegensatz dazu wurde schon bei der Beschreibung des Kopfes in Tasche N 4 die sorgfältige Ordnung der Haar- und Bartpartien, ihre schönlinige Zeichnung hervorgehoben, die diesen Kopf von den anderen so stark unterscheidet.

Unter den gegebenen Umständen ist nicht zu klären, ob zuerst die Gesichter und dann die Gewandpartien gemalt wurden oder umgekehrt: zuerst die Gewänder und dann die Gesichter – oder ob die Gesichter und Gewandpartien nebeneinander, also nicht in gesonderten Arbeitsabschnitten ausgemalt wurden. Desgleichen ist die Malweise der Gewandpartien und die Abfolge ihrer Ausmalung nicht völlig zu klären. Deutlich erkennbar sind jedoch die einzelnen Gewandpartien mit der jeweiligen Grundfarbe unterlegt, auf der dann die Faltenschatten, die Säume und zuletzt die schmückenden Details in einander folgenden Malgängen aufgetragen wurden. An den gezeichneten Detailformen ist wieder die rasche gekonnte Zeichnung zu bewundern, die bereits in der Unterzeichnung und der Ausmalung der Köpfe festgestellt wurde.

Mit Ausnahme des roten Nimbus des Mannes in Tasche S 4 waren sämtliche Nimben mit einer Stuckmasse reliefiert. Der Stuck besteht aus Gips mit Beimengung von Calciumcarbonat; außerdem wurden Spuren von Protein (Eiweißarten) nachgewiesen.

Der Stuck ist weitgehend abgefallen. Gut erhalten ist lediglich der Stucknimbus des Ezechiel (Taf. F). Jeweils nach Ausmalung des Gesichts wurde der Nimbus ca. 3 mm dick mit der Stuckmasse ausgefüllt. Der Stuck überlappt deutlich erkennbar das ausgemalte Gesicht des Ezechiel. Gegen den Rand des Nimbus hin wurde die Stuckmasse weich verstrichen und dann beschnitten. Auch entlang des Gesichtskonturs wurde die Stuckmasse sauber beschnitten. Aus der noch weichen Masse wurden die strahlenförmig verlaufenden Vertiefungen ausgeschnitten. Auf dem Stuck des Nimbus in Tasche N 4 sind Reste einer feinen rötlichgelben Schicht zu erkennen. Reste von Vergoldungen lassen sich an keinem der Nimben mehr feststellen. Nach der Stuckierung der Nimben sind der breite rote Kontur und der schmalere weiße Kontur um den Nimbus freihändig gezogen worden.

Nach Ausmalung der Figuren und Fertigstellung der Stucknimben dürfte der Hintergrund in einem Arbeitsgang mit Lapislazuli ausgelegt worden sein. Auf das Blau des Hintergrundes sind die Namen der Dargestellten mit Weiß aufgetragen worden.

Auf die farbige Übereinstimmung zwischen Deckenfries und figürlicher Malerei wird nachdrücklich hingewiesen. Diesen inneren Zusammenhang macht ein Vergleich des leuchtend bunten Deckenfrieses in Raum II mit dem viel weniger bunten Deckenfries in Raum I besonders deutlich (Taf. 35 a).

Bei der chemischen Untersuchung der Farben durch das Doerner-Institut konnten in den verschiedenen Malschichten keine eiweißhaltigen Bindemittel wie Leim, Kasein oder Hühnerei nachgewiesen werden, weder in der Bildzone noch im Fries. Der negative Stickstoffnachweis bedeutet, daß heute in den Malschichten kein Eiweiß mehr vorhanden ist. Es ist dabei jedoch zu bedenken, daß z. B. Leim im Verlauf langer Zeitabschnitte in gasförmiges Ammoniak und Wasser zerfallen kann. Falls die Farben Eiweiß enthielten, dürfte der Anteil des Eiweiß im Bindemittel nur gering gewesen sein. Mit diesem Vorbehalt wird man die Malerei als reine

Kalkmalerei bezeichnen müssen. Definitionen wie Fresko oder Fresko-Secco sind zu wenig präzis oder aber mit festen Vorstellungen verknüpft, die aus der italienischen Wandmalerei entwickelt wurden; sie sind deshalb hier nicht angebracht.

d) Beschreibung der Malereireste in Raum III (Taf. 36 b, c)

Südwand und Nordwand von Raum III sind verputzt. Der noch erhaltene Rest der ehemaligen Ostmauer des Raumes III in Tasche N 4 b trägt nur noch geringe Reste des Putzes. In der von Ost- und Nordwand gebildeten Ecke läßt sich feststellen, daß zuerst die Ostwand, dann die Nordwand verputzt wurde.

Der Putz besteht aus ca. 42 % Karbonaten und ca. 48 % groben verschiedenfarbigen Sanden. Der Putz ist durchschnittlich ca. 20 mm stark. Er ist in zwei Lagen aufgetragen, die oberste Lage ist mit der Kelle geglättet.

Raum III war oben mit einem gemalten ca. 58 cm breiten Deckenfries geschmückt. Von dem Putz und der Malerei sind jedoch nur noch längs der Gewölbeansatzverstärker Reste erhalten. Aus den Malereiresten kann ein sog. perspektivischer Mäander vor weißlichem Hintergrund erschlossen werden.

Der Mäander (Taf. 36 b) muß aus zwei je 6 cm breiten Zügen bestanden haben, die, einander schneidend, nach links drehenden Swastika-Kreuzen ähnliche Muster bildeten[20]. Die Mäanderzüge waren gespalten und hatten eine schwarz-dunkelgraue Außenseite und eine gelb-hellgraue Innenseite. Den Mäander begleiteten oben und unten Bordüren. Die obere bestand aus einem gelben Band von der halben Breite eines Mäanderzuges. Unten war der Mäander von einer ebenfalls gelben Bordüre begleitet, die die doppelte Breite eines Mäanderzuges besaß. Diese Bordüre war mit einem Kreismuster verziert. Das Kreismuster bestand aus zwei freihändig gezeichneten konzentrischen schwarzen Kreisen, die im Abstand von ca. 15 cm auf die Mitte der Bordüre gemalt waren. Die wenig umfangreichen Reste des Deckenfrieses erlauben keine bündige Aussage darüber, ob der Mäander mit Metopen geschmückt war oder nicht.

Die Wandflächen unterhalb des Deckenfrieses waren nicht getüncht, ausgenommen eine kleinere Partie in Tasche S 6, die mit Kalk zugestrichen war. Unter dieser Tünche befand sich die rote Pinselzeichnung einer männlichen Figur, sie wird etwa in Leibesmitte vom Gewölbeansatzverstärker überschnitten. Die Figur mißt von der Leibesmitte bis zum Scheitel 28 cm, ist also relativ klein. Die Zeichnung gehört keinem erkennbaren dekorativen System an. Auf sie trifft Clemen's Definition einer monumentalen Skizze zu[21].

Der Putz in Raum III ist in Breite des Deckenfrieses angespitzt, um einem jüngeren Putz bessere Haftung zu geben.

Bei diesem jüngeren Putz überwiegt der Kalkanteil mit ca. 52 % den Anteil an feinkörnigen bunten Sanden. Der jüngere Putz ist durchschnittlich ca. 20 mm stark. Er deckt den darunterliegenden Putz nur in Breite des Deckenfrieses. Nach unten hin läuft der jüngere Putz weich aus gegen die unbemalte Wand und bildet eine unregelmäßige Kante.

Von dem jüngeren Putz haben sich ebenfalls nur wenige Reste entlang der Gewölbeansatzverstärker erhalten.

Der jüngere Putzstreifen war ebenfalls mit einem gemalten, ca. 64 cm breiten Deckenfries verziert. Aus den wenig umfangreichen Resten dieser Malerei können einzelne Ornament-

[20] Im Gegensatz zu Swastika-Kreuzen ist der untere senkrechte Kreuzarm nur halb so lang wie der obere senkrechte.

[21] P. Clemen a. a. O. S. 28 ff. insbes. S. 31.

formen nicht mehr ermittelt werden. Eine rote Bordüre begrenzte den jüngeren Deckenfries unten. Sie verdeckte den unregelmäßigen Übergang des jüngeren Putzes zum älteren[22]. Die Malereireste reichen jedoch aus, Unterschiede in der Farbigkeit zwischen dem älteren und dem jüngeren Deckenfries in Raum III festzustellen. Der ältere Fries ist vorwiegend in erdigen unbunten Farben gemalt; in dieser Farbigkeit läßt er sich am ehesten mit dem älteren Deckenfries in Raum I vergleichen. Der jüngere Fries in Raum III hebt sich mit leuchtendem Rot stark von dem älteren Fries ab.

Unterhalb des jüngeren Frieses sind die Wände von Raum III unbemalt geblieben. Die Zweitausmalung von Raum III beschränkt sich also auf den Deckenfries.

II. Zu den Wandmalereien im Sanktuarium der Kirche (Taf. XLII–XLV und Taf. A–B)

a) Untersuchungen an Nord- und Ostwand und in den drei Bögen zum Sanktuarium

Im Münster wurden während des ersten Arbeitsabschnitts 1961 Nord- und Ostwand des Sanktuariums untersucht. Dazu wurden auf der *Nordwand* in vier senkrechten und zwei waagerechten je 10 cm breiten Streifen die Kalktünchen entfernt. Unter fünf bis sechs unbemalten Kalktünchen wurden Teile eines großflächigen Wandgemäldes gefunden. Auf der westlichen Hälfte des Gemäldes schneiden die Freilegungsstreifen eine Ansicht des Klosters (von Westen her gesehen) an (Taf. IVa). Links daneben ist eine weibliche Figur in schwarzer Kutte dargestellt, darunter ein Medaillon mit einem Äbtissinenstab und einem Wappen. Oberhalb der Klosteransicht wurde die Darstellung einer Muttergottes mit Kind und einem Engel angeschnitten. Auf der östlichen Hälfte dieser Wand schneiden die Freilegungsstreifen mehrere Figuren an, darüber gefaltete Hände und die Darstellung von drei Engeln. Das Wappen ist als das der Äbtissin M. Sabina Preydörffer identifiziert worden. Das Wandgemälde dürfte deshalb während ihrer Regierungszeit, d.h. zwischen 1582 und 1609 entstanden sein. Die Malerei liegt auf einer dünnen Kalkschicht. Diese Schicht wiederum liegt auf einer mit schwarzen Rußfahnen überzogenen Tünche und haftet auf dieser sehr schlecht. Die Rußfahnen könnten auf den überlieferten Brand 1572 zurückzuführen sein.

Ob unter dieser Schicht weitere Mal- und Putzschichten vorhanden sind, ist bisher nicht überprüft worden[23].

Auch die *Ostwand* des Sanktuariums oberhalb des Bogens mit der Darstellung Christi, Mariae und Marthae wurde 1961 auf Malereireste hin untersucht. Dabei wurde auf der Brüstung der sog. Institutskapelle ein ca. 87 cm breiter gemalter Maßwerkstreifen gefunden (Abb. 4).

[22] Vgl. den unteren Abschluß des jüngeren Deckenfrieses in Raum I., S. 207.

[23] In diesem Zusammenhang müssen Untersuchungen erwähnt werden, die Restaurator Th. Sprenzinger 1961 im Mittelschiff durchgeführt hat, und zwar wurden an zwei Pfeilern, die das Mittelschiff vom südlichen Seitenschiff trennen, und in den dazugehörigen Bogenlaibungen verschiedene Freilegungsproben gemacht. Auf der untersten Putzschicht einer der Halbsäulen, die den Pfeilern vorgelagert sind, wurde ein mit Pinsel und roter Farbe gezeichneter Kopf eines bärtigen Mannes gefunden. Der Kopf ist frontal gegeben, der Dargestellte trägt eine Tonsur. Auf der gegenüberliegenden Halbsäule, etwa in gleicher Höhe, ist ebenfalls ein bärtiger Kopf in Frontalansicht, mit Kohle und Rötel auf die unterste Putzschicht gezeichnet worden. Beide Köpfe gehören keinem dekorativen System an, sie sind monumentale Skizzen (s. o. Anm. 21). Auf beiden Pfeilern bzw. ihren Halbsäulen befinden sich außerdem mit Pinsel und roter Farbe gezeichnet: ein Kreis, eine Spinne (?). ein Quadrat und andere Formen, die keine erkennbare Bedeutung haben. Außer diesen Skizzen wurden weder auf den Pfeilern noch in den Bogenlaibungen Reste eines farbigen Anstriches gefunden.

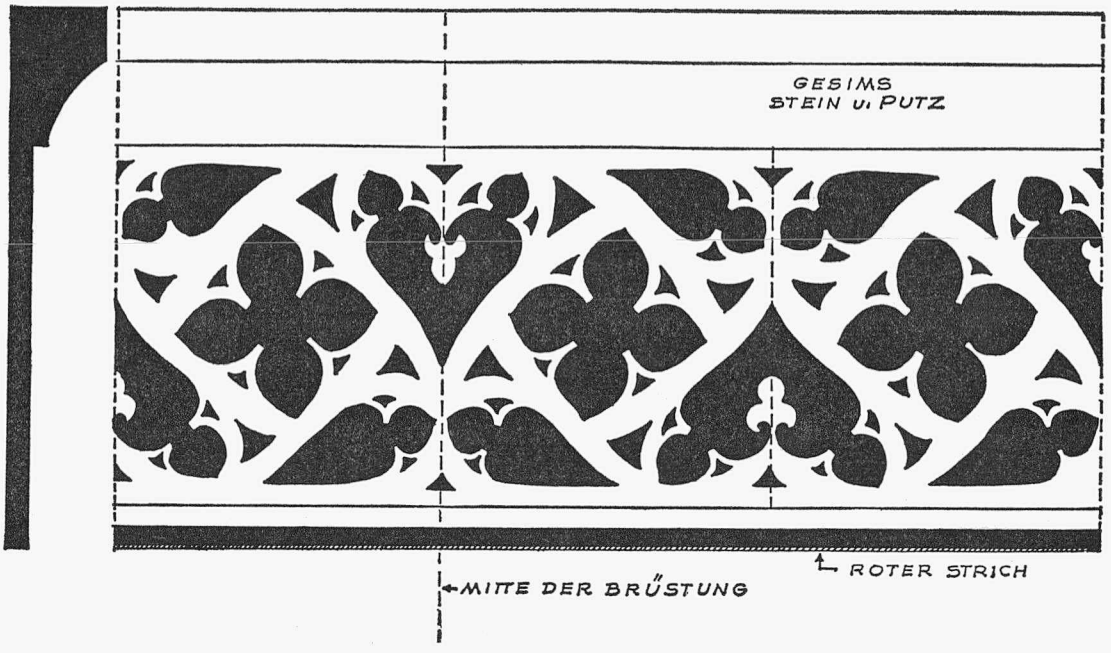


Abb. 4. Frauenchiemsee, Münster, Ostwand des Sanktuariums.
Brüstung der Institutskapelle mit gotischer Malerei.

Das weiße Maßwerk – Vierpässe, von Fischblasenmustern begleitet – steht vor schwarzem Hintergrund. Das Muster wiederholt sich im Abstand von 70 cm. Die Malerei reicht direkt an den verputzten Deckstein der Brüstung heran. Die Hauptformen des Maßwerkes sind in den Putz vorgeritzt.

Auf der Außenwand des 1476 errichteten Chores ist das gleiche Maßwerk unterhalb des Dachgesimses zu finden. Unter mehreren Tünchen ist die Ritzung dieses Musters deutlich erkennbar. Ebenfalls an der Außenwand des Chores, unterhalb der Fenster der sog. Institutskapelle, ist dieses Muster noch einmal angebracht worden.

Während des ersten Arbeitsabschnittes 1961 wurde die romanische Ausmalung im nördlichen Bogen des Sanktuariums, die 1928 freigelegt worden war, von Restaurator Th. Sprenzinger mit Brot gereinigt und sodann mit einem feuchten Schwamm abgetupft. Noch auf der Malerei haftende Reste späterer Übermalungen wurden mechanisch entfernt. Die unteren Partien der Bogenlaibungen waren 1928 nicht völlig freigelegt worden. Die Übertünchungen dieser Partien wurden 1961 ebenfalls mechanisch entfernt. Die nördliche Bogenlaibung wurde dadurch auf jeder Seite um ein Bildfeld bereichert, in dem ein Engel in Halbfigur resp. zwei aus einer Vase trinkende Reiher dargestellt sind. Größere Putzschäden im Bildfeld mit dem Engel wurden mit Kalkmörtel geschlossen. Die gesamte bemalte Fläche dieser Bogenlaibung wurde mehrfach mit klarem filtriertem Kalkwasser fixiert.

Von dieser Bogenlaibung ausgehend untersuchte Restaurator Th. Sprenzinger die Pfeiler der Bogenöffnung. Es erwies sich, daß hier und – wie später noch festgestellt wurde – auch in den beiden anderen Bogenöffnungen zum Sanktuarium 1928 nur die figürlichen Darstellungen in den Bogen selbst freigelegt worden waren, nicht jedoch die unterhalb der Bögen erhaltenen Reste dekorativer Malereien. Die 1961 begonnene Untersuchung dieser Partien wurde in den Jahren 1963 bis 1965 von den Restauratoren R. Harzenetter und F. Buchenrieder weitergeführt. Daraus resultieren folgende Ergebnisse:

In allen drei Bögen ist der die Malerei tragende Putz an den Kanten durchgehend beschädigt.

Der die Malerei tragende Putz setzt sich nirgends in die Wände des Sanktuariums hinein fort. Die beschädigten Kanten sind 1928 mit Gips aufgezogen und retuschierend ockergelb bemalt worden. In allen drei Bögen setzt sich aber der die romanische Malerei tragende Putz aus den Bogenlaibungen weiter nach unten, in die Pfeiler hinein fort (Taf. 32 u. 33).

Im östlichen Teil des *nördlichen Bogens* reicht dieser Putz in einem Streifen von ca. 45 cm Breite bis in den Pfeiler hinein, und zwar nur auf der dem Sanktuarium zugewandten Seite des Pfeilers. Die innere Kante dieses Putzstreifens ist ausgebrochen; an dieser Stelle sieht man, daß dieser Putz einen älteren überlappt (Taf. 33 a). Am Übergang der Bogenlaibung zu dem Kreuzgratgewölbe des sog. Umganges ist ebenfalls deutlich zu erkennen, daß der die Malerei tragende Putz einen älteren überlappt. Der ältere Putz ist an dieser Stelle zudem angespitzt, um dem jüngeren bessere Haftung zu geben. Im gegenüberliegenden, also dem westlichen Teil des nördlichen Bogens, hat sich der die Malerei tragende Putz unterhalb der Bogenlaibung nicht sehr gut erhalten, doch ist am Übergang von Bogenlaibung zum Kreuzgratgewölbe des sog. Umganges zu erkennen, daß auch hier der die Malerei tragende Putz einen älteren überlappt. Ebenso wie auf der gegenüberliegenden Seite ist der ältere Putz an der Grenzzone angespitzt.

Auch im *östlichen Bogen* erstreckt sich der Putz, auf dem die Bildfelder liegen, weiter nach unten; aber ebenfalls nur in der Breite von ca. 47 cm an der dem Sanktuarium zugewandten Seite des Pfeilers. Auch hier überlappt er einen älteren Putz (Taf. 32).

Die Situation im *südlichen Bogen* ist komplizierter, weil dieser Bogen 1476 bei der Einwölbung des südlichen Seitenschiffes in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Konsolen dieser Gewölbe sind z. T. in die Laibung des südlichen Bogens eingearbeitet worden (Taf. 33b). Dabei ist der Putz, auf dem die romanische Malerei mit den Vierpaßmedaillons liegt (Taf. XLV), teilweise zerstört worden. Der Umfang dieser Zerstörung muß bereits 1928 festgestellt worden sein. Die Malereien im südlichen Bogen sind damals gänzlich freigelegt worden; in Anbetracht der Zerstörungen sind aber die unteren Partien im östlichen und im westlichen Teil des Bogens mit einer grünlichweißen Farbe wieder zugemalt worden, nachdem Fehlstellen und rauhe Partien des alten Putzes mit Gips ausgefüllt worden waren. Um einen waagerechten Abschluß zu erhalten, wurde seinerzeit eine kleine Partie der Malerei im westlichen Teil des südlichen Bogens ergänzt. Der die Malerei mit den Vierpaßmedaillons tragende Putz setzt sich auch im westlichen Teil des südlichen Bogens etwa in Breite von ca. 45 cm weiter nach unten hin fort. Er ist gegen einen glatteren älteren Putz angetragen, von dem sich jedoch nur ein ca. 28 cm breiter Streifen etwa in der Mitte des Pfeilers erhalten hat. Im östlichen Feld des südlichen Bogens bricht der die romanische Malerei tragende Putz bereits ca. 8 cm unterhalb des untersten Medaillons ab. Zwischen diesem Putz und einem glatteren älteren Putz, der sich nur an der dem Sanktuarium abgewandten Seite des Pfeilers erhalten hat, besteht keine direkte Verbindung mehr, seit die Gewölbekonsolen des Sterngewölbes eingebaut worden sind.

In allen drei Bögen zum Sanktuarium hin lassen sich also zwei Putze feststellen, von denen der jüngere die romanische Malerei trägt. Der jüngere Putz deckt die Laibungen der Bögen und die Teile der Pfeiler, die dem Sanktuarium zugewandt sind. Der ältere Putz findet sich nur auf den dem Sanktuarium abgewandten Teilen der Pfeiler.

Der in den drei Bögen feststellbare ältere Putz ist grau. Beim Auftragen ist er mit der Kelle geglättet worden. Auf dem älteren Putz haben sich in allen drei Bögen etwa in Kämpferhöhe gemalte Friese erhalten, die jeweils ca. 16 cm breit sind (Taf. 32 u. 33). Im nördlichen und östlichen Bogen sind die Friese auf beiden Seiten der Bogenöffnung erhalten; im südlichen Bogen hat sich lediglich im östlichen Teil ein Fries erhalten, im westlichen Teil dieses Bogens lassen sich längs des älteren Putzstreifens nur noch geringe Farbreste feststellen, aus denen auf einen ehemals dort vorhandenen gemalten Fries geschlossen werden kann. Die Friese im nördlichen und

östlichen Bogen bestehen aus einem einfachen, nach links laufenden sog. perspektivischen Mäander (Abb. 8, IX).

Der Mäanderzug ist unterschiedlich breit; die senkrechten Stäbe messen ca. 34 mm, die waagerechten ca. 28 mm. Der Mäanderzug ist gespalten.

Der Fries im südlichen Bogen besteht aus einem sog. perspektivischen T-Mäander.

Der Mäanderzug ist auch hier unterschiedlich breit, die senkrechten Stäbe messen ca. 34 mm, die waagerechten ca. 30 mm. Der Mäanderzug ist ebenfalls gespalten. Im rechten Teil des Frieses lassen sich Unstimmigkeiten in der Mäanderform feststellen.

Die Mäander sind in allen drei Bögen oben und unten von je einer ca. 25 mm breiten Bordüre begrenzt.

Die Mäander sind mit Pinsel und roter Farbe direkt auf den älteren Putz vorgezeichnet. Die Ausmalung ist fast völlig verloren gegangen. Geringe verwaschene Farbspuren weisen aus, daß im nördlichen Bogen die waagerechten Stäbe des Mäanders im wesentlichen gelb, die senkrechten rot waren. Die Bordüren der Friese in diesen Bogen sind rot. Im östlichen und im südlichen Bogen waren die waagerechten Stäbe des Mäanders im wesentlichen rot, die senkrechten gelb. Die Bordüren in diesen beiden Bögen sind gelb.

In allen drei Bögen ziehen sich die Friese jeweils von der äußeren Kante des Pfeilers ca. 40 cm gegen die Mitte des Pfeilers hin. Dort bricht zwar die Malerei senkrecht ab, nicht aber der Putz. Zwischen diesem unmotivierten Abschluß des Frieses und dem Beginn des jüngeren Putzes liegt jeweils ein Streifen älteren Putzes ohne gemalte Dekoration (Taf. 32 u. 33). Dieser unbemalte senkrechte Streifen ist im nördlichen Bogen ca. 23 cm breit; im östlichen Bogen ist der unbemalte Streifen verschieden breit, ca. 28 cm im nördlichen Teil, ca. 34 cm im südlichen Teil; im südlichen Bogen westlicher Teil ist der unbemalte Streifen ca. 25 cm breit. Er markiert sich gegenüber den angrenzenden Partien des gleichen Putzes durch eine geringfügige Verfärbung. Am oberen Ende dieses Streifens, also etwa in Höhe des Bogenansatzes, befinden sich jeweils Ausputzungen, die jünger sind als die Putzschicht, die die figürliche Malerei trägt.

Aus diesen Befunden ist zu schließen, daß in die Bögen Wände eingestellt waren, die das Sanktuarium von dem sog. Umgang trennten (siehe oben S. 63). Diese Wände oder Schranken waren offenbar nur oben (mit profilierten Decksteinen?) in den Pfeilern verankert.

Die an den Pfeilern gegen den sog. Umgang hin verlaufenden Mäander-Friese befinden sich in der gleichen Höhe, in der die Schranken geendet haben. Diese Friese enden jetzt unmotiviert, d. h. ohne jeden gezeichneten Abschluß an den Stellen, an denen die Schranken gegen die Pfeiler stießen. Im nördlichen und östlichen Bogen läuft der Mäander nach links, also in der gleichen Richtung. Diese Befunde könnten Indizien dafür sein, daß die gemalten Mäander-Friese auch die Außenseiten der in die Bögen eingestellten Schranken schmückten. Allerdings enden die Friese auch an der Außenkante der Pfeiler unmotiviert, in keinem Fall aber setzen sich die Friese im sog. Umgang fort, obwohl der ältere Putz dort ungestört ist. Diese Tatsache könnte die eben geäußerte Meinung erhärten, daß die Friese als zu den Schranken gehörig betrachtet werden müssen und nicht eine gemalte Zier des Pfeilers oder gar des sog. Umgangs waren.

Längs der Innenseite der Schranken haben sich nur geringe Reste des älteren Putzes erhalten; offenbar ist er beim Aufbringen des jüngeren Putzes zerstört worden. Auf dem älteren Putz lassen sich sowohl im östlichen Teil des nördlichen Bogens als auch im östlichen Bogen und im westlichen Teil des südlichen Bogens entlang der inneren Kante der Schranke rote Farbreste feststellen (Taf. 33). Aus ihnen kann geschlossen werden, daß der durch die Schranken begrenzte Innenraum ebenfalls bemalt war. Die Farbreste längs der Innenseite der Schranken kommunizieren jedoch nicht mit den Friesen, die sich außerhalb der Schranken befinden. Der durch die Schranken begrenzte Innenraum muß also ein anderes Dekorationssystem gehabt haben, als es außerhalb der Schranken feststellbar ist.

Der jüngere Putz ist heller als der ältere Putz und ungleichmäßiger aufgetragen. Die im Vergleich zu dem glatten älteren Putz sehr rauhe Struktur des jüngeren Putzes läßt sich vielleicht damit erklären, daß er mit einem hölzernen Putzhobel verstrichen wurde.

Der jüngere Putz bedeckt die Bogenlaibungen bis hinunter zu den ehemals vorhandenen Schranken und zieht sich teilweise an deren Innenkanten hinunter bis in die Pfeiler hinein. Im östlichen Bogen jeweils in Kämpferhöhe markieren sich unregelmäßige Putznähte; sie weisen Arbeitsabschnitte aus. Gegen den Putz im Bogen selbst ist in einem späteren Arbeitsgang von unten her Putz angetragen worden. Auf dem jüngeren Putz liegt ein Häutchen weißen Kalks.

Die figürliche Ausmalung der Bögen (Taf. XLII–XLV), die A. v. Reitzenstein ausführlich beschrieben und in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert hat, liegt auf diesem jüngeren Putz. Mit der figürlichen Malerei in den Bogenlaibungen war eine dekorative Bemalung der Pfeiler verbunden. Diese Malerei bedeckt die schmalen Streifen jüngeren Putzes längs der Schranken, die damals noch bestanden haben müssen.

Im östlichen Teil des *nördlichen Bogens* wird das unterste Bildfeld mit den Reihern von einem ca. 20 mm breiten schwarzen Streifen waagerecht abgeschlossen (Taf. 33a). Dieser Streifen läuft über das Bildfeld hinaus bis zur Innenkante des Pfeilers, begrenzt also auch die gelbe Rahmung der Bogenlaibung. Ca. 14 cm oberhalb dieses schwarzen Streifens in der gelben Rahmung der Bogenlaibung wurden die Reste eines roten Zungenbandes gefunden, das ein rosa Zungenband überlappt. Beide Zungenbänder bilden mit einem breiten weißen Streifen ein Ornamentband von ca. 17 cm Breite. Das hochrechteckige Feld neben der Schranke ist seitlich ebenfalls mit schwarzen ca. 2 cm breiten Streifen gerahmt. In dem Feld sind ca. 20 mm breite, wechselnd gelbe und rote Streifen V-förmig geordnet. Von dieser Malerei hat sich nur ein ca. 60 cm hohes Stück direkt unterhalb des Bogenansatzes erhalten. Auf der gegenüberliegenden Seite, im westlichen Teil des nördlichen Bogens, ist der Putz nur noch im Bogen selbst, nicht mehr darunter erhalten. In der gelben Rahmung der Bogenlaibung, etwa in der gleichen Höhe wie auf der gegenüberliegenden Seite, wurden ebenfalls die Reste eines roten Zungenbandes gefunden.

Im *östlichen Bogen* wird das Bildfeld mit der Darstellung der Martha unten von einem ca. 15 mm breiten graurosa Streifen waagerecht abgeschlossen, der bis an die Kanten des Pfeilers gelaufen sein, also auch die gelbe Rahmung der Bogenlaibungen begrenzt haben muß (Taf. 32). Das ist eindeutig aus dem breiten Ornamentband darunter zu schließen, das von Pfeilerkante zu Pfeilerkante durchläuft. Dieses Ornamentband ist ca. 20 cm breit und besteht aus einem roten Zungenband, das ein rosa Zungenband überlappt; das rosa Zungenband ragt in einen breiten weißen Streifen hinein. Unten ist dieses Ornamentband von einem ebenfalls durchlaufenden ca. 25 mm breiten graurosa Strich begrenzt. Dieser breite Zungenbandfries befindet sich noch oberhalb der Schranken. Er trennt die figürliche von der darunter befindlichen dekorativen Malerei[24]. Unmittelbar darunter beginnt die Bemalung des hochrechteckigen Feldes neben der Schranke mit einem waagerechten ca. 6 cm breiten gelben Band, das oben und unten von einem weißen Strich begleitet ist. Ein ca. 25 mm breiter graurosa Streifen rahmt oben und längs der Innenkante der Schranke ein ungemustertes graues Feld ein. Weiße Striche trennen

[24] Die gleiche Funktion hat ein sehr ähnlicher Zungenbandfries in der Johanneskapelle in Pürgg. Vgl. W. Frodl, Die romanischen Wandgemälde in Pürgg nach der Entrestaurierung, in Österr. Zeitschr. für Denkmalpflege II. Jg. 1948 Abb. 181, 182, 190, 200, 201. Dort reichen allerdings die dargestellten Personen in diesen Ornamentstreifen hinein. – Zungenbandfriese mit der gleichen Funktion finden sich auch in der Regensburger Wandmalerei des 12. Jh. z. B. im Georgschor der Klosterkirche Prüfening vgl. Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern II/20, Bezirksamt Stadtamhof, 1914, Taf. VI. und im Karner von Perschen, vgl. H. Karlinger, Die hochromanische Wandmalerei in Regensburg. München 1920 S. 27 f. Abb. 15. Der Zungenbandfries trennt dort die Zonen der Engel und Jungfrauen von der der Apostel.

dieses Feld noch einmal von dem graurosa Rahmenstreifen. Wegen Beschädigungen im Putz kann nicht mehr festgestellt werden, ob das graue Feld auch rechts, also längs der Innenkante des Pfeilers, graurosa gerahmt war. Auf der gegenüberliegenden Seite, dem nördlichen Teil des östlichen Bogens, finden sich die Ornamentreste und Streifen in der gleichen Abfolge und Breite. Das graue, ungemusterte Feld läßt sich hier ca. 50 cm weit nach unten verfolgen. Eingebaute Schränke an beiden Pfeilern verhindern eine Untersuchung der unteren Partien beider Pfeiler.

Im westlichen Teil des *südlichen Bogens* wird das Bildfeld von einem ca. 22 mm breiten grauen Streifen waagerecht abgeschlossen (Taf. 33b). Dieser Streifen läuft über das Bildfeld hinaus bis zur Kante des Pfeilers, begrenzt also auch die gelbe Rahmung der Bogenlaibung. Direkt oberhalb dieses grauen Streifens, in der gelben Rahmung des Bogens wurden die Reste eines roten Zungenbandes gefunden. Die darüberliegende Partie ist gestört. Unterhalb des grauen, das Bildfeld abschließenden Streifens verläuft waagerecht ein ca. 52 mm breites gelbes Band, das oben und unten von einem weißen Strich begleitet wird. Ein hochrechteckiges braungraues Feld beginnt unmittelbar darunter, es ist mit kleinen schwalbenschwanzartigen schwarzen Formen gemustert, die in versetzten Reihen geordnet sind. Das Feld wird rechts und links von einem ca. 20 mm breiten grauen Streifen gerahmt. Weiße Striche trennen das Feld von diesem Rahmenstreifen. Auf der gegenüberliegenden Seite, dem östlichen Teil des südlichen Bogens, hat sich ebenfalls der graue Strich erhalten, der das Bildfeld abschließt. Darüber findet sich wieder das rote und der Ansatz des rosa Zungenbandes. Unterhalb des grauen Rahmenstriches sind nur die Ansätze des waagerechten gelben Bandes erhalten.

Wenn von der Malerei auf den Pfeilern längs der Schranken auch jeweils nur die oberen Partien erhalten sind, so sind diese doch so aussagefähig, daß man von ihnen auf die Bemalung der gesamten Pfeiler schließen kann. Die Pfeiler waren demnach durch die Malerei in hochrechteckige Felder eingeteilt, die wie Füllungen zwischen rahmenden Bändern saßen. Man wird diese Art von Malerei als architekturgliedernde bezeichnen müssen. Von den relativ gut erhaltenen Resten auf den Pfeilern des östlichen Bogens wird man schließen dürfen, daß die gegenüberstehenden Pfeiler in jedem Bogen gleichartig bemalt waren. Wie die figürliche Ausmalung in den Bogenlaibungen von Bogen zu Bogen wechselt, so wechselt auch die Architekturmalerei auf den Pfeilern von Bogen zu Bogen.

Von besonderer Bedeutung für das gesamte Sanktuarium ist der breite Zungenbandfries direkt unterhalb der figürlichen Malerei im östlichen Bogen. Von diesem Fries lassen sich nämlich Reste auch im nördlichen und im südlichen Bogen eindeutig identifizieren, sie sitzen dort nicht unterhalb der Bildfelder, sondern münden „tot" in der gelben Rahmung der Bogenlaibungen. Man muß aus diesen Resten schließen, daß der Zungenbandfries die drei Bogen zum Sanktuarium miteinander verband, er zog sich als waagerechter Fries offenbar durch das gesamte Sanktuarium. Das „Totlaufen" dieses Frieses in den Rahmungen der nördlichen und südlichen Bogenlaibung bestätigt diesen Schluß: Nur scheinbar liegt dort der waagerechte Zungenbandfries höher als im östlichen Bogen: diese Differenz ergibt sich aus der Tatsache, daß der östliche Bogen ca. 50 cm höher ist als die beiden anderen Bögen.

Die Annahme, daß in der Mitte des 12. Jahrhunderts das gesamte Sanktuarium ausgemalt war, wird einerseits durch den in Kämpferhöhe durchlaufenden Zungenbandfries bestätigt, zum anderen durch viele Putzstücke mit Malerei, die bei der Grabungskampagne 1962 in der Südostecke des Sanktuariums gefunden wurden.

b) Die im Sanktuarium ergrabenen Malereifragmente

Über die Ausgrabung der Malereifragmente wird an anderer Stelle berichtet (siehe oben S. 62 ff). Die Restauratoren übernahmen die Fragmente zum Ordnen. Die Fragmente lassen sich dem Putz nach in zwei Gruppen aufteilen. Zur ersten, stratigraphisch älteren Gruppe zählen nur wenige Stücke, während die Fragmente der zweiten Gruppe mehrere Obsthorden füllen.

1. Gruppe: Die Putzfragmente, auf denen die Malerei liegt, sind bis zu 5 cm stark. Sie bestehen aus zwei übereinanderliegenden Putzschichten, von denen die untere, dickere ein Kalkmörtel ist, dem sehr grobe Sande beigegeben sind. Man wird aus der Stärke dieser untersten Putzschicht und aus ihrer groben Struktur schließen dürfen, daß dieser Putz direkt auf einer Wand lag, deren Unebenheiten und Fugen mit diesem Mörtel geschlossen wurden. Die Oberfläche dieses Putzes ist nicht geglättet worden; das ist aus der Ungleichmäßigkeit des daraufliegenden Putzes zu schließen. Der unterste Putz zeigt also alle Charakteristika eines vorbereitenden Unterputzes. Die daraufliegende dünnere Putzschicht besteht aus einem reinen Kalkmörtel, dem feine bunte Sande beigegeben sind. Der obere Putz variiert in seiner Stärke zwischen 8 und 15 mm. Er ist geglättet und dann mit einer ca. 1 mm starken reinen Kalktünche gestrichen worden. Die Pinselstruktur dieses Anstriches ist noch zu erkennen. Auf dieser Kalktünche sind die Farben in reiner Kalktechnik dünn aufgetragen. Auf mehreren Fragmenten haben sich die Reste einer zarten ockergelben Vorzeichnung erhalten, der die Ausmalung relativ genau folgt.

Das größte Fragment stammt anscheinend von einer Gewandfigur. Deutlich erkennbar ist ein ca. 2 cm breites schwarzes Band, das mit einer weißen Punktreihe (Perlen) verziert ist. Die leichte Rundung dieses Bandes legt den Gedanken nahe, daß hier die Halspartie einer Gewandfigur erhalten ist. Gegen dieses Band stößt senkrecht ein gleichbreites schwarzes Band, ob auch dieses mit einer weißen Punktreihe verziert war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Dieses senkrechte schwarze Band trennt zwei auf den weißen Untergrund mit schwarz, resp. rot gezeichnete Rechtecke, die in sich vierpaßartig gegliedert sind. Oberhalb des waagerechten schwarzen Bandes befinden sich Spuren eines rötlichen Striches, der als gezeichneter Schatten auf einer Inkarnatpartie gedeutet werden könnte. Auf den übrigen Fragmenten sind die Reste flächiger Bemalungen zu erkennen; die verwendeten Farben sind: ein bläuliches Dunkelrot, ein gelbliches Hellrot, ein heller Ocker und ein Schwarz, mit dem offenbar die Konturen gegeben waren.

Bemerkenswerterweise liegen auf dieser Malerei geringe Reste einer zweiten Malschicht, die von der darunterliegenden Malerei durch eine ca. 1 mm starke weiße Kalktünche getrennt sind. Die auf dieser weißen Kalktünche liegende Malerei ist relativ dick. Sie stimmt weder in Form noch in Farbe mit der darunterliegenden Malerei überein, so liegt beispielsweise ein dunkles Grau über einem hellen Rot. Man wird deshalb folgern müssen, daß auf diesen Putzstücken zwei voneinander unabhängige Dekorationssysteme erhalten sind.

2. Gruppe: Der die zweite, stratigraphisch jüngere Gruppe charakterisierende Putz ist ein relativ heller Kalkmörtel, dem feine rötliche Sande beigemengt sind. Die Stärke des Putzes variiert zwischen 38 mm und 10 mm. Die Rückseite dieser Putzstücke ist relativ eben. Die Oberfläche dieses Putzes ist geglättet und dann mit einer dünnen reinen Kalktünche gestrichen worden. Auf dieser Kalktünche sind die Farben in reiner Kalktechnik aufgetragen. Die Fragmente der zweiten Gruppe wurden der Farbe resp. dem gemalten Ornament nach geordnet. Nur in wenigen Fällen ließen sich einzelne Stücke zu einem größeren Fragment zusammenfügen.

1. Fragmente mit architekturgliedernder Malerei

a) fünf Stücke von einer Putzkante, die auf beiden Seiten ockergelb bemalt sind. Die eine Seite ist zudem mit einem halbmondförmigen Muster verziert, dessen äußere Krümmung rot und dessen innere

Krümmung weiß gezeichnet sind. Das gleiche Muster auf ockergelbem Grund zeigen einige andere Fragmente, die keine Kante (mehr?) besitzen, und von denen deshalb nicht nachgewiesen werden kann, daß sie in den gleichen architektonischen Zusammenhang gehören. – Es muß darauf hingewiesen werden, daß die innere Rahmung des südlichen Bogens zum Sanktuarium das gleiche, auch gleichgroße halbmondförmige Muster auf ockergelbem Grund zeigt. Die fünf Fragmente sind allerdings zu klein als daß man, etwa mit Hilfe ihrer Krümmung, feststellen könnte, ob sie vom südlichen Chorbogen stammen oder nicht.

b) drei Stücke von einer Putzkante, die auf einer Seite ockergelb und auf der anderen hellrot bemalt sind.

c) drei Stücke von einer Putzkante, deren eine Seite glatt grau bemalt ist; ein ca. 1 cm breiter weißer Strich läuft der Kante im Abstand von ca. 2,5 cm parallel. Die andere Seite ist blaugrau bemalt und mit senkrechten und waagerechten roten Strichen in verschieden große rechteckige Felder aufgeteilt. Diese Felder sind teils mit weißen Kreisen, teils mit weißen Rechtecken verziert.

d) zwei Stücke von einer Putzkante, deren eine Seite wie 1 c bemalt ist, glatt grau mit einem weißen Strich. Auf der anderen Seite stößt ein violettes Band oder Feld gegen ein schwarzes Feld.

e) Teile von einem roten Zungenband, das gegen rosa stößt. – Die Zungen haben den gleichen Abstand wie die des Zungenbandfrieses im östlichen Bogen zum Sanktuarium. Es liegt nahe, diese Fragmente dem waagerechten Zungenbandfries zuzuordnen, der die Bögen vom Sanktuarium miteinander verband; doch können diese Fragmente auch von einem Zungenbandfries an anderer Stelle stammen.

2. Fragmente mit Architekturmalerei

a) Teile eines Bogens, der eine hellblaue Fläche begrenzt. Der Bogen ist mit einem ca. 5 cm breiten ockergelben T-Mäander auf braunem Grund geschmückt. Der Mäanderzug wird durch eine schmale weiße Linie halbiert. Oben und unten wird der Mäander von einer weißen und einer roten Linie gerahmt[25]. Die Weite des Bogens kann nur annähernd mit ungefähr 90 cm aus den kleinen Fragmenten errechnet werden. Über dem Scheitel des Bogens verlaufen waagerechte Bänder, die zu einem breiten Fries gehören müssen. Die Zwickel zwischen dem Bogen und diesem Fries sind grau. Der Fries besteht aus einem ca. 8 cm breiten roten Schriftband, die weißen Buchstaben sind ca. 6 cm hoch. Über diesem Schriftband verläuft ein ca. 2,5 cm breites dunkelgraues Band, das durch eine breite weiße Linie von einem gelben Band unbestimmbarer Breite getrennt wird.

b) Teile einer ockergelben, in den Schatten braunen Architektur vor dunkelblauem Hintergrund. Das dargestellte Gebäude hat Zinnen und schwarze Fensteröffnungen.

c) Teile einer hellroten Fläche, die mit zwei einander gegenüberstehenden dunkelroten Zackenreihen ornamentiert ist. Zwischen den Zackenreihen verläuft eine weißgraue Wellenlinie.

Teile einer grauen Fläche, die mit zwei einander gegenüberstehenden hellroten Zackenreihen ornamentiert ist. Zwischen den Zackenreihen verläuft eine dunkelrote Wellenlinie.

In diesen verschiedenfarbigen Teilen ist das gleiche Muster in einer bestimmten Weise farbig variiert, und zwar ist die Farbigkeit von Grund und Muster jeweils umgekehrt worden. Man wird daraus schließen dürfen, daß die beiden Muster eng aufeinander bezogen waren. Am ehesten könnte man an die Darstellung marmorierter Säulen u. a. denken.

d) Teile einer gelben Fläche, die mit unregelmäßigen braunen Rundformen gegliedert ist.

Teile einer braunen Fläche, die mit unregelmäßigen gelben Rundformen gegliedert ist.

Die Muster entsprechen einander wie die unter 2 c genannten. Die unregelmäßigen Rundformen könnten Marmorierung darstellen.

[25] Die Laibungen der Rundbogennischen in der Klosterkirche Nonnberg sind mit Mäandern der gleichen Farbe verziert. T-Mäander haben die Nischen um einen hl. Bischof, den hl. Oswald und den hl. Florian; vgl. W. Frodl, Die romanischen Wandgemälde in der Stiftskirche am Nonnberg in Salzburg, in: Österr. Zeitschr. für Kunst und Denkmalpflege x.Jg. 1956 Abb. 114 u. 121 und A. Grabar und C. Nordenfalk, Die romanische Malerei vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Genf 1958 Abb. S. 123.

3. Fragmente von Köpfen

a) Teile von Mund, Nase und Kinn eines frontal dargestellten bartlosen Gesichtes. – Mund und Nase haben die gleichen Maße wie Mund und Nase des Christusbildes in Tasche N 3. In Aufbau und Farbigkeit ist die Malerei dem gelblichen Inkarnat des Esaias (?) in Tasche N 4 sehr ähnlich.

b) Teil der Wangen-Kinnpartie eines bärtigen Gesichtes; Kinnbart und Schnurrbart stoßen zusammen. Die Inkarnatsfarbe auf diesem Fragment ist gelblich. Die Barthaare sind hellbraun, die Bartspitzen haben blaue Schattenlinien. – Das Fragment ist zu klein für einen exakten Maßvergleich mit den Köpfen oberhalb des Gewölbes, doch muß das Fragment zu einem Kopf gehört haben, der gewiß annähernd so groß war wie die Köpfe oberhalb des Gewölbes.

c) Teil eines Auges, aus einem frontal dargestellten Gesicht. Die Grundfarbigkeit des Inkarnats ist gelblich. Die Augenlider sind ebenso wie die Pupille rotbraun, die Iris ist grau mit einem dünnen blauen Strich gegen ein weißes halbmondförmiges Spitzlicht in den Augenwinkeln abgesetzt. – Im Aufbau ist dieses Auge dem des Esaias (?) in Tasche N 4 sehr ähnlich.

d) Inkarnatpartie, die an eine Gewandpartie grenzt. Das Inkarnat ist gelblich, das dargestellte Gewand changiert von rot nach gelb.

4. Fragmente von Gewändern

Diese Fragmente weisen sich durch Textilmuster und gemalte Falten als von Gewändern stammend aus. Mit einzelnen dieser Textilmuster sind Zierformen verbunden, die Schmuckborten darstellen müssen. Einzelne Schmuckborten haben keinen Zusammenhang mehr mit Gewandpartien. Von Maßangaben wird abgesehen, da die Größe des einzelnen Textilmusters innerhalb eines Fragments stark wechselt und die Breite der Schmuckborten nur zu errechnen ist.

a) Teile eines rosa Gewandes, das mit blauen Kreisen gemustert ist. Die Kreise sind durch Kreuze gevierteilt und in Reihen übereinander geordnet. In die zwischen den Kreisen liegenden Zwischenräume sind Vierecke mit sphärisch gekrümmten Seiten gesetzt. Die Falten sind mit schmalen roten Strichen gegeben.

b) Teile eines hellblauen Gewandes, das mit blauen Kreisen geschmückt ist. Das Muster gleicht dem Muster 4 a, nur sind auch die Vierecke durch Kreuze gevierteilt. Die Falten sind ebenfalls mit schmalen roten Strichen gegeben.

c) Teile eines weißen Gewandes, das mit rosa Adlern geschmückt ist. Die Adler sind rot umrandet. Dieses Gewand besitzt oder stößt gegen eine breite gelbe Zierborte, auf der vier zu einem Quadrat geordnete dunkelrote Punkte und sich kreuzende weiße Balken einander abwechseln. Das gleiche Gewandmuster stößt noch gegen zwei andere Borten. Die eine ist dunkelrot und mit kleinen Kreisen geschmückt, die in drei Reihen übereinanderstehen. Die jeweils übereinanderliegenden drei Kreise sind gleichfarbig, entweder gelb oder blau. Die andere Borte, gegen die das Gewand stößt, besteht aus einem hellockergelben Streifen, der von zwei grauen Strichen begrenzt und mit einer weißen Punktreihe verziert ist. Gegen diesen Streifen stößt ein gleichbreiter dunkelockergelber Streifen, der von einem weißen Strich begrenzt und mit einer dunkelroten Punktreihe verziert ist. Die dunkelroten Punkte dieses Streifens haben untereinander einen weiteren Abstand als die darüberliegenden weißen Punkte.

d) Teil eines grauen Gewandes, das mit weißen Punkten verziert ist. Dieses Gewand stößt gegen eine breite dunkelrote, nach ocker changierende Borte, die mit vier übereinanderliegenden Reihen orangefarbener Kreise verziert ist.

e) Teile eines ungemusterten dunkelroten Gewandes, das nach blau changiert.

f) Teile eines ungemusterten dunkelroten Gewandes, das nach gelb changiert.

g) Teil einer breiten dunkelockerfarbenen Schmuckborte, die durch einen weißen Strich halbiert wird. Die eine Hälfte der Borte ist mit fünf zu einem Quadrat geordneten dunkelroten Punkten verziert, die mit einem weißen Kreis wechseln. Die andere Hälfte ist mit größeren Rechtecken oder Quadraten verziert, die mit einer dunkelblauen Linie umrahmt sind.

h) Teil einer breiten hellockerfarbenen Schmuckborte. Auf ihr ist durch weiße Linien ein dunkelockerfarbenes Feld abgegrenzt. In diesem Feld ist ein hellblaues rechteckiges Feld mit sphärisch ge-

krümmten Seiten gemalt, das wiederum durch ein kleines dunkelblaues Rechteck verziert ist. In der Mitte des hellblauen Feldes findet sich ein dunkelblauer Punkt. – Das weiß gerandete dunkelockerfarbene Feld könnte die Goldfassung eines hellblauen geschliffenen Edelsteins darstellen.

i) Teile einer dunkelroten Schmuckborte. Sie ist mit kleinen Kreisen geschmückt, die in drei Reihen übereinanderstehen. Die jeweils übereinanderliegenden drei Kreise sind gleichfarbig, entweder gelb oder weiß.

k) Teil einer breiten schildartigen dunkelroten Schmuckborte. Auf ihr sind schwalbenschwanzartige gelbe Formen gezeichnet.

l) Teil einer breiten hellockerfarbenen Schmuckborte, die von einem grauen Strich begrenzt wird. Parallel zu diesem Strich verläuft eine schmale weiße Wellenlinie. Die Borte ist mit dunkelroten Punkten verziert, deren Anordnung nicht mehr ermittelt werden kann. Ein quadratisches dunkelockerfarbenes Feld, dessen sphärisch gekrümmte Seiten mit dunkelroten Punkten verziert sind, könnte ein Schmuckstück darstellen.

5. Fragmente von Schriftbändern

a) Teile von roten Buchstaben auf gelblichweißem Grund. Die Bruchstücke sind zu klein, als daß man die Höhe der Buchstaben errechnen könnte.

b) Teile von roten Buchstaben auf weißem Grund. Das Schriftband stößt gegen ein waagerechtes graues Band. Die Bruchstücke sind zu klein, als daß man die Höhe der Buchstaben errechnen könnte.

6. Fragmente mit Mustern, die nicht in einen größeren Zusammenhang gebracht werden können

a) Teile einer graurosa Fläche, die mit drei weißen Wellenlinien geschmückt ist. – Farbigkeit und Duktus der Pinselführung erinnern an das unterste Band der Mitra Aarons in Tasche S 3.

b) Teile eines weißen sternblumenartigen Musters auf ockergelbem Grund.

c) Teil eines gelben Bandes, das von einem roten Band durch eine rosa Linie getrennt ist. Auf dieser rosa Linie ist ein weißer Punkt.

d) Teil einer gelben Fläche, die mit weißen Kringeln verziert ist.

e) Teil zweier konzentratischer Kreise auf gelbem Grund.

f) Teil einer hellroten weiß konturierten Lilie auf dunkelrotem Grund. – In Größe und Form ist dieses Muster den Lilien gleich, mit denen der Boden unter Maria und Martha im östlichen Bogen zum Presbyterium verziert ist.

7. Zahlreiche Fragmente, auf denen zwei Farben gegeneinanderstoßen

a) gelb gegen braun
b) gelb gegen hellblau
c) gelb gegen grau
d) gelb gegen grau, getrennt durch eine weiße Linie
e) gelb mit waagerechter weißer Begrenzung
f) braun gegen hellblau
g) braun gegen grau
h) braun gegen grau, getrennt durch eine weiße Linie
j) rot mit waagerechter weißer Begrenzung.

8. Zahlreiche einfarbige rote, gelbe, braune, graue und blaue Fragmente.

III. Wandmalereien oberhalb der spätgotischen Gewölbe im nördlichen Seitenschiff (Taf. XLVI b)

Über dem spätgotischen Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes haben sich ebenfalls dekorative Malereien erhalten. Bereits publiziert ist ein ca. 45 cm breiter gemalter Deckenfries[26]. Er zieht sich an der Süd- und Ostwand des Seitenschiffes entlang; an der Nordwand ist der die Malerei tragende Putz zerstört. Dieser Deckenfries besteht aus einem sog. perspektivischen Mäander (Taf. 36a).

Er wird von einem einzigen, als Hochmäander gebrochenen[27], nach rechts laufenden Zug[28] gebildet. Dieser Mäanderzug ist ca. 6 cm breit und wird oben von einer ca. 6 cm breiten, unten von einer ca. 11 cm breiten Bordüre begrenzt. Die Stäbe des Mäanders sind gespalten. Die waagerechten Stäbe sind braun-hellbraun, die senkrechten rot, hellrot gegeben[29] (Abb. 7, IV). Die Stege des Mäanders sind weiß gehöht. Die obere Bordüre besteht aus einem ca. 3 cm breiten gelben und einem ca. 3 cm breiten roten Band[30]. Die untere Bordüre besteht aus einem gelben und einem roten Band (je ca. 4 cm breit), die durch eine weiße Linie voneinander getrennt sind.

Die Malerei dieses Deckenfrieses liegt auf einem ca. 15 mm starken Putz, der ungleichmäßig aufgetragen ist. Die rauhe Oberfläche des Putzes ist vielleicht damit zu erklären, daß er mit einem hölzernen Putzhobel geglättet wurde. Auf dem Putz liegt eine dünne Tünche und auf dieser die eigentliche Malerei. Der Mäander ist durch senkrechte Linien vorbereitet, die im Abstand von ca. 6 cm in den feuchten Putz geritzt sind. Dieses Konstruktionsgerippe ist mit Pinsel und roter Farbe nachgezogen. Die Waagerechten und Diagonalen der Vorzeichnung sind ebenfalls mit Pinsel und roter Farbe gezeichnet worden. Bemerkenswerterweise ist ein zum Hintergrund gehöriges Dreieck auf der Südwand und an der südlichen Hälfte der Ostwand stets braun, wie die waagerechten Stäbe des Mäanders, gestrichen. Anscheinend liegt hier ein Lapsus des Malers vor, der noch während der Ausmalung bemerkt wurde, denn auf der nördlichen Hälfte der Ostwand ist dieses Dreieck stets weiß belassen worden.

In der Südostecke des nördlichen Seitenschiffes überlappt der die Malerei tragende Putz mit seiner Oberkante einen älteren Putz.

Dieser ältere Putz ist nach oben hin unregelmäßig verstrichen. Er ist ca. 15 mm stark, die oberste Lage ist mit der Kelle geglättet; der ältere Putz ist an der Oberfläche glatter als der jüngere.

Der ältere Putz ist vor dem Aufbringen des jüngeren Putzes in einer Breite von ca. 48 cm, also weniger als der Breite des oben beschriebenen Deckenfrieses, sehr ungleichmäßig abgeschlagen worden. Unterhalb des jüngeren Putzes setzt sich der ältere glatte Putz fort. Der jüngere rauhe Putz sitzt also gleichsam auf der Kante des beschädigten älteren Putzes auf. Beim Antragen ist der jüngere Putz schön in eine Fläche mit dem älteren Putz darunter gebracht worden. Nach oben hin war das Antragen des jüngeren Putzes anscheinend durch die noch bestehende Flachdecke behindert; die Oberkante des jüngeren Putzes ist jedenfalls ungleichmäßiger als seine untere Kante. In der Nordostecke stößt der ältere Putz der Ostwand an die zuvor geputzte Nordwand an.

Auf dem älteren Putz finden sich Reste eines ca. 45 cm breiten gemalten Deckenfrieses.

Erhalten sind auf der Ost- und Südwand die Reste der oberen Bordüre. Sie bestand aus einem roten Band, das mit schwarzen Punkten geschmückt war. Die Breite der Bordüre ist nicht mehr zu ermitteln.

[26] Kunstdenkmale des Königreichs Bayern, Oberbayern, Landkreis Traunstein; 1902, Abb. 1756.

[27] Hecht, a. a. O. S. 3 Abb. 6.

[28] Für die spezielle Form des Mäanders vgl. Hecht a. a. O. S. 21 Abb. 63.

[29] Zur Verfärbung dieser Stäbe. Siehe Vorbemerkung S. 202.

[30] Diese Farbigkeit hat sich lediglich an zwei Bruchstücken des diese Malerei tragenden Putzes, die im Schutt der Tasche N 1 gefunden wurden, gut erhalten. Die noch in situ befindlichen Partien dieses Deckenfrieses haben sich farblich stark verändert. Siehe Vorbemerkung S. 202.

Die Punkte hatten einen Durchmesser von ca. 30 mm und waren von einer schmalen weißen Linie umrandet. Es sind an der Ostwand noch zwei Punkte im Abstand von 18 cm erhalten. Das dazwischenliegende Bandstück ist so weit zerstört, daß nicht mehr ermittelt werden kann, ob die Punkte ursprünglich dichter gereiht waren, oder ob sie mit anderen Ornamentformen wechselten. Der ältere Deckenfries ist unten mit einer Bordüre abgeschlossen, die aus zwei Bändern besteht. Das untere 5 cm breite Band ist rot, das obere weiß. Die umfangreichsten Reste dieser Bordüre haben sich an der Südwand in Tasche S 3 erhalten. Dort ist deutlich zu erkennen, wie der jüngere Putz unten den älteren bemalten Putz überlappt. Der Maler des jüngeren Frieses benutzte dort das untere rote Band und einen schmalen Streifen des weißen Bandes der älteren Bordüre mit; in Tasche S 2 war von dem älteren Putz mehr abgeschlagen worden, dort mußte der Maler des jüngeren Frieses die untere Bordüre selbst malen.

In der Ostwand, nahe der Südostecke des Seitenschiffes, befindet sich oberhalb der Frieszone ein Tuffstein, der eine ca. 3 mm starke Putzschicht und darauf mehrere Kalktünchen trägt. Dieser Stein wird von dem älteren Putz überlappt, so daß der Eindruck entsteht, an dieser Stelle lägen drei Wandputze übereinander. Innerhalb des Münsters konnte bisher kein Wandputz von nur 3 mm Stärke festgestellt werden. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß dieser Stein schon einmal verbaut war, bevor er beim Aufmauern der Ostwand zum zweiten Mal verwendet wurde. In der gleichen Wand, 95 cm von der Südwand entfernt, befindet sich ein weiterer Tuffstein in Zweitverwendung. Der Stein ist oberhalb der Frieszone so eingemauert, daß der darauf befindliche Putz senkrecht zur Wandfläche steht. Der Putz ist ca. 15 mm stark und bemalt. Die Anordnung der roten, grauen und dunkelgrauen Farbreste macht es wahrscheinlich, daß sie zu einem geometrischen Ornament gehörten.

IV. Zusammenfassung der Beobachtungen im Münster

Die Beobachtungen und Untersuchungen der Restauratoren lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Das Sanktuarium des Münsters war in vorgotischer Zeit von den angrenzenden Räumen abgetrennt, und zwar oben durch Wände, unten – in den drei jetzt noch bestehenden Bögen – durch Chorschranken. Ob und gegebenenfalls wie das Sanktuarium gegen das Mittelschiff des Münsters abgegrenzt war, konnte wegen der 1476 eingezogenen Gewölbestützpfeiler bisher nicht ermittelt werden.

Im Sanktuarium lassen sich oberhalb der spätgotischen Gewölbe zwei Ausmalungen feststellen, die zeitlich einander folgen. Die ältere Ausmalung wurde vor dem Aufbringen der jüngeren zerstört bzw. überputzt.

In den drei Bögen zwischen dem Sanktuarium und dem sog. Umgang lassen sich ebenfalls zwei Ausmalungen feststellen, die zeitlich einander folgen. Auch hier ist die ältere der jüngeren zum Opfer gefallen.

In jedem der an das Sanktuarium angrenzenden Räume – mit Ausnahme des sog. Umgangs, der älter ist als die romanische Ausmalung in den Bogenlaibungen zum Sanktuarium und des südlichen Seitenschiffes, das bisher nicht untersucht wurde – haben sich ebenfalls zwei einander folgende Ausmalungen aus vorgotischer Zeit erhalten. Auch in diesen Räumen wurde die ältere Ausmalung zerstört bzw. überputzt als man die jüngere Ausmalung anbrachte.

Diese Gleichartigkeit der Situationen in den verschiedenen Räumen des Münsters drängt dazu, die Beziehungen der Ausmalungen untereinander herauszustellen. Im Folgenden werden zunächst die älteren, anschließend die jüngeren Ausmalungen besprochen.

Von den älteren Ausmalungen haben sich im Langhaus, im nördlichen Seitenschiff und im

Raum im Bereich der Institutskapelle die Reste gemalter Friese unter der Decke erhalten. Von der älteren Ausmalung des Sanktuariums haben sich ebenfalls Reste eines Deckenfrieses erhalten. In den an das Sanktuarium angrenzenden Räumen waren diese Deckenfriese offenbar der einzige Schmuck; jedenfalls waren die Wandpartien unterhalb der Friese unbemalt. Im Sanktuarium selbst konnten die Wände der jüngeren Ausmalung wegen nicht untersucht werden.

Diese älteren Friese sind ohne Kalkzwischenlage direkt auf einen glatten grauweißen Putz gemalt. Sie sind einander formal ähnlich. Die Farbigkeit der Friese ist auf stumpfe, erdige und graue Töne beschränkt. In den Mäandern werden die durch die Form eindeutig bestimmten Innen- und Außenseiten der Züge auch durch eine entsprechende Farbgebung klar voneinander geschieden. Die Bordüren der Friese sind auffallend reich geschmückt bzw. gegliedert. Mit Kreisen verziert sind die Bordüren der Friese in Raum I, Raum III und im nördlichen Seitenschiff; aus Zungenbändern bestehen die unteren Bordüren in Raum I und II (= Sanktuarium).

Aus den Übereinstimmungen der Friese in Form und Farbigkeit sowie aus ihrem einheitlichen technischen Aufbau und Malgrund (Putz) wird man schließen dürfen, daß die älteren Deckenfriese in den verschiedenen Räumen *einer*, der ältesten bisher faßbaren Ausstattung des Münsters zugehören.

Ob die jüngeren Ausmalungen der an das Sanktuarium angrenzenden Räume gleichzeitig sind oder zu verschiedenen Zeiten entstanden, kann wegen der zahlreichen baulichen Veränderungen im Münster nicht mehr bewiesen werden. Auffallend ist jedoch, daß in diesen Räumen durchgehend die älteren Friese durch neue ersetzt worden sind. Die unbemalten Wandflächen unterhalb der Deckenfriese sind beibehalten worden. Eine Ausnahme bildet lediglich der Raum im Bereich der sog. Institutskapelle, der gleichzeitig mit dem jüngeren Fries eine monochrome figürliche Bemalung erhielt. Die allgemeine Situation in Raum I und Raum III gleicht sich darin, daß dort vor dem Auftragen des neuen Putzes der ältere Putz nur angespitzt und der unregelmäßige Übergang des jüngeren Putzes zum älteren durch eine Bordüre verdeckt wurde.

Die jüngeren Ausmalungen in diesen Räumen liegen auf unregelmäßig angetragenem Putz von bemerkenswert einheitlich erscheinender rauher Oberfläche. Zwischen diesem Putz und der eigentlichen Malschicht liegt eine dünne weiße Kalktünche. Die Mäander der Friese in Raum I und im nördlichen Seitenschiff sind in den noch feuchten Putz vorgeritzt. In beiden Friesen sind die senkrechten Stäbe der Mäander von den waagerechten Stäben durch die Farbe unterschieden. Da sich von dem Fries in Raum III nur geringe Reste erhalten haben, können dessen technischer Aufbau und seine Farbigkeit nicht in Betracht gezogen werden.

Zwar sollten bei relativ geringen Befunden formale Ähnlichkeiten und vor allem technische Übereinstimmungen nicht zu sehr strapaziert werden. Doch erhalten sie in diesem Falle besonderes Gewicht, wenn man sie mit den oben beschriebenen Eigenarten der älteren Ausmalung am gleichen Ort vergleicht. Ihr gegenüber erscheinen die jüngeren Ausmalungen in den an das Sanktuarium angrenzenden Räumen als zu *einer* Ausmalung gehörig.

In bezug auf das von diesen Räumen umschlossene Sanktuarium drängt sich die Frage auf, wie sich die Reste der jüngeren Ausmalung oberhalb der spätgotischen Gewölbe und die ebenfalls jüngere Ausmalung in den Bogenlaibungen zueinander verhalten. Gehören sie zu einer einheitlichen gemalten Dekoration, die das Sanktuarium ganz überzog? Zwar sind die aufgehenden Wände im Sanktuarium bisher nicht erschöpfend untersucht worden. Doch kann nach dem Einbau des Gewölbes und der dazugehörigen Stützpfeiler, dem Einbrechen der großen Fensteröffnungen und deren barocker Umgestaltung auf der Südwand nur ein sehr geringer Teil der vorgotischen Putze in situ geblieben sein. Die bei der Grabung in der Südostecke des Sanktuariums gefundenen Putzstücke mit Malerei bestätigen indirekt, daß umfangreiche Par-

tien des Putzes 1472-76 abgeschlagen worden sind. Es ist also sehr fraglich, ob eine eingehende Untersuchung der aufgehenden Wände des Sanktuariums die erhoffte Antwort auf die eben gestellte Frage nach dem Verhältnis zwischen der figürlichen Malerei oberhalb des Gewölbes und der figürlichen Malerei in den Bogenlaibungen geben wird. Unter diesen Umständen scheint es vertretbar zu sein, noch vor solchen Untersuchungen einige Überlegungen zum Verhältnis der Ausmalungen im Sanktuarium vorzulegen.

Die Malereien oben und unten sind jeweils Zweitausstattungen. Eine vorhandene ältere Ausstattung ist oben und unten zerstört worden, um großflächig neuen Putz auftragen zu können. Diese neuen Putze sind oben und unten unregelmäßig stark, gleichsam wellenförmig aufgetragen worden und haben jeweils eine ausgesprochen rauhe Oberfläche. Unregelmäßige Übergänge zwischen einzelnen Arbeitsabschnitten (sog. „pontata") finden sich sowohl oberhalb der Gewölbe (dort unterhalb des Frieses) als auch unten (dort unterhalb der figürlichen Darstellungen im östlichen Bogen). Als Unterlage für die Malerei ist auf die neu aufgetragenen Putze oben und unten jeweils eine dünne weiße Kalkschicht aufgezogen worden.

Dem Zungenbandfries, der die drei Bögen des Sanktuariums miteinander verband, und der architekturgliedernden Malerei unterhalb dieses Frieses in den Bögen kommen in dieser Untersuchung besondere Bedeutung zu. In romanischen Raumausmalungen haben solche Friese die Funktion, eine bemalte Zone von einer unbemalten oder zwei verschieden bemalte Zonen voneinander zu trennen. Man kann sich deshalb nicht vorstellen, daß im Münster zu Frauenchiemsee die Wandflächen oberhalb und unterhalb eines solchen Frieses zwar in den Bögen bemalt waren, der gleiche Fries im Sanktuarium selbst aber sonst unbemalte Wände gliederte. Wie ein Blick auf andere Raumausstattungen des 12. Jh. lehrt – in diesem Zusammenhang sei auf die Johanneskapelle in Pürgg, die Klosterkirche Prüfening und die Allerheiligenkapelle in Regensburg verwiesen – erstreckten sich die Ausmalungen stets über den *gesamten* Raum. Aus den Resten des Zungenbandfrieses und der architekturgliedernden Malerei in den Bögen zum Sanktuarium kann also nach Berücksichtigung der im weiteren Umkreis von Frauenchiemsee erhaltenen Raumausmalungen des 12. Jh. mit Sicherheit geschlossen werden, daß das Sanktuarium des Münsters ganz ausgemalt war. Mit diesen Überlegungen fällt die zunächst durchaus überzeugend scheinende Annahme, daß die Malereien oberhalb des Gewölbes zu einer Art Bilderfries gehören, der nur die obere Zone des Sanktuariums schmückte, in sich zusammen. Zwangsläufig ergibt sich daraus der Schluß, daß die Malereien oberhalb der Gewölbe und die in den Bögen zum Sanktuarium in engstem Zusammenhang stehen. Dafür sprechen auch einige formale Elemente, die den Malereien oben und unten gemeinsam sind. Dazu gehört die allgemeine Buntfarbigkeit der Malereien oben und unten, die blauen Gründe hinter den Figuren, die stuckierten Nimben (im östlichen Bogen hatten Christus, Maria und Martha stuckierte Nimben), die Möglichkeit stuckierte und farbige Nimben nebeneinander zu stellen und die Art, wie etwa die Engelsflügel gemalt sind.

Solchen Gemeinsamkeiten stehen stilistische und qualitative Unterschiede in Auffassung und Malweise der Köpfe zwischen oben und unten gegenüber. Doch unterscheiden sich auch die Köpfe oberhalb der Gewölbe z. T. erheblich voneinander. Solche stilistischen und qualitativen Unterschiede innerhalb einer einheitlichen mittelalterlichen Raumausmalung sind auch anderswo konstatiert worden[31]. Man muß zudem bei diesen Vergleichen berücksichtigen, daß oberhalb der Gewölbe auf Nord- und Südwand nur ca. 10% der Bildfläche erhalten sind, daß unter anderem die für einen Vergleich so wichtigen Gewandpartien oberhalb der Gewölbe fast ganz fehlen.

[31] z. B. in der Johanneskapelle von Pürgg. Vgl. W. Frodl, Die romanischen Wandgemälde in Pürgg nach der Entrestaurierung, in: Österr. Zeitschr. für Denkmalpflege II, 1948 S. 162 f.

Innerhalb einer Raumausmalung wie der des Sanktuariums von Frauenchiemsee dürften Übereinstimmungen allgemeinerer Art gegenüber stilistischen und qualitativen Unterschieden zwischen Details das größere Gewicht haben. Man wird also trotz der Unterschiede zwischen den Köpfen auf Grund der allgemeinen Übereinstimmungen – auch der Übereinstimmungen technischer Art – annehmen müssen, daß die Malereien oberhalb und unterhalb der Gewölbe zu einer einheitlichen Ausmalung gehören. Aus den erhaltenen Malereiresten und ihrer besonderen Situation an den Wänden kann geschlossen werden, daß die Ausmalung des Sanktuariums in drei Zonen gegliedert war.

Die unterste Zone dürfte in der im 12. Jh. üblichen Weise nichtfigürlich bemalt gewesen sein. Der Zungenbandfries hat diese Zone nach oben hin abgeschlossen. Die Höhe der obersten Zone läßt sich annähernd aus den Maßen der Köpfe errechnen[32], die in den Gewölbezwickeln erhalten sind. Aus dem Abstand zwischen dem Zungenbandfries und der zu errechnenden Höhe der obersten Bildzone ergibt sich die Höhe der mittleren Bildzone; sie dürfte ungefähr ebenso hoch gewesen sein wie die oberste Bildzone. Die mittlere Bildzone wird ebenfalls figürlich bemalt gewesen sein. Ein Fries wird sie von der obersten Bildzone getrennt haben. Die oberste Bildzone hinwiederum war mit dem Zinnenbandfries gegen die Flachdecke hin abgeschlossen.

Es liegt nahe, die jüngere Ausmalung der an das Sanktuarium angrenzenden Räume in direkten Zusammenhang mit dieser einheitlichen Ausmalung des Sanktuariums zu bringen. Der *Nachweis* einer gleichzeitigen Entstehung wird allerdings schwer zu erbringen sein, da die jüngere Ausmalung der an das Sanktuarium angrenzenden Räume sich lediglich auf ein Erneuern (Neumalen) der Deckenfriese beschränkte, also nur wenige Ansatzpunkte zu einem Vergleich bietet mit der reichen, aber doch nur fragmentarisch erhaltenen Ausmalung des Sanktuariums.

v. Die Michaelskapelle im Torbau (Taf. LVII–LXIX)

a) Beschreibung der Arbeiten

Die Michaelskapelle im ersten Geschoß des Torbaues besteht aus dem rechteckigen Hauptraum (10,50 × 6,80 m) und einem daran anstoßenden fast quadratischen Chor (ca. 4,00 × 4,00 m) (Abb. 2). Der Hauptraum war bis zu Beginn der Arbeiten von einer Flachdecke abgeschlossen, die durch profilierte Leisten in Kassetten aufgeteilt war (Taf. LVII). Die Profile der Leisten und die Form der tragenden Konsolen legen eine Datierung dieser Decke in das 17. Jh. nahe.

Der Chor war bis zu Beginn der Arbeiten mit einem Kreuztonnengewölbe abgeschlossen.

An der Ostwand des Hauptraumes war bereits 1883 von zwei Kunstmalern eine Wandmalerei freigelegt worden[33], und zwar ein lehrender Christus (Taf. LXVII), der im Inventar der Kunstdenkmäler Bayerns ins 13. Jh. datiert wurde. Es lag also nahe, in der Michaelskapelle nach weiteren mittelalterlichen Wandmalereien zu suchen.

Bis zu Beginn der Arbeiten diente die Michaelskapelle als Ausstellungshalle, vorher war sie längere Zeit als Schulraum verwendet worden. Diese unterschiedlichen Verwendungen der Michaelskapelle, insbesondere die als Schule, hatten bauliche Veränderungen notwendig gemacht. Ältere Inselbewohner erinnern sich noch vom Hörensagen daran, daß in jener Zeit der Chor durch eine Wand vom Hauptraum abgetrennt war. Der Chor diente damals als Schulzimmer für die etwa 10 Inselbuben. Auf Süd- und Ostwand befand sich damals je ein recht-

[32] Vgl. S. 211 u. Pl. 5.

[33] Bericht und Abbildung in: K. Raupp u. F. Wolter, Die Künstlerchronik von Frauenchiemsee, München 1924 S. 130, 131.

eckiges Fenster in normaler Zimmerhöhe. Der Schulraum war mit dem Hauptraum, der als Turn- und Tummelplatz diente, durch eine schmale Tür verbunden. Auch im Hauptraum befanden sich damals auf der Südseite zwei große Fenster in Zimmerhöhe. Beide Räume wurden mit einem Ofen geheizt, der in den Chorbogen eingebaut war. Seine Kaminführung an der Giebelwand ist im Kirchendachboden heute noch erkennbar. Eine kleine Tür in der Ostwand des Hauptraumes führte zu einem Abort, der außen am Gebäude nördlich des Chores angebaut war.

Die Unterteilung der Michaelskapelle in zwei Räume wurde beibehalten, als die Chiemseemaler ihren Einzug im Torbau hielten. Jetzt diente der Hauptraum als Ausstellungsraum, während der Chor als Atelier verwendet wurde[34]. Um die Lichtverhältnisse für die Maler zu verbessern, wurde auf der Nordseite des Chors ein großes Atelierfenster eingebrochen. Später wurde zwar die Trennwand aus dem Chorbogen wieder entfernt, Toilette und Kamin abgerissen und die Tür an der Ostwand wieder vermauert, die großen Fenster aber verblieben.

Auf Grund dieser Situation stand von vornherein fest, daß restauratorische Arbeiten innerhalb der Michaelskapelle grundsätzlich anderer Natur sein mußten, als etwa die Arbeiten der Restauratoren an den Wandmalereien oberhalb der Gewölbe des Münsters. Zwangsläufig griffen die Arbeiten der Restauratoren hier von Anfang an in die Forschungen zur Bau- und Verwendungsgeschichte dieser Kapelle ein. Für die Berichterstattung über die Arbeiten der Restauratoren in der Michaelskapelle mußte deshalb eine dem Ablauf der Arbeiten adäquate Form gewählt werden. Deshalb unterscheidet sich dieser Bericht erheblich von dem vorhergehenden, der die Arbeiten der Restauratoren im Münster beschreibt. Dem Berichterstatter scheint das kein Manko zu sein, denn genaue Berichte über Untersuchungen dieser Art in mittelalterlichen Räumen fehlen vollkommen.

Da der Berichterstatter nur einen Teil der durch die gegebene Situation sehr komplizierten Untersuchungen und Arbeiten der Restauratoren verantwortlich leitete, andererseits aber die gesamten Arbeiten zusammenfassen soll, wird hier noch einmal die Verteilung der Arbeiten und Verantwortlichkeiten in den einzelnen Arbeitsabschnitten in Erinnerung gebracht. Während der ersten beiden Arbeitsabschnitte 1961 und 1962 arbeitete im Torbau der freischaffende Restaurator Th. Sprenzinger; er wurde unterstützt von dem freischaffenden Restaurator G. Doll. Ab 1963 setzte der freischaffende Restaurator R. Harzenetter die Arbeiten in dem Torbau fort, unterstützt von den freischaffenden Restauratoren Sophie Gräfin Waldburg-Zeil, D. Schütz und H. Zernickel, sowie dem beim Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege angestellten Restaurator E. Oellermann und dem Amtsrestaurator F. Buchenrieder. Verantwortlich geleitet wurden die Arbeiten im Torbau bis 1962 von Landeskonservator W. Bertram und ab 1963 vom Berichterstatter.

Die Arbeiten der Restauratoren begannen am 1. Mai 1961 mit dem Entfernen einer mit vielen kleinen Nägeln befestigten Wandbespannung, die die Wände von Hauptraum und Chor verkleidete. Die ersten Untersuchungen wurden an der Ostwand des Hauptraumes vorgenommen, und zwar links vom Chorbogen, da rechts vom Chorbogen bereits die erwähnte spätromanische Wandmalerei des lehrenden Christus offenlag. Der untere Teil der Ostwand erwies sich an dieser Stelle als neu verputzt. Dieser neue Putz, ein Zementmörtel, reichte vom Boden des Hauptraumes bis in die Höhe von 2,15 m hinauf; er bedeckte die gesamte Wandfläche bis zur Chorbogenöffnung. Der Zementputz liegt direkt auf dem alten Mauerwerk auf, er deckt auch eine mit Ziegeln vermauerte Öffnung in der Mauer, die ehemals zum Abort der Inselschule führte. Der Zementputz setzt sich in der Laibung des Chorbogens fort und darüber

[34] K. Raupp u. F. Wolter, a. a. O. S. 131.

hinaus auch auf der Westwand des Chors. An diesen Stellen setzen ältere Putz- und Malschichten erst oberhalb des Zementputzes ein. Oberhalb dieses Putzes wurden an der Ostwand des Hauptraumes die ersten Reste mittelalterlicher Wandmalereien gefunden. Es handelt sich um die Darstellung einer thronenden Muttergottes (Taf. LXVII b) in der Mitte dieses Wandabschnittes, etwa in der gleichen Höhe wie die Darstellung des lehrenden Christus auf der gleichen Wand rechts vom Chorbogen. Die untere Partie dieser Malerei ist durch den Einbruch der Türöffnung und den Zementverputz zerstört worden.

Die weiteren Untersuchungen konzentrierten sich auf den Chor. Auf der Ostwand wurden unter einer Vielzahl von Malschichten – Restaurator Th. Sprenzinger zählte dort insgesamt elf – rote Strichzeichnungen gefunden und freigelegt. Es handelt sich um die Darstellung von zwei stehenden Engeln (Taf. LVIII). Diese Engel stehen zwischen zwei ebenfalls mit roten Linien gegebenen Säulen oder Pfeilern, die in die Ecken des Chores eingezeichnet sind. Den unteren Abschluß dieser Darstellung bildet eine waagerechte rote Linie, die in ca. 1,90 m Höhe oberhalb des Bodens im Chor verläuft. Die Ausdehnung der Untersuchungen auf Nord- und Südwand erbrachte ähnliche Befunde; auf der Nordwand die Reste von zwei weiteren Engeln (Taf. LXIII), auf der Südwand spärlichere Reste eines Engels. Die rote untere Abschlußlinie der Malerei setzt sich auch auf Nord- und Südwand fort. Trotz mehrerer Störungen in der Oberfläche von Malerei und Putz kann mit Bestimmtheit festgestellt werden, daß sich gezeichnete Säulen resp. Pfeiler nur in den beiden östlichen Ecken des Chores befanden. Unterhalb der roten Abschlußlinie der Malerei wurden keinerlei Spuren irgendwelcher Bemalung gefunden, ausgenommen einzelne Farbspritzer von einem helleren und einem dunkleren Rot. Der hellere rote Spritzer auf der Nordwand ist in Farbigkeit und Konsistenz dem Rot der Strichzeichnungen sehr ähnlich. Die dunkelroten Spritzer auf der Ostwand ähneln in Farbigkeit und Konsistenz eher dem Rot der Mäanderfriese. – Bei der Freilegung dieser unbemalten Wandpartien wurden einzelne Graffiti gefunden (siehe S. 275 ff).

Im Zuge dieser Untersuchungen und Freilegungen wurden an der Ost- und Südwand oberhalb der bestehenden großen viereckigen Fenster die Rundbogenöffnungen von älteren Fenstern gefunden (Taf. XXXIV b u. LVIII). Die Engel sind zu beiden Seiten dieser älteren Fenster angeordnet, sie beziehen sich also auf die Fenster, die damals schon bestanden haben müssen.

Die Freilegungen fanden ihr vorläufiges Ende an dem später eingebrachten Kreuztonnengewölbe, bzw. an den Holzschlaudern, die vor der Einwölbung des Chors zwischen Nord- und Südwand eingezogen worden waren, um den Gewölbeschub aufzufangen.

Die roten Strichzeichnungen im Chor waren durch die vielen kleinen Nägel, mit denen die Wandbespannung befestigt war, sehr beschädigt (Taf. LXV). Die Nagellöcher wurden bald nach der Freilegung mit frischem Kalkmörtel ausgefüllt. Die Abbruchkanten des alten Putzes längs der neuen Fenster wurden gesichert und neu verputzt. Diese neu verputzten kleinen Fehlstellen glich Restaurator Th. Sprenzinger farbig der Umgebung an, ohne den Verantwortlichen, Landeskonservator W. Bertram, zu verständigen. Dabei wurden auch einzelne Fehlstellen innerhalb der Zeichnungen retuschiert („überbrückt"). Um ein eindeutiges Bild von der Anzahl und dem Umfang dieser Retuschen zu erhalten, wurden die Strichzeichnungen im filtrierten ultravioletten Licht untersucht und photographiert. Auf den photographischen Aufnahmen sind vor allem die großen Retuschen im weißen Grund zu erkennen und die darin befindlichen Retuschen der Zeichnung selbst (Taf. LXVI). Wenig umfangreiche Retuschen in kleineren Fehlstellen verzeichnet die Photographie nicht. Die Grabungsleitung erstellte deshalb originalgroße Pausen, auf denen sämtliche Retuschen eingezeichnet sind.

Schon bei den ersten Untersuchungen im Chor war Restaurator Th. Sprenzinger eine relativ dicke kraquelierte Kalkschicht aufgefallen, die sich deutlich von den zahlreichen anderen übermalenden Tüncheschichten abhob. Diese weißlichgelbe unbemalte Kalkschicht lag als erste

Übermalung direkt auf den roten Strichzeichnungen im Chor. Die kraquelierte Kalkschicht diente bei weiteren Untersuchungen und beim Abnehmen der zahlreichen Übermalungen gleichsam als „Leitschicht". Die kraquelierte Kalkschicht überzog auch die Bogenlaibungen und die Wände im Hauptraum. In der Laibung des Chorbogens wurde auf dieser Kalkschicht eine Inschrift entdeckt und freigelegt (Taf. LXIX a). Unterhalb dieser Inschrift im Zusammenhang mit ihr befindet sich in einem Rundbild die Darstellung eines bärtigen Mannes in Halbfigur.

Nach Abschluß der Arbeiten im Chor und in der Laibung wurde mit der Untersuchung der Wände des Hauptraumes begonnen. Zunächst wurde die Westwand untersucht. Dabei wurde festgestellt, daß die kraquelierte Kalkschicht im Hauptraum Farbe trägt, und zwar direkt unterhalb der Decke einen Mäanderfries (Taf. LXVIII). Die kraquelierte Kalkschicht hatte jedoch wenig Haftung an der darunterliegenden älteren Schicht. Schon bald nach ihrem Auftrag müssen einzelne Partien der kraquelierten Kalkschicht abgeblättert sein, denn dadurch entstandene Fehlstellen waren mit zahlreichen jüngeren Weißtünchen ausgefüllt. Diese wurden bei der Freilegung der kraquelierten Schicht resp. des Mäanderfrieses entfernt. In den Fehlstellen wurden Spuren von Malerei sichtbar, die unter der kraquelierten Kalkschicht resp. dem Mäanderfries lagen.

Schürfproben an den unteren Partien der Westwand brachten in jüngeren Tüncheschichten Apostelkreuze verschiedener Typen zum Vorschein, von denen der eine barock, der andere spätgotisch zu sein scheint.

Die Untersuchung wurde an der Ostwand des Hauptraumes fortgesetzt. Oberhalb des Chorbogens wurden auf einer Kalktünche eine 1712 datierte Inschrift und ein Wappen freigelegt (Taf. LVII). Es sind die Initialen und das Wappen der Äbtissin M. Maria Irmengard von Scharffsedt, die von 1702 bis 1733 regierte. Links davon, oberhalb des Muttergottesbildes, wurden die Reste eines Mäanderfrieses gefunden, der in Form und Farbigkeit dem Fries auf der kraquelierten Kalkschicht an der Westwand entsprach, allerdings mit dem Unterschied, daß die Malereireste hier anscheinend direkt auf einem gelblichweißen Putz lagen. Die weiteren Freilegungen erbrachten zwar neue Erkenntnisse über die Form dieses Frieses – der Mäander war durch gemalte Medaillons unterbrochen – erwiesen jedoch auch die komplizierten Gegebenheiten der Putze und Malschichten im Hauptraum: War der mit Medaillons geschmückte Mäanderfries auf der nördlichen Hälfte der Westwand anscheinend direkt auf gelblichweißen Putz gemalt, so lag er auf der südlichen Hälfte der gleichen Wand wieder auf der kraquelierten Kalkschicht.

An dieser Stelle der Ostwand wurde ein relativ gut erhaltenes Medaillon freigelegt, in dessen Rund eine nach links gewandte weibliche Halbfigur dargestellt war (Taf. LXVIII a). Das Medaillon befand sich etwa im gleichen Abstand vom Chorbogenscheitel wie das weniger gut erhaltene Medaillon auf dem nördlichen Teil der Ostwand. Die kraquelierte Kalkschicht haftete hier an der darunterliegenden Malschicht ebenso schlecht wie an der Westwand des Hauptraumes. Hier wie dort wurden in den zahlreichen Fehlstellen des mit Medaillons geschmückten Mäanderfrieses die Spuren einer darunterliegenden Malerei sichtbar. Um über Umfang und Gestalt dieser älteren Malerei mehr zu erfahren, wurde ein Teil des ohnehin stark beschädigten jüngeren Mäanderfrieses entfernt. Die dabei zutage tretenden Malereireste erwiesen sich als zu einem Mäanderfries von eigentümlicher Form gehörig, der von einer umlaufenden Inschrift begleitet war. Von dieser Inschrift sind an der Ostwand lesbar: SIMO ..... AS FEBRUARII EST DEDICATA.

Die Untersuchung eines Teils der Südwand brachte einen weiteren Abschnitt des Mäanderfrieses zutage, dazu ein sehr gut erhaltenes Medaillon (Taf. LXXXII). Im Rund dieses Medaillons ist eine nach links gewandte weibliche Halbfigur mit erhobenen Händen dargestellt, die in ihrer linken Hand eine Waage hält.

Bis zu diesem Stadium waren die Arbeiten und Erkenntnisse gediehen, als der Berichterstatter im Frühjahr 1963 die Leitung der Arbeiten übernahm. Gleichzeitig schied Restaurator Th. Sprenzinger wegen Erkrankung aus.

Vor allen weiteren Untersuchungen und Freilegungen schien es dem Berichterstatter sinnvoll zu sein, die notwendigen Abbrucharbeiten in Chor und Hauptraum durchzuführen. Im Chor bauten die Restauratoren nach Abdeckung der freigelegten Strichzeichnungen vorsichtig das Kreuztonnengewölbe aus. Die vorher durchgeführte Untersuchung der Gewölbegrate und -flächen auf Farbreste hin erbrachte keine Befunde.

Beim Abbruch erwies sich die Konstruktion des Gewölbes als sehr primitiv. Es lag lediglich an Nord- und Südwand am alten Gemäuer auf (Taf. LXIII), an diesen Stellen waren die älteren Putze und Malschichten verloren gegangen, ebenso an denjenigen Stellen der Nord- und Südwand, an denen das Gewölbe in die Mauer einband. Auf der Ost- und Westwand lag das Gewölbe auf Holzschlaudern auf, die seinerzeit eingezogen waren, um den Gewölbeschub abzufangen (Taf. LVIII). Beim Einziehen der Schlaudern waren allerdings die älteren Putze und Malschichten in dieser Breite ausgehauen worden. Damit sind leider größere Partien der Engelsköpfe verloren gegangen. Doch hatte Restaurator Th. Sprenzinger bereits festgestellt, daß an manchen Stellen die roten Strichzeichnungen vom Gewölbe nur verdeckt waren. Über den Schlaudern und an Nord- und Südwand über dem Gewölbe fanden sich tatsächlich erhebliche Reste älterer Putze und Malschichten. Diesen Partien kam insofern besondere Bedeutung zu, als sie seit dem Einbau der Gewölbe unberührt geblieben waren. Die Untersuchung dieser Partien war überaus aufschlußreich. Es konnte festgestellt werden, daß auch der Chor ursprünglich mit einer flachen Decke abgeschlossen war. Das Aufliegen der Flachdecke auf Nord- und Südwand hat sich im ältesten feststellbaren Putz deutlich markiert. Die erhaltenen Putzpartien oberhalb der Gewölbe und Schlaudern waren zweimal weiß übertüncht worden. Unter diesen Tünchen fand sich wiederum die kraquelierte Kalkschicht, die als erste Übermalung auf einem älteren Putz resp. dessen Malschicht lag. Die kraquelierte Kalkschicht trug Farbe, und zwar, wie im Hauptraum direkt unterhalb der Decke, einen aus liegenden Rauten bestehenden Fries (Taf. 38 b). Wie im Hauptraum haftete die kraquelierte Kalkschicht nicht gut auf der darunterliegenden älteren Schicht, wie dort waren in den Fehlstellen Spuren einer darunterliegenden Malerei sichtbar.

Bei gelegentlichen Besichtigungen der Arbeiten im Chor hatten verschiedene Wissenschaftler die Ansicht geäußert, daß die roten Strichzeichnungen lediglich Unterzeichnungen seien, in ihrer Funktion also vergleichbar den Sinopien italienischer Wandmalereien. Der Frage, ob die roten Strichzeichnungen je mit Farbe gedeckt waren, konnte an den seit dem Einbau des Gewölbes ungestörten Partien oberhalb der Gewölbe nachgegangen werden. Zur Untersuchung dieser Frage wurde eine Partie an der Nordwand ausgewählt, auf der die roten Strichzeichnungen sich aller Voraussicht nach fortsetzen mußten. Im Beisein einer Kommission, bestehend aus dem Leiter des Forschungsunternehmens Frauenchiemsee Herrn Prof. Dr. V. Milojčić, Herrn Prof. Dr. K. Th. Müller, Frau Dr. S. Müller-Christensen, Herrn Dr. C. Wolters und Herrn Restaurator O. Elberskirch, wurden am 4. 5. 1963 auf einem ca. 7,5 cm breiten Streifen die zwei Weißtünchen entfernt, die auf der kraqelierten Kalkschicht lagen. Innerhalb dieses Streifens wurde die kraquelierte Kalkschicht in Breite eines Streifens von ca. 4 cm entfernt. Die kraquelierte Kalkschicht haftete auch hier relativ schlecht auf der darunterliegenden Malschicht, sie ließ sich deshalb leicht mechanisch entfernen. Die darunter zum Vorschein kommende Schicht mit den roten Strichzeichnungen zeigte sich bis in die gealterte Oberfläche hinein vorzüglich erhalten. Auf der Rückseite der abgehobenen kraquelierten Kalkschicht waren keine Farbreste festzustellen.

Die beiden Freilegungsstreifen wurden bis zur Mauerkrone hochgeführt. Unter dem auf die

kraquelierte Kalkschicht gemalten Rautenfries kam ein gleichbreiter Mäanderfries zum Vorschein (Taf. 37 b). Von diesem ließ sich die kraquelierte Kalkschicht ebenso leicht und ohne Substanzverlust entfernen, wie von den roten Strichzeichnungen. Die mehrschichtige Malerei dieses älteren Frieses war bis in die Oberfläche hinein relativ gut erhalten und so fest mit dem Putz verbunden, daß bei der Abnahme der kraquelierten Kalkschicht kein Pigment verloren ging. Die gute Erhaltung dieses Mäanderfrieses bis in die Oberfläche der Malerei hinein kann als weiterer Beweis dafür gelten, daß die roten Strichzeichnungen niemals mit Farbe bedeckt waren, also nicht als Unterzeichnungen oder Sinopien bezeichnet werden können.

Im Hauptraum wurde die hölzerne Kassettendecke ebenfalls von den Restauratoren ausgebaut. In die Kassette nächst dem Chorbogenscheitel war eine Holzröhre eingebaut, in der einst das Seil zu einer Glocke lief, die in dem Dachreiter hing, den Wening auf seinem Stich von Frauenwörth dargestellt hat (Taf. III b). Vom häufigen Läuten war die Röhre sehr abgenutzt. Nach dem Abnehmen der Deckleisten wurde offenbar, daß die Mauerkronen von Nord- und Südwand mehrfach beschädigt und ausgebessert worden waren. An diesen beiden Wänden konnten die Deckenfriese im Gegensatz zu Ost- und Westwand nicht mehr in ihrer ganzen Höhe erhalten sein.

Die weiteren Untersuchungen im Hauptraum konzentrierten sich vorerst auf den jüngeren Mäanderfries mit den Medaillons (Taf. 38 c). In den zwei ersten Arbeitskampagnen waren von Restaurator Th. Sprenzinger drei Medaillons resp. ihre Reste gefunden worden, zwei an der Ostwand, gleichweit vom Chorbogenscheitel entfernt und eines an der Südwand. Ihre Verteilung machte es wahrscheinlich, daß der Fries in regelmäßigen Abständen mit 12 Medaillons verziert war. Entsprechend den Befunden auf der Ostwand mußten sich zwei Medaillons gegenüber auf der Westwand befinden, während je vier auf Nord- und Südwand verteilt sein mußten. Die mutmaßliche Lage der Medaillons auf Süd- und Nordwand konnte aus den Abständen errechnet werden, die das eine auf der Südwand gefundene Medaillon von den Ecken des Raumes hat. Diese Vermutung wurde durch Freilegungen an den entsprechenden Stellen bestätigt. Erhalten, wenigstens in Spuren, hatten sich allerdings nur noch weitere drei, eines an der Westwand, gegenüber einem Medaillon an der Ostwand, ein weiteres an der Südwand und das dritte an der Nordwand. Die Lage des Medaillons an der Nordwand bestätigt ein durch spätere Baumaßnahmen verlorengegangenes Medaillon gegenüber an der Südwand, während aus der Lage des zweiten Medaillons auf der Südwand auf ein Medaillon auf der Nordwand geschlossen werden kann, das ebenfalls bei späteren Baumaßnahmen verlorenging (Taf. LXVIII a u. LXXXII).

Während dieser Untersuchung wurde immer deutlicher, daß im Hauptraum mehr bauliche Veränderungen vorgenommen worden waren, als der äußere Baubefund und die Schriftquellen erkennen ließen. Um diese baulichen Veränderungen innerhalb der Michaelskapelle zu klären und damit gleichzeitig zu klären, wo innerhalb des Hauptraumes noch Reste jener mittelalterlichen Deckenfriese zu erwarten waren, schien es sinnvoll, das Hauptaugenmerk auf die verschiedenen Verputze zu legen. Denn jeder baulichen Veränderung folgt zwangsläufig ein Verputzen der dabei auftretenden Schäden. Die Grenzen solcher Einputzungen weisen aus, wie weit die jeweilige Baumaßnahme in die ältere Bausubstanz eingegriffen hat. Überlagern die späteren Einputzungen die ältere Bausubstanz, so läßt sich leicht eine relative Chronologie der verschiedenen Baumaßnahmen gewinnen. Doch finden sich solche Putzüberlagerungen nicht immer. Dann kann nur eine genaue Beobachtung der Anstriche weiterhelfen.

Nach baulichen Veränderungen werden Räume in der Regel neu gestrichen. Solche Anstriche decken natürlich auch jene Partien des Raums, die nicht neu verputzt wurden. So liegt auf der neuen Einputzung nur ein Anstrich, während auf den älteren Verputzen mehrere liegen. Daher

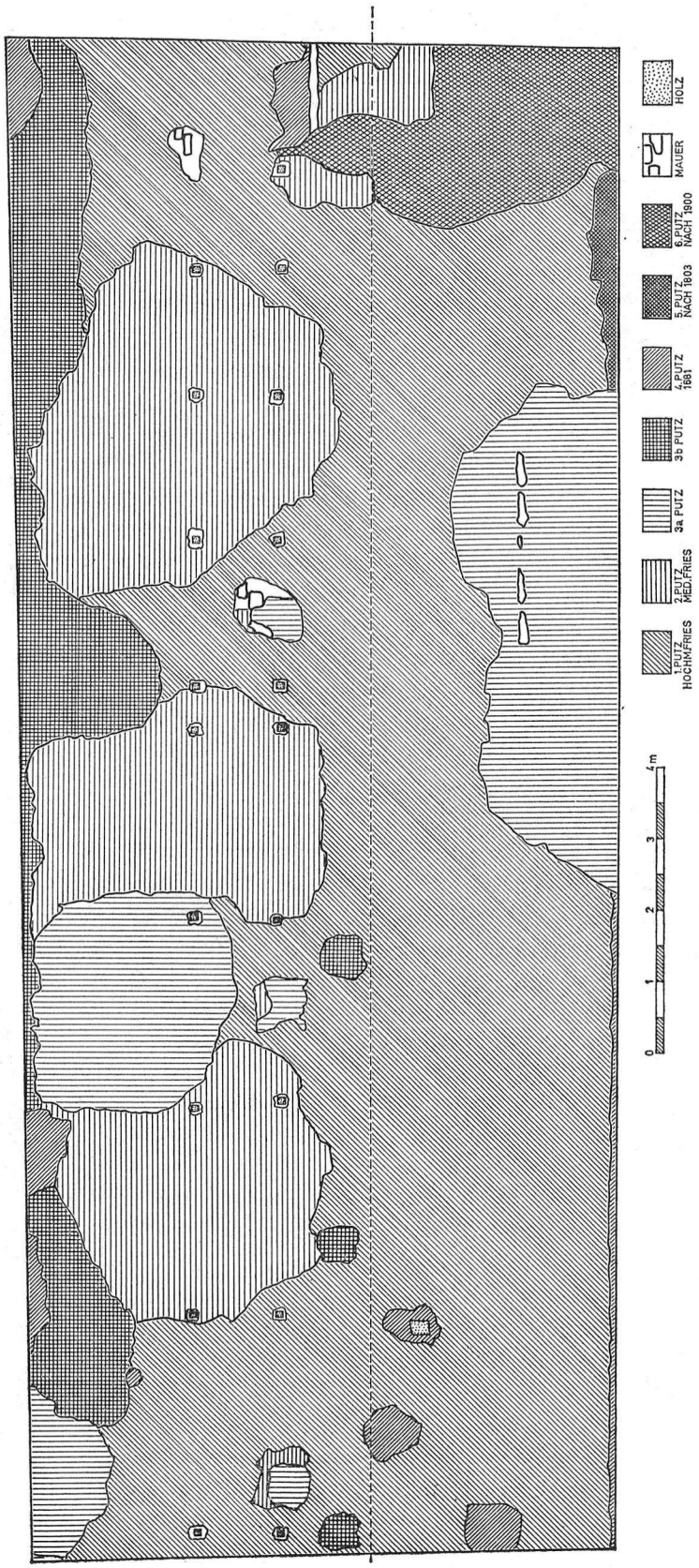


Abb. 5. Frauenchiemsee, Torbau, Michaelskapelle.
Plan der Putze an der Nordwand (Darstellung Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

erlaubt eine genaue Überprüfung der Tünchen, besonders entlang der Putzgrenzen, eindeutige Aussagen über das zeitliche Verhältnis von zwei aneinanderstoßenden, sich nicht überlappenden Verputzen. Da einige der baulichen Veränderungen und damit die Einputzungen wenigstens annähernd zu datieren waren, ebenso einzelne Anstriche, da sie Malerei trugen oder gar, wie ein jüngerer Anstrich, 1712 fest datiert waren, mußte sich aus der relativen Chronologie der Anstriche und Einputzungen eine Baugeschichte erarbeiten lassen. Ausgehend von dieser Prämisse wurden nun die Wände der Michaelskapelle planmäßig untersucht. Ausgangspunkt dafür waren die jüngsten Einputzungen, die in ursächlichem Zusammenhang mit dem Einbau der viereckigen Fenster in Zimmerhöhe auf der Südseite des Hauptraumes standen.

Die Partie um die Fenster der Südseite erwies sich als außerordentlich ertragreich für die jüngere Baugeschichte des Raumes. Schon die Untersuchungen der Außenwand, über die an anderer Stelle berichtet wird, hatten einerseits die 1681 im Tagebuch der Äbtissin M. Theresa Scholastica von Perfall erwähnte Veränderung der Fenster bestätigt, andererseits gezeigt, daß die Fenster auf der Südseite mehrfach, nicht nur damals, verändert worden waren. Diese baulichen Veränderungen konnten auch im Innenraum verfolgt werden. Es war möglich, von dem Putz um die viereckigen Fenster in Zimmerhöhe ausgehend, die genaue Abfolge verschiedener Veränderungen zu eruieren, die bis zur Mauerkrone hinaufreichten. Nach Abnahme der zur Kassettendecke gehörigen Deckleisten wurde deutlich erkennbar, daß sämtliche Anstriche, die

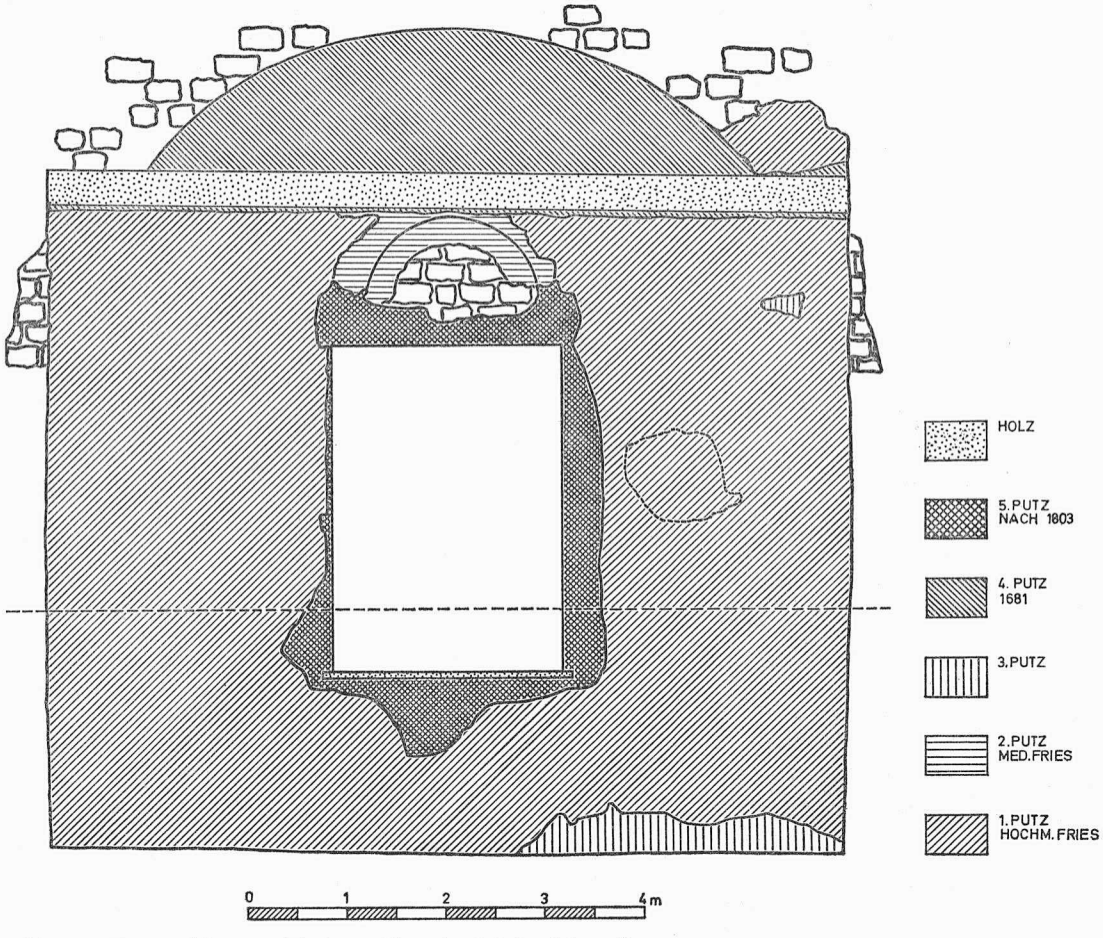


Abb. 6. Frauenchiemsee, Torbau, Chor der Michaelskapelle.
Plan der Putze an der Ostwand (Darstellung Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

nur bis zu den Deckleisten hinaufreichten, jünger sein mußten, als die barocke Decke; alle unter der Deckleiste verborgenen Anstriche – es waren zwei weiße Tünchen – mußten dagegen vorbarock sein. Da von den ältesten Malschichten der Fries mit der Dedikationsinschrift und der jüngere Fries auf der kraquelierten Schicht bekannt waren, ließ sich durch systematische Freilegungsarbeiten, die bei den Einputzungen der jüngsten Fenster begannen, relativ einfach ein sicheres Bild der Veränderungen in der gesamten Michaelskapelle gewinnen. Besonderes Augenmerk wurde auf die Grenzen der verschiedenen Einputzungen gerichtet. Sie wurden vermessen und in maßstabgerechte Pläne der vier Wände des Hauptraumes und der vier Wände des Chores eingezeichnet (Abb. 5 und 6).

Bei den von den späteren Verputzungen entlang der Mauerkrone ausgehenden Untersuchungen der Nordwand wurde mit einem Suchgraben eine Inschrift angeschnitten. Nach ihrer Freilegung erwies sich diese Inschrift in zweierlei Beziehung als bedeutsam. Ihr Text nimmt auf einen Brand des Klosters im Jahre 1491 Bezug und bestätigt die Aussage der Klosterchronik, daß die schweren Brandschäden im Münster ein Verlegen des Gottesdienstes in die Michaelskapelle notwendig gemacht haben (Taf. LXIX b). Da die Inschrift direkt auf frischen Verputz gemalt war, ergab sich für die Baugeschichte der Michaelskapelle ein weiterer fest datierter Verputz.

Im Verlauf der Untersuchungen klärte sich auch das Verhältnis der kraquelierten Kalkschicht mit dem Medaillonmäander zu jenen gelblichweißen Putzpartien, die den gleichen Medaillonmäander trugen. In der Ecke zwischen Ost- und Südwand konnte ermittelt werden, daß die Malerei auf der kraquelierten Kalkschicht direkt in die Malerei auf dem gelblichweißen Putz überging. Dieser Befund ließ nur folgende Deutung zu: Innerhalb des Hauptraumes haben sich zwei mittelalterliche gemalte Dekorationssysteme erhalten, das jüngere, bestehend aus dem mit Medaillons geschmückten Mäanderfries und ein älteres. Bevor das jüngere Dekorationssystem gemalt wurde, müssen in dem Putz, der das ältere Dekorationssystem trug, größere Ausbrüche vorhanden gewesen sein. Diese Ausbrüche wurden verputzt, und auf den neuen Verputz und auf die intakten älteren Putzflächen wurde eine Kalkschicht gezogen. Diese Kalkschicht verband sich innig mit den neu verputzten Partien, während sie auf den älteren Putzflächen auf Grund ihrer Zusammensetzung und ihres relativ dicken Auftrages rasch und stark kraquelierte.

Auf der Nordwand waren drei große Einputzungen auffallend, die in regelmäßigem Abstand etwa gleich hoch vom Fußboden begannen und bis zur Mauerkrone reichten (Abb. 5). Auf diese Einputzungen war der Medaillonsfries gemalt, damit waren sie in der relativen Abfolge der Einputzungen sehr genau bestimmt. Der glückliche Gedanke des Restaurators R. Harzenetter, daß diese Einputzungen ehemals vorhandene Fenster verdecken könnten, erwies sich als richtig. Eine Untersuchung der seinerzeit noch verputzten Außenwand und die daran anschließende systematische Entfernung aller jüngeren Putze dort, brachte drei relativ gut erhaltene Fensteröffnungen zutage (Pl. 16 b), die mit Tuff zugesetzt waren. Beim Zusetzen dieser Fensteröffnungen waren auch Putzstücke verwendet worden, die, wie ihre Untersuchung erwies, der Mörtelstruktur und dem daraufliegenden einen Anstrich nach zum bisher ältesten im Hauptraum gefundenen Putz gehören, zu dem Putz, der die Dedikationsinschrift trägt.

Die Quellenlage und die Untersuchung des Äußeren des Torbaues weisen aus, daß der direkte Eingang in die Michaelskapelle mittels einer Treppe erst 1681 errichtet wurde. Um den ursprünglichen Zugang zu ermitteln, waren die Untersuchungen am Außenbau folgerichtig auch auf das an den Torbau anschließende Vikarhaus ausgedehnt worden, insbesondere auf seinen östlichen Teil, der durch einen aufgemauerten Giebel vom übrigen Vikarhaus geschieden war und sich durch unterschiedliche Traufhöhe auf der Nordseite, sowie eine trotz verschiedener

Außenputze deutlich erkennbare Baufuge vom Vikarhaus abhob. Bei den Untersuchungen der Westwand im Hauptraum zeichneten sich bald die Konturen eines mehrfach veränderten alten Zugangs ab, der die Michaelskapelle mit dem östlichen Teil des Vikarhauses verband. Dank des großzügigen Entgegenkommens des H. H. Vikar W. Langgaßner konnten auch die Räume in diesem Teil des Vikarhauses, im Folgenden Verbindungsbau genannt, in die Untersuchung der Restauratoren einbezogen werden. Diese Untersuchungen waren in mehrfacher Hinsicht fruchtbar. Mittels der oben beschriebenen Methode zur Untersuchung von Putzen und Anstrichen, konnte ein klares Bild von der Abfolge der verschiedenen Veränderungen jenes Zugangs gewonnen werden. Nach Entfernung einer später eingezogenen Zwischendecke wurde im Verbindungsbau eine unbemalte hölzerne Kassettendecke in situ gefunden, die in gleicher Höhe wie die Kassettendecke in der Michaelskapelle eingebaut war. Diese Decke muß während der Vergrößerung des Pfarrhofes eingezogen worden sein. Da die Kassettierung dieser Decke der Aufteilung der hölzernen Decke im Hauptraum der Michaelskapelle sehr ähnlich ist und die Profile der Trennleisten gleich sind, wird man für beide Decken das Datum 1681 (Erweiterung des Pfarrhauses) annehmen können. Über den Nachweis, daß der Verbindungsbau als Treppenhaus zur Michaelskapelle gedient hat, wird weiter unten gehandelt werden.

Der Fußboden im Hauptraum, und zwar die Ecke von Süd- und Ostwand, wurde ebenfalls in die Untersuchungen der Restauratoren einbezogen. Der Hauptraum der Michaelskapelle war mit quadratischen Hartziegelplatten von 30 cm Seitenlänge ausgelegt. Ausnahmen bildeten der westliche Teil des Fußbodens, also die Partie um den relativ jungen Treppeneinbau herum, wo quadratische Hartziegelplatten kleineren Formats verlegt worden waren, und die beiden Ecken an der Ostwand, wo der Hartziegelbelag mit weichen normalen Mauerziegeln augebessert worden war. In diesen Ziegelausbesserungen markierte sich als Bruch eine parallele Linie zur Ostwand, die auf kleine Niveauunterschiede unter dem Ziegelboden zurückzuführen war. Mauerziegel und Hartziegelplatten waren in einen Kalkmörtel verlegt, der auf eine lockere graue Sand- und Schuttauffüllung gegossen war. Innerhalb dieser Auffüllung wurden Putzbrocken mit Tüncheschichten gefunden. Die Untersuchung dieser Putzbrocken zeigte zwei weiße Tünchen über der kraquelierten Kalkschicht. Dieser Befund ist jener der Wandpartien vergleichbar, die seit dem Einbau der barocken Decke nicht mehr gestrichen worden waren. Man kann deshalb annehmen, daß die Putzbrocken beim Einbau der barocken Decke in die Schuttauffüllung unter den Ziegelboden gekommen sind. Die letzte Verlegung des Ziegelbodens dürfte also mit Baumaßnahmen zusammenhängen, von denen das Tagebuch der Äbtissin M. Theresa Scholastica von Perfall 1681 berichtet. Nach Entfernen der lockeren Sand- und Schuttauffüllung wurden Bohlen sichtbar, die parallel zur Südwand verlegt waren. Auf ihnen hafteten weiße Mörtelreste, die die rechtwinkelige, jetzt verlorene Steinsetzung eines Altars markieren. Die Bohlen lagen in gleicher Ebene mit einem Vorsprung der Mauer, der sich daraus erklärt, daß die Südmauer bis in Höhe des ersten Geschosses um ca. 26 cm stärker ist, als die darauf stehende Mauer des Obergeschosses. Die Unterschiedlichkeit der Mauerstärke innerhalb einer Wand könnte darauf zurückzuführen sein, daß die Räume im Erdgeschoß gewölbt waren, während die Räume im Obergeschoß die leichteren flachen Holzdecken trugen. An diesen Vorsprung der Südmauer in den Raum hinein ist das Bodenniveau des Hauptraumes stets gebunden geblieben. Eine der Bohlen ließ sich entfernen, so daß die Gewölbe des Erdgeschosses von ihrer Rückseite her sichtbar wurden. Unterhalb der Balkenlage längs der Südseite fanden sich zwei Schindeln von fast gleicher Länge, ca. 81 cm aber unterschiedlicher Breite, ca. 24 cm bzw. ca. 18 cm. Die Schindeln sind gespalten und oben wesentlich dünner als unten. Im oberen dünnsten Teil befindet sich je ein ca. 1,7 cm großes Dübelloch. Der untere ca. 4 cm starke Teil ist bei beiden Schindeln auf eine Länge von ca. 25 cm bewittert. Bei einer Begehung der Gewölbe

wurden längs der Nordwand einige Putzbrocken gefunden. Ihre Überprüfung ergab einwandfrei, daß sie der Mörtelstruktur und dem daraufliegenden einen Anstrich nach, der nicht übermalte Reste roter Buchstaben trägt, zum ältesten bisher im Hauptraum gefundenen Putz gehören, also zu dem Putz, der die Dedikationsinschrift trägt. Da jüngere Putzreste unter den Bohlen nicht gefunden wurden, kann das Verlegen der Bohlen mit dem Zusetzen der Nordfenster in Verbindung stehen. Für die unter der Bohlenlage gefundenen Schindeln ergäbe sich also ein terminus ante quem[35]. Die langen Bohlen liegen mit ihren Enden einerseits auf einem Mauervorsprung an der Ostwand, andererseits auf dem Scheitel des mittleren Gewölbes auf und werden dazwischen noch von zwei kräftigen Balken unterstützt, die ihrerseits in die Nord- und Südwand einbinden. Dadurch werden die Gewölbe nur mäßig belastet.

Im westlichen Teil des Hauptraumes wurde der Ziegelplattenboden nicht entfernt, daher kann über die dort ohnehin durch den Treppeneinbau gestörte Situation der Gewölbe nichts ausgesagt werden. In der Nordostecke des Hauptraumes wurden der Ziegelplattenboden und die Gewölbe darunter von der Grabungsleitung untersucht, die über ihre Beobachtungen an anderer Stelle berichten wird.

Die Untersuchungen ergeben folgendes Bild von der Geschichte der Michaelskapelle.

b) Die ursprüngliche Gestalt der Michaelskapelle

Die Michaelskapelle war ursprünglich ein einschiffiger Raum mit einem kleinen rechteckigen Chor. Der Hauptraum wurde durch je drei Fenster auf der Nord- und Südseite erhellt. Die drei Rundbogenfenster der Nordseite haben sich erhalten. Das östlichste dieser Fenster unterscheidet sich von den beiden anderen durch einen ca. 8 cm höheren Ansatz, die Scheitelbögen aller drei Fenster sind jedoch gleich. Von den Fenstern der Südseite ist ein im Mauerverband sitzender behauener Tuffstein vorhanden, der die rechte untere Ecke des mittleren Fensters gebildet hat. Diese Ecke liegt mit ca. 14 cm erheblich tiefer als die gleiche Ecke des gegenüberliegenden Fensters. Die Fenster auf der Südseite dürften jedoch annähernd die gleiche Form und Höhe gehabt haben, wie die der Nordseite. Der Chor besaß je ein Rundbogenfenster auf Nord-, Ost- und Südseite, von denen sich jedoch nur die Bögen und ihre Laibungen auf Ost- und Südseite erhalten haben. Von dem Fenster der Nordseite befindet sich nur noch ein kleiner Teil des Rundbogens in situ. Die Höhe der Fenster im Chor kann vom Innenraum her wegen späterer Fensterveränderungen nicht ermittelt werden. Da die Bogenweiten jedoch denen der erhaltenen Fenster im Hauptraum gleich sind, wird man auf gleichgroße Fenster in der gesamten Michaelskapelle schließen dürfen.

Der Eingang zur Kapelle befand sich in der Westwand. Die Türöffnung war ca. 2,10 m hoch und ca. 1,80 m breit. Die Form des oberen Abschlusses der Türöffnung ist nicht mehr zu ermitteln, da die Keilsteine bei späteren Veränderungen unten abgearbeitet worden sind. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Tür einen Rundbogen besaß. Als Schwelle könnte ein Tuffstein gedient haben, der in der nördlichen Türlaibung noch vorhanden ist. Dieser Stein ist nachweis-

[35] Das gleiche gilt für mehrere Brocken eines bis zu 9 cm starken groben Mörtels, die sich zu einem ca. 44 × 24 cm messenden Stück zusammenfügen ließen. Die Rückseite dieses Mörtelstücks zeigt die Abdrücke von größeren Geröllsteinen, mit denen die Gewölbe gemauert sind. Die eine Seite dieses Mörtelstückes muß gegen eine gerade Wand gestoßen sein. Bei diesem Mörtelstück handelt es sich offenbar um den Rest eines Estrichs. Die Oberfläche dieses Mörtelstücks ist ziegelrot eingefärbt und mit ca. 8 mm breiten weißen Geraden gemustert. Diese Linien ergeben Quadrate von ca. 14,5 cm Seitenlänge, die in der Art diagonal verlegter Platten gegen eine weiße Begrenzungslinie stoßen. Dieser Linie parallel verläuft eine zweite im Abstand von ca. 2,5 cm.

lich erst 1681 beim Einbau der Tür abgearbeitet worden, denn auf der Abarbeitung liegt nur der barocke Putz.

Hauptraum und Chor waren verputzt. Zwischen dem Putz im Hauptraum und dem im Chor lassen sich optisch keine Unterschiede feststellen; ebensowenig sind Putznähte zwischen Hauptraum und Chor nachzuweisen. Man wird deshalb annehmen müssen, daß Hauptraum und Chor in einem Arbeitsgang verputzt wurden.

Als Putz ist ein Mörtel verwendet worden, der aus ca. 38 % Kalk und 58 % feinkörnigem bunten Sand besteht. Die Stärke des Putzes schwankt, je nach der Tuffstruktur, zwischen 10 und 25 mm. Um einen gleichmäßigen Putz mit einheitlicher glatter Oberfläche zu erhalten, ist der Putz im Hauptraum, „über die Latte gezogen" worden. Die Wände des Hauptraumes wurden also abschnittsweise in senkrechten Streifen verputzt. Der jeweilige Arbeitsabschnitt war an der einen Seite von einer senkrechten Latte begrenzt, die an der Mauer befestigt war. Gegen diese Latte hin wurde geputzt und geglättet. Nach dem Anziehen des Putzes wurde die Latte versetzt und der nächste Streifen verputzt. Die dadurch entstehenden Arbeitsabschnitte markieren sich durch Sprünge im Putz, in denen teilweise der Abdruck der Latte deutlich zu erkennen ist. Solche Nähte innerhalb des Putzes sind in unregelmäßigen Abständen im Hauptraum erhalten. Im ohnehin kleineren Chor sind zwar noch einige, den Putznähten des Hauptraumes ähnliche gerade Risse erkennbar; jedoch sind diese bei den Ausbesserungsarbeiten 1961 durch Restaurator Th. Sprenzinger verputzt worden. Evtl. vorhandene Nähte vom „Putzen über die Latte" lassen sich deshalb im Chor nicht nachweisen.

Im Chor muß vor dem Verputzen bereits eine flache Decke bestanden haben, was aus der scharfen waagerechten Oberkante des Putzes im ganzen Chor geschlossen werden kann. Im Hauptraum an der Ostwand läuft der Putz nach oben hin weich aus, anscheinend war dieser Raum vor dem Verputzen noch nicht mit einer Decke versehen worden.

Auf den Putz wurde eine relativ dünne Kalktünche aufgetragen. In diese Tünche sind die Engel und Säulen resp. Pfeiler mit roter Farbe und Pinsel gezeichnet worden. Die Zeichnungen haben sich innig mit der Tünche verbunden.

Vor dem Zeichnen sind mit einem stumpfen Gegenstand senkrechte Linien in die Tünche gedrückt worden. An der Nord- und Ostwand befinden sie sich je ca. 84,5 cm, also gleichweit von der jeweilig nächsten Ecke entfernt. Auf den schlecht erhaltenen Putzpartien der Südwand sind solche Linien nicht mehr festzustellen. Diese Linien bilden die Mittelsenkrechte für die Darstellung der Engel. In der gleichen Art, nämlich mit einem stumpfen Gegenstand, scheinen die wichtigsten Konturen der Engel in die Tünche vorgedrückt worden zu sein. Wegen der schlechten Oberflächenerhaltung der Engel in wesentlichen Partien ist das Ausmaß dieser „blinden" Unterzeichnung nicht mehr zu erkennen. Jedoch haben sich diese gedrückten Konturen sehr gut erhalten in jener Flügelpartie des linken Engels auf der Nordwand, die vom Gewölbe verdeckt war (Taf. LXVI). Dort ist auch zu beobachten, daß die nachfolgende Pinselzeichnung dem vorgedrückten Kontur nicht sklavisch folgt.

Die rote Zeichnung besteht aus schmalen und breiten Pinselstrichen. Köpfe (Taf. LXXI c. d) und Hände (Taf. LIX) der Engel sind mit schmalen Pinselstrichen gezeichnet, während die Flügel (Taf. LXVI) der Engel und die Gewandpartien im wesentlichen mit breitem Pinsel gezeichnet sind. Eine genauere Beobachtung der Gewandpartien, etwa des linken Engels an der Nordwand oder des linken Engels an der Ostwand zeigt jedoch schmale Pinselstriche neben gleichverlaufenden breiten (Taf. LIX). Diese Tatsache legt den Schluß nahe, daß die Engel insgesamt mit schmalen Pinselstrichen angelegt wurden. Die Gewandpartien wären dann mit breitem Pinsel frei nachgezeichnet worden. Bei diesem zweiten Zeichenvorgang wären dann die schmalen Pinselstriche teils gedeckt, teils nicht gedeckt worden. Da beide Zeichenvorgänge mit der gleichen Farbe durchgeführt wurden, und einander unmittelbar folgten, lassen sie sich optisch, auch bei Betrachtung mit dem Mikroskop, nicht trennen. Das Nebeneinander von schmalen Pinselstrichen in Gesichtern und Händen und breiten Pinselstrichen in den Gewandpartien ist anscheinend künstlerische Absicht, deshalb wird man die Zeichnung mit den schmalen Pinselstrichen keinesfalls als Unterzeichnung im üblichen Sinne ansprechen dürfen.

Die chemische Untersuchung stellte als Bindemittel Stickstoff fest. Der Stickstoffgehalt läßt auf ein

eiweißartiges Bindemittel (Kasein, Leim) schließen, das allein oder zusammen mit Kalk verwendet wurde.

Oberhalb der Engel verläuft ein ca. 30 cm breiter Deckenfries (Taf. 34). Der Fries besteht aus einem einfachen nach rechts laufenden sog. perspektivischen Mäander[36] vor hellgrauem Hintergrund. Der Mäander wird oben und unten von einer je ca. 6 cm breiten Bordüre begrenzt (Abb. 8, v; Taf. 37 b).

Der 6 cm breite Mäanderzug ist gespalten, die senkrechten Stäbe sind rot-gelb, die waagerechten grau-schwarzbraun gegeben. Die Stege des Mäanders sind weiß gehöht. Die bei der Knickung des Mäanders sich ergebenden kleinen Zwickeldreiecke des Hintergrundes sind mit je drei weißen Punkten ausgefüllt. Die obere Bordüre besteht aus einem ca. 3 cm breiten schwarzbraunen und einem ca. 3 cm breiten grauen Band, die durch eine dichte rote Punktreihe voneinander getrennt sind. Die untere Bordüre besteht aus einem ca. 3 cm breiten schwarzbraunen und einem ca. 3 cm breiten roten Band, die durch eine dichte graue Punktreihe voneinander getrennt sind. Das Konstruktionsgerippe des Mäanders besteht aus senkrechten Linien, die in regelmäßigen Abständen in die Kalktünche geritzt sind. In dieses Gerippe wurden die Einzelformen des Mäanders mit dunkelroter Farbe und Pinsel vorgezeichnet. Der Deckenfries ist in reiner Kalkmalerei ausgeführt.

Der Deckenfries überschneidet in keinem uns noch feststellbaren Fall die roten Strichzeichnungen der Engel. Der mit kräftigen Farben gemalte Fries steht in einem merkwürdigen Spannungsverhältnis zu den roten Strichzeichnungen (Taf. 34), so daß zwangsläufig die Frage auftaucht, ob der Deckenfries gleichzeitig mit den Strichzeichnungen entstanden oder erst später dazugemalt worden ist. Diese Frage wird verschärft durch zwei Spritzer leuchtend roter Farbe, die auf den heller roten Strichzeichnungen gefunden wurden, und zwar im Flügel des linken Engels auf der Nordwand und in der rechten Schulter des linken Engels an der Ostwand. Das Rot dieser zwei Spritzer ist dem leuchtenden Rot innerhalb des Frieses sehr ähnlich. Die beiden Spritzer könnten von der Malerei des Frieses, aber auch von der gewiß bemalten flachen Holzdecke stammen, die ehemals den Chorraum oben abschloß. Setzt man die handwerklichen Gepflogenheiten absolut, daß immer von oben nach unten gemalt wird und stets die dekorativen Teile vor den figürlichen gemalt werden, so könnte aus den beiden Farbspritzern auf den roten Strichzeichnungen gefolgert werden, daß der Deckenfries zu einer jüngeren Ausstattung gehörte, die auf die figürlichen Strichzeichnungen Rücksicht nahm.

Gleichzeitig mit dem Deckenfries im Chorraum dürfte der ca. 42 cm breite Deckenfries und die Dedikationsinschrift im Hauptraum entstanden sein (Taf. LXVIII b). Der Fries besteht aus einem sog. perspektivischen Hochmäander, der durch „Aufstocken" aus der Grundform T entstanden ist[37]. Der Mäander steht vor hellgrauem Hintergrund und wird oben und unten von einer je 6 cm breiten Bordüre begrenzt (Taf. 37 c).

Der ca. 6 cm breite Mäanderzug (Abb. 8, VI) ist gespalten. Die senkrechten Stäbe sind schwarzbraungrau, die waagerechten braun-gelb gegeben. Die Stege des Mäanders sind weiß gehöht. Die obere Bordüre besteht aus einem ca. 3 cm breiten roten und einem ca. 3 cm breiten schwarzbraunen Band, die durch eine graue Linie voneinander getrennt sind. Die untere Bordüre besteht aus zwei ca. 3 cm breiten Bändern, von denen das obere schwarzbraun, das untere rot gegeben ist; auch diese Bänder sind durch eine graue Linie voneinander getrennt.

Über dem Scheitel des Chorbogens war dieser Fries von einem gemalten, rot gerahmten Medaillon unterbrochen. Dieses ist jedoch so fragmentarisch erhalten, daß über die Darstellung in dem Medaillon keine Aussage mehr möglich ist. Nimmt man eine figürliche Darstellung in dem Medaillon an, so wird man sich diese farbig, ähnlich dem Fries, vorstellen müssen. Eine solche farbige figürliche Darstellung innerhalb des dekorativen Frieses stünde wiederum in einem

[36] Hecht a. a. O. S. 3 Abb. 5.

[37] Hecht a. a. O. S. 3 Abb. 6.

merkwürdigen Spannungsverhältnis zu den nur gezeichneten Engeln im Chorraum. Der fragmentarische Zustand dieser Partie erlaubt jedoch nicht, sie als Beweis für eine spätere Ansetzung der beiden Deckenfriese in Chor und Hauptraum zu benutzen.

Die naturwissenschaftliche Untersuchung der jetzt schwarzbraun erscheinenden, teilweise grobkörnigen Farbe im Mäander hat ergeben, daß ursprünglich verwendetes Mennige in schwarzbraunes Bleidioxyd übergegangen ist, ein Vorgang, der bei Mennige in wässrigen Bindemitteln öfters beobachtet wird und wahrscheinlich durch Lichteinwirkung verursacht ist. Man wird sich also die Mäander im Chor und im Hauptraum farbig kräftiger vorstellen müssen. Auch der Mäander im Hauptraum ist durch senkrechte, in die Tünche geritzte Linien vorbereitet worden. Die Waagerechten und Diagonalen sind mit hellroter Farbe vorgezeichnet.

Die 9 cm hohen Buchstaben der Dedikationsinschrift stehen auf einer geritzten waagerechten Hilfslinie. Sie sind mit der gleichen Farbe gemalt wie das Rot der Friesbordüren. An der Nordwand nahe der Westecke ist von Deckenfries und Dedikationsinschrift ein kleines Stück erhalten, das deshalb bemerkenswert ist, weil nur dort unterhalb der Dedikationsinschrift eine ca. 6 cm breite Bordüre festzustellen ist. Diese Bordüre besteht aus einem roten und einem gleichbreiten schwarzbraunen Band.

Den Boden des Hauptraums bildete offenbar ein ziegelroter Estrich, dessen aufgemaltes weißes Quadratnetz wohl die Fugen eines Plattenbodens darstellen soll.

Aus der Verschmutzung der Wände ist zu schließen, daß die Michaelskapelle in diesem ersten Zustand (wobei die Frage, ob die Deckenfriese in Chor und Hauptraum gleichzeitig mit den Strichzeichnungen der Engel entstanden sind, vorerst nicht schlüssig beantwortet werden kann) längere Zeit häufig benutzt worden ist. Bemerkenswert sind kleine Löcher in Süd-, Nord- und Westwand, alle zwischen 2,66 und 2,76 m vom Boden entfernt, über denen sich kleine Rußfahnen befinden. Spuren von Wachstropfen wurden vor allem an der Nordwand gefunden. Außerdem sind hier noch einmal die zahlreichen Graffiti in Chor und Hauptraum zu erwähnen (siehe unten S. 275 ff.). Ungeklärt ist ein dunkler Fleck in der unteren Partie des rechten Engels der Ostwand (Taf. LXI); Restaurator Th. Sprenzinger hat ihn als Einputzung angesprochen. Auf diesem dunklen Fleck sind die Füße des Engels und die untere Partie seiner Chlamys in dem gleichen roten Farbton gezeichnet, in dem die Strichzeichnungen insgesamt ausgeführt sind. Die Ränder dieses Flecks sind leider von Restaurator Th. Sprenzinger säuberlich verputzt worden; deshalb kann selbst bei Betrachtung mit dem Mikroskop nicht mehr festgestellt werden, ob dieser Fleck als Einputzung einen älteren Zustand überlagert. Handelte es sich tatsächlich um eine spätere Einputzung, so könnte man diesen Fleck als alte Reparatur der Strichzeichnungen ansprechen, die jedenfalls vor der ersten großen Veränderung der Michaelskapelle datiert.

Ebenfalls ungeklärt sind sechs gelbe Doppelstriche an der östlichen Hälfte der Nordwand. Diese Linien laufen fächerförmig auseinander, ein knappes Kreisviertel bildend.

c) Die späteren Veränderungen in der Michaelskapelle

Die erste Veränderung dieses ältesten erkennbaren Zustandes der Michaelskapelle ist mit tiefgreifenden Baumaßnahmen verbunden. Die drei Fenster auf der Nordwand des Hauptraums wurden mit Tuff vermauert. Im Zuge dieser Baumaßnahmen sind auch die Fensterlaibungen im Chorraum neu verputzt worden. Man wird aus diesem Neuverputz jedoch nicht auf eine Formveränderung der Chorfenster schließen müssen; der Neuverputz läßt sich ebenso mit einem Auswechseln der ursprünglich eingebauten Fensterstöcke erklären. Ob die Fenster der Südwand des Hauptraumes verändert wurden, läßt sich wegen ihrer späteren Veränderungen nicht mehr feststellen. Bemerkenswert ist, daß auch auf der Südwand größere Partien oberhalb der Fenster bis zur Mauerkrone neu verputzt wurden. Ausputzungen um die Portalöffnun-

gen dürften auf Veränderungen auch in diesem Bereich zurückzuführen sein. Auch im Chorraum waren Reparaturen in der Deckenfrieszone notwendig geworden, das weisen Einputzungen auf der Nord- und Südwand aus. Ob die roten Strichzeichnungen beschädigt waren, läßt sich nicht mehr eruieren.

Der bei diesen Reparaturen verwendete Putz II besteht aus ca. 38 % Kalk und ca. 53 % feinkörnigem hellen Sand.

Die Einputzungen stellen das alte Putzniveau wieder her (Abb. 5 u. 6). Nach den Einputzungen wurden Chor und Hauptraum getüncht. Die Tünche ist relativ dick und bildet daher eine deckende Schicht auf der älteren Tünche resp. den älteren Strichzeichnungen im Chor und auf den Deckenfriesen in Chor und Hauptraum. Diese jüngere Tünche besteht im wesentlichen aus Kalk, dem ein eiweißartiges Bindemittel (Kasein, Leim o. ä.) beigegeben ist. Auf Grund ihrer Zusammensetzung und ihres relativ dicken Auftrags ist diese Schicht rasch und stark kraqueliert, es ist die Schicht, die bisher als kraquelierte Kalkschicht bezeichnet wurde. Durch das Kraquelé dieser Schicht sind die anschließend aufgetragenen Farben der Friesmalerei bis auf die Oberfläche der älteren Malerei durchgeronnen.

Anschließend wurden Chor und Hauptraum mit neuen Deckenfriesen geschmückt. Der Fries im Chor (Taf. 38 b) ist mit ca. 30 cm ebenso breit wie der darunterliegende ältere Fries. Er besteht aus einem Rautenmuster, das oben und unten von einer ca. 4 cm breiten Bordüre begleitet wird.

Gelbliche Bänder bilden liegende Rauten (Abb. 8, VIII), resp. längs der Bordüre Dreiecke, die von weißen Linien begrenzt sind. Die Schnittpunkte der gelblichen Bänder werden durch weiß gerandete rote Kreise betont. Die Rauten resp. Dreiecke sind mit dreiblattähnlichen Formen geschmückt. In den Dreiecken weisen die blattähnlichen Formen zur Mitte des Frieses hin, in den Rauten weisen sie wechselnd nach oben und nach unten.

Die Farbgebung kompliziert das Muster. Jeweils gegenüberliegende Dreiecke sind gleichfarbig, jedoch wechselt die Farbigkeit der Dreiecke innerhalb der Reihe. Einem graubraunen Dreieck mit roten, gelb und schwarz konturierten blattähnlichen Formen folgt jeweils ein gelbes Dreieck mit hellgelben, weiß konturierten Formen. In den Rauten wechselt die Farbigkeit ebenfalls. Einer grünen Raute, deren blattähnliches rotes Binnenmuster gelb und schwarz konturiert ist (= a), folgt eine Raute deren Grund braun ausgelegt ist. Innerhalb der braunen Felder wechselt die Farbigkeit der blattähnlichen Formen zwischen gelben, weißkonturierten (= b) und roten, gelb und schwarz konturierten Formen (= c). Die Farbigkeit der Rauten wechselt also im Rhythmus a b a c. Da einer grünen Raute stets braune Dreiecke folgen, kennzeichnet der Rhythmus a b a c die Farbigkeit des gesamten Frieses[38]. Die begleitenden Bordüren dieses Rautenmusters sind rot. Der unteren Bordüre läuft im Abstand von ca. 1 cm eine ca. 1 cm breite schwarze Linie parallel.

Der Deckenfries (Taf. 38 c) im Hauptraum ist ca. 43 cm breit. Er besteht aus einem einfachen nach rechts laufenden sog. perspektivischen Mäander[39] vor dunkelgrauem Hintergrund. Der Mäander wird oben und unten von einer Bordüre begrenzt und von Medaillons unterbrochen.

Der ca. 9 cm breite Mäanderzug ist gespalten (Abb. 8, VII). Die senkrechten Stäbe sind rot-weiß, die waagerechten gelb-weiß gegeben. In den weißen Abschnitten der senkrechten und waagerechten Stäbe sind jeweils eine dünne rote resp. gelbe Linie eingezeichnet, so daß der Eindruck einer Gradation der Farben Rot resp. Gelb entsteht. Die obere Bordüre besteht aus einem ca. 4,5 cm breiten roten Band, die untere aus einem ebenso breiten roten Band und einem gleichfalls ca. 4,5 cm breiten dunkelgrauen Band. In geringem Abstand zu dem dunkelgrauen Band verläuft unten eine ca. 1 cm breite braune Linie.

[38] Den gleichen raffinierten Form- und Farbwechsel zeigt das komplizierte Zinnenband des jüngeren Frieses im Münster in Raum II. s. S. 209 ff.

[39] Hecht a. a. O. S. 3 Abb. 5.

Die Medaillons messen ca. 43 cm im Durchmesser. Der Zirkeleinsatzpunkt sitzt in der Mitte des Frieses, also ca. 7 cm unterhalb der Mitte des Mäanders. Jedes Medaillon ist von einem ca. 4 cm breiten roten Band gerahmt, dessen äußerer Rand weiß gehöht ist.

Die Medaillons sind mit figürlichen Darstellungen geschmückt, von denen sich eine auf dem östlichen Teil der Südwand fast vollständig erhalten hat (Taf. LXXXII). Dargestellt ist eine weibliche Halbfigur im Dreiviertelprofil nach Osten gewandt. Sie hat ihre Hände erhoben und hält mit ihrer Linken eine Waage. In einem Medaillon auf dem südlichen Teil der Ostwand ist ebenfalls eine weibliche Halbfigur im Dreiviertelprofil zu erkennen (Taf. LXVIII a). Sie ist nach dem Chorbogen hin gewandt und hat ebenfalls ihre Hände erhoben, allerdings ist nicht mehr zu erkennen, was sie in ihren Händen hielt. Von dem anderen auf der Ostwand befindlichen Medaillon hat sich nur ein kleiner Teil erhalten. Erkennbar ist, daß auch in diesem Medaillon eine Halbfigur dargestellt war, die nach dem Chorbogen hin gewandt war. Von einem weiteren Medaillon auf dem westlichen Teil der Südwand hat sich nur die untere Hälfte erhalten; eine nach Osten gerichtete Halbfigur ist erkennbar, die mit beiden Händen einen bogenförmigen Gegenstand hält. In einem Medaillon auf dem nördlichen Teil der Westwand ist gerade noch die untere Partie einer Halbfigur erkennbar. Von drei weiteren Medaillons sind nur Abschnitte ihrer roten Rahmungen erhalten. Aus der Anordnung der gefundenen Medaillons läßt sich die Lage von sechs weiteren verlorenen erschließen. Der Fries war also mit zwölf Medaillons geschmückt. Aus den figürlichen Fragmenten in den Medaillons wird man schließen dürfen, daß in allen Medaillons Halbfiguren dargestellt waren. In den beiden Darstellungen auf der Ostwand waren die Gewandpartien weiß; in den Medaillons auf Süd- und Westwand tragen die Halbfiguren – soweit heute noch feststellbar – hellrote Gewänder, mit Ausnahme der weißen, gelbbraun gezeichneten Kopftücher. Die Inkarnatpartien sind bei allen erkennbaren Figuren mit kräftig roten Linien gezeichnet und scheinen nicht mit Fleischfarbe ausgemalt gewesen zu sein. Die Hintergründe der Medaillons sind ockergelb ausgelegt.

Der Fries wurde teils durch Ritzung, teils durch Vorzeichnung mit Pinsel und roter Farbe vorbereitet. Die Ritzung findet sich jeweils in den frisch angeputzten Partien, während die auf dem alten Putz liegenden Partien des Frieses lediglich vorgezeichnet sind. Mit senkrechten geritzten Linien wurde ein Konstruktionsgerippe für den Mäander geschaffen. Auch die Medaillons und die figürlichen Darstellungen darin sind vorgeritzt worden, sofern sie auf frisch angetragenem Putz zu liegen kamen. Im anderen Fall sind die Formen des Mäanders und die der figürlichen Darstellungen in den Medaillons mit Pinsel und hellroter Farbe vorgezeichnet. Durchgehend mit Pinsel und roter Farbe sind lediglich die Waagerechten und Diagonalen vorgezeichnet worden, dabei wurden die Waagerechten ohne Rücksicht auf die Medaillons auf der ganzen Wandlänge durchgezogen. Diejenigen Dreiecke, die mit grauer Hintergrundfarbe gefüllt werden sollten, wurden durch Pinseldrucker mit hellroter Farbe markiert[40]. Von der linken Hand der weiblichen Halbfigur mit der Waage führen mehrere gerade Ritzlinien direkt zu den beiden Waagschalen; aus ihnen wurden in einem späteren Arbeitsgang die eigentliche Waage konstruiert.

Die Farbigkeit des Frieses hat sich nur auf einer Partie der Südwand einigermaßen gut erhalten. Es handelt sich um eine Partie, die seinerzeit frisch eingeputzt worden war. Die Farben haben sich hier besonders innig mit dem frisch eingebrachten Putz verbunden. In den anderen Partien, nicht nur auf der kraquelierten Kalkschicht, sind im Wesentlichen nur noch die bald nach dem Verputzen resp. den Anstrichen eingezeichneten Vorzeichnungslinien erhalten.

Nach dieser ersten großen Veränderung dürfte sich die Michaelskapelle in folgendem Zustand gezeigt haben: Die Fenster auf der Nordwand des Hauptraumes waren vermauert, so

[40] Siehe jüngerer Fries in Raum 1 des Münsters, S. 208 Anm. 9.

daß dieser Raum nur mehr durch die Fenster der Südwand Licht empfing. Ob diese und die drei Fenster im Chor zu dieser Zeit verändert worden sind, läßt sich nicht mehr feststellen. Chor und Hauptraum waren weiß getüncht (dabei sind die Strichzeichnungen der Engel im Chor zugestrichen worden). Beide Räume waren mit verschiedenen Deckenfriesen verziert. Diese erste durchgreifende Veränderung kann aus dem Baubestand nicht motiviert werden. Die Veränderung könnte durch stilkritische Bestimmung der figürlichen Darstellungen in den Medaillons datiert werden.

Wie bereits erwähnt, haftete die kraquelierte Kalkschicht auf der darunter liegenden älteren Malerei nur schlecht. In dem Medaillon auf dem südlichen Teil der Ostwand sind Ausbrüche im Gesicht der Halbfigur zu erkennen, die retuschiert worden sind. Dazu benutzte der Maler eine deckende Farbe, die er direkt auf die in den Ausbrüchen erscheinende Malerei des älteren Frieses auftrug.

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts ist auf den südlichen Teil der Ostwand des Hauptraumes, und zwar über den dort ehemals befindlichen Altar[41] jenes Bild des lehrenden Christus (Taf. LXVII a) gemalt worden, das 1883 freigelegt worden ist. Die Malerei liegt direkt auf der kraquelierten Kalkschicht, die damals bereits kleine Ausbrüche gehabt haben muß (vgl. Gesicht Christi). Über solche einzelne Ausbrüche geht auch die Malerei der thronenden Muttergottes (Taf. LXVII b) auf dem nördlichen Teil der Ostwand hinweg. Über dieses Fragment wird an anderer Stelle gehandelt.

Die zweite in der Michaelskapelle faßbare Veränderung ist mit Baumaßnahmen an den Fenstern der Südseite des Hauptraumes verbunden (Putz III). Das damals wohl noch bestehende mittlere Rundbogenfenster wurde in ein kreisförmiges Fenster umgewandelt. Die beiden äußeren Fenster wurden nach unten hin vergrößert und näher an die Ost- resp. Westwand gesetzt. Im westlichen Fenster der Südwand hat sich ein kleiner Bogenansatz erhalten, aus dem möglichenfalls ein Spitzbogen zu rekonstruieren ist. Die Breite der damals eingebauten, möglichenfalls spitzbogigen Fenster läßt sich wegen der späteren Fensterveränderungen nicht mehr bestimmen. Die Fenster im Chorraum blieben unverändert.

Die baulichen Veränderungen an den Fenstern dürften eine wesentlich veränderte Lichtführung in der Michaelskapelle zur Folge gehabt haben.

Das rundbogige Portal in der Westwand der Kapelle wurde verkleinert, indem man die südliche Laibung mit Ziegeln zusetzte. Damit war das Portal aus der Mitte der Westwand gerückt. Bei der Verkleinerung des Portals wurde die Bogenöffnung niedriger gesetzt und abgeflacht.

Die Einputzungen längs der Mauerkrone auf Nord- und Südwand sind sicherlich mit dem Einbringen eines neuen Dachstuhles in Verbindung zu bringen. Damals muß der jetzt noch bestehende Dachstuhl errichtet worden sein, der, steiler als der ursprüngliche, eine Aufmauerung der östlichen Giebelwand des Hauptraumes notwendig machte. Der obere Teil der westlichen Giebelwand ist damals neu aus Tuffsteinen und Ziegeln aufgemauert worden.

Die ganze Michaelskapelle wurde neu getüncht, die Deckenfriese in Chor und Hauptraum wurden dabei ebenso verdeckt wie die beiden Wandgemälde an der Ostseite des Hauptraumes. Die Dekoration des Hauptraumes beschränkte sich auf Apostelkreuze, die in Höhe von ca. 1,55 m vom Boden an die Wände gemalt waren. Einige davon haben sich an West-, Süd- und Nordwand erhalten, sie messen ca. 31 cm im Durchmesser. Die Apostelkreuze haben zwar alle die gleiche Form, wechseln aber in ihrer Farbigkeit. Das stets weiße Kreuz mit Dreipaßenden steht einmal in einem rot, das andere Mal in einem grün ausgelegten Kreis, der jeweils mit der

[41] Siehe oben S. 240.

anderen Farbe umrandet ist. Um diesen Rand spielen grüne und rote Ranken. Die genaue Anordnung der Apostelkreuze läßt sich nicht mehr ermitteln; jedenfalls befanden sich drei an der Westwand. Die Portalverschiebung wurde bei der Verteilung der Apostelkreuze insofern berücksichtigt, als südlich des Portals zwei, nördlich des Portals nur ein Kreuz angebracht wurden.

Auf der gleichen Tünche wie die Apostelkreuze liegt eine Inschrift in der Chorbogenlaibung (Taf. LXIX a). Diese Inschrift, bestehend aus roten Buchstaben auf roten Hilfslinien, ist ca. 50 cm hoch und nimmt mit ca. 53 cm fast die gesamte Laibung ein. Unterhalb des Textes befindet sich ein Medaillon von ca. 31 cm Durchmesser, in dem ein bärtiger Mann in Halbfigur dargestellt ist. Er hat seine beiden Arme in Art der Oranten erhoben. Kopf und Hände sind mit dem Pinsel und hellroter Farbe gezeichnet. Die Gewandpartien erscheinen in einem schwer zu benennenden Farbton zwischen rot und schwarz, ebenso der Mund und ein Schatten an der Nase; vielleicht liegt hier die Veränderung einer bleihaltigen Farbe vor. Diese Inschrift, sie spricht von einer Schenkung des Weltpriesters Albero, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweisbar ist (freundlicher Hinweis von Dr. P. von Bomhard, Prien), gibt einen Terminus ante quem für die oben beschriebene zweite Veränderung der Michaelskapelle.

1491 wurde das Kloster von einem schweren Brand heimgesucht. Nach Aussage der Schriftquellen wohnte die Äbtissin M. Magdalena Auer mit zwei Klosterfrauen „in des Schreibers Häusl", während 14 Klosterfrauen und die Schuljungfrau „in des Wolfgang Schöndorfers Heiligkreuzhaus", d. i. das jetzige Vikarhaus, untergebracht wurden. Im Münster scheint während dieser Zeit kein Gottesdienst möglich gewesen zu sein. Eine Inschrift in der Michaelskapelle nimmt auf den Brand Bezug. Diese schwarze Inschrift auf roten Hilfslinien mißt 60 × 134 cm und sitzt auf einer neuen Einputzung (Taf. LXIX b). Dieser neue Putz markiert sich deutlich gegenüber dem vorhergehenden, er läßt sich nur noch an wenigen Stellen unterhalb der Decke in der Michaelskapelle nachweisen, anscheinend waren keine einschneidenden Baumaßnahmen notwendig, um den Raum wenigstens für eine gewisse Zeit zum ständigen klösterlichen Gottesdienst herzurichten. Auf jeden Fall wurde das Portal verändert: Die Eingangsöffnung wurde innen mit einem Türfalz versehen, die zwei Angeln und das Schloß für diese Tür haben ihre Spuren hinterlassen.

Nicht erklärbar sind mehrere fast gleichgroße etwa 25 × 25 cm messende Löcher in Nord- und Südwand, die mit Putz III a gedeckt sind. Sie liegen alle auf der gleichen Höhe, ca. 2 m vom Fußboden entfernt; je drei liegen einander in gleichmäßigen Abständen gegenüber, so daß man versucht ist, sie miteinander in Verbindung zu bringen. Auffallenderweise grenzen diese Einputzungen entweder an größere Partien, die mit Putz II verputzt worden sind, oder an Einflickungen mit Putz II, die wie Inseln in dem in diesen Partien sonst ungestörten Putz I stehen. Vielleicht handelt es sich um Zusetzungen sehr alter Löcher, die bei jedem Neuverputz der Michaelskapelle repariert werden mußten.

Bemerkenswert sind außerdem einander gegenüberliegende Einputzungen auf Süd- und Nordwand, die mit Putz III b zugesetzt sind.

Diese Einputzungen messen ca. 20 × 20 cm und sind vom Fußboden ca. 180 cm entfernt. In der Nordwand befinden sich drei in regelmäßigem Abstand voneinander entfernt, an der Südwand nur zwei, die mittlere käme in der Mitte des Fensters zu liegen. Man könnte diese Einputzungen als Spuren einer Empore ansprechen, die im Zusammenhang mit der Benutzung der Kapelle durch die Klosterfrauen nach dem Brand von 1491 kurzfristig bestanden hätte. Die Schriftquelle, die von einer „porkirchn in Sand Michaelskapelln" spricht, könnte diese Hypothese stützen, desgleichen eine sich deutlich markierende Zusetzung in der Westwand der Michaelskapelle, etwa in Höhe dieser hypothetischen Empore. Diese Empore würde weit in den

Raum hineingeragt haben. Die Schriftquelle selbst läßt zwei Interpretationen zu: 1. kann mit „porkirchn in Sand Michaelskapelln" eine Empore in der Michaelskapelle gemeint sein, 2. kann der ganze Kirchenraum im Obergeschoß des Torbaus gemeint sein, wenn man „Michaelskapelln" mit dem Bauwerk, dem Torbau gleichsetzt[42].

Von der dritten größeren Veränderung der Michaelskapelle berichtet das Tagebuch der Äbtissin M. Theresa Scholastica von Perfall. Sie steht im engsten Zusammenhang mit der Vergrößerung des Pfarrhofes im Jahre 1681. Der Verbindungsbau wurde dem Pfarrhof zugeschlagen, deshalb mußte ein direkter Aufgang zur Michaelskapelle geschaffen werden. Es wurde jene „Stiegen" zur Michaelskapelle aufgemauert, durch die man heute noch hinaufgelangt. Die neue Zugangsmöglichkeit verschaffte man sich auf ziemlich gewaltsame Weise, indem man das westliche Tonnengewölbe des Erdgeschosses zerstörte und entlang der Westmauer des Torbaus eine Treppe direkt in die Kapelle führte. Ein direkter Zugang vom Pfarrhof zur Kapelle blieb bestehen, doch mußte die Tür auf das niedrigere Niveau des Fußbodens im Pfarrhaus gebracht werden. Sie mündete dann in der Treppe. Erst bei dieser Gelegenheit scheint die ursprüngliche Schwelle des Portals zerstört worden zu sein. Die beiden äußeren Fenster auf der Südseite wurden beträchtlich erweitert, aus dem kreisrunden mittleren Fenster der Südwand wurde ein Ovalfenster (Ochsenauge) gemacht. Im Zuge dieser Umgestaltung wurde im Chorraum ein Kreuztonnengewölbe aus Backsteinen errichtet, während der Hauptraum eine hölzerne Kassettendecke erhielt. Von ihr ist zwar in der Chronik nicht die Rede, da aber im Pfarrhof eine ähnliche, allerdings unbemalte Kassettendecke 1681 eingebaut wurde, die die gleichen Profile der Trennleisten aufweist, kann man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß beide zur gleichen Zeit entstanden sind. Ob zu diesem Zeitpunkt auf der Michaelskapelle ein Dachreiter mit Glocke bereits bestand, oder ob dieser erst 1681 errichtet wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden. In dieser Decke wurde jedenfalls ein Loch für ein Glockenseil ausgespart und eine Holzröhre zur besseren Führung dieses Seiles angebracht.

Die Ausstattung des Raumes dürfte sich auf bewegliche Gegenstände wie Retabel und evtl. Gestühl beschränkt haben. Die Wände waren lediglich mit Apostelkreuzen geschmückt. Bei der Verteilung der Apostelkreuze hielt man sich offensichtlich an die älteren, die neuen sind auch ebenso groß wie die älteren. Die neuen Apostelkreuze bestehen aus palmettenartigen Blattformen und sind umrahmt von einem grünen Kranz, der wiederum mit vier roten Rosen verziert ist.

1712 wurde die Michaelskapelle noch einmal frisch getüncht, das weist eine Inschrift oberhalb des Chorbogens aus, die die Initialen der Äbtissin M. Maria Irmengard von Scharffsedt und deren Wappen zeigt. Bei dieser Gelegenheit wurden die Apostelkreuze zwar neu gemalt, Form und Farbe der 1681 angebrachten wurden aber beibehalten.

Bis zu den Veränderungen, die durch die Säkularisation bedingt sind, ist der Raum lediglich mehrfach weiß getüncht worden. Über die Veränderungen im 19. Jh. wurde bereits im Anfang des Berichtes geschrieben.

d) Untersuchungen zum Zugang zur Michaelskapelle, dem sog. Verbindungsbau

Der Verbindungsbau setzt sich durch Mauerfugen sowohl vom Torbau (Pl. 16b) als auch vom Vikarhaus deutlich ab. An die sorgfältig geschnittenen Eckquadern des Torbaus erscheint das

[42] Zu „porkirchn" vgl. Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte Bd. V. Sp. 262 f. – Herr Dr. B. Oesterhelt, München, machte den Berichterstatter freundlicherweise auf die in RDK nicht erwähnte „Porkirchen bei den hl. 3 Kunigen" im Freisinger Dom aufmerksam, und zwar wird 1495 die nördliche Seitenschiffempore so genannt. Vgl. B. Oesterhelt, Der Chorraum des Freisinger Domes im Mittelalter. Diss. München 1966 S. 98.

Tuffmauerwerk des Verbindungsbaues nur angelehnt (Taf. XXXIV b). Leider läßt sich für den Verbindungsbau keine lückenlose Baugeschichte aufstellen. So bleiben vorerst einzelne Phasen des Zuganges zur Michaelskapelle ungeklärt.

Über die Grabungen im Verbindungsbau wird an anderer Stelle berichtet (siehe oben S. 173 ff.). Der älteste noch feststellbare Zugang zum Verbindungsbau befindet sich auf der Südseite, neben dem Eingang von 1681. Es handelt sich um eine rundbogige Türöffnung (Taf. XXXIV a) von jetzt ca. 2,65 m Höhe und ca. 1,21 m Breite; die Höhe der Kämpfer liegt bei 1,75 m. Die Schwelle dieser Türöffnung ist zerstört, man darf annehmen, daß sie ca. 40 cm unter dem heutigen Bodenniveau lag. Die Tür ist aus Tuffsteinen gesetzt, der Rundbogen ist aus Keilsteinen gesetzt. Die profilierten Kämpfersteine, je 17 cm stark, sind beide – beschädigt – in situ erhalten. Ihr Profil besteht aus Platte, Hohlkehle und zwei kleinen Plättchen; sie sind also in Maß und Form den in situ gefundenen Kämpfersteinen im Erdgeschoß des Torbaus sehr ähnlich. Da die Keilsteine der Rundbogentür in die sorgfältige Setzung der Eckquadern des Torbaus störend eingreift, wird man annehmen müssen, daß die Rundbogentür nicht der ursprüngliche Zugang zur Michaelskapelle ist. Von einer von diesem Eingang zur Michaelskapelle hinaufführenden Treppe haben sich wegen der späteren umfangreichen Veränderungen keine Spuren erhalten. Zum älteren Zustand des Verbindungsbaues gehören je ein Rundbogenfenster etwa in der Mitte von Nord- und Südwand. Diese Fenster liegen in der gleichen Höhe wie die ältesten Fenster der Michaelskapelle. Vom Südfenster hat sich nur die Unterkante, vom Nordfenster nur der obere Teil erhalten. Beide Fenster sind ca. 68 cm breit, die Höhe kann mit 1,40 m geschätzt werden. Bemerkenswerterweise bestehen die Laibungen dieser Fenster nicht aus so sorgfältig geschnittenen Tuffquadern wie sie an den Fenstern der Michaelskapelle feststellbar sind. Ca. 85 cm oberhalb der ältesten Türöffnung ist in das bestehende Tuffsteinmauerwerk eine Doppelarkade eingebrochen worden, die maximal 1,62 m hoch und ca. 1,16 m breit ist. Im Zusammenhang mit dieser Baumaßnahme ist das Rundbogenfenster in der Südwand des Verbindungsbaues mit Tuffstein zugesetzt und der vorher anscheinend unverputzte Raum mit einem Kalkmörtel verputzt worden. Ob die ebenfalls mit Tuffstein zugesetzte älteste Türöffnung schon damals aufgegeben wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; jedenfalls ist für die zahlreichen jüngeren Veränderungen im Verbindungsbau die Verwendung von Ziegeln und Kieselsteinen charakteristisch.

Auf der Südseite, westlich der oben beschriebenen Türöffnung wurde später eine neue Tür in die Wand eingebrochen (Taf. XL a). Sie liegt direkt an jener Wand, die den Verbindungsbau vom Vikarhaus trennt. Es handelt sich um eine Rundbogenöffnung, die aber durch spätere Veränderungen gestört wurde. Deshalb ist nur die Breite dieser Türöffnung mit ca. 1,05 m aus dem erhaltenen Bogenteil zu errechnen. Der Bogenscheitel liegt etwa in derselben Höhe wie der Scheitel der spätestens bei dieser Baumaßnahme zugesetzten älteren Tür. Dieser neue Zugang führte direkt auf eine Treppe, deren Spuren sich an der Westwand des Verbindungsbaues deutlich abzeichnen. Der Putz innerhalb dieser jüngeren Türöffnung geht direkt in den Putz des Treppenaufganges über, womit die Zusammengehörigkeit von Türöffnung und Treppe erwiesen ist. Die Treppe endet an einer Tür in der Westwand des Verbindungsbaues, die ausweist, daß damals westlich des Verbindungsbaues ein Gebäude bestand, dessen Fußbodenniveau niedriger lag als das der Michaelskapelle. Die Schwelle dieser Tür liegt nämlich ca. 1,48 m unterhalb des Fußbodenniveaus der Michaelskapelle. Diese Türschwelle gibt auch das Fußbodenniveau eines ersten Stockwerkes im Verbindungsbau: Der Putz, der sich auf Nord-, Ost- und Südwand weiterverfolgen läßt, beginnt stets in Höhe der auf der Westwand gefundenen Türschwelle. Es ist derselbe wie der entlang der Treppe festgestellte. Mit dem Einbau des neuen Zuganges zum Verbindungsbau ist das Zusetzen der Doppelarkade in der Südwand verbunden. Die Maueröffnung wird zu einem Fenster mit flachem Bogen verkleinert, das neue Fenster mißt ca. 96 cm

in der Höhe und 1,04 m in der Breite. Auf der gegenüberliegenden Nordwand wurde damals in der gleichen Höhe ein Fenster eingebrochen, das jedoch durch spätere Veränderungen gestört ist, es hat eine lichte Weite von ca. 122 cm × 84 cm. Erwähnenswert ist, daß im Zuge dieser Baumaßnahmen das Rundbogenfenster in der Nordwand verkleinert wurde, indem man ca. 25 cm an der unteren Partie zumauerte. Die Gleichzeitigkeit aller dieser Maßnahmen ist durch den Putz ausgewiesen. Dieser Putz zieht sich auch in die verkleinerte Portalöffnung der Michaelskapelle hinein. Die mittels Putz III a in der Michaelskapelle erwiesenen Veränderungen stehen also mit den eben geschilderten Veränderungen im Verbindungsbau in direktem Zusammenhang.

In der Nordwand des Verbindungsbaus ist eine später mit Ziegeln wieder zugesetzte Türöffnung feststellbar, die vom 1. Geschoß nach außen führt. Diese Türöffnung berücksichtigt zwar das eben beschriebene Fußbodenniveau, liegt aber so nahe an dem in die Nordwand eingebrochenen Fenster, daß sie keinesfalls mit diesem gleichzeitig entstanden sein dürfte. Die Türöffnung läßt sich mittels der Putze nicht präziser datieren. Vielleicht läßt sie sich mit jener Nachricht von 1491 verbinden, die von einem „Gangkh und vermachter Stiegen" aus Wolfgangs Haus auf die „porkirchn in Sand Michaelskapelln" spricht.

Die beschriebenen Baumaßnahmen, die zwar in ihrer Abfolge genau zu bestimmen, jedoch mit keinem festen Datum zu verbinden sind, müssen vor 1681 durchgeführt worden sein. Die damals erfolgten Veränderungen des Pfarrhofes, der an den Verbindungsbau angebaut war, werden von der Äbtissin M. Theresa Scholastica von Perfall genau beschrieben. Die damals höher gelegten Fußböden im Pfarrhof und im Verbindungsbau, der dem Pfarrhof zugeschlagen wurde, schneiden alle älteren Türen im Verbindungsbau. Um ein bewohnbares Zimmer im ersten Geschoß des Verbindungsbaues zu erhalten, wurden sämtliche älteren Tür- und Fensteröffnungen zugesetzt. In die Westwand wurde eine neue Tür zum Pfarrhof, in Nord- und Südwand wurden Fenster in Zimmerhöhe gebrochen. Die bestehende Tür zur Michaelskapelle wurde wiederum verkleinert und den Zimmertüren im Pfarrhof angeglichen.

Alle späteren Veränderungen im Verbindungsbau sind mit Baumaßnahmen im Pfarrhof zu sehen und deshalb nicht weiter von Belang.

e) Zur künftigen Gestalt des Torbaues und der Michaelskapelle

Der Torbau ist die älteste klösterliche Toranlage in Bayern, die im wesentlichen unverändert überkommen ist. In seiner ursprünglichen Gestalt gehört der Torbau zu den wenigen erhaltenen frühmittelalterlichen Stützenbauten überhaupt und kann als bedeutendes Beispiel für solche Bauten gewertet werden. Die Darstellungen der Engel im Chor der Michaelskapelle zählen zu den wenigen relativ gut erhaltenen frühmittelalterlichen Wandmalereien in Bayern. Die niemals mit Farbe gedeckten Strichzeichnungen sind das bisher einzige bekanntgewordene Beispiel einer Sonderart mittelalterlicher Wandmalerei. Torbau und Michaelskapelle zählen damit zu den wichtigen Monumenten frühmittelalterlicher Geschichte in Bayern. Es erschien deshalb selbstverständlich, das Bauwerk und die Michaelskapelle auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen, zumal sich davon, wie die Forschungen ergaben, über die Jahrhunderte hinweg relativ viel erhalten hat.

Diese grundsätzlichen Überlegungen bildeten die Richtlinien für einen Teil der Arbeiten der Restauratoren. Die zugemauerten Fenster auf der Nordseite des Hauptraumes der Michaelskapelle wurden geöffnet. Sie sind zusätzlicher Anhaltspunkt für die Rückführung der Fenster auf der Südseite auf ihre ursprüngliche Form. Auch die Fenster im Chorraum der Michaelskapelle werden auf ihre ursprüngliche Form gebracht.

Die später zugesetzten Doppelarkaden im Erdgeschoß des Torbaus sollen ebenso wieder

geöffnet werden wie die später erweiterten Öffnungen zum Tordurchgang hin. Die dabei notwendige Rückverlegung der 1681 eingebauten Treppe in den Verbindungsbau wird diesem Gebäude seine alte Funktion als Treppenhaus zur Michaelskapelle zurückgeben. Das älteste Portal im Erdgeschoß bietet sich als Zugang zu diesem erneuerten Treppenhaus an, damit erhielte das ursprüngliche Portal zur Michaelskapelle seine eigentliche Funktion zurück. Der damit rückgängig gemachte barocke Zugang zur Michaelskapelle würde die Geschlossenheit und Würde dieses alten Kirchenraumes wiederherstellen.

Der Tatsache, daß der Verbindungsbau als Treppenhaus der Michaelskapelle zum Torbau gehört, sollte man damit Rechnung tragen, daß auch das Äußere des Verbindungsbaues auf den Zustand gebracht wird, den er nachweislich im Mittelalter besaß; mit dem Portal im Erdgeschoß sollten auch die Rundbogenfenster in Nord- und Südwand wieder geöffnet werden.

Es wäre wünschenswert, das im Verlauf der Jahrhunderte nur wenig angewachsene Erdreich um Torbau und Verbindungsbau wieder abzugraben, um damit dieser monumentalen Baugruppe ihre ehemalige Höhe wiederzugeben. Voraussetzung für diese Baumaßnahmen ist die statische Sicherung von Torbau und Verbindungsbau, die bereits in Angriff genommen ist.

Um das Tuffmauerwerk von Torbau und Verbindungsbau vor Witterungseinflüssen zu schützen, muß es wieder mit einer Putzhaut überzogen werden. Diese sollte jedoch so dünn aufgetragen werden, daß die Mauerstruktur deutlich erkennbar bleibt. Daß eine solche dünne Außenhaut auf Tuffmauerwerk im Mittelalter möglich war, beweisen getünchte Tuffsteine, die spätestens im 14. Jahrhundert beim ersten Umbau der St. Peter- und Paulskirche in München-Allach zum zweitenmal verwendet wurden[43].

An den Wänden der Michaelskapelle haben sich der älteste Putz und die Malschicht, auf die die Engel und beiden älteren Friese gemalt sind, großflächig erhalten. Diese älteste Malschicht wurde in der gesamten Michaelskapelle freigelegt mit Ausnahme jener Partien an der Ostwand des Hauptraumes, auf denen sich die jüngeren figürlichen Malereien, Christus und die Muttergottes, befinden.

Um sämtliche erhaltenen Partien des älteren Frieses mit der Dedikationsinschrift sichtbar zu machen, mußten auch Partien der kraquelierten Kalkschicht entfernt werden, auf denen sich Reste des jüngeren Medaillonfrieses befanden. Die Medaillons aus diesen Partien wurden mittels Strappo-Verfahrens von der Wand gelöst und auf einen neuen Bildträger aufgeklebt. Ebenso abgenommen und auf einen neuen Bildträger übertragen wurden die Inschrift, die von dem Brand von 1491 berichtet, ein gotisches Apostelkreuz und ein Stück des jüngeren Frieses im Chor.

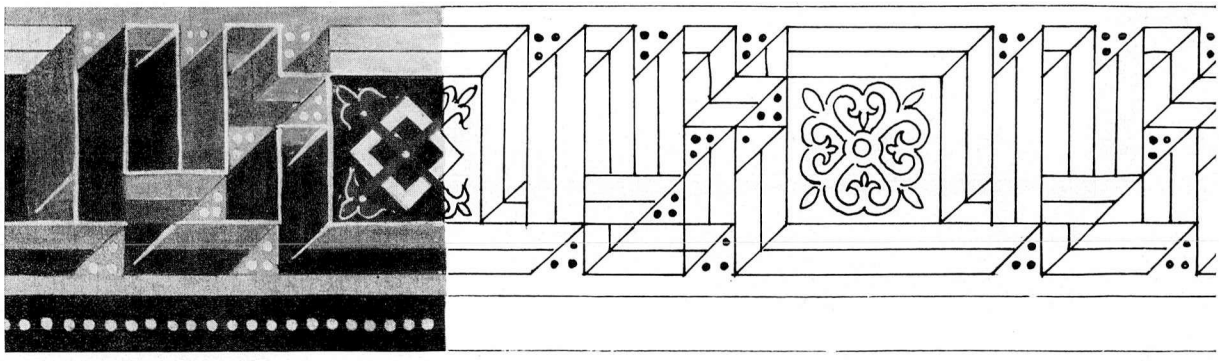
Außer dem Putz II und der darauf befindlichen Friesmalerei wurden sämtliche jüngeren Einputzungen entfernt. Mit einem neuen Putz, der in Struktur und Anstrich den erhaltenen ältesten Putzpartien möglichst nahe kommen soll, werden diese Fehlstellen wieder geschlossen werden.

Anstelle der barocken Kassettendecke, die viel von den Deckenfriesen verdeckte, sollten einfache flache Holzdecken in der ursprünglichen Höhe in Chor und Hauptraum eingezogen werden.

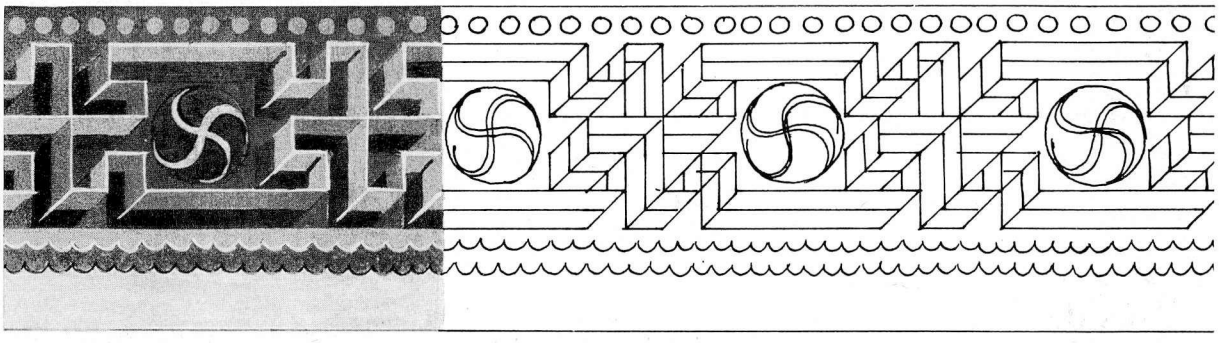
Die Michaelskapelle wird damit den Charakter eines Kirchenraumes zurückerhalten und somit für Ausstellungszwecke nicht mehr zu nutzen sein. Es wäre folgerichtig, diesen bedeutenden Raum dann durch Bau und Weihe eines Altars auch de facto zur Michaelskapelle der Fraueninsel zu machen.

[43] W. Haas, Zur Baugeschichte der St. Peter- und Paulskirche in München-Allach, in: 22. Ber. des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege, München 1964 S. 95.

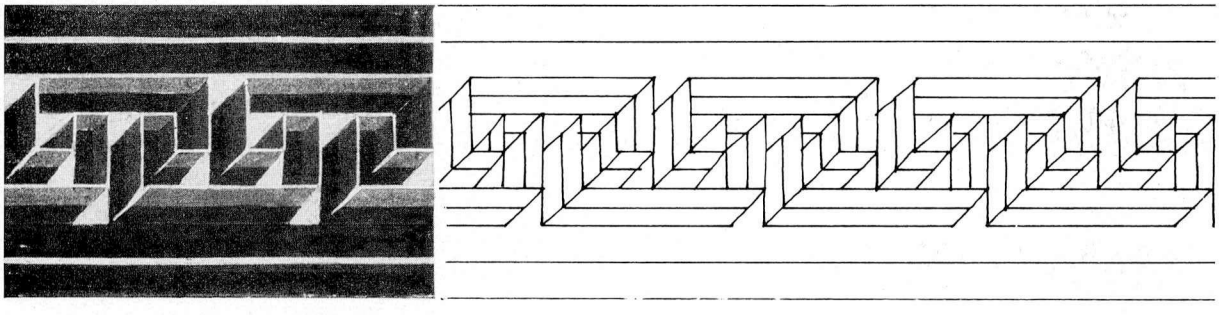
Abbildungen 7 und 8



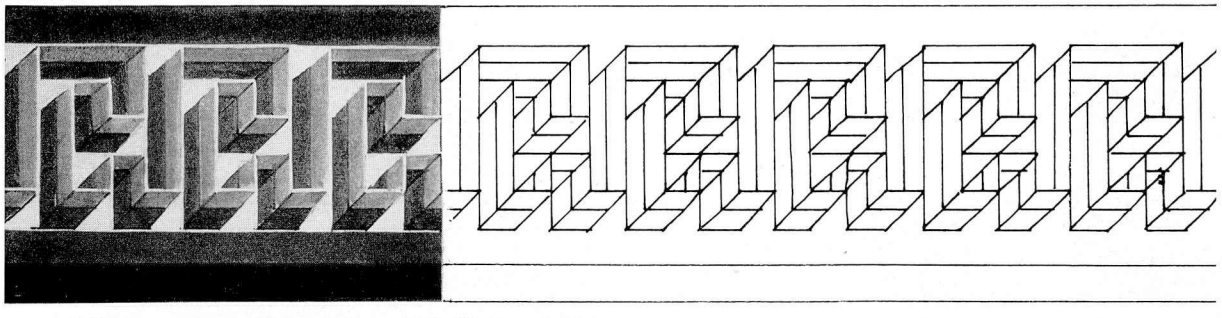
I. Münster, Raum II (Sanktuarium). Jüngerer Fries.



II. Münster, Raum I (über dem Chorumgang bzw. der Institutskapelle). Älterer Fries.

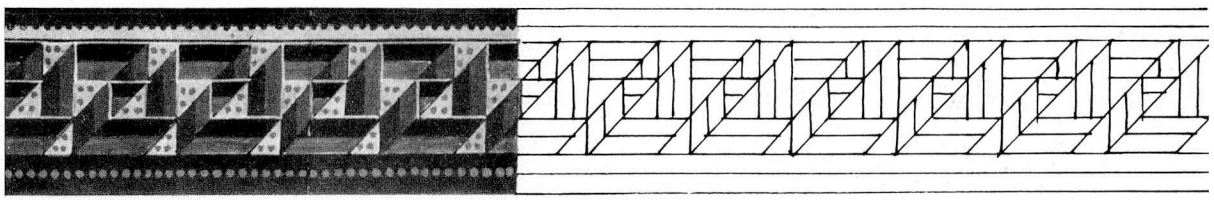


III. Münster, Raum I (über dem Chorumgang bzw. der Institutskapelle). Jüngerer Fries.

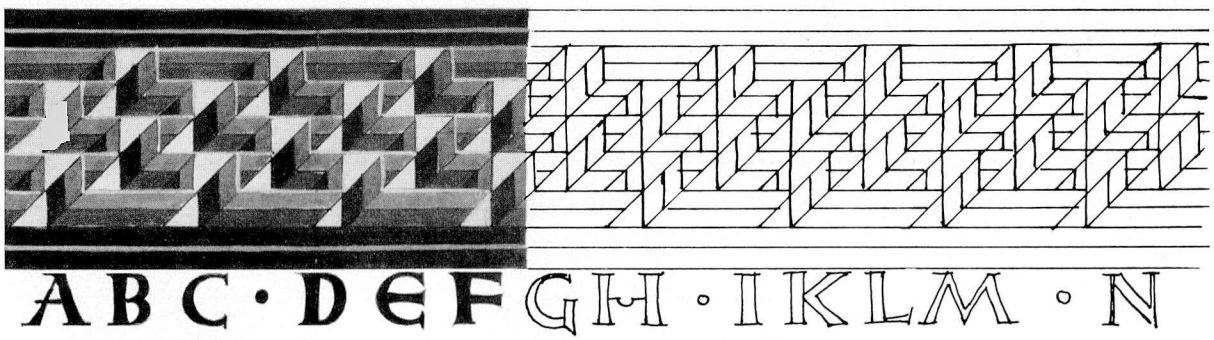


IV. Münster, nördliches Seitenschiff, Südwand. Fries.

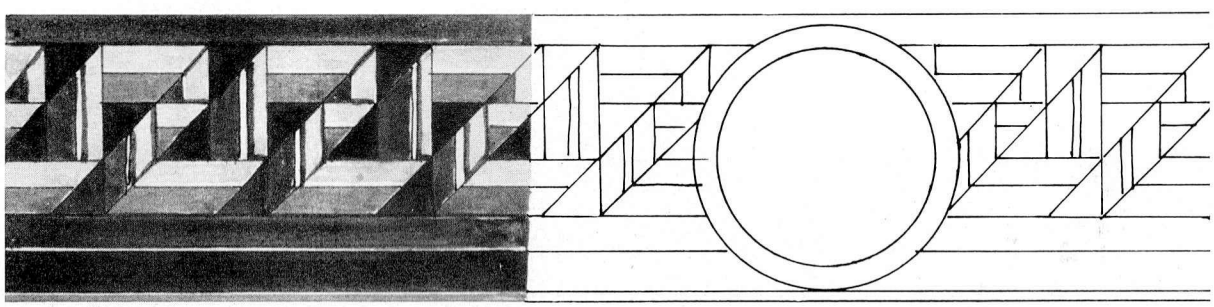
Abb. 7. Frauenchiemsee, Münster. Mäanderfriese und ihre Schemata.



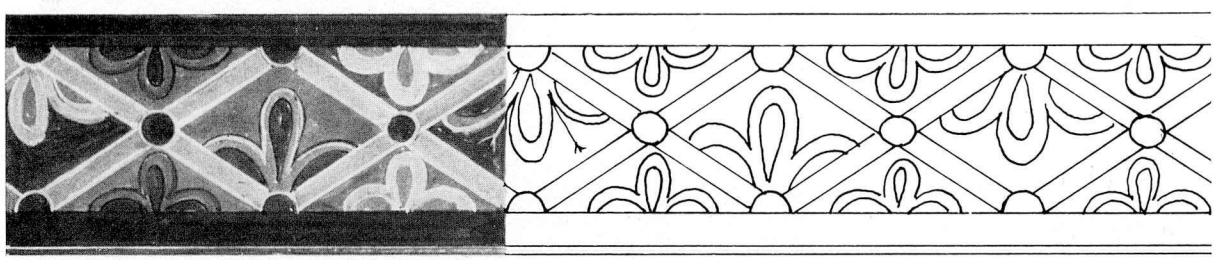
V. Torbau, Chor der Michaelskapelle. Älterer Fries.



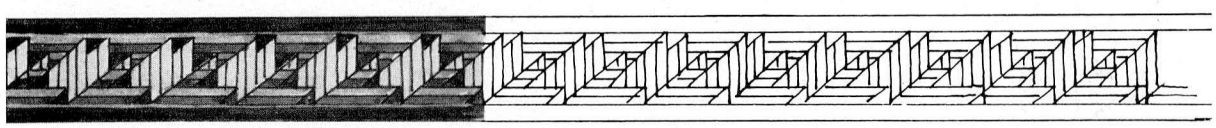
VI. Torbau, Michaelskapelle. Älterer Fries.



VII. Torbau, Michaelskapelle. Jüngerer Fries.



VIII. Torbau, Chor der Michaelskapelle. Jüngerer Fries.



IX. Münster, Chorumgang, nördlich vom Hochaltar. Fries.

Abb. 8. Frauenchiemsee, Torbau und Münster. Mäanderfriese und ihre Schemata.

DIE FRESKEN

HANS SEDLMAYR

1. Der Engelszyklus in der Michaelskapelle des Torbaues

1. Ursprünglicher und jetziger Zustand

Über einer roten Horizontallinie, die in der Höhe von 1,70 m über dem jetzigen Fußboden verläuft, stehen zu Seiten des Ostfensters je ein Engel (Taf. LVIII), zu Seiten des Nordfensters (Evangelienseite) ebenfalls je einer (Taf. LXIII a) und links (östlich) neben dem Südfenster (Epistelseite) ein Engel (Taf. LXIII b), insgesamt also fünf, jeder rund 1,60 m hoch, also leicht unterlebensgroß, bekleidet mit langärmliger Tunika und Chlamys, in der einen Hand einen langen Stab, in der anderen eine Sphaira haltend. Von dem Engel, den man rechts (westlich) neben dem Südfenster annehmen muß, hat sich keine Spur erhalten.

In der nordöstlichen und in der südöstlichen Ecke des Raumes ist je ein Pilaster gemalt und zwar so, daß er, um die Ecke geknickt, zur Hälfte je einer der beiden Wände angehört, die hier im rechten Winkel zusammenstoßen (Taf. LXXIV b). Von den vorauszusetzenden Pilastern in der Nordwestecke und in der Südwestecke waren Spuren nicht festzustellen. Die Pilaster trugen sicherlich einen ebenso schematisch wie die Pilaster gemalten Architrav, den man sich ungefähr in der Art wie im Solarium der Torhalle von Lorsch (Taf. LXXIV a) vorstellen könnte. Nach dem Ausschlagen der Gewölbe kam in der Nordwestecke mit dem oberen Teil des Engelflügels das Stück eines perspektivischen, rechtslaufenden Mäanders zum Vorschein (Taf. 34 u. 37 b). Durch seine satte Farbe sticht er von den zarten roten Linien der Engel wie der Pilaster ab und erweist sich als spätere Zutat. Es ist ein ähnlicher Mäander, wie der, der sich auch an der Ostwand des Hauptraums der Torhalle findet (Hochmäander) (Taf. LVII u. LXVIII b; Taf. 37 c).

Sicherlich hatte die Kapelle über dem gemalten Architrav ursprünglich eine horizontale Flachdecke, wie das Bertram schon ganz richtig festgestellt hat[1]. Im Solarium von Lorsch lag sie 16 cm über dem gemalten Architrav[2].

Unterhalb der Bodenlinie, auf oder über der die fünf Engel stehen, war gewiß eine weitere Bemalung geplant oder ausgeführt, seien es Vorhänge, wie so oft in solchen Sockelzonen, sei es ein dekoratives Muster anderer Art, wovon wiederum die Ausmalung des Solariums von Lorsch eine Möglichkeit andeutet.

Von der kompletten Bemalung fehlen heute der sechste Engel, die beiden westlichen Pilaster, die Architrave und alles, was unterhalb der Bodenlinie gemalt oder geplant war. Die teilweise Zerstörung des fünften Engels, im Ostkompartiment der Südwand, macht es wahrscheinlich, daß alle fehlenden Teile später zerstört worden sind. Doch könnte man immerhin daran zweifeln, ob die sicherlich geplanten Malereien unterhalb der Bodenlinie jemals ausgeführt worden sind, denn sie fehlen ja auch an jenen Seiten des Raumes, an denen die Figuren sich gut er-

[1] In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1961, 109 ff.

[2] F. Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch (1934).

halten haben. Winzige Spuren roter Farbe haben sich in dieser Zone an der Ostwand und der Südwand gefunden, doch so geringe, daß sich aus ihnen nichts Bestimmtes entnehmen läßt.

Beim ersten Anblick kann man im Zweifel darüber sein, ob das Vorhandene als fertige Malerei, monochrom, Rot auf Weiß anzusehen ist, oder nur als Pinselvorzeichnungen für eine farbig erst noch zu vollendende, poly- oder oligochrome Malerei. Eine genauere Betrachtung entscheidet zugunsten der ersten Annahme, denn deutlich sind unter den Pinselzügen eingeritzte Linien als Vorzeichnung zu sehen. Dazu kommt eine Differenzierung der gemalten Linien nach ihrer Stärke, die über das Maß hinausgeht, das man bei mittelalterlichen Vorzeichnungen annehmen kann. Monochrome Malereien, Rot auf Weiß, sind aus der karolingischen Zeit mehrfach bekannt.

2. Komposition im Ganzen und einzelne Figuren

Die zu Seiten des Ostfensters stehenden beiden Engel (Taf. LVIII) wenden ihre Köpfe im Dreiviertel-Profil zur Mitte und halten ihre Sphaira jeder in der Hand, die der Mitte näher ist: der auf der Epistelseite in der unverhüllten Rechten, der auf der Evangelienseite in der mit dem Gewandbausch verhüllten Linken; ihre fast senkrecht auf die Bodenlinie gesetzten Stäbe halten sie jeder in der „äußeren" Hand, welche über dem abgewinkelten Ellbogen mit dem Handrücken nach vorn um den Stab herumgreift. Besonders an dem linken Engel ist dieses Umgreifen sehr anschaulich (Taf. LIX a).

Der Engel auf der Evangelienseite (Taf. LX) hat den linken Fuß abgewinkelt zurückgesetzt und die linke Schulter zurückgenommen; er vollzieht also mit dem ganzen Körper eine Wendung zur Mitte. Der Engel auf der Epistelseite (Taf. LXI) hat nicht – wie man erwarten könnte – seine rechte Schulter zurückgenommen, sondern so wie der andere Engel die linke, die auf der Seite des zurückgestellten Beines. Die Stelle um die untere Partie der Beine und um die Füße ist bei diesem Epistel-Engel freilich später ausgebessert worden (siehe oben S. 244), aber die Fußhaltung wird, wenigstens ungefähr, stimmen. Natürlich sitzen bei beiden Engeln die Schulteragraffen, welche die Chlamys halten, auf der rechten Schulter, und der schüsselförmige Halsausschnitt öffnet sich bei beiden zur linken Schulter hin. – Aus all dem ergibt sich eine völlig freie Symmetrie, die noch dadurch verstärkt wird, daß der Engel auf der Evangelienseite seinen Stab mit steil angewinkeltem Ellbogen und fast senkrechtem Unterarm hält, der auf der Epistelseite dagegen mit ausgestrecktem und etwas gesenktem Unterarm. Übrigens ist dieser Engel etwas größer, sein Kopf steht höher in der Wandfläche.

Diese freie Symmetrie der Motive: Sphaira, Stab, Kopfhaltung, Körperhaltung ist bei den beiden Engeln neben dem Nordfenster zum Teil aufgegeben (Taf. LXIII a). Ihre die Stäbe haltenden Hände sind hier bei beiden dem Fenster nahe, doch werden sie ganz verschieden gehalten. Der linke Engel (Taf. LXIV a) hält den seinen weit vom Körper ab, stark schräg und seitlich auf die Bodenlinie aufgestützt, mit dem Daumen und den abgebogenen beiden kleinsten Fingern seiner Linken, während Zeige- und Mittelfinger in einer Art Zeigegestus ausgestreckt sind. Der rechte (Taf. LXIV b) hält ihn mit abgewinkeltem Arm vor dem Körper, so daß der Stab zwischen den beiden Fußspitzen auf der Bodenlinie aufsetzt und sein Ende vor der rechten Schulter verläuft. Die Sphaira hält der linke Engel mit unverhüllter Hand vor die Mitte der Brust. Beim rechten Engel sind die linke Hand und die Kopfpartie zerstört. Das ist schade, denn es kommt für die Gesamtkomposition viel darauf an, ob beide Engel – wie die an der Ostwand – dem Fenster zwischen ihnen zugewandt waren, oder ob sie etwa beide zur Altarwand hinüberblickten. Nach der Gestalt des Bausches der Chlamys, der recht ähnlich aussieht wie unter der verhüllten Hand des linken Engels an der Ostwand, darf man vielleicht annehmen, daß auch dieser

rechte Engel der Nordwand, wie der linke, die Sphaira vor die Brust hielt, doch mit seiner linken, statt wie jener mit der rechten Hand; über die Schulter- und Kopfhaltung läßt sich nichts sagen. In der Körperhaltung beider Engel fehlt die leichte Drehung: sie ist streng frontal, die Fußspitzen nach auswärts gekehrt, „in punto dei piedi", symmetrisch nebeneinander auf der Grundlinie. – Ein bezeichnendes Detail: der rechte Engel trägt oben umgerollte Halbstiefel, ein Kostümmotiv, das auf karolingischen und ottonischen Darstellungen überaus häufig ist, aber in romanischer Zeit kaum mehr vorkommt.

Der fünfte Engel (Taf. LXIII b), östlich neben dem Südfenster, ist zum größten Teil zerstört. Man erkennt eben nur, daß die erhaltene untere Partie seines Gewandes recht ähnlich angelegt war wie bei dem benachbarten Engel der Ostwand (Epistelseite), daß sein rechter Fuß abgewinkelt etwas oberhalb der Bodenlinie stand und daß er den Stab senkrecht auf die Bodenlinie aufgesetzt hatte.

Schon die nüchterne Beschreibung der Motive zeigt, daß hier mindestens zwei Hände am Werk waren. Die Haltung der Engel an der Nord- und Südwand ist um vieles lebloser als die der beiden Engel an der Ostwand, auch sind ihre Leiber lebloser, die Handhaltungen „unnatürlicher"; lebloser ist auch die malerische Faktur. Die Linien sind breiter und gröber, weniger eingefühlt, der Duktus ist steifer, starrer, das Hängen der Falten schematischer (Taf. LXIV). Bei allen Engeln entfalten sich große, konzentrischen spitzen Dreiecken angenäherte Faltenbahnen auf der Vertikalachse des Körpers. Bei den beiden „klassischen" Engeln der Ostwand sind die konzentrischen Linien fein kurviert, in ihrer Stärke differenziert und bilden, unsymmetrisch, nur auf der „Innenseite" (gegen das Fenster zu) das Zickzack eines sich in Stufen übereinanderschlagenden Saumes, dessen räumlicher Verlauf in der Vorstellung gut nachvollziehbar ist. Bei den beiden Engeln der Nordwand wird dieses Motiv symmetrisch wiederholt, und es entsteht hier, besonders bei dem rechten Engel, ein Gebilde wie ein großes gelapptes, mit seiner Spitze nach unten hängendes Blatt, doch von brettartiger Flachheit und Steifheit, das wie ein Schild vor dem Körper hängt (Taf. LXIV).

Doch alles das gilt nur von der Durchführung. Die Erfindung der Gesamtkomposition ist frei und abwechslungsreich. An der Ostwand sind die Sphaira haltenden Hände dem Fenster nahe, an der Nordwand die stabtragenden Hände; das Halten von Stab und Sphaira wird auch von der Nordseite frei und lebendig variiert. Die Gesamterfindung verrät den Geist des Meisters der beiden klassischen Engel, die Durchführung an der Nordseite und Südseite die Hand eines Gehilfen, der von der „griechischen" Natürlichkeit des Hauptmeisters kaum etwas mitbekommen hat.

3. Ikonologie und Ikonographie

Nach der Gliederung des einfachen kleinen Raums kann das Programm schwerlich je mehr umfaßt haben als sechs Engel.

Es gibt seit frühchristlichen Zeiten eine Gruppe von sechs besonderen Engeln, neben einer Gruppe von sieben oder auch vier; es sind die zuerst erschaffenen. Sie heißen ἀγγελων ἀρχοντες oder „lichte Engel", am meisten bürgert sich aber der Name Erzengel ein[3]. Auch Christus mit sechs Engeln zusammen kommt vor, nicht nur in altchristlicher Zeit, sondern noch auf kappadokischen Fresken des 11. Jahrhunderts, also im Ausstrahlungsbereich der byzantinischen Kunst.

Hier in Frauenchiemsee dürfte die Darstellung einer Gruppe von sechs Engeln durch die vorgegebene Gestalt des Kapellenraumes, mit drei Fenstern, bestimmt sein. Es ist deshalb un-

[3] Th. Klauser in: RAC v, Spalte 169, 170, 185.

wahrscheinlich, daß man hier den einzelnen Engeln bestimmte Namen zuordnen kann; wäre das anzunehmen, so könnten die beiden Engel zu Seiten des Ostfensters Michael und Gabriel sein, wie die beiden Engel zu Seiten der Apsis von S. Apollinare in Classe (Taf. LXX c).

Klaus Wessel hat gemeint: „Da Engel mit Stabzepter und Globus u. W. nur im Zusammenhang mit der Madonna vorkommen, könnte man die verlorene Mitte etwa im Sinne des Apsismosaiks von Chiti (bei Larnaka auf Zypern) mit stehender Hodegetria ergänzen. Man müßte sich diese dann als Mittelpunkt der Komposition in Glasmalerei denken; vgl. die Fragmente aus Lorsch, die für eine hochqualifizierte Glasmalerei schon karolingischer Zeit zeugen."[4] Doch war das ursprüngliche Fenster hinter dem Altar zu klein, um hier einen Mittelpunkt der Darstellung zuzulassen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Erzengel als den Altar umstehend gedacht sind, auf dem der unsichtbare Christus thront.

Dem ikonographischen *Typus* nach stehen die Engel der Kapelle in der Tradition, die unter den erhaltenen Beispielen einerseits durch den Flügel eines Elfenbeindiptychons in London, British Museum (Kospel, 1. Hälfte VI. Jahrh.) (Taf. LXX a), andererseits durch die beiden Engel im Mosaik zu Seiten der Apsis von S. Apollinare in Classe (um 549) (Taf. LXX c) repräsentiert wird. Mit beiden gemein haben die Chiemseer Engel die *Tracht*: langärmlige Tunika und Chlamys, ferner den großen *Nimbus;* mit dem Londoner Engel die *Attribute:* Wächterstab und Sphaira; mit den Engeln von S. Apollinare in Classe die *Fußstellung:* mit einem im Winkel stehenden Fuß. Der Typus oder nächst verwandte Typen halten sich in der Ostkirche bis ins spätere 11. Jahrhundert (Engel im Bema von Daphni) (Taf. LXX b), aber kein anderes Beispiel kommt den Chiemseer Engeln so nahe wie die oben genannten beiden. In einigen Zügen ist freilich der späte Engel aus Daphni noch ähnlicher: zum Beispiel in dem Ausbreiten der Flügel vom Leib weg, in dem nach der Schulter zu eine spitze Schüsselform bildenden Halsausschnitt, wobei in Daphni dessen Spitze in der Rundfibel der Clamys liegt, in Chiemsee aber auf der entgegengesetzten Seite. Auch daß sein erhobener Arm den Stab nicht eigentlich umgreift, sondern vom Ellbogen aufwärts *hinter* den Stab verläuft, wie beim epistelseitigen Engel von Chiemsee, kommt in Daphni vor.

Ich nehme an, daß alle diese Züge ihre reife Ausprägung im frühen VI. Jahrhundert in der Hofkunst von Konstantinopel erhalten haben und daß dem Hauptmeister von Frauenchiemsee Exempla dieser Zeit unmittelbar zugänglich gewesen sind. Denn es scheint unvorstellbar, daß durch eine *spätere* Vermittlung hindurch so viel von dem „klassischen" Geist der frühjustinianischen Kunst hätte bewahrt werden können. Um das einzusehen, muß man sich in die *stilistischen* Züge der Engel von Frauenwörth vertiefen.

4. Stilistische Einordnung

Wenn man den Engelstypus von Frauenchiemsee in *stilistischer* Hinsicht mit dem Elfenbein des Britischen Museums und dem Mosaik von Ravenna vergleicht, muß man nicht vergessen, daß es sich um drei materiell verschiedene Darstellungsmedien handelt. Erst wenn man ein Mosaik und eine Wandmalerei derselben Stilstufe zur Verfügung hätte, die das Londoner Elfenbein zeigt, wäre eine wirkliche „Vergleichung" möglich. Immerhin darf man aber sagen, daß über diesen materiellen Unterschied hinweg, zwischen den Engeln von Frauenchiemsee und dem Londoner gewisse grundlegende Übereinstimmungen bestehen, welche allerdings die Verschiedenheiten nur um so mehr hervortreten lassen.

[4] K. Wessel in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1961, 111.

Das Durchscheinen des Körpers unter dem Gewand, namentlich in den unteren Partien, das es weder in S. Apollinare noch in Daphni gibt, ist in Chiemsee nicht weniger stark, eher noch stärker als im Londoner Elfenbein. Aber die Übereinstimmung geht weiter: Hier wie dort sind die Beine walzenförmig sich nach unten verjüngende Säulen, in denen sich kein Kniegelenk abzeichnet und die auch ohne gelenkhafte Artikulation in die Füße übergehen. Ein Zug, den man als mangelndes organisches Verständnis des Malers von Frauenchiemsee auffassen könnte, ist also schon auf der „klassischen" Stufe der Spätantike in sehr spezifischer Weise dagewesen und von dorther tradiert worden.

Die Übereinstimmungen gehen noch weiter. So bietet die kleine Falte, die über der Schulter des Londoner Engels nach vorn herunterhängt, schon die komplette Formel jener Form, welche die großen Gewandfalten auf der Hauptachse der Chiemseer Engel entfalten; hier ist besonders das Faltendreieck bei dem linken Engel der Nordseite erstaunlich ähnlich. Das Motiv ist Ausdruck einer bestimmten Stilstufe, die Flächiges mit leichten räumlichen „Indices" verbindet. Es ist sehr wohl möglich, daß es dieses Motiv auch schon in justinianischer Zeit nicht nur an untergeordneter Stelle, sondern als achsiales Hauptmotiv gegeben hat. Aber auch die Faltenkaskade unter dem Ellbogen des epistelseitigen Engels an der Ostwand von Chiemsee, zwischen Körper und Stab, ist an analoger Stelle – unter dem Oberarm – des Londoner Engels schon vorgezeichnet (Taf. LXX a). Auch die so fein empfundene Kontur des Gesichts, die wegen der Wendung des Kopfes – die in Chiemsee stärker ist als am Londoner Engel – eine unsymmetrische Eiform umschreibt und die Kinnlade auf der uns zugewendeten und deshalb breiteren Seites des Gesichts kräftig hervortreten läßt, ist auffallend gleich; man vergleiche dagegen Apollinare in Classe, oder auch Daphni, wo diese Umrißlinie lange nicht so organisch die Wendung des Kopfes anschaulich macht. Auch ein solches Motiv ist Ausdruck einer ganz spezifischen Stilstufe, die Organisches, Räumliches restlos in einer einzigen linearen Formel aufzufangen vermag. Schließlich ist auch das Herauswachsen langer, doch ungleich langer Federn, die nach unten leicht voneinander divergieren, aus Reihen schuppenförmiger Federansätze, so ähnlich, wie man es bei einer solchen Zeitdifferenz, wie sie zwischen Frauenchiemsee und dem Londoner Elfenbein jedenfalls bestehen muß, überhaupt erwarten kann.

Verglichen mit dem Londoner Engel wirken die Chiemseer aber schlanker, steiler aufgerichtet, ja eleganter als jener; das liegt vor allem an dem Herausarbeiten langer vertikaler Linienzüge und Formen; sehr auffallend die abstrakte vertikale Linie auf der Körperachse der beiden ostseitigen Engel. Und das, obwohl die stabhaltenden Hände in Frauenchiemsee nicht annähernd so hoch hinaufgreifen als dort (vergl. Daphni). Die Betonung einer Horizontalen in der Körpermitte, durch einen quer über den Leib geführten Gewandbausch am Londoner Relief fehlt; dafür wird von dem epistelseitigen Engel die Sphaira fast horizontal vom Körper weggehalten. Es fehlt durchaus die fortwährend wechselnde Richtung der Faltenwellen, alles ist dem Prinzip langer vertikaler Züge untergeordnet.

Aufschlußreich ist ein Vergleich der beiden rechten Arme der Engel neben dem Ostfenster. Am epistelseitigen Engel deuten drei kurze Striche in der Beuge des Ellenbogens und drei weitere vor dem Handgelenk das *„natürliche"* Zusammenschieben eines dem Arm eng anliegenden Ärmels in überzeugender Weise an; die Linien am Ellbogen bewirken, daß der Arm kräftig „nach vorne" kommt (Taf. LX u. LIX). Am entsprechenden Arm des Engels auf der Evangelienseite folgen vom Handgelenk konzentrische Kurven in immer zunehmenden Abständen aufeinander, runden sich vor dem Ellbogen zu einem unvollständigen Oval und begegnen sich hier mit zwei konzentrischen Ovalkurven, die sich von der Schulter herabsenken (Taf. LX). Die Formel ist *ornamental*. Sie deutet zwar die Rundheit des Unterarms an, ist aber schon am Oberarm ein „unnatürliches" abstraktes Motiv. Das Ganze des Arms, der selbst durch eine Ovalkurve umrissen wird, ist eine für sich existierende autonome Ornamentzelle, primär flächenhaft, was man

von den wenigen andeutenden Linien am Arm des anderen Engels nicht sagen kann: sie sind nur „gegenständlich" – bezogen auf die Form des Arms und auf einen „realen" Ärmel – sinnvoll und verständlich. Cum grano salis kann man die erste Formel als spätantik – genauer als Ausprägung eines „klassischen" spätantiken Naturalismus –, die zweite als mittelalterlich, als Auffangen einer Naturform in einer autonomen Ornamentformel bezeichnen[5]. Der Maler kann dieselbe Form sozusagen in zwei Sprachen ausdrücken: einer „modellierenden", „natürlichen", „griechischen" und einer „ornamentalen", „abstrakten", „mittelalterlichen".

Die minutiöse Betrachtung der Formen ergibt also Folgendes:

1. Der Hauptmeister der Engelskapelle von Frauenchiemsee hat frühjustinianische Exempla gekannt und beherrscht.

2. Der Geist seiner eigenen Kunst ist dem jener spätantiken klassischen Stufe verwandt.

3. Sein Stil verbindet Elemente des „klassischen" frühjustinianischen Stils mit einem linearen „Ornamentalismus", der der griechischen Spätantike ebenso fremd ist wie den klassischen Stufen der byzantinischen Kunst. Das schließt aus, daß der Meister ein Grieche (Byzantiner) gewesen ist.

4. Die Stillage ist – was nicht vieler Beweise bedarf – die einer hohen Kunst, einer Hofkunst, wie bei seinen spätantiken Vorbildern.

Für den Gehilfen treffen diese Stilmerkmale nicht zu.

Der Rang dieser Malereien, ihre vom Besonderen des Stils unabhängige Qualität, ist sehr hoch. Die beiden Engel an der Ostwand sind von außerordentlicher Schönheit. Mit sicheren, weichen, großzügigen Strichen gemalt, suggerieren sie allein durch das Mittel der Linie die Körper unter dem Gewand, die Rundung eines Arms, sein Ausgreifen in den Raum, den Raum, der die Glieder umgibt. Die Verve und Sicherheit, wie mit wenigen hakenförmigen Strichen die Flügel gemalt sind, ist bewundernswert. Von großer Zartheit sind die Linien, welche die Gesichter umreißen, die Nase, den Mund angeben (Taf. LXXI c. d). Es gibt in der Wandmalerei des westlichen Mittelalters, aber auch in der Buchmalerei kaum ein Werk, das so „antik", so „griechisch" wirkt, so sehr von klassischer Mesotes und Ruhe erfüllt ist wie diese beiden Engel.

5. Datierung

Für eine Datierung des Engelszyklus gibt es nur wenige äußere Anhaltspunkte.

Der festeste ist, daß sich in den die Engel übertünchenden Kalkschichten eingeritzte Inschriften fanden, von denen einige nach dem Urteil Bernhard Bischoffs (siehe S. 275 f.) ins XI. oder X. Jahrhundert zu setzen sind. Das ergibt einen terminus ante quem: „jedenfalls vor dem XI. Jahrhundert". Doch hilft das nicht viel weiter, denn ohnehin wird den Stil dieser Figuren niemand in die eigentlich romanische Zeit setzen wollen. – Den terminus post quem gibt die Gründung des Frauenklosters durch Herzog Tassilo III. von Bayern, der 748 bis 788 regierte.

Ich glaube, daß man auch die ottonische Zeit beruhigt ausschalten kann. Ein solches Maß von „Schönlebendigkeit", von körperlicher Freiheit kennt auch ihre „klassischeste" Stufe, die durch das Werk des Meisters des Registrum Gregorii bezeichnet ist, nicht[6].

Bleibt die karolingische Kunst. Denkmäler, an die man die hier beschriebenen Engel *unmittelbar* anschließen könnte, finden sich nicht: nicht nur nicht in der Wandmalerei, sondern auch nicht in der Buchmalerei, unter den Elfenbeinen oder in den Kleinkünsten. Gerade bei dem Versuch,

[5] H. S. Über eine mittelalterliche Art des Abbildens. In: Epochen und Werke I (1959), 140 ff.

[6] C. Nordenfalk, Der Meister des Registrum Gregorii. In: Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst, 3. Folge, Bd. 1, 1950, 61–77.

auch nur einigermaßen Vergleichbares aufzufinden, tritt die Einzigartigkeit dieses Stils ganz hervor.

Man muß also die Frage: „Welches sind die nächstverwandten Werke?" vorerst aufgeben und statt dessen fragen: „Welches ist der wahrscheinlichste Augenblick für die Entstehung von Fresken, welche die beschriebenen Züge zeigen, in Frauenchiemsee?" Es bieten sich zwei Antworten an.

Für eine so verständnisvolle Rezeption des justinianischen Stils scheint zunächst die hochkarolingische Epoche Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, zwischen 790 und 840, die wahrscheinlichste. Ist doch ein so zentrales Werk wie die Palastkapelle in Aachen die fränkische „Übersetzung" eines justinianischen „Exemplums". Der sogenannte Triumphbogen Einhards, in Wirklichkeit der Sockel eines Kreuzes, in Metallarbeit ausgeführt und in einer Abzeichnung des 17. Jahrhunderts überliefert, zeigt, welche Annäherung an bildliche Vorlagen der klassischen Spätantike auch noch unter Ludwig dem Frommen möglich war[7]. Auch darf man darauf hinweisen, daß der Typus der Engelskapellen über Klostertoren in hochkarolingischer Zeit durch weitere Beispiele vertreten ist. Drei den Erzengeln Michael und Raphael und Gabriel geweihte Kapellen saßen bekanntlich über den Toren des „Atriums" der Klosterkirche von Centula; die dem Haupteingang der Kirche gegenüberliegende Kapelle des Westtors hatte, wie in Frauenchiemsee, das Michaelspatrozinium[8]. Nach Gall war in der Torhalle von Lorsch „der rechteckige mit einer kleinen Altarnische in der Ostwand versehene Raum im oberen Geschoß, zu dem an den beiden Schmalseiten runde Treppenbauten hinaufführen, . . . wohl ein Raum, in dem der König seine Sitzungen abhielt, aber sicherlich wie auch die Torhallen im Kloster Centula (S. Riquier) eine dem hl. Michael geweihte Engelskapelle, worauf auch die reiche Dekoration aus gotischer Zeit (1385) mit ihren vier Reihen übereinander gemalter Engelschöre hinweist" [9]. „Der im 19. Jahrhundert dort geübte Marienkult ist nachweislich ganz jungen Datums, die Kapelle gehörte vorher dem Erzengel Michael" [10]. Frauenchiemsee wäre dann der dritte bekannt gewordene Torbau aus karolingischer Zeit mit einer Michaelskapelle im Oberstock.

Historisch wäre eine Entstehung in der Zeit Karls des Großen oder Ludwig des Frommen immerhin möglich: „Nach der Eingliederung Bayerns in das fränkische Großreich schenkte Karl der Große 788 die Männerabtei Herrenchiemsee dem bischöflichen Stuhl von Metz, während er sich das Frauenstift vorbehielt; dieses wurde somit als Eigentum des Königs bzw. Kaisers Reichsgut, also Reichsstift" [11]. Wahrscheinlich ist diese Hypothese aber nicht.

Aus historischen Gründen ist für die Entstehung solcher Fresken ein anderer Zeitpunkt wahrscheinlicher: „Unter den späten Karolingern erlebte das Frauenstift seine erste Blütezeit, die vielleicht überhaupt den Höhepunkt seiner mehr als tausendjährigen Geschichte bildet. Karls Enkel, König Ludwig der Deutsche (817 bzw. 843–876), machte seine Tochter Irmengard, bisher schon Äbtissin des Kanonissenstiftes Buchau am Federsee (S. Württ.), auch zur Äbtissin von Frauenchiemsee. Demnach war Frauenchiemsee damals gleich Buchau ein Kanonissenstift und noch kein Benediktinerinnenkloster. Irmengard ist die erste namentlich bekannte Äbtissin von Frauenwörth, nach der späteren Klostertradition sogar die erste Äbtissin überhaupt. Diese Überlieferung dürfte darin begründet sein, daß das bisher wohl noch wenig bedeutende Stift unter ihr, besonders dank der Gunst ihres Vaters, in die Reihe der großen

[7] B. de Montesquiou-Fèzensac, l'Arc de Triomphe d'Eginhardus. In: Cahiers archéologiques IV (1949) 79–103. S. a. Karl der Große, Werk und Wirkung, Ausstellung Aachen 1965 Nr. 9a, b; Abb. 4.

[8] W. Effmann, Centula – St. Riquier (1912) 20 f.

[9] E. Gall, Dome und Klosterkirchen am Rhein (1956), 16. – Dazu F. Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße (1934) 83.

[10] F. Behn a. a. O. 65.

[11] Peter von Bomhard, Frauenwörth. Ein Führer durch das Münster (o. J.).

Frauenstifte jener Zeit aufstieg."[12] Das würde erklären, wieso hier Fresken von so ungewöhnlicher Qualität und mit so ausgesprochenen Zügen einer Hofkunst entstehen konnten.

Ist aber für diese späte Zeit, unter Ludwig dem Deutschen, eine Kunst, die sich so eng an klassische Vorbilder anschließt, überhaupt denkbar? Die Bruchstücke von Fresken, die in der von Ludwig dem Deutschen gestifteteten „Ecclesia varia" von Lorsch vor dem zweiten Weltkrieg zum Vorschein gekommen, doch bis auf ein Fragment (in Darmstadt) im zweiten Weltkrieg vernichtet worden sind (Taf. LXXI a, b), zeigen, daß man für die Kunst am Hofe Ludwig des Deutschen mit einer erstaunlichen Annäherung an klassische Vorbilder rechnen darf. „Angesichts der Lorscher Bruchstücke", schreibt Hubert Schrade, „ist man sogleich geneigt zu glauben, daß es seit der Antike keine Unterbrechung in der Kunst der Wandmalerei gegeben haben könne, so antikisch erscheinen die Köpfe." „Eine Kunst wie diese scheint ohne unmittelbare Ergriffenheit von antiker Menschengestaltung undenkbar. Wirklich ist sie das, was man karolingische Renaissance genannt hat."[13] Es ist gewiß nicht derselbe Stil wie an den Engeln von Frauenchiemsee – die schon als Pinselzeichnungen mit dem Stil der Fragmente von Lorsch unvergleichbar sind –, aber es ist die gleiche unheimliche Nähe zum „klassischen" Geist, die ja auch bei den Engeln in manchem noch über das justinianische Vorbild hinausgeht; „... der Maler von Lorsch (war) erregt von Vorbildern, die noch der späteren Antike angehört haben müssen. Ihnen über die Zeiten hinweg so nahe wie möglich zu kommen, war sein Ziel, und wirklich erreichte er es, wenigstens was die Köpfe betrifft, in staunenswürdiger Weise."[14]

„Die Ecclesia varia war bestimmt für den 876 gestorbenen Ludwig den Deutschen, der sich selbst Lorsch zur Grabstätte erwählt hatte (Cod. Laur. 25). Sein Sohn erfüllte den Wunsch des Vaters (Cod. Laur. 44) und wurde nach seinem Tode 882 an seiner Seite bestattet. Die Bauzeit der Varia wird dadurch eingeengt zwischen die Jahre 876 und 882."[15]

Auf den Zusammenhang der Chiemseer Engel mit den Fragmenten von Lorsch hat V. Miloǰčić schon in den Anfängen der Untersuchung hingewiesen. Die Ähnlichkeit liegt nicht nur in der außerordentlichen Nähe zur Antike hier wie dort, nicht nur in einer an anderen Denkmälern kaum erreichten „Schönlebendigkeit", sondern geht bis in die Einzelheiten z. B. in der Zeichnung der „griechischen" Nase und ihrer Verbindung mit der Form der Augen.

„Karolingische Renaissance ist auch die Wandmalerei, von der sich Reste in der sogenannten Torhalle des Lorscher Klosters erhalten haben." (Taf. LXXIV a) „Daß der Maler für seine Architektur antike Vorbilder benutzt hat, bedarf keiner Begründung."[16] Das System einer Säulenstellung über hohem Sockel, die einen Architrav trägt, ist dem der Engelskapelle nahe verwandt. Behn hat eine Datierung in die hochkarolingische Zeit vorgeschlagen. Da aber unter der Architekturmalerei der Torhalle von Lorsch noch Reste anderer Fresken entdeckt worden sind[17], scheint mir eine Erneuerung der Ausmalung in der Zeit, als Ludwig der Deutsche die „Bunte Kirche" freskieren ließ, durchaus möglich.

Wenn diese Überlegungen stichhaltig sind, dann läßt sich die Entstehungszeit der Fresken von Frauenwörth auf die wenigen Jahre zwischen dem Regierungsantritt der Äbtissin Irmengard, der um 857 liegen dürfte, und ihrem Tode 866 einschränken.

Mit aller Vorsicht könnte man als Bestätigung dieser Datierung eine Beobachtung V. Miloǰčić' verwerten, daß nämlich an der bekannten Reiterstatuette aus Metz (früher im Musée Carnavalet, jetzt im Louvre) – welche als ganze einen durchaus anderen Stil zeigt – die zu beiden Seiten des Sattels herabhängenden großen Spitzfalten des Mantels (Taf. LXXIII), besonders die

[12] Ebenda.

[13] H. Schrade, Vor- und frühromanische Malerei (1958) 20. – F. Behn a. a. O. 63 ff., 138 ff. Taf. 20–23.

[14] H. Schrade a. a. O. 21.

[15] F. Behn a. a. O. 64.

[16] H. Schrade a. a. O. 20.

[17] F. Behn a. a. O. 76.

linke, eine erstaunliche Übereinstimmung mit den „Faltenschildern" der beiden Engel an der Nordwand der Kapelle (Taf. LXXII) zeigen. Köhler hat die Reiterstatuette auf 860–70 datiert[18]. Diese Datierung ist nicht unbestrittten, aber im allgemeinen angenommen[19]. Zwar gehen solche Faltenmotive oft durch heterogene Stile nur wenig verändert hindurch, doch scheinen sie hier genau den Zeitstil jener Engelsfiguren von Frauenchiemsee zu zeigen, die ein Gehilfe des Hauptmeisters gemalt hat, der der Antike ferner und stärker in den Formeln der vorkarolingischen Tradition, und zwar ihrer unantiken Komponente, gebunden war.

Ein wichtiger Beitrag zur Datierung ist der Hinweis Bernhard Bischoffs auf Zeichnungen von Engeln in Codices, deren Herkunft aus Lorsch gesichert ist, und die um 860–70 datiert werden können[20] (Taf. LXXV b).

Aus diesen konvergierenden Gründen entscheide ich mich für eine Datierung des Engelszyklus um 860–65.

Wenn diese Datierung Stich hält, dann wird es eine vordringliche Aufgabe, der Kunst am Hofe Ludwig des Deutschen und in seiner „Residenz" Regensburg viel stärkere Beachtung zuzuwenden, als ihr bisher zuteil geworden ist, und die Erforschung dieses Kunstkreises zu aktivieren.

II. Der mariologische Zyklus im Quadrum der Kirche

1. Ursprünglicher Bestand und Anordnung

Erhalten haben sich die Köpfe von fünf Figuren an der Nord- und vier an der Südwand des Quadrums[21], neben und zwischen den beiden Fenstern dieser Wände. An der Nordwand sieht man auch nach ihrer Fragmentierung deutlich, daß die erhaltenen Figuren sich von zwei Seiten, vom Westen und vom Osten her, der frontalen Zentralfigur: Christus in der porta clausa, zuwenden. Das gilt, obwohl eine genauere Betrachtung lehrt, daß in den einzelnen Abschnitten die Köpfe nicht genau in gleicher Höhe liegen (siehe bes. Pl. 5). Da die einzelnen Gruppen des Zyklus durch je ein Fenster voneinander getrennt waren, dürfte diese Anomalie von unten nicht stark in Erscheinung getreten sein, die Köpfe der Figuren befanden sich ja 10 Meter über dem Fußboden des Quadrums. Doch verlangt auch diese kleine Abweichung nach einer Erklärung, die noch nicht gefunden ist (Taf. XLIX a; LI; LII a).

Ein Zentralmotiv ist auch in der Mitte der Südwand mit Bestimmtheit anzunehmen, denn auch hier wenden sich drei der erhaltenen vier Köpfe einer – nicht erhaltenen – Mitte zu: Aaron blickt nach Osten gegen diese Mitte, ebenso der Bärtige hinter ihm; die bisher unbenannte Figur ohne Nimbus (Taf. LII b u. LIII) blickt gegen Westen. Das Mittelmotiv dieser Südwand stand aber dem Christus der Nordwand nicht genau gegenüber, sondern war gegen Osten verschoben. Es ist heute durch die Gewölbekappe verdeckt bzw. zerstört. Für diese Asymmetrie der Mittelachsen hat sich bisher keine plausible Erklärung finden lassen. Merkwürdig und bisher unerklärt

[18] W. Köhler, Rezension von P. E. Schramm, Herrscherbilder, in: Deutsche Literaturzeitung 1930, Sp. 939 ff.

[19] So auch von F. Mütherich, in: Schramm-Mütherich, Denkmale der deutschen Könige und Kaiser, München 1962, 37, und: Die Reiterstatuette aus der Metzer Kathedrale, in: Festschrift Theodor Müller, München 1965, 9 ff.

[20] Siehe auch den Katalog der Karls-Ausstellung in Aachen 1965 Nr. 29 a, b.

[21] Ich verwende hier wie im folgenden für den Raum zwischen den drei großen Bogen den Ausdruck „Quadrum", weil er neutral ist und zum Unterschied von dem Ausdruck Vierung nichts über die Gesamtgestalt und räumliche Organisation der Ostteile der Kirche präjudiziert.

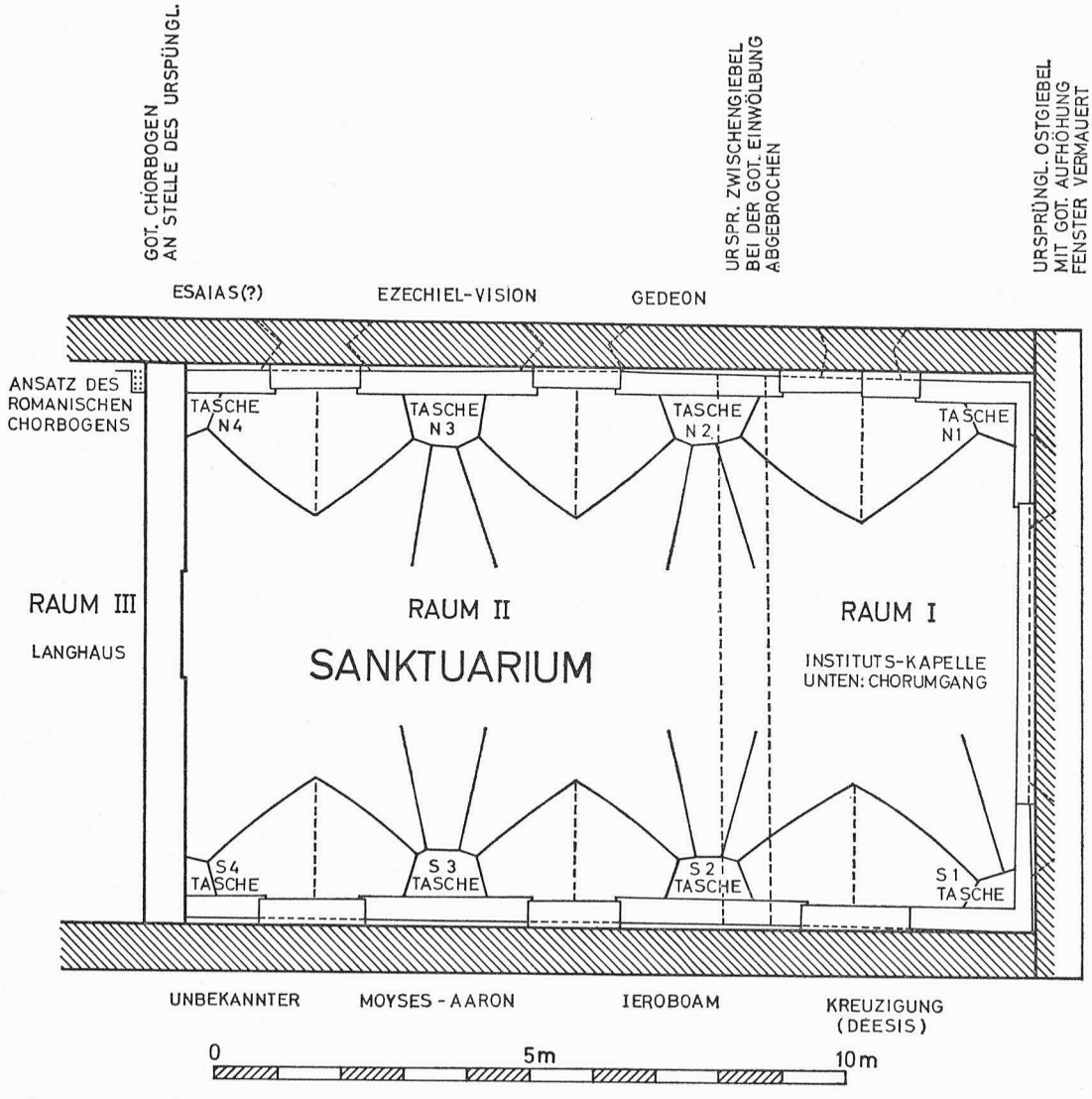


Abb. 9. Frauenchiemsee, Münster. Aufsicht auf Mauerkronen und Gewölbe im Ostteil des Obergadens.

ist es auch, daß der Kopf in dem vierten, westlichsten Kompartiment der Südwand sich nicht wie alle anderen zur Wandmitte wendet, sondern frontal steht (Taf. LV) (siehe unten S. 269).

In gleicher Weise mit einer Figurenreihe ausgestattet gewesen sein muß der heute nicht mehr vorhandene Oberteil der Ostwand hinter dem Altar, denn die Laibung des Bogens darunter ist bemalt, so wie die der Quadrumbögen im Norden und Süden. Außerdem zeigen geringe Reste, daß der bemalte Putz der Nord- und der Südwand sich über die Ecken hinweg auf die Ostwand fortsetzte. Diese östliche Figurenreihe ging verloren, als hier in gotischer Zeit eine Empore eingebaut und die Hochwand über dem Ostbogen des Quadrums abgetragen wurde. Sie muß ebenso auf ein dominantes Zentralmotiv ausgerichtet gewesen sein wie die Reihen der Nord- und Südwand. Im Scheitel der zugehörigen Bogenlaibung steht das Brustbild Christi (Taf. XLII a).

Aber auch im Westen des Quadrums standen über dem vierten gleichgroßen Bogen, der gleichfalls beim gotischen Umbau abgetragen worden sein dürfte, Wandmalereien, denn auch

hier sieht man in der Nordwest- und Südwestecke des Quadrums kleine Reste der Wände um die Ecke gehen, die Spuren von Malerei tragen.

Über den Köpfen der Nord- und Südseite haben sich Bruchstücke des Titulus und des darüber liegenden breiten Mäanders erhalten (genaue Beschreibung S. 208 ff., 277 ff.). Es ist anzunehmen, daß ein ähnlicher breiter Ornamentstreif unter den Füßen der Figuren sich über alle vier Wände hinzog. Doch sind auch hier Ungleichmäßigkeiten festzustellen.

Die Laibungen der drei erhaltenen Bogen, mit denen sich das Quadrum nach Osten, Norden und Süden öffnete, sind ausgemalt; ihre Malereien sind bei der Restaurierung 1928 aufgedeckt und beschrieben worden [22]. Man muß annehmen, daß auch alle übrigen Flächen des Quadrums um die Bogen herum bis zum Ansatz der Figurenreihen ursprünglich bemalt gewesen sind, denn bei bemalten Laibungen und bemalter Hochwand zwischen den Fenstern kann man sich diese Flächen nicht unbemalt vorstellen. An den Wänden des Quadrums wie in den Laibungen wird ursprünglich jeder Quadratzentimeter mit Farbe bedeckt gewesen sein. Doch findet man unterhalb der gotischen Gewölbekappen heute unter der Tünche nur mehr Reste einiger gotischer und nachgotischer Fresken.

Ein solcher figuraler Zyklus an den Hochwänden der „Vierung" einer Kirche ist nichts Gewöhnliches. Es läßt sich dafür weder unter den erhaltenen Fresken ein vergleichbares Beispiel auffinden, noch aus den geschichtlichen Quellen erschließen. Was nicht heißen soll, daß es Ähnliches nicht gegeben hat.

2 a. Der Christuskopf und das malerische System

An diesem frontalen Kopf lassen sich formale Eigentümlichkeiten am besten erfassen, die sich unter anderen Bedingungen an allen Köpfen der Reihe wiederholen (Taf. E).

In dem darstellenden System dieser Malerei überlagern sich zwei historische Komponenten. Einmal ein System von Schatten und Lichtern, welche auf einer Grundfarbe, die alle für die Karnation bestimmten Teile bedeckt, mit breitem und weichem Pinsel aufgetragen sind, die plastische Modellierung des Gesichtes begründen und ihm die „illusionistische" Wirkung verleihen. Dann ein graphisches System strenger linearer Formeln, die mit spitzem Pinsel mehr gezeichnet als gemalt die Stirnfalten, die Augenlider, die Nasenfalten und -flügel, die Mundspalte, die Lippen, die Kinn- und Halsfalte „bezeichnen" oder begrenzen.

Man kann die erste Komponente die spätantike, die zweite die byzantinische nennen.

Als der zuerst aufgedeckte Kopf des Christus noch mit vielen Kalkspritzern überdeckt erschien, war die zweite Komponente sozusagen eliminiert, und die erste trat mit so starker illusionistischer Wirkung hervor, daß sie den Eindruck ausschließlich bestimmte (Taf. LI a). Sie führte damals zur Fehldatierung des Kopfes in die karolingische Zeit, ein Irrtum, der noch dadurch gestützt erschien, daß ein solches Modellieren von Köpfen ganz Rot in Rot, sogar die Haare nicht ausgenommen (Englischrot mit weißen Lichtern), bis dahin nur in karolingischer Zeit bekannt war (Müstair) [23].

Eine eingehende Betrachtung dieses malerischen „Systems" ist für die notwendige Vergleichung mit den Fresken der Laibung und den Köpfen in Nonnberg unentbehrlich. Die beiden Komponenten sind nur in abstracto auseinanderzuhalten. Wir beginnen mit der zweiten, weil sie im unmittelbaren Eindruck zuerst hervortritt.

Das Liniensystem zeichnet sich folgendermaßen ab:

An der Stirne das untere Drittel eines Kreises, un-

[22] Siehe Anm. 44.

[23] Vgl. H. S. in: Deutsche Kunst und Denkmalspflege 1960, 150 f.

ter dem Haaransatz oben: Zeichen für eine Stirnfalte;
zwei sich einrollende und über der Nase tangierende Bogenlinien, parallel mit den Augenbrauen: Zeichen für die Stirnwülste;
über dem Auge ein stärker gewölbter und kürzerer Bogen mit kurzen horizontalen Fortsetzungen: Zeichen für das obere Lid;
unter dem Auge ein flacher verlaufender gleichlanger Bogen: Zeichen für das untere Lid;
entlang dem Nasenrücken und um die Nasenspitze zwei vertikale, nahezu parallele Linien, die sich unten zu einer Tropfenform vereinigen;
eine dreipaßartige Linie: Zeichen für die Nasenflügel;
zwei oberhalb der Nasenwurzel ansetzende hakenförmig nach unten verlaufende Linien: Zeichen für die Wangenfalten;
eine wellenförmig verlaufende Linie, dünner als die übrigen: Zeichen für die Oberlippe;
eine etwas stärkere horizontale Linie, an den Enden leicht nach unten gebogen: Zeichen für die Mundspalte;
eine kürzere, nach oben offene sichelförmige Linie, viel kürzer als die Linie der Oberlippe und der Mundspalte: Zeichen für die (volle) Unterlippe.
Eine sehr kräftige Linie umreißt das ganze Kopfoval, eine ähnliche den Halsansatz. Drei untereinander und mit dem oben zugespitzten Kopfoval parallele dünne Linien gliedern die Masse des Haares.

Das System der malerischen Modellierung:
tiefe Dunkelheiten in breiten, teils scharf, teils verlaufend begrenzten Flächen sitzen:
als sichelförmige breite Streifen zwischen den Augenbrauen und dem Ansatz des Oberlids: Zeichen für den Schatten unter dem Stirnbein;
als tränensackartige Sichelform unter dem Unterlid: Zeichen für die schattende Vertiefung oberhalb des Jochbeins;
diese beiden tiefsten und größten Schatten um das Auge geben diesem und dem ganzen Gesicht den charakteristischen Ausdruck düsterer Macht.
Zwei vertikale Formen in Gestalt je einer halben Mandel zu Seiten des Nasenrückens bezeichnen nicht Schatten – sonst könnten sie nicht rechts und links von der Nase und gleich groß erscheinen –, sondern die Eintiefung am Übergang zur Wange;
zwei große runde Tropfen sind Zeichen für die Nasenlöcher;
eine Tropfenform unter der Nasenspitze: Zeichen für die Mulde über der Oberlippe;
zwei halbe Sichelformen nach unten offen: Zeichen für den Schnurrbart;
eine weniger kräftige nach oben konvexe unten gegen die Mitte etwas anschwellende Sichelform, welche die Unterlippe tangiert: Zeichen für die Vertiefung über dem Kinn.
Dunkel ist die Haarmasse des Kinnbartes angelegt, mit Andeutung der einzelnen Haare im Bartansatz durch viele kleine Striche, an der Bartspitze durch zwei Spirallinien als Zeichen für Kräuselung.
Weiße Höhungen begleiten die meisten dunklen Flächen und Linien:
Sie sitzen unter den Stirnfalten, betont über und unter den dunklen Augenhöhlen, die sie im Kontrast noch dunkler wirken lassen, als eiförmiges Licht über der Nasenwurzel, auf dem Nasenrücken und der Nasenspitze. Sie begleiten als dünne Linien die Nasenfalten und stehen als vertriebene Helligkeit unter den Mundwinkeln und unter der Dunkelheit, die den Kinnansatz bedeutet.

Noch einmal sei es gesagt: diese beiden Komponenten des darstellerischen Systems sind nur in abstracto auseinanderzuhalten, in Wirklichkeit aber ineinander verwachsen. Den sich daraus ergebenden Formcharakter hat Reitzenstein an den Fresken der Laibungen (Taf. A u. B) treffend beschrieben[24]. Er ist „durch eine gewisse Zwiespältigkeit gekennzeichnet: scheint die Licht- und Schattenverteilung zunächst nur auf die rotunditas, auf die dreidimensionale Tatsächlichkeit dargestellter Körper hinzuzielen, so kehrt sie, gewissermaßen auf dem Umwege über die dritte Dimension, letzten Endes doch wieder in die Zweidimensionalität der Fläche zurück; indem sie die einzelnen Teilflächen der Modellierung in linearer Umgrenzung voneinander absondert, die einzelnen Teilflächen in einen Rahmen spannt und dadurch die Wirkung ihres plastischen Ausdrucks beeinträchtigt, gewinnt sie ein Gefüge auf eine Mittelachse symmetrisch bezogener Fi-

[24] Alexander Freiherr von Reitzenstein, Romanische Wandmalereien in Frauenchiemsee. In: Münchner Jahrb. d. bild. Kunst N. F. 9, 1932, 211–52.

gurationen." (Das gilt an den Fresken der Hochwände wörtlich natürlich nur von dem Christus und von dem frontalen Heiligen im westlichsten Feld der Südwand, mutatis mutandis, wie man leicht sieht, aber doch von allen Köpfen.) „Jede dieser Teilflächen besitzt ihren plastischen Ausdruckswert, ist Buckel oder Buchtung – aber sie bleibt Glied einer ornamentalen Struktur. Die Fläche nimmt das Prinzip der rotunditas zwar in sich auf, indem sie ihre Teileinheiten davon bestimmen läßt, aber sie relativiert es, indem sie diese (an sich sphärischen Teilflächen- oder Teilkörper) in die Ebene graphisch-ornamentaler Zusammenhänge zurückbindet. Dies enthält nicht, daß der Körper die Rundheit räumlicher Existenz deshalb etwa noch nicht gewonnen hätte – Köpfe wie die in Nonnberg, Gestalten wie die Marthas in Frauenwörth wird man nicht anders als plastisch empfinden können" (und noch viel mehr gilt das von den Köpfen der Hochwände im Quadrum) „dies enthält nur, daß die Organisation der Teile noch keine eigentlich organische, ausschließlich körperbedingte sein kann, sondern sich nach einem der Fläche immanenten Prinzip, dem Prinzip ornamentaler Figuration, vollzieht." (Taf. XLII–XLV; LXXXI)[25].

Das koloristische System und seine „Faktur" in mehreren Arbeitsgängen hat ebenfalls Reitzenstein an den Köpfen der Laibung (Taf. A u. B) vorbildlich genau beschrieben und dabei überzeugend gezeigt, daß der Malvorgang – was Buberl schon an Köpfen in Nonnberg gesehen hatte – erstaunlich getreu dem Rezept des „Schedula diversarum artium" des Theophilus Presbyter folgt[26]. „Die auf Modellierung Bezug nehmenden Vorschriften des Theophilus – beigemessenem Wert entsprechend stehen sie am Anfang des ersten Buches und erstrecken sich über zehn Kapitel – hat bereits Buberl mit den Nonnberger Köpfen in Parallele gesetzt und dabei die Beobachtung gemacht, daß Überlieferung und Denkmal einer wechselseitigen Erhellung fähig sind."[27]

Was von den Fresken in Nonnberg und denen in den Laibungen des Quadrums von Nonnberg gleichermaßen gilt, das gilt ebenso von den Köpfen in der Hochwand, doch mit einem wichtigen Unterschied: während die Grundfarbe, die eigentliche Hauptfarbe – die sogenannte „membrana" – bei Theophilus, in Nonnberg und in den Laibungsfresken eine Mischung von Ocker, Zinnober und Kalkweiß ist, ist sie bei den Köpfen der Hochwand ein Englischrot (Taf. C–L) (für die Farbenart siehe S. 212 ff.). Aus diesem den Eindruck der ganzen Fresken beherrschenden Englischrot und einer Stufenfolge in Schatten und Licht modellierender und die Teile des Gesichts bezeichnender Eintragungen setzt sich die Karnation zusammen. Der Malvorgang, wie ihn Reitzenstein an Hand des Textes bei Theophilus anschaulich dargelegt hat, läßt sich an dem Kopf des Emanuel gut verfolgen:

„Die Karnation des Theophilus setzt sich aus einer Grundfarbe, der eigentlichen Hauptfarbe – membrana – und einer Stufenfolge in Schatten und Licht modellierender Eintragungen zusammen. Die Hauptfarbe, mit welcher zunächst er alle für die Karnation bestimmten Teile deckt, ist eine Mischung von Ocker, Zinnober und Kalkweiß.

Er nimmt nun die gleiche Mischung noch einmal und setzt ihr, um sie zu vertiefen, Prasinus – eine Farbe welche mit Grün und Schwarz Ähnlichkeit besitzt – und Rubeum (rotgebrannter Ocker) bei. Dieses posc primum – eine erste Schattenfarbe – dient der Zeichnung der einzelnen Konturen: Brauen und Augen, Nase und Mund, Kinn Nasenflügel, Schläfen, Stirn- und Halsfalten, Gesamtumriß, Hand und Fußgelenke und aller nackter Körperteile.

Er nimmt die erste Mischung (membrana) ein drittes Mal, gibt ihr Zinnober und Minium (auf der Mauer wohl Rubeum) bei und erhält einen Mittelton, den er rosa prima nennt und mit dem er die Kinnbacken, den Mund, das Kinn unten,

[25] Reitzenstein a. a. O. 228–29.

[26] Reitzenstein a. a. O. Dort S. 221 Anm. 8 Literatur und mittelalterliche Quellen zur Wandmalerei.

[27] Reitzenstein a. a. O. 227. – P. Buberl, Die romanischen Wandmalereien im Kloster Nonnberg in Salzburg und ihre Beziehungen zur Salzburger Buchmalerei und zur byzantinischen Kunst. In: Kunstgesch. Jahrb. der k. k. Zentralkommission III, 1909, 25–98.

den Hals, die Stirnfalten, die Stirn über den Schläfen, die Nase der Länge nach, die Stellen über den Nasenflügeln, die Gelenke und die übrigen nackten Körperteile „rötet".

Er nimmt die erste Mischung jetzt zum vierten Male, vermengt sie mit Weiß und gewinnt einen ersten Lichtwert, den er lumina prima nennt; mit diesem „illuminiert" er die Brauen, die Nase der Länge nach, die Stellen über den Nasenlöchern, die „subtilen" Züge um die Augen herum und die Schläfen unten (inferius), das Kinn oben (superius), die Stellen neben den Nasenflügeln und dem Munde ex utraque parte, die Stirn oben, die Intervalle zwischen den Stirnfalten in mäßiger Weise (modice), den Hals auf der Mitte, die Ränder der Ohren, die Gelenke der Hände und Füße außen (exterius) und alle Rundung der Hände, Füße und Arme auf der Mitte.

Nun beginnt er mit den Lasuren. Er nimmt wieder seine erste Schattenfarbe, mischt sie mit einem größerem Quantum Prasinus und Rubeum, gewinnt also einen tieferen Schatten – posc secundum – und bezeichnet mit ihm die Mitte des Raumes zwischen den Brauen und den Augen, die Stellen neben der Nase, die Vertiefung zwischen Mund und Kinn, die halbe Handfläche bis zum Daumen, die Füße oberhalb der kleineren Gelenke, das Antlitz der Knaben und Frauen vom Kinn bis zu den Schläfen.

Er nimmt noch einmal den ersten Halbschatten, setzt ihm Zinnober zu und trägt ihn (rosa secunda) auf die Mitte des Mundes auf, doch so, daß die rosa prima über und unter dem zweiten Auftrag sichtbar bleibt (also Vertiefung der Mundspalte), macht mit ihm die „subtilen" Züge über der rosa prima im Antlitz, auf dem Hals und auf der Stirn, bezeichnet mit ihm die Teilungen der Handfläche, die Verbindungen sämtlicher Glieder und die Nägel.

Sollte das erste Licht im Falle einer facies tenebrosa nicht genügen, so ist der Mischung ein größeres Quantum Weiß zuzuführen und mit ihr dann der erste Lichtauftrag zu verstärken – lumina secunda.

Dann verwendet er noch einen tiefsten Schattenton, den er exudra nennt (exedra: Ilg), vgl. Anm.[27], eine Mischung von Rubeum mit etwas Schwarz, und markiert mit ihm den Umriß der Pupillen, die Mitte des Mundes (vertieft also die Mundspalte um eine weitere Nuance), die „subtilen" Züge zwischen Mund und Kinn. Zuletzt gebraucht er noch einfaches Rubeum und bemalt mit ihm die Brauen und die „subtilen" Züge zwischen diesen und den Augen und unter den Augen, die Nase bei voller Ansicht auf der rechten Seite, die Stellen über den Nasenflügeln und unter dem Mund, die Stirne rings herum, die Kinnbacken der Greise innen, die Ränder der Finger und die Fußgelenke innen, die Stellen um die Nasenflügel bei gewendetem Gesicht auf der zugewendeten Seite.

FN. 28 Kap. 6 gibt die Bemalung der Augen an: Veneda für die Pupille, mit Weiß verstärkt für den Augapfel, einfaches Weiß (mit Wasser auszuwaschen) auf dem Rand der Pupille. Kap. 10 handelt von der Bemalung der Haare der Knaben, Jünglinge und jungen Männer; für die Haare der Knaben ist Ocker mit einer mäßigen Beimischung von Schwarz, Zeichnung mit Schwarz, für die der jungen Männer Ocker mit reichlicherer Beimischung von Schwarz, Auflichtung mit lumina secunda vorgeschrieben. Kap. 11 enthält eine Anweisung zur Bemalung der Bärte der Jünglinge, Kap. 12 eine solche zur Bemalung der Haare und Bärte der Greise – die Angaben für die Bemalung der Gewänder (Kap. 15) beschränken sich auf die Anführung von Ocker, dem propter fulgorem etwas Kalk beizumischen ist; die Schatten sind mit einfachem Rubeum, Prasinus oder Posc zu machen. Weiter unten folgt dann das bereits mitgeteilte Rezept für Lazur und Viride. Dieser Beschränkung stehen 15 Mischungsverhältnisse für den Gebrauch der Buchmalerei gegenüber; es ist allerdings nicht unmöglich, daß sie gleichzeitig für die Wandmalerei gedacht sind.

Das Prinzip dieser Karnation ist Abwandlung einer Grundfarbe. Diese – membrana – durchdringt auch die Schattenlagen, benimmt ihnen also die „Kälte", die ihnen der Schattenfaktor Prasinus in nicht so beschränkter Zuführung mitteilen würde; so ist dessen Wirksamkeit eine sehr bedingte, sie schwächt nur die „Wärme" des Unbeschatteten ab, verhindert nicht, daß die Schatten mehr oder minder rot erscheinen – hell in mittlerer, dunkel in tiefer und tiefster Lage (rosa; posc). In diesem steht aber die Praxis mit der Theorie im Einklang. Das hat Buberl am Beispiel von Nonnberg gezeigt."

Wenn Reitzenstein abschließend zusammenfaßt: „Das Prinzip dieser Karnation ist die Abwandlung einer Grundfarbe"[28], so gilt das wörtlich von den Köpfen der Hochwand. Doch ist eben die Grundfarbe und damit die Wirkung eine andere.

Auch was Reitzenstein von der Auffassung des Lichtes feststellt, läßt sich auf den Christuskopf der Hochwand übertragen: „Die bei Theophilus mehrfach begegneten Bestimmungen ‚ex utraque parte' und ‚circa' deuten auf Symmetrie der Austeilung – die Licht- und Schattenverteilung nimmt ein frontal auffallendes, den beleuchteten Körper gleichmäßig erhellendes Normallicht an, das sich auf den Höhen konvex gedachter Formen sammelt, in Brechung den ersten Schatten zu einem vermittelnden Halbschatten abschwächt, um erst in den Senkungen eigentliche Schattentiefen in Kraft treten zu lassen; sie stabilisiert die veränderlichen Licht und Schatten, erhebt sie zu konstanten, in der Geographie des Gesichtes gleichsam fest angesiedelten Größen. So setzen sich die verschiedenen Folgen der Modellierung in Stufen gegeneinander ab: Licht gegen Halbschatten, Halbschatten gegen Schatten . . ."[29]. Doch sind in den Fresken der Hochwand die Kontraste der dunkelroten Schattenpartien und der höhenden weißen Lichter viel energischer als in den Laibungsfresken oder in Nonnberg, die Wirkung ist viel mächtiger.

2 b. Die übrigen Figuren

Zur leichteren Verständigung numerieren wir die Taschen: siehe Abb. 9 auf S. 262 (Skizze).

Allgemeines: Rot in verschiedenen Stufungen und Brechungen mit weißen Höhungen herrscht in allen Köpfen so gut wie ausschließlich. Nur in den Köpfen Taf. C und Taf. K tritt in den weiß gemalten Strähnen der Kopf- und Barthaare hier und da etwas Blau auf.

Dasselbe Rot dominiert nicht minder auch in den Gewändern. Nur zur Bezeichnung einzelner Edelsteine auf den Gewandbesätzen wird manchmal ein Blau verwendet.

Auch die Stucknimben mit ihren plastischen Rippen-Strahlen sind rot und weiß eingefaßt: ein breiterer roter Kreis, ein schmälerer weißer und ein schmaler zweiter roter Kreis. Die Figur Taf. L hat einen ebenso eingefaßten ganz roten Nimbus.

Hellblau sind die Hintergründe der Figuren, Rot auf weißem Untergrund die Buchstaben des Titulus, Rot, Weiß und Blau die Ornamente des Mäanders (Taf. 35 a).

Es ist eine oligochrome Malerei von starker Fernwirkung.

Das malerisch-zeichnerische System der Köpfe mit seiner Verbindung von modellierenden und linearen Elementen ist an allen Köpfen dasselbe, modifiziert sich jedoch naturgemäß an den Köpfen, die im Dreiviertelprofil dargestellt sind, und die sind ja in der Mehrzahl. Gleich am linken Kopf der Nordreihe läßt sich diese Transformation der frontalen Form sehr klar ablesen (Taf. C).

3. Ikonographie und Ikonologie

Das ikonologische Konzept ist von Romuald Bauerreiß untersucht worden[30]. Er stellt mit Recht fest, daß die spärlichen Reste genügen, um den Gesamtsinn des Programms zu klären.

In der Mitte der Nordwand steht das Bild des Emmanuel, wie ein Brustbild auf oder richtiger *in* einem achteckigen oder sechseckigen Turm, dessen Vorderseite eine zweiflügelige Bogentüre einnahm (Taf. LI b). Von ihr ist nur der Oberteil zu sehen, doch war sie sicherlich mit einem die Tür verschließenden Schloß dargestellt wie auf der Miniatur fol. 546 des Antiphonars von

[28] Reitzenstein a. a. O. 228.

[29] Reitzenstein a. a. O. 228.

[30] R. Bauerreiß OSB, Vom Sinn der neuentdeckten Freskenreihe im Münster von Frauenchiemsee (Oberbayern). In: Studien u. Mitt. z. Gesch. d. Benediktinerordens 72, 1961, 64 ff.

St. Peter in Salzburg (Taf. LXXX). Von rechts weist ein Greis, von links ein Engel auf den Emmanuel. „Der Sinn des Bildes kann keinem Zweifel unterliegen“ [31]. Es handelt sich, wie Klaus Wessel zuerst festgestellt hat [32], um die bekannte Vision des Ezechiel (Ezechiel 44, 1–4), die Schau der „porta clausa“, die nur der Emmanuel öffnen wird:

1. Et convertit me ad viam portae sanctuarii exterioris, quae respiciebat ad orientem, et erat clausa.
2. Et dixit Dominus ad me: Porta haec clausa erit, non aperietur, et vir non transibit per eam, quoniam Dominus Deus Israel ingressus est per eam, eritque clausa principi.
3. Princeps ipse sedebit in ea, ut comedat panem coram Domino: per viam portae vestibuli ingredietur, et per viam eius egredietur.
4. Et adduxit me per viam portae aquilonis in conspectu domus, et vidi, et ecce implevit gloria Domini domum Domini, et cecidi in faciem meam [33].

Die porta clausa gilt schon frühzeitig als Symbol für die jungfräuliche Geburt Christi, die Jungfräulichkeit der Gottesmutter (virginitas in partu) [34].

Rechts (östlich) von Ezechiel hat sich ein Kopf erhalten, der sich dem Emmanuel zuwendet und durch die Beischrift in seinem blauen Feld eindeutig als *Gedeon* bezeichnet ist (Taf. LII a). Er hat keinen Nimbus: Gedeon war Richter und nicht Patriarch oder Prophet, die als heilige Gottesboten betrachtet wurden [35]. In den Händen hält Gedeon ein buchähnliches Gebilde. Da ein Buch in der Ikonographie Gedeons gänzlich unbekannt ist, dürfte es sich eher um das aus dem Gold der gestürzten Götzen von Gedeon verfertigte Ephod (Orakelbehälter) handeln, das in seiner Geschichte eine Rolle spielt [36]. Das gewöhnliche Attribut Gedeons wäre das betaute Vließ, ein frühes Mariensymbol. Doch auch ohne dieses geläufige Attribut gehört Gedeon zu den Gestalten des Alten Testaments, die als Typus der Gottesmutter verstanden wurden.

Die dritte Figur, die eindeutig identifizierbar ist – wiederum durch die Inschrift in dem blauen Hintergrund ihres Feldes –, ist *Aaron,* auf der Südwand, Christus gegenüber (Taf. LIII). Er wendet sich der nicht erhaltenen Mitte dieses Teilzyklus zu. Mit dem grünenden Aaronsstab ausgestattet, ist er einer der Propheten, die auf die Jungfräulichkeit der Muttergottes vorausweisen [37]. Der abendländischen Tradition der Darstellung entsprechend ist er durch die Mitra als Bischof, als Hohepriester gekennzeichnet [38].

Diese drei Motive – Vision des Ezechiel, Gedeon, Aaron – genügen, um mit Sicherheit zu behaupten, daß in der Fensterzone die gesamte Ausmalung der Hochwände – dem Patrozinium der Kirche entsprechend – ein mariologisches Programm bildete, wobei – mindestens an den Seitenwänden des Quadrums – die jungfräuliche Geburt Mariae, präformiert oder prophezeit von Gestalten des Alten Testaments, das Hauptthema war.

Bauerreiß [39] hat zum Vergleich die Vorbilder (Typen) Mariae herangezogen, die Honorius von Regensburg (Honorius Augustodunensis) in einer Predigt seiner Sammlung Speculum ecclesiae [40] angibt: *Aaron,* Moses, *Gedeon,* Jesses Wurzel oder Isaias, *Ezechiel mit dem verschlossenen Tor,* der Stein, der das Götzenbild des Nabuchodonosor zerschellt, das unversehrte Siegel der Löwengrube Daniels. Als weitere Typen Mariae – „multis modis praefigurata ... multifaria a prophetis praenunciata“ – kämen in Betracht: Josua, David, Esther.

Vielleicht lassen sich zwei weitere der in ihren Köpfen erhaltenen Figuren des Quadrums

[31] Bauerreiß a. a. O. 65 f.

[32] K. Wessel in: Deutsche Kunst und Denkmalspflege 1961, 112.

[33] Bibliorum Sacrorum Iuxta Vulgatam Clementinam, nov. ed. curavit Aloisius Gramatica, Typis Polyglottis Vaticanis, Rom 1951.

[34] K. Wessel a. a. O. 112.

[35] R. Bauerreiß a. a. O. 66.

[36] Vgl. Bauerreiß a. a. O.

[37] H. Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie Wien v. J. (1959) 2 und 5.

[38] Aurenhammer a. a. O. 2.

[39] R. Bauerreiß a. a. O. 67–68.

[40] Migne, Patr. lat. 172, 849 f., 904.

mit Namen aus der Liste des Honorius benennen: die grauhaarige Gestalt im westlichsten Kompartiment der Nordwand könnte *Esaias* (Taf. C) sein, die bärtige Gestalt hinter Aaron auf der Südwand *Moses* (Taf. LIII).

Nicht identifizierbar war zunächst der besonders gut erhaltene Kopf der Südwand östlich von Aaron, der im physiognomischen Habitus dem Gedeon sehr ähnlich ist. Nach der Liste bei Honorius kämen Josua oder David in Betracht (Taf. LII b). Erst Bernhard Bischoff las die verblichene Inschrift, welche diesen Kopf als Ieroboam sichert. Wie der abtrünnige Ieroboam sich in das mariologische Programm einfügte, ist unklar, da die Nachbarfigur fehlt.

Rätselhaft ist es, daß der erste (westlichste) Kopf an der Südwand (Taf. L) als einziger unter allen nicht der Mitte zugewendet ist, sondern frontal herausblickt – wie der Christus, doch ohne an einer architektonisch ausgezeichneten Stelle zu stehen – und daß er als einziger keinen Stucknimbus hat, sondern einen gemalten Nimbus in demselben Englischrot, das die Karnation der Köpfe konstituiert. Dazu aber den steifen und spitzen „ungarischen" Schnurrbart wie die beiden Unnimbierten und Kinnbart. Spuren der Vorzeichnung eines Kreuznimbus lassen die Vermutung zu, daß hier ursprünglich Christus dargestellt werden sollte.

Das Thema der Präfiguration der jungfräulichen Geburt durch Gestalten und Szenen des Alten Testaments greifen die Hochwandfresken von Frauenwörth – wie sich noch zeigen wird – ungefähr zur gleichen Zeit auf wie Honorius Augustodunensis in seiner Predigt. Die Ezechielsvision in dem Antiphonar von St. Peter (fol. 546) (Taf. LXXX b), um 1160, ist in der Darstellung der porta clausa der von Frauenchiemsee nächstverwandt, während etwa zur gleichen Zeit dieselbe Vision in Schwarzrheindorf ganz anders aufgefaßt worden ist[41]. Aus der gleichen Schreib- und Malstube von St. Peter, in der das Antiphonar entstand, hat sich ein Codex mit Illustrationen zum Hoheliedkommentar des Honorius Augustodunensis erhalten (Wien Nationalbibliothek Cod. 942). Das ikonologische Programm des mariologischen Zyklus verweist also – wenn auch nur schwach – schon für sich betrachtet auf Salzburg, die stilistische Analyse wird diesen Zusammenhang bekräftigen.

Zusammenfassend: Die Freskenreihen des Quadrums bilden, wie Bauerreiß festgestellt hat, keinen Zyklus biblischer Szenen. Sie geben vielmehr „eine Typologie der jungfräulichen Gottesmutter, ... wohl verständlich, da ja das Münster von Anfang an ihr Patrozinium trug".[42] Bei diesem Programm der Seitenwände könnte das Mittelmotiv der verschwundenen Stirnwand eine thronende Muttergottes mit dem Christuskind gewesen sein. Doch bleibt das eine bloße Vermutung.

Es fragt sich nun, ob zwischen dem ikonologischen Programm der Zyklen in der Fensterzone des Quadrums und dem der Laibungen ein sinnvoller Zusammenhang besteht. Als den Leitgedanken der Laibungsfresken hat Reitzenstein die Worte „Ich bin die Auferstehung und das Leben" bestimmt, die durch das Bild Christi im Scheitel der Ostlaibung beschworen werden. „In diesen Worten ruht der Schlüssel zu der den Frauenwörther Malereien unterbreiteten Idee. Maria und Martha stehen als Schwestern des durch Christus aus dem Tode gerufenen Lazarus und als Empfängerinnen der Verheißung des ewigen Lebens. Seine göttliche Majestät scheidet sich durch die Schranken zweier Engel, spricht gleichsam durch den Mund der Engel zu den beiden Frauen, in denen die Menschheit die Gewißheit des ewigen Lebens empfängt; dessen Bild aber rollt sich in den symbolischen Abbreviaturen der südlichen und nördlichen Bogenlaibung auf": die Tauben, die trinkenden Vogelpaare, Lebensbrunnen und Lebensbaum. „Es ist also nichts anderes als ein Bild des Paradieses, das die Darstellungen des nördlichen und des südlichen Bogens aufrollen."[43]

[41] A. Verbeek, Schwarzrheindorf. Die Doppelkirche und ihre Wandgemälde. Düsseldorf 1953.

[42] Reitzenstein a. a. O. 236 und 235.

[43] Reitzenstein a. a. O. 235.

Das Programm der Laibungsfresken mit dem der Fresken in der Fensterzone zu verbinden, ist nicht leicht, da die Fresken der dazwischen stehenden Flächen neben und über den Bogen fehlen. Sehr summarisch wird man vermuten dürfen, daß der Gesamtsinn sämtlicher Quadrumsfresken ein mariologisch-christologischer gewesen ist, und zwar absteigend von der alttestamentarischen Typologie der Gottesmutter oben, wo das Christusthema in der porta clausa schon anklingt, zu dem neutestamentarisch-eschatologischen der Laibungsfresken, die mit der Verheißung des ewigen Lebens aus dem Quadrum zur Apsis überleiten.

4. Stilistische Einordnung

Die Fresken an den Hochwänden des Quadrums, die in seinen Laibungen und die im ehemaligen Westchor der Stiftskirche des Klosters Nonnberg in Salzburg, gehören zu *einer* Gruppe, deren Glieder durch mannigfache motivische wie auch stilistische Gemeinsamkeiten untereinander verknüpft sind.

Nonnberg und die Laibungsfresken. Schon bei der Aufdeckung der Fresken in den Laibungen der Vierungsbogen der Kirche von Frauenchiemsee gelegentlich der vom Bayerischen Landesamt für Denkmalspflege geleiteten Restaurierung im Jahre 1928 war der enge Zusammenhang zwischen diesen Fresken und denen in Nonnberg erkannt worden[44]. Reitzenstein hat diese letzteren als die nächstverwandten angesprochen und den Zusammenhang ausführlich dargelegt und begründet. Er ist nie bestritten worden.

Die Laibungsfresken und die Fresken der Hochwände. Deren Zusammenhang ist nicht minder evident. Zwar bestehen hier sehr starke stilistische Unterschiede, unter denen ein völlig anderes, helleres Kolorit, namentlich in der Karnation sofort auffällt. Auch sind in den Fresken unten andere Hände am Werk gewesen als oben. Aber motivisch hängen die Fresken der Laibungen mit denen in der Fensterzone eng zusammen. Der Christus im Scheitel des Ostbogens (Taf. XLII a) folgt dem „exemplum" des Christus in der porta clausa, wenn er auch künstlerisch sehr viel schwächer ist als jener; die Gesichter der Martha und Maria verwenden dieselbe Formel wie der Engel der Ezechielvision (Taf. XLII b. c; Taf. D). Doch auch im Kolorismus bestehen ungeachtet eines Stilwandels, der die lichten Farben zur Herrschaft gebracht hat, Gemeinsamkeiten.

Die Fresken der Hochwände und Nonnberg. Auch zwischen diesen beiden Zyklen gibt es zahlreiche motivische Zusammenhänge. Auffallend besonders das Vorkommen der komplizierten künstlichen Handgesten byzantinischer Tradition (Taf. LIV u. LXXVII). Die Mitra Aarons kehrt in der Mitra des hl. Bischofs in der fünften Nische von Nonnberg (Rupert?) wörtlich wieder (Taf. LXXVI a u. LXXXI a). Ganz ähnlich sind in mehr als einem Fall hier wie dort die edelsteinbesetzten Borten an den Halsausschnitten (Taf. LXXVI). Aber auch die weich und locker als ockerrote Masse gemalten Haare bei den beiden unnimbierten Figuren der Hochwände von Frauenchiemsee (Gedeon und Ieroboam) finden sich an dem Heiligen der achten Nische von Nonnberg, die S-förmige Formel für das Ohr hier am sog. Esaias, dort an dem „Rupert" (Taf. LXXVI c u. LXXXI a).

Es ist kein Zweifel: alle drei Freskenzyklen schöpfen aus dem gleichen Vorrat von Formenmustern.

[44] Siehe: Die Denkmalpflege 1930, 70–73 (O. Doering). – Bayer. Heimatschutz 1930, 141–43. – Über das Architekturgeschichtliche der Klosterkirche: H. B. Röttger in Münchner Jahrb. N. F. VIII, 1931, 87–98; – Für Nonnberg grundlegend noch immer P. Buberl, Die romanischen Wandmalereien im Kloster Nonnberg und ihre Beziehungen zur Salzburger Buchmalerei und zur byzantinischen Kunst. In: Kunstgesch. Jahrb. d. k. k. Zentral-Kommission III, 1909, 25–98.

In *stilistischer Hinsicht* aber besteht zwischen den Fresken der Hochwand und denen am Nonnberg ein starker Abstand.

Der Stilcharakter der ersteren weicht in folgenden Zügen von allen bekannten Salzburger Fresken ab. Durch seinen dynamischen Charakter: typisch dafür die Dreiviertelprofile mit den in den Nacken geworfenen Köpfen. Die expressive Energie: typisch dafür das intensive Blicken mit den in die Augenwinkel gerollten Pupillen. Die Bevorzugung schlängelnder Kurven: typisch dafür die Verformung der Nasen mit der nach unten eingebogenen Spitze (Esaias!). Endlich die starke Plastik dieser Köpfe, die unter den Faltenformeln der Gesichter viel illusionistische Substanz bewahrt (Ieroboam!)[45]. Die Art, wie einzelne der Besätze an den Gewändern gemalt sind (Taf. LXXVI e), läßt sich sogar bis auf die Spätantike von Dura zurückführen.

Dagegen ist der dominierende Stilcharakter der Nonnberger Figuren (Taf. LXXXI) die statische Ruhe: typisch dafür die strenge Frontalität; statt des beinahe dramatischen Zusammenhangs die Isolierung der Figuren, jede in ihrer Nische; die Dämpfung ihrer expressiven Energie, die an dem Vergleich mit dem frontalen Kopf im westlichsten Joch der Südwand besonders auffallend wird: die Köpfe in Nonnberg wirken distanziert, vor allem ihr Blick; ein stärkeres Eingebundensein in die Fläche. Erst auf der Stufe Nonnberg kann das Einbinden der Figuren in geometrische Schemata stattfinden, das Swoboda als eine westliche Komponente dieser Malerei erkannt hat, die der byzantinischen Kunst fremd ist[46]. Auf die bewegten und aus der Fläche heraustretenden Köpfe in den Hochwänden von Frauenchiemsee wäre diese Geometrisierung niemals anwendbar.

Daß die Fresken der Laibungen denen am Nonnberg näher stehen, ist schon an ihrem geänderten Kolorismus klar. Das helle gelbliche Inkarnat hat mit der Gewalt der tiefroten Karnation der Hochwand-Köpfe nichts zu tun, wohl aber viel mit mehr als einem Kopf am Nonnberg. Die Laibungsfresken sind seit ihrer Aufdeckung immer als stufengleich mit denen in Nonnberg aufgefaßt worden.

Kein Zweifel aber kann sein, daß die Fresken der Hochwände gegenüber denen der Laibungen wie gegenüber denen in Nonnberg eine ältere Stilstufe repräsentieren. Schon aus praktisch-technischen Gründen müssen sie früher entstanden sein als die Malereien in den Laibungen. Im Gesamten der europäischen Kunst geht eine „bewegte" Stufe um 1125–35 der beruhigten Stufe um 1140–50 voraus. Die Entwicklung französischer Reliefs auf dieser Zeitstrecke liefert dafür sehr anschauliche Paradigmen. Die Neigung zur Frontalität um die Mitte des Jahrhunderts ist ein besonderes Stilmittel dieser allgemeinen Beruhigung.

Die Probe auf das Exempel gibt der Stil der *Admonter Riesenbibel.*

Zwischen der Admonter Riesenbibel und den Fresken der Hochwände in Frauenchiemsee bestehen zahlreiche motivische Gemeinsamkeiten[47]. Sie gehen so weit, daß der Kopf des Moses in Frauenchiemsee (Taf. LXXVIII) und der des Zacharias der Riesenbibel (fol. 247 R, Ill. Hs. Fig. 22) dieselbe Vorlage voraussetzen. Auffallende Übereinstimmungen bestehen aber auch zwischen dem Kopf des Aaron in Frauenchiemsee und dem dritten Kopf auf fol. 26 R (Ill. Hs. Fig. 10), zwischen dem sog. Esaias in Frauenchiemsee und dem Aaron auf fol. 69 R, Mitte unten, der Riesenbibel (Ill. Hs. Taf. III), zwischen dem Ieroboam in Frauenchiemsee und dem Schnurrbärtigen links auf demselben Blatt.

Beweiskräftiger als diese motivischen Übereinstimmungen sind aber die stilistischen. Was Swoboda als Charakteristika des Hauptmalers der Admonter Riesenbibel herausgearbeitet

[45] In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1961, 108.

[46] K. M. Swoboda, Geometrische Vorzeichnungen romanischer Wandgemälde. In: Alte und neue Kunst 2 1953, 81–100.

[47] Siehe: Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich. Herausg. von Franz Wickhoff. Bd. IV. Die illuminierten Handschriften in der Steiermark I, von Paul Buberl. Leipzig 1911.

hat, gilt wörtlich auch von den Chiemseer Hochwandfresken: „Sie beruhen hauptsächlich auf der Körperplastik ihrer Figuren. Die Figuren haben gedrungenen Umfang, Schwere. Die farbige Gesamtwirkung ist gleichfalls eine satte, schwere, dichte. Alles Helle, Leichte, Durchsichtige tritt dagegen zurück." Dazu kommt „ein unruhiger, aufgeregter, gesteigerter Gesamteindruck, eine für die Massivität des 12. Jahrhunderts, die ja auch hier vorhanden ist, ungewohnte Ausdrucksstärke, Lebendigkeit".[48] Von einem der Köpfe der Admonter Bibel bemerkt Swoboda, er sei „von unerhörter Ausdruckswucht und Kraft". Er weist hin auf die „aufgerissenen Augen", die „großen ausdrucksvollen Hände". Das alles gilt erst recht von den Figuren der Fensterzone in Frauenchiemsee.

Die Admonter Riesenbibel ist aber immer und unbestritten als eine Stufe *vor* Nonnberg angesehen worden.

Bei der *Ableitung dieses Stils* hat Swoboda dessen *ottonische Komponente* betont, welche durch die vorangehende ältere Salzburger Malerei vermittelt worden ist. „Mit Recht hat schon Buberl darauf verwiesen, daß die Figuren und auch die Bildtypen dieser Gruppe der Salzburger Malerei", wie auch jener der vorangehenden Salzburger Buchmalerei, aber intensiver als diese, mit der byzantinischen Malerei zusammenhängen.[49] Die Admonter Miniaturen und ihre Salzburger Verwandten sind weder Nachzügler der ottonischen Deckfarbenmalerei, noch gehören sie einer vom Westen neu eindringenden neuen, modernen Kunst an, deren neuer linearer Stil sich in Salzburg erst nach der Mitte des Jahrhunderts durchsetzt. „Sie sind, das hat Buberl als erster klar herausgearbeitet, in erster Linie als Auswirkungen der byzantinischen Malerei zu verstehen. Es wäre aber falsch, die Admonter Malereien *allein* von Byzanz her kunstgeschichtlich erklären zu wollen."[50] Die Kunst des Malers der Admonter Riesenbibel ist synthetisch. Neben der byzantinischen Malerei seiner Zeit verwendet er Formen der älteren Salzburger Kunst. Mit diesem Hereinnehmen der damals unmittelbar vergangenen Salzburger Malerei der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, welche durch die sogenannte Custos Bertold-Gruppe repräsentiert ist, kommt *Ottonisches* herein. „Auch sie beruht bereits auf einer Durchsetzung von östlicher und westlicher Malerei, von Ottonischem und Byzantinischem. Doch ist dort das Ottonische primär."[51] Hier – an der Admonter Bibel – aber umgekehrt.

Das alles gilt nun wiederum ebenso von den Hochwandfresken in Frauenwörth. Wenn manche kunsthistorische Betrachter dieser Funde sie näher an die ottonische Kunst heranrücken und um 1080 datieren wollten, so liegt das eben daran, daß in das byzantinische System starke ottonische Elemente eingeschmolzen worden sind. Doch sind z. B. die so auffallenden sprechenden Handgesten keine ottonischen Formeln, sondern man findet sie überall in den erhaltenen Denkmälern der byzantinischen Bildkunst des XII. Jahrhunderts – in Cefalù (Taf. LXXVI d), Palermo, Monreale –, welche zwar beträchtlich jünger sind als die Frauenwörther Fresken, aber aus der gleichen Tradition hervorwachsen.

„Diese Salzburger Malerei ist in ihrer Zeit eigentlich recht unmodern, rückschauend. Altes Formengut wird verarbeitet und zu neuem künstlerischen Leben erweckt. Damit soll natürlich die Qualität der Leistungen in keiner Weise gemindert werden."[51] Die Figuren von Frauenchiemsee sind von sehr hohem Rang.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich m. E. mit großer Bestimmtheit, daß *die Hochwandfresken von Frauenchiemsee ihrem Stil nach stufengleich mit den Bildern der Admonter Riesenbibel* sind.

[48] K. M. Swoboda, Die Bilder der Admonter Bibel des XII. Jahrhunderts. In: Neue Aufgaben der Kunstgeschichte (o. J.) 45–64.

[49] K. M. Swoboda, Geometrische Vorzeichnungen a. a. O. 92.

[50] K. M. Swoboda, Die Bilder der Admonter Bibel a. a. O. 51.

[51] K. M. Swoboda, ebenda 63.

5. Datierung

Nach diesen Feststellungen ist die absolute Datierung kein Problem mehr.

Die Datierung der Fresken am Nonnberg um rund 1150 ist allgemein angenommen. Buberl hatte sie um 1145 datiert, der sehr kritische Reitzenstein um 1150. Walter Frodl stellt in seinem Bericht über die letzte Restaurierung im Jahre 1954 fest: „Die Annahme Buberls, daß die Fresken etwa zu Anfang der Regierungszeit des Erzbischofs Eberhard I (1147–1164) entstanden seien, hat allgemeine Anerkennung gefunden."[52]

Die Admonter Riesenbibel wurde von Buberl um 1130 oder 1140, von Swoboda um 1130 datiert. Reitzenstein sagt, nach einem äußerst sorgfältigen Vergleich mit allen wichtigen Denkmälern der Salzburger Buchmalerei von dem Miniator der Admonter Bibel: „Die Großartigkeit seines Stiles bleibt unter der Schwelle der Jahrhundertmitte, überschreitet sie jedenfalls nicht." „Trotzdem darf dieser Verhalt nicht dazu veranlassen, die Admonter Bibel mehr als nötig von ca. 1150 abzurücken."

Der Unterschied im Stil der Hochwandfresken von Frauenchiemsee und denen im Westchor von Nonnberg ist aber so groß, daß man m. E. unbedingt einen größeren Zeitunterschied, von etwa einer Generation, annehmen muß. Die ersteren müßten dann um 1130 entstanden sein. Da aber die Miniaturen der Admonter Riesenbibel mit diesen Fresken stufengleich sind, müssen auch sie um dieselbe Zeit entstanden sein. Wir kommen also für sie auf die Datierung Buberls und Swobodas: „um 1130" zurück[53].

Die Laibungsfresken aber, die Reitzenstein erst „etwa Ende der 60er Jahre", also fast zwanzig Jahre nach den Fresken von Nonnberg, ansetzen wollte und die dann mehr als dreißig Jahre nach den Hochwandfresken gemacht worden sein müßten, möchte ich zwischen den Hochwandfresken und Nonnberg, doch näher zu Nonnberg ansetzen. Sie haben immerhin in den Gesichtern der Martha und der Maria noch Reste von Dynamik des Engelskopfes neben Christus bewahrt, an dessen „exemplum" sie sich eng anschließen. Der Christuskopf ist dem Christuskopf auf fol. 206 der Admonter Riesenbibel ganz nahe (Taf. LXXIX a. b). Die „plastischen" Elemente, die Reitzenstein zu seiner Datierung veranlaßt haben, deute ich nicht als ein „schon" der neuen plastischen Wendung nach 1160, sondern als ein „noch". Auch aus historischen, pragmatischen Gründen scheint es wahrscheinlich, daß die Laibungsfresken im unmittelbaren Anschluß an die Hochwandfresken (und wahrscheinlich an die Fresken der Zwischenzone über und um die Bogen) entstanden sind. Ich würde sie also um 1140 datieren.

Mit der Datierung um 1130 gewinnen aber die neu entdeckten Hochwandfresken neben der künstlerischen eine außerordentliche historische Bedeutung: *Sie sind bisher das bedeutendste erhaltene Denkmal der großen Salzburger Freskenmalerei unter Erzbischof Konrad I (1100–1147).* Wie diese durch die außerordentliche Bautätigkeit ihres Kirchenfürsten bedingt war, hat schon Buberl sehr klar dargestellt. Nach Konrads Rückkehr aus Sachsen, wo er während der Wirren des Investiturstreits Zuflucht am Hofe des Herzogs Lothar gefunden hatte, und nach dem Wormser Konkordat 1122 beginnt seine große Bautätigkeit in Salzburg. „In dem Vierteljahrhundert, das Konrad noch zu regieren gegönnt war, hat er außerordentlich viel geleistet. In dieser Zeit entstanden mehr bedeutende Bauten als in den drei Jahrhunderten seit Bischof Virgil." Sein Biograph, ein Mönch von Admont, sagt von ihm: „Es war fast keine Kirche, sei es von Mönchen, Klerikern oder Nonnen, in seiner ganzen Diözese (!), welche nicht von ihm gebaut worden oder doch verbessert und gemehrt worden wäre." – „. . . so verstehen

[52] Die romanischen Wandgemälde in der Stiftskirche am Nonnberg in Salzburg. In: Österr. Zeitschr. f. Kunst und Denkmalpflege X, 1959, 90–101.

[53] Alle hier gegebenen Datierungen meinen die Stilstufe und lassen für die absolute Chronologie einen Spielraum von fünf bis zehn Jahren.

wir, worauf der überraschende Aufschwung der Salzburger Malerei in der ersten Hälfte und um die Mitte des XII. Jahrhunderts beruht: Auf der geradezu großartigen Bautätigkeit unter Erzbischof Konrad I.“ [54]

„Zur Ausstattung dieser Bauten, namentlich des Domes und der Klosterkirche von St. Peter, brauchte Konrad in erster Linie *Maler*. ... Wie später die Bauhütten, Bildhauer- und Steinmetzschulen, so mußten sich damals eigene Malerschulen an großen Bauten ausbilden. Die Wandmalereien sind ja ein integrierender Bestandteil jedes romanischen Kirchenbaues. Sehen wir doch, daß in ganz unbedeutenden kleinen Kapellen, in Pfarren von kaum ein paar hundert Seelen ... die Wände ganz mit Gemälden bedeckt waren.“ „Nun erst bei den großen Bischofskirchen! Vom Salzburger Dom wird ja in den gleichzeitigen Quellen ausdrücklich hervorgehoben, daß er innen vollständig mit Wandmalereien auf Goldgrund (?) bedeckt war“ [55]: „... fenestris etiam pictura auro rutilante parietes a fine ad finem opere mirabili ornavit.“ [56] Auch in St. Peter waren die Wände oberhalb der Stützen im Mittelschiff mit Wandmalereien geschmückt, „die erst 1606 überweißt wurden, daher höchst wahrscheinlich noch jetzt unter der Tünche liegen – vielleicht gedeckt von späteren Schichten – und der Aufdeckung harren“. „An den zahlreichen Kirchenbauten Konrads mußte sich also eine eigene Malerschule ausbilden. Nun werden aber die einheimischen künstlerischen Kräfte, die St. Peter und die Domschule liefern konnten, diesen gesteigerten Anforderungen, den monumentalen Aufgaben, vor die sie der Baueifer des Erzbischofs so plötzlich stellte, nicht mehr Genüge haben leisten können. Die Berufung fremder Künstler, Bauleute sowohl wie Bildhauer und Maler, mußte die notwendige Folge des Entschlusses sein, seine Residenzstadt künstlerisch neu zu gestalten.“ [57]

„Die fremden Maler, die in erster Linie den Dom auszustatten hatten, machten nun bald Schule. Die jüngeren einheimischen Kräfte wurden in den Stilprinzipien erzogen, die jene nach Salzburg verpflanzt hatten. Nur so können wir uns erklären, warum auf einmal eine so blühende Malerschule in Salzburg auftritt, deren Stil sich merklich von den älteren Lokalschulen unterscheidet.“ [58]

Dies ist der geschichtliche Hintergrund und Untergrund, aus dem heraus auch die Entstehung der Malerei im Quadrum der Kirche von Frauenchiemsee zu verstehen ist. Für einen selbständigen Ableger der Salzburger Malerschulen waren auf Frauenchiemsee die wirtschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen damals nicht mehr gegeben. Die Maler werden also aus Salzburg gekommen sein [59]. Ob in den Salzburger Marienkirchen jener Zeit wie in dem von Konrad neu begründeten Nonnenkloster bei St. Peter oder in dem Kloster der Domfrauen, die Prototypen des mariologischen Programms von Frauenchiemsee anzunehmen sind, muß wahrscheinlich für immer eine offene Frage bleiben [60].

[54] P. Buberl a. a. O. 68 ff., passim.

[55] P. Buberl a. a. O. 74.

[56] Vita Chunradi, S. S. XI, 74. Das „auro rutilante“ möchte ich mir nicht als Goldgrund, sondern als Vergoldung gewisser Teile der Malerei vorstellen, z. B. als vergoldete Stucknimben, wie sie in Frauenchiemsee ohne Spuren von Vergoldung vorhanden sind.

[57] P. Buberl a. a. O. 74.

[58] P. Buberl a. a. O. 75.

[59] Siehe dazu O. Demus, Salzburg, Venedig und Aquileja. In: Festschrift Karl M. Swoboda (1959) 75–82.

[60] Das Verhältnis der Hochwandfresken zu denen von Lambach werde ich an anderer Stelle erörtern.

BEMERKUNGEN ZU DEN CHIEMSEER INSCHRIFTEN

BERNHARD BISCHOFF

I

Die ältesten der neugefundenen Inschriften dürften drei Graffiti an den Wänden der Torhalle sein. Es sind ein teilweise wiederholtes Wort und zwei Gruppen von Buchstaben, von denen die eine den Schluß des Alphabets, die andere sechs oder sieben Buchstaben, vielleicht Reste von Worten, vielleicht einen Namen enthält (a, b, c).

a) Deutlich lesbar steht an der Südwand des Hauptraumes etwa 95 cm über dem Fußboden und von der Südostecke 6,85 m entfernt

populus p pop

Es sind steile, etwas gedrängte Schriftzüge in klarer karolingischer Minuskel (Taf. LXXXIII c), die freilich bei so einfachen Elementen etwas Zeitloses an sich hat, wenn man vom frühkarolingischen Stil absieht. Immerhin scheint mir die etwas gestreckte, nicht gerade strenge Form aus dem späten X. und aus dem XI. Jahrhundert am ehesten erwartet werden zu können. Um die Wahl gerade dieses Wortes zu erklären, ist man auf Vermutungen angewiesen; naheliegend ist es, an etwas Liturgisches zu denken, und ich möchte es deshalb für möglich halten, daß der Schreiber den Introitus der Dominica II Adventus im Ohr hatte: ‚*Populus Sion, ecce Dominus veniet ad salvandas gentes, et auditam faciet Dominus gloriam vocis suae in laetitia cordis vestri*'[1].

b) Etwa 1,05 m über dem Fußboden, 1,85 m von der Nordostecke der nördlichen Chorwand entfernt, ziehen sich, über 50 cm verteilt, die Buchstaben:

p q R S T V X y z

hin (Taf. LXXXIII b). Mit der Wiedergabe durch Groß- und Kleinbuchstaben ist nur versucht, das Verhältnis zu den Grundformen anzudeuten. Vom Charakter eines Normalalphabets kann bei den dünnen, meist länglichen Buchstaben nicht die Rede sein, nicht nur wegen der sehr verschiedenen Größen und Proportionen; das schmale *p* ist 150 mm hoch, *T* dagegen nur 25 mm. Auch mehr oder weniger zeitbedingte Veränderungen von Einzelformen machen sich geltend: das links gerundete kapitale *V* hat einen unter die Zeile verlängerten rechten Strich; hier freilich erreicht er eine ganz ungewöhnliche Länge. Ebenso besitzt das steil aufgerichtete z zwei taschenartig an den Schaft gedrängte Bögen; ähnliche handschriftliche Formen sind aus Süddeutschland aus dem X. und XI. Jahrhundert nachgewiesen[2].

c) Oberhalb des Alphabets, 126 cm über dem Fußboden, 124 cm vom Westende der Wand entfernt scheint

litpoit oder *litpolt*

[1] Antiphonale Missarum Sextuplex éd. par R.-J. Hesbert (Brüssel 1935), 4 f.

[2] Bei M. Ziemer, Datierung und Lokalisierung nach den Schreibformen von k und z im Althochdeutschen (Diss. Halle 1933), Tab. I und II. Ähnliches findet sich aber auch im XII. Jahrhundert.

zu stehen (Taf. LXXXIII a). In letzterem könnte man eine fehlerhafte Schreibung des Namens Liutpolt erkennen, ersteres wäre sinnlos[3]. Im Verzicht auf Form ist c) dem Alphabet b) durchaus ähnlich. Liturgisches, Namen und Alphabete gehören in den Handschriften zu den häufigsten Federproben, die ja wie die Graffiti spontane Äußerungen sind.

Eigenartigerweise gehören die einzigen anderen frühmittelalterlichen Graffiti in Minuskel, die in Deutschland aufgedeckt wurden, in der Klosterkirche von Corvey, wenigstens soweit sie lesbar blieben, zu keiner dieser Kategorien; es sind Melodien, die in Buchstabennotation aufgezeichnet sind[4]. Sie dürften aus dem späten IX. oder aus dem frühen X. Jahrhundert stammen; mit ihrem Schriftcharakter verglichen machen die Chiemseer Graffiti einen jüngeren Eindruck.

d) Capitalisform haben die 1,45 m über dem Boden und 1,15 m links vom Westende der Wand entfernt stehenden Buchstaben auf der jüngeren krakelierten Übertünchung, auf der der jüngere Mäanderfries mit Medaillons und der romanische Christus aufgemalt sind

A G (nicht: *A S*)

Das *A* besitzt keinen Querbalken; seine Schäfte bestehen aus parallelen Doppelstrichen. Das *G* ist mit einer einfachen Linie gezogen; falls ein in der Mitte des Buchstabens von rechts nach links ansteigender, geschwungener Strich zu dem nach innen gewendeten Abschluß des *G* gehört, d. h. ihn fortsetzt, würde diese Form wohl für die romanische Zeit sprechen. Auch für das Niederschreiben dieser Gruppe bieten sich Erklärungen an. Das angefangene Wort könnte als *AG(NUS)* oder *AG(NES)* zu ergänzen sein, und noch eine weitere Erklärung ist nicht gänzlich auszuschließen. In der Weihinschrift erscheint auf der westlichen Wand der Name der heiligen Agatha; wenn dieser auch zu der Zeit, als die Einritzung vorgenommen wurde, bereits übertüncht war, so kann die Kunde, daß Agatha zu den Schutzheiligen der Kapelle gehörte, sich doch lebendig erhalten haben.

II

Die erhaltenen Reste der Inschrift, die auf den Abschluß der Aufstockung und Erweiterung bezogen wird, verteilen sich über alle vier Wände des Hauptraums. Sie begann auf der Nordwand nahe der linken Ecke mit der Angabe des Weihedatums, die auf der Ostwand weiterläuft, und setzte sich auf der südlichen und westlichen Wand mit der Aufzählung der Patrozinien fort. Oberhalb der Inschrift läuft, durch breite Striche von ihr abgesetzt, ein derber Hochmäander. Da der Putz in der oberen Zone zum größten Teil ausgebrochen ist, ist sowohl die Jahreszahl wie der Monatstag verloren. Angesichts der großen Wandlänge, über die sich bei der Ausdehnung des Raumes (10,5 × 7 m) die Datierung einst hinziehen konnte, scheint es unumgänglich anzunehmen, daß sie nicht nur die Jahreszahl, sondern auch noch ein Herrscherjahr enthielt. Nach den Wänden aufgeteilt, aber unter verkürzter Andeutung der Lücken, lautet das Erhaltene:

(N) *AN‹NO · DN̄I›* . . . . . .

(O) *SIMO* . . . . . *S · FEBRVARII · EST · DEDICATA*

(S) *· IN HON‹ORE›* . . . . . .

(W) . . . . . *S›C̄AE · CRVCIS · ET · SC̄E̩ · AGAT‹HAE VIRGINIS›*

[3] Die von mir zunächst vorgeschlagene Lesung *‚litpost'*, bei der *‚lit'* wohl Endung eines vorausgehenden Wortes sein würde, scheint mir unhaltbar.

[4] Photographische Abbildungen und Nachzeichnungen bei F. Kreusch, Beobachtungen an der Westanlage der Klosterkirche zu Corvey (Köln-Graz 1963), 49 ff. und Abb. 26–30.

Die Buchstaben, die in Formen und Ausführung eine gewisse Variation zeigen, sind kräftig und verhältnismäßig breit (Taf. LVII, LXVIII): das *E*, das regelmäßig die unziale Form hat und einen starken Mittelstrich besitzt, nähert sich in *SCE̩* einem breiten Oval; der Auslauf des *G* ist gespalten und endet nach oben in eine Spirale, nach unten in einen kurzen Dorn (Taf. LXXXV). Von den schrägen Balken sind der erste bzw. zweite Strich von *A* bzw. *V* bald mehr bald weniger verjüngt. Nur das *B* ist recht schmal. An Verbindungen ist außer *E* caudata nur ein symmetrisches Monogramm aus der Endsilbe *TA* gebildet, da das Wort vor der Kante beendet werden sollte. Die Abkürzungsstriche (nur bei C) sind, wohl mit Rücksicht auf das dicht darüberliegende Band, durch die Buchstaben gezogen. Daß die Ansatzstriche, Füßchen und Abschlußstriche gerade sind, gibt der Schrift in Verbindung mit der Breite und der leichten Unregelmäßigkeit einen Ausdruck, der noch nichts von der lebhafteren, modischen hochromanischen Stilisierung mit ihren gekrümmten Sporen und ihren Einschnürungen verspüren läßt. Falls sie nicht noch dem XI. Jahrhundert angehört, wird sie im frühen XII. Jahrhundert ihren Platz finden müssen.

III

Der große Freskenzyklus im Münster trägt zweierlei Inschriften. Noch jetzt sind in den Bildfeldern bei einigen Personen die beigeschriebenen Namen sichtbar (Taf. XLIX–LIII): *GEDEON, IEROBOAM, (AAR)ON, MOYS(ES)* und auf dem gegenüberstehenden Bilde wohl *CH* als ein Rest von *EZECHIEL*. Außerdem ist der gesamte Zyklus von einem Inschriftenband mit weitverteilten kräftigen Buchstaben begleitet. Die sehr ähnliche Bildung von Einzelformen wie den Basen bzw. Sporen und von ganzen Buchstaben wie dem eingerollten *G* erlaubt, eine Entstehung in der gleichen Periode anzunehmen.

Nun konnten jedoch mehrfach bei den Buchstaben der großen Inschrift nur ein wenig verschoben oder in geringem Abstand von ihnen noch einmal schmal und schattenhaft dieselben Buchstaben festgestellt werden; am deutlichsten sichtbar ist die Erscheinung bei dem *V* über dem ersten Propheten (Taf. XLIX a) an der Nordwand und bei dem *A* über Jeroboam (Taf. LXXXIII d). Es ergab sich das Problem, was das Nebeneinander der beiden Reihen bedeutet und in welchem zeitlichen Verhältnis sie zueinander stehen. Die genauere Untersuchung hat zu dem Ergebnis geführt, daß dort, wo die Striche sich teilweise decken, die schmalen und blassen Buchstaben von den breiten und dunklen überlagert werden und daher früher angebracht worden sind.

Zwei Erklärungen bieten sich an. Entweder könnten die breiten ‚oberen' Formen eine Auffrischung jener anderen Schriftzüge sein, die dann als der originale Titulus zu den Fresken anzusehen wären. Angesichts der guten Erhaltung der Fresken selbst ist jedoch nicht einzusehen, warum die Schrift so bald einer Erneuerung bedurft hätte. Vielmehr scheint die Folgerung unabweisbar, daß die leichte ‚untere' Schrift nur als Anhalt für die Verteilung des Textes dienen sollte; sie ist die Skizze, dergegenüber bei der endgültigen Ausführung noch kleinere Korrekturen der Abstände vorgenommen wurden. Auch diese Buchstaben sind graphisch richtig, sie haben Verstärkungen und dreieckige Abschlüsse, aber ihrem Zweck entsprechend sind sie doch nur leicht angelegt.

Die den Fresken zugehörige Schrift ist fetter; namentlich Bögen (z. B. Q) und geschwungene Striche wie die Kurve des *S* und der Anstrich des *R* sind teilweise stark verbreitert und dann so rasch verjüngt, daß sie fast wie abgeschnürt erscheinen. Manche Abschlüsse wirken wie gespalten. Wie auch in anderen romanischen Inschriften sind Formen variiert: beim *A* über

[5] Den gleichen Stil zeigen in schlankeren Formen die Inschriften ‚*MARIA*' und ‚*MARTHA*' in den Bögen beim Hochaltar (Taf. XLII).

Aaron ist der Querstrich geknickt; jener des *H* am Anfang ist in der Mitte durchgebogen (vgl. das unsichere *H* über Ezechiel). Die einzige Kürzung ist Q; für *-que*. Neben dem Punkt, der meist die Worte trennt, scheint über Gideon eine Rosette aus Punkten einen stärkeren Einschnitt zu bezeichnen[5].

So lückenhaft der Text ist, läßt sich doch eben noch erkennen, daß er metrisch war; vermutlich bestand er nur aus leoninischen Hexametern. Unter Berücksichtigung der Zwischenräume ergibt sich folgende Rekonstruktion:

HIC · VA‹T . .› . . . . . *‹A›GM‹INE . . O?›*
. . . *S · C . . . ‹MA?›* . . . . . *MA⊙* (2 Verse verloren)
. . . . . *TAETRA* . . . . . .
. . *SACER ILLIVS* . . . . . *AQ(ue) M‹. . VS?›*

Der Titulus scheint mit einem Hinweis auf die Propheten ‚*Hic vates . .*' oder ‚*Hic vatum . .*' begonnen zu haben; darin ist ein Anhaltspunkt für den Umfang des Zyklus enthalten. ‚*Sacer illius*' kann im leoninischen Vers, der den Spondeus im fünften Fuß vermeidet, nur den zweiten bis fünften Halbfuß bilden[6].

IV

Umstritten ist bisher das Alter des im Grabe der seligen Irmingart gefundenen Bleitäfelchens[7], und doch könnte von seiner Datierung und der Lesung und Deutung seiner Inschriften die Gewinnung eines festen Punktes in der frühen Geschichte der Frauenabtei im Chiemsee abhängen. Der Bleistreifen bildet ein nicht ganz regelmäßiges Rechteck von 14,3 × 5 bzw. 4,3 cm (Taf. LXXXIV). Nahe der längeren Schmalseite ist er gebrochen, und zwischen den beiden Fragmenten sind ein dreieckiges und ein etwa viereckiges Stück verschwunden; sie sind jetzt durch einen weißen Kitt ausgefüllt. In der Mitte stoßen die Bruchstücke in einem stumpfen Winkel zusammen; aber wie die Längslinien, die sich auf dem kleinen Fragment fortsetzen sollten, und die auf beiden Seiten verschiedene Rahmung beweisen, sind sie falsch zusammengesetzt: das kleine Stück müßte umgedreht werden[8]. Vom Text wird dadurch freilich nur das ‚*ORA PRO NOBIS*' betroffen.

Wie die äußere Gestalt mit ihrer Proportion von etwa 3 zu 1 und ihrer Zeichnung am Sarkophagdeckel erinnert, sind die Texte der beiden Seiten so abgestimmt, daß die Annahme eines solchen Vorbildes bei der Ausführung nicht unbegründet erscheint. Die Aufteilung der einen Seite geschieht durch ein Kreuz mit drei gleichlangen Querbalken, d. h. durch die dreimalige Wiederholung der Form des Kreuzes[9]. Während der obere und untere Querbalken sowie der Längsbalken an den Enden verbreitert sind, ist der mittlere Querbalken durch gerade Linien begrenzt. Die Kreuzsymbolik ist durch A und ω in den oberen Eckfeldern und durch die einsilbigen Worte *CRUX, LVX, REX, LEX* in den vier Feldern um das mittlere Kreuz ver-

[6] Die Tituli der Denkmäler der Salzburger Buchmalerei des XII. Jhs. tragen zu einer weiteren Ergänzung nichts bei. Die verwandte Darstellung der ‚*Porta clausa*' im Antiphonar von St. Peter (G. Swarzenski, Die Salzburger Buchmalerei, Leipzig 1908–13, Abb. 355; im Textband, 112 unrichtig beschrieben) ist ohne Beischrift. Gideon und Jeroboam erscheinen in den Miniaturen überhaupt nicht.

[7] Im Bayerischen Nationalmuseum, München. Der Freundlichkeit von Theodor Müller, der mir das Original zugänglich machte, verdanke ich außerdem eine sehr gute Abformung. Abb. Monumenta Boica 2 (1764), 445, tab. VII; J. Doll, Frauenwörth im Chiemsee (Freiburg i. Br. 1912), 3; M. W. Baumann, Die selige Irmengard von Chiemsee (München 1922), Abb. 8 und 9. Vgl. H. Ehrentraut, Bleierne Inschrifttafeln aus ma. Gräbern (Maschinenschr. Diss. Bonn 1951), 102 ff.

[8] Irreführend abgebildet in Mon. Boica.

[9] Wegen ihrer Symbolik behandle ich diese Seite zuerst, obwohl ihre Umschrift jene der anderen Seite fortsetzt.

stärkt. Darin wirkt die Erinnerung an eine ältere Tetrade von Beischriften zum Kreuz fort, in der *PAX* anstelle von *CRVX* stand, das hier unberechtigt eingedrungen ist; denn jene vier Worte sind aus dem altchristlichen Schatz von Christusepitheta genommen, und auf Christus sollen sie, um das Kreuz geordnet, hinweisen[10]. Unter *REX* und *LEX* steht *AM‹E›N*. Der Längsbalken umschließt die wichtige Inschrift: *GERHARDUS ABBAS FECIT*. Die Inschrift des Randstreifens siehe unten.

Die andere Fläche enthält in dem auf drei Seiten von einer Doppellinie begrenzten Mittelfeld die metrische Inschrift über Irmingart, die im folgenden erörtert wird. Darunter steht das Sterbedatum: *XVII K̄L AVGVSTI HOMINEM EXV‹IT›*. Rechts davon ist der ursprüngliche Platz der Bitte um die himmlische Fürsprache der Seligen: *ORA PRO NOBIS*. Auf zwei Seiten läuft entlang dem Rande die Inschrift: *CREDITE ET / GAVDETE IN D̄NO SEMPER · ITERVM DICO GAV‹DETE›* (Phil. 4,4; am Anfang zwei Worte zugesetzt). Daran schließt sich textlich, auf der anderen Seite entsprechend verteilt: *‹MODES›TIA VESTR‹A› NOTA SIT OMNIBVS HOMINIBVS / D̄NS PROPE* (Phil. 4,5; am Schluß fehlt ‚*est*').

Die metrische Inschrift, die mit dem Anspruch auf kritische Wiedergabe zuletzt von Karl Strecker[11] und Josef Schlecht[12], und darauf unter Benützung einer guten Photographie nochmals von Strecker[13] gedruckt worden ist, lautet nach erneuter Prüfung[14]:

Hoc loculo irmingart hludovvici filia pau‹sat›
Magnifici regis · virgo beata ‹ni›mis.
Visa abbatissae sub tempore tutae[
A‹nte›a sed multos prefuit anniculos.

Die strittigen Stellen liegen in V. 3 und 4. Da mir in V. 4 außer dem von Schlecht entzifferten *A* der Schrägstrich des *a* sicher zu sein scheint, übernehme ich seine Vermutung *Antea*, während Strecker das Wort ausspart[15]. Auch die Erörterung von V. 3 muß noch einmal aufgenommen werden, obwohl eine Lücke in dem Täfelchen es unmöglich macht, zu einer vollen Gewißheit über das vorgetragene Ergebnis zu gelangen. Streckers verbesserter Text lautet:

Visa abbatissae sub tempore tuta d . . .

Schlecht las am Ende der verstümmelten Zeile (der ja zum allerwenigsten der zu erwartende Punkt fehlt): *tutae;* er bezog es als Eigennamen zu *abbatissae* und meinte dahinter *nobis* ergänzen zu können. Dies mußte Strecker aus metrischen Gründen verwerfen[16]; er lehnte aber auch die Lesung *tutae* mit Entschiedenheit ab und hielt an *tuta* (dahinter *d*) fest, das demnach nicht der Name der Äbtissin sein könne.

Es scheint mir aber festzustehen, daß der angebliche obere Strich des runden *d* im Zuge einer Furche liegt, die sich schräg durch den rechten Teil der Platte zieht. Auch der darunterstehende Bogen, der ebenfalls viel tiefer eingedrückt ist als die normalen Schriftzüge, kann m. E. ebensowenig als Teil eines Buchstabens angesehen werden, und da rechts neben dem Bogen die Füllmasse für die große ausgebrochene Stelle beginnt, ist es mehr als fraglich, ob weitere Eindrücke

[10] Zahlreiche Denkmäler ihrer Anwendung aus dem Frühmittelalter habe ich in der Festschrift für Carl Wehmer, ‚Bibliotheca docet' (Amsterdam 1963), 19 ff., zusammengestellt; zur literarischen Bezeugung bes. S. 26 f. Als Zeuge für die Vorgeschichte des Benediktuskreuzes (worüber R. Bauerreiß, Studien und Mitteilungen O.S.B. 56, 1938, 274 ff.; ders. Arbor vitae, München 1938, 98 ff.; Fr. Zoepfl im Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 2, Sp. 266 ff.) kann die Irmingart-Inschrift nur mittelbar herangezogen werden.

[11] Mon. Germ. Hist. Poetae 4, 1034, dazu 1134 (Nachträge).

[12] Historisch-politische Blätter 168 (1921), 127 f.

[13] NA 45 (1924), 14.

[14] Die Zeilen beginnen auf gleicher Höhe.

[15] K. Strecker, 17 Anm. 1 hat *A* akzeptiert; sein Vorschlag, dahinter ein (rundes) *d* zu lesen, ist nicht aufrechtzuerhalten.

[16] Er betonte, daß der im Mittelalter sehr seltene Versus spondiacus in dem kurzen und kunstlosen Text unmöglich sei. Ehrentraut schlägt vor: *(tuta) ‹Reginae›.*

entlang der Ergänzung wirklich Reste vom oberen Rand einer Buchstabenreihe sind. Ich halte es aber für wahrscheinlich, daß eine feine Spur dicht links neben dem genannten Bogen die Kurve eines *e* ist, von dessen Zunge sich vielleicht der Ansatz erkennen läßt, so daß das ganze Wort also doch *tutae* lautete. Um Streckers metrischem Einwand zu begegnen, sehe ich keine andere Möglichkeit als durch die Annahme, daß der Schreiber in dem Vers bei der Übertragung auf die Bleiplatte ein Wort vergaß, vermutlich nach *abbatissae*. Die Zerstörung des Zeilenendes vereitelt freilich die Nachprüfung[17].

Schlecht knüpfte an seine Lesung (und Ergänzung) weitere Kombinationen. Zur Zeit Tutas hätten eine oder mehrere Erscheinungen Irmingarts (‚*visa nobis*') die Nonnen zur Erhebung der Seligen veranlaßt. Daß dies um das Jahr 1000, also in den gleichen Jahren geschah, in denen Abt Gerhard das Kloster Seeon leitete, sah er durch die Verse des Philipperbriefes auf der Bleiplatte bestätigt. Mit ihnen beginnt der Introitus des III. Adventsonntags; aber sie schienen auch auf die Erwartung des Weltendes zu deuten, das man damals erwartet habe[18]. Für Strecker dagegen war mit der Unhaltbarkeit von *tutae* all dem die Grundlage entzogen. Wie er letztlich auf eine Deutung der beiden Verse verzichtete, so hielt er auch an der Datierung in karolingische Zeit fest.

Wie man das Gedicht auch interpretieren mag, es ist in jedem Fall so zeitbezogen – und dasselbe gilt auch von der Gerhard-Inschrift – daß man das Täfelchen als ‚Original' aus der Zeit zu betrachten hat, in der seine Texte verfaßt bzw. zusammengestellt wurden[19], und daraus ergibt sich, daß auch eine paläographische Beurteilung der Schrift versucht werden muß. Auf ihm sind, klar voneinander getrennt, zwei Alphabete verwendet; die Verse sind in jüngerer karolingischer Minuskel geschrieben, alles übrige in fast einheitlicher Kapitalis. Vor allem die Minuskel kommt trotz des zähen Materials, in dem geschrieben wurde, der Buchschrift sehr nahe. Unter den Einzelformen ist neben oben und unten geschlossenem *g* und weitaufgebogenem spitzen *v* am Wortanfang, die beide seit dem späten IX. Jahrhundert auftreten, die Schreibung des *w* mittels zwei *v* in *hludovvici* besonders zu beachten. Wie der Gesamteindruck der Schrift einer Zeit nach dem IX. Jahrhundert entspricht, so dürfte dieses Symptom einer Weiterentwicklung mit einer Ansetzung gegen 1000 hin oder um 1000 gut vereinbar sein. Damit erhält auch die alte Anschauung, zu der Strecker nicht Stellung nehmen wollte, daß nämlich der ‚*Gerhardus abbas*' mit dem bekannten Gerhard von Seeon, später (1019/20) von Weihenstephan, identisch ist, aufs neue Gewicht. Der Abt von Seeon, der zwischen 1012 und 1014 Heinrich II. ein Gedicht zum Lobe Bambergs überreichte, kann auch die Distichen auf Irmingart gedichtet haben[20]; daß auf der bleiernen Authentik gerade sein Name verewigt ist, setzt ihn in eine besondere Beziehung zur Verehrung der Seligen. Im frühen XI. Jahrhundert ist auch eine Tuta als Äbtissin des Chiemseeklosters nachgewiesen, als Mitlebende der Äbtissin Uta von Niedermünster in Regensburg (1002–1025); beider Namen stehen in derselben Schicht von Eintragungen aus bayerischen Frauenklöstern im jüngeren Salzburger Verbrüderungbuch[21].

[17] Wenn mangelnde Beherrschung der metrischen Form bisweilen fünffüßige Hexameter u. ä. verschuldet hat (vgl. Strecker, Poetae 4, 1163 col. 3), so braucht bei dem Dichter des Epitaphs daran nicht gedacht zu werden.

[18] Das Argument ist freilich nicht stichhaltig. Vgl. Br. Barbatti, Arch. f. Kulturgesch. 35 (1953), 123–141.

[19] Für das Gedicht muß natürlich ein Konzept vorgelegen haben.

[20] Verglichen mit der glatten und schlanken Schrift des von Gerhard von Seeon gewidmeten Regelcodex, Bamberg Lit. 143, die auf den schrägovalen Stil des vollen XI. Jahrhunderts vorausweist, hat die Inschrift weit konservativere Züge; zum Codex vgl. P. E. Schramm-Fl. Mütherich, Denkmale der deutschen Könige und Kaiser (München 1962), 336.

[21] Mon. Germ. Hist., Necrol. 2 (ed. S. Herzberg-Fränkel) 54 col. 33, 1 und 53 col. 29, 1; vgl. 45. Tutas Todesdatum (4. Nov.) ist im Seeoner Nekrolog saec. XII überliefert (ebd., 233). Ich habe nicht ermitteln können, worauf sich das von Herzberg-Fränkel für Tuta und Gerhard von Seeon angegebene Datum ‚occ. 1004' (a.a.O. 558 und 595) stützt, und ob er etwa einen Grund für die Datierung des Täfelchens gerade in dieses Jahr zu sehen glaubte.

Die Frage Streckers ‚Was ist Subjekt zu *visa*?' läßt sich wohl doch beantworten: es ist Irmingart; aber es genügt, daß man unter ‚Sehen' die Öffnung des alten Sarkophages bei der Erhebung versteht. So komme ich zu dem Schluß, daß diese Erhebung im ersten oder zweiten Jahrzehnt zur Zeit der Äbtissin Tuta unter der Beteiligung Gerhards von Seeon stattgefunden hat und damit ein neuer Abschnitt der Geschichte von Frauenchiemsee begann.